Die Grenzboten

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

51. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1892

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1892. Drittes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen, Unterrichtswesen

Litteratur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Grenzboten

27

Ohne Ideale

Was sind politische Parteien? Die einen sagen, daß sie auf der Verdichtung politischer Theorien beruhten, die andern, daß sich in ihnen die Interessen der verschiednen Bevölkerungsgruppen abspiegelten und sich ihre parlamentarische Vertretung schafften. In Wahrheit ist das zweite die Hauptsache und das erste nebensächlich, oder beides fällt vielmehr im Grunde zusammen, denn die politischen Theorien werden niemals aus der Luft gegriffen, sie sind abhängig von der Zeit und der Umgebung, sind die Niederschläge beider. Selbst Platos „Staat," der so ganz auf philosophischen Konstruktionen zu beruhen scheint, wird mit seiner Herrschaft der „Philosophen," d. h. einer Aristokratie der Bildung, wie sie der moderne Beamtenstaat thatsächlich ist oder wenigstens sein will, nur erklärlich aus dem leidenschaftlichen Widerwillen, den der Philosoph gegen die athenische Demokratie empfand, und Rousseau hat seine grundstürzenden Theorien aus den thatsächlichen Verhältnissen kleiner schweizerischer Demokratien abstrahirt. Jedenfalls haben bestimmte Bevölkerungsgruppen niemals andern politischen Theorien gehuldigt, als solchen, die ihrem Interesse entsprachen, und praktische Bedeutung, Einfluß auf die Politik haben derartige Theorien überhaupt kaum vor dem siebzehnten Jahrhundert gewonnen. In England verfochten die Tories das historische Königtum von Gottes Gnaden, das die von ihm ausgegangnen Rechte des Parlaments nach Belieben erweitern oder verringern könne. Die Tories aber waren so ziemlich gleichbedeutend mit dem kleinen Landadel, dem das Überwuchern der städtischen Gewerbe mit ihren Folgen, den fortgesetzten Handelskriegen, zuwider war, und ihre Anschauungen deckten sich mit den Bedürfnissen des Königtums, wie sie Karl der Erste auffaßte, der nicht deshalb fiel, weil er Unrecht hatte, sondern deshalb Unrecht behielt, weil er fiel. Denn die englische Revolution, aus der schließ-

lich die Parlamentsherrschaft hervorging, war beiläufig gesagt eine Macht-, aber keine Rechtsfrage. Die Whigs wiederum konstruirten sich ein Recht auf Revolution, das die „große Rebellion“ und die sogenannte „glorreiche Revolution“ von 1688 (an der dieser Name wohl das glorreichste ist) rechtfertigen sollte, und zwar aus der Theorie von der Entstehung des Staats durch Vertrag zwischen dem Herrscher und dem Volke, dessen Rechtsverbindlichkeit aufhöre, sobald er von der einen Seite, in diesem Falle vom König, verletzt worden sei. Whigistisch aber waren die großen Städte und ein Teil des hohen Adels, die trotz der königstreuen Gesinnung eines großen Teils der Bevölkerung die „glorreiche Revolution“ machten, weil ihnen an der Behauptung ihrer parlamentarischen Rechte, d. h. ihrer Macht, alles lag. Welchen verhängnisvollen Einfluß die radikal-demokratischen Theorien Rousseaus auf den Gang der französischen Revolution gehabt haben, ist bekannt, aber sie würden ihn niemals geübt haben, wenn sie nicht den Interessen des großstädtischen Proletariats entsprochen hätten. In Deutschland gewannen politische Theorien erst in diesem Jahrhundert praktische Bedeutung, namentlich seit dem Einbruche des französischen Liberalismus in den dreißiger Jahren; aber auch hier wurzeln die Parteien, die sich allmählich gebildet haben, weniger in bestimmten Theorien, als in den Interessen der einzelnen Gesellschaftsgruppen. Die Konservativen vertreten im ganzen die Elemente einer ältern Kultur, also das platte Land, Adel und Bauern mit ihren landwirtschaftlichen Interessen, und das städtische Handwerk, die Liberalen der verschiednen Schattirungen die neu aufkommende Kulturmacht des Bürgertums oder vielmehr seine kapitalistischen und industriellen obern Schichten, die Sozialdemokraten die städtische Arbeiterbevölkerung. Nur die Ultramontanen wissen die verschiedensten Elemente in Stadt und Land unter einem Banner zu vereinigen. Ähnliche Gruppen sind im christlichen Europa immer vorhanden gewesen. Im frühern Mittelalter stand das ultramontane Papsttum mit einem Teil des Klerus gegen das deutsche Königtum, d. h. den deutschen Staat, in den spätern Jahrhunderten der Adel gegen die Städte, und in den Städten die Handwerker gegen die Großhändler. Damals wurde der Kampf oft mit den Waffen in der Hand geführt; heute, wo die staatliche Souveränität allein das Waffenrecht übt, sind die alten Gegensätze zu parlamentarischen Parteien abgestumpft.

Allerdings haben alle diese Parteien in der Neuzeit immer bestimmte allgemeine Ziele, Theorien, Ideale auf ihr Banner geschrieben, was ihnen im Mittelalter nicht einfiel, und sie thun es noch. Dabei sind aber mehrere von ihnen allmählich in eine gewisse Verlegenheit geraten. Denn wenn man fragt, welche Parteien heute noch wirklich volkstümliche, die Massen bewegende und beherrschende Ideale haben, gleichviel ob ihre Verwirklichung im allgemeinen wünschenswert ist oder nicht, so können darauf leider eigentlich nur noch zwei im vollsten Sinne Anspruch erheben, nämlich die Ultramontanen und die

Sozialdemokraten. Die Ultramontanen erstreben kurz und gut die Verwirklichung des mittelalterlichen Ideals, wie es zuerst Gregor der Siebente aufgestellt hat, die Freiheit der Kirche von aller Staatsgewalt, also die Herrschaft der Kirche über das gesamte geistige Leben und damit auch über den Staat. Ihre Stärke beruht nicht bloß in der straffen Ordnung der katholischen Hierarchie, sondern auch in der innern Folgerichtigkeit des Gedankens und in der uralten Kulturbedeutung der Kirche, die dem Volke, und vor allem dem katholischen Volke, weil sie sein geistiges Leben beherrscht, seine sittlich-religiösen Bedürfnisse befriedigt, ihm in tausend Nöten hilfreich entgegenkommt, doch immer viel näher steht, als der ewig heischende oder verbietende moderne Staat, der als solcher ein persönliches Verhältnis zwischen seinen Vertretern, den Beamten, und den Unterthanen gar nicht aufkommen lassen darf und seine Fürsorge dem Volke immer nur mittelbar angedeihen läßt. Daß die Verwirklichung des ultramontanen Ideals diesen modernen Staat auflösen und insbesondre die konfessionell gespaltne deutsche Nation zerstören müßte, kümmert die Partei natürlich nicht, denn die römische Kirche ist zu allen Zeiten gegen die Nationalität an sich und gegen die Form des Staats als untergeordnete Dinge gleichgiltig gewesen und hat sich mit jeder zu stellen gewußt, wie jetzt ihr Verhalten zur französischen Republik besonders schlagend zeigt. Wie die Sozialdemokraten ihren Zukunftsstaat im einzelnen einrichten würden, das verschweigen sie klüglich, weil sie es selbst noch nicht wissen, aber ihre Ideale: Aufhebung des Privateigentums, Kollektivproduktion und Verteilung des Arbeitsertrages unter die arbeitenden Genossen, haben deshalb für die Massen etwas so bestechendes, weil sie allen Nöten der Gegenwart ein Ende zu machen und den Besitzlosen, also der Mehrheit, ein beßres materielles Los zu sichern versprechen, nachdem durch die Zerstörung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung und an ein Jenseits der irdische Genuß als Ziel des Daseins hingestellt worden ist. In diesen atheistischen Grundsätzen liegt einerseits ihre Stärke, weil sie die Bestie im Menschen entfesselt, ihn von jedem sittlichen und religiösen Bedenken befreit, also unter Umständen zu rücksichtslosen Gewaltthaten befähigt, andrerseits ihre größte Schwäche. Denn jede zügellose Selbstsucht zerstört sich selbst, und eine Staatsordnung, die sich auf die Begehrlichkeit gründet, kann sich nur durch den härtesten Zwang behaupten, trägt also den Keim des Untergangs in sich.

Ungünstiger stehen die Konservativen, und sie standen noch ungünstiger, so lange sie sich lediglich verteidigungsweise verhielten. Sie waren lange Gegner jener Einigung Deutschlands, die sich unter Bismarcks Leitung vollzog, und gelten daher mit Recht für grundsätzliche Partikularisten. Jetzt haben sie diese Gegnerschaft längst aufgegeben und sind zu entschiednen Anhängern der neuen Ordnung geworden. Aber sie betrachten die föderative Grundlage der Reichsverfassung als etwas gegebnes, unantastbares und wollen sie nicht

zu Gunsten einer zentralisirenden Richtung erschüttert oder verändert wissen. Sie wollen weiter die historische Grundlage des deutschen Staatslebens behaupten oder wieder zur Geltung bringen; daher wollen sie eine starke, also keine parlamentarische Monarchie, die Erhaltung oder Wiederherstellung eines leistungsfähigen mittlern und kleinen Grundbesitzes und eines bürgerlichen Mittelstandes. Sie bekämpfen also das Übergewicht des großstädtischen Kapitalismus und Industrialismus, in dem die Macht des Judentums wurzelt, und sie erstreben endlich die Wiederbelebung einer positiven christlichen Weltanschauung gegenüber dem seichten Atheismus und Materialismus, der die „Gebildeten“ in weiten Kreisen ergriffen hat. Das sind Ideale, denen der gegenwärtige Zustand wenig entspricht, und eben weil der Konservativismus wieder Ideale hat, ist er fähig geworden, zum Angriff überzugehen. Es wird darauf ankommen, ob er für diese tief einschneidenden Gedanken die Massen derer gewinnen kann, die sie im stillen teilen, weil sie ihren Lebensbedürfnissen entsprechen. Freilich verfügen die Konservativen weder über die straffe Organisation, wie sie den Ultramontanen die kirchliche Hierarchie zur Verfügung stellt, noch über die blendenden Schlagworte der Sozialdemokratie, und deshalb wird es ihnen immer schwer werden, auf die Massen zu wirken.

So stehen jetzt in Deutschland drei große Parteien neben einander und gegen einander, die jede ihre Ideale hat, für die sichs ihren Anhängern zu streiten lohnt, die deshalb eine gewinnende, fortreißende Kraft haben.

Wie steht es in dieser Beziehung mit dem Liberalismus? Seinem Ursprunge nach beruht er auf jenem französisch-englischen Naturrecht, das ein für alle Völker, Zeiten und Kulturstufen giltiges absolutes Recht aufzustellen wähnte. Er hat deshalb immer etwas doktrinäres behalten. Er konstruirt sich zunächst ein souveränes Volk, dessen einzelne Mitglieder durch Bildung zu möglichst gleichmäßiger Teilnahme am Staate heranzuziehen seien, was freilich bei der modernen, von hundert Gegensätzen zerklüfteten Gesellschaft ganz unausführbar ist; er verlangt die ausgedehnteste Selbstverwaltung der kleinen Kreise innerhalb des Staats, obwohl diese dem demokratischen Prinzip schon deshalb ganz und gar widerspricht, weil jede Selbstverwaltung notwendig aristokratisch ist; er will den „reinen“ Parlamentarismus, d. h. die Herrschaft der jeweiligen Mehrheit in der Volksvertretung, der notwendig zur Republik führt, weil sie den Monarchen zur entbehrlichen Puppe dieser Mehrheit macht. Er verficht in wirtschaftlichen Dingen den ungebundensten Individualismus, das laissez-faire, d. h. das Recht des Stärkern und damit den wirtschaftlichen Krieg aller gegen alle, und er ist endlich religiös gleichgiltig, schwärmt allenfalls für eine vage Religion der „Humanität,“ die auf eine flache Moralphilosophie hinausläuft und wohl für eine kleine Anzahl von Gebildeten eine notdürftige Stütze bietet, aber den Massen gegenüber völlig wirkungslos bleibt. Nicht als ob diese Sätze in irgend einem der liberalen

Programme vollständig oder in scharfer Ausprägung vorhanden wären, aber sie liegen bewußt oder unbewußt dem Liberalismus zu Grunde. Sein Sitz ist von jeher in dem gebildeten und besitzenden Bürgertum gewesen, denn seinen Bedürfnissen kam der Liberalismus entgegen. Es erstrebte ja eben die Befreiung von der unerträglich gewordnen Bevormundung der Büreaukratie, daher Selbstverwaltung, Anteil an der Staatsverwaltung und freie wirtschaftliche Bewegung, und es sah in den Formen und Glaubenssätzen der Kirchen etwas veraltetes, der fortgeschrittnen „Bildung" widersprechendes. Es sei ferne, diesem bürgerlichen Liberalismus seine großen Verdienste um unsre innere Entwicklung absprechen zu wollen. Für große Fragen der auswärtigen Politik hat er zwar niemals wirkliches Verständnis gezeigt, aber er hat in einer Zeit, wo Konservativismus und Partikularismus gleichbedeutend waren, die nationale Idee auf sein Banner geschrieben und lange Jahre hindurch die parlamentarische Grundlage gebildet, ohne die eine Neugestaltung Deutschlands unmöglich gewesen wäre. Er hat auch schon früher die Befreiung der Volkswirtschaft von veralteten Fesseln herbeigeführt, er hat an der Errichtung der konstitutionellen Staatsform den hauptsächlichsten Anteil und hat die städtische Verwaltung reorganisirt, die als sein eigenstes Gebiet naturgemäß in seinen Händen geblieben ist und wohl die bedeutendste praktische Leistung des Liberalismus bildet, obwohl die in dem Wesen jeder kollegialischen Verwaltung liegenden Schwächen, namentlich die persönliche Unverantwortlichkeit des einzelnen, der sich immer mit einer Mehrheit decken kann, bei ihr ebenso gut hervortreten, wie bei jeder andern Verwaltung ähnlicher Art.

Es ist wesentlich der gemäßigte Liberalismus gewesen, der sich dieser Leistungen rühmen darf, indem er seine Ziele oft mehr nach Zweckmäßigkeitsrücksichten als nach Prinzipien bestimmte und die sogenannten freiheitlichen Gesichtspunkte in entscheidenden Fragen hinter die nationalen zurückschob, d. h. das Vaterland über die Partei stellte. Dagegen haben die „entschiednen" Liberalen, die jetzt den edeln Namen des „Freisinns" im Wappenschilde führen, allerdings seit fünfundzwanzig Jahren an ihrem Parteikatechismus „unentwegt" festgehalten, aber, indem sie „voll und ganz" die „echtliberalen" Grundsätze verfochten, so ziemlich gegen alle Organisationsgesetze des Reiches gestimmt und endlich den großen Baumeister des Reiches mit kleinlicher Gehässigkeit und schnödem Undank zu verunglimpfen zur Schande Deutschlands nicht aufgehört.

So sind die ehemaligen Ideale des Liberalismus gegenwärtig entweder verwirklicht, oder so weit sie es nicht sind, sind sie der Verwirklichung nicht wert; sie würden uns vielmehr, wenn sie verwirklicht würden, nur ins Verderben führen. Das haben die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte deutlich gezeigt. Der sogenannte „reine" Parlamentarismus, dem selbst nationalliberale Blätter noch gelegentlich verstohlene Liebesblicke zuwerfen, ist durch die Praxis der damit beglückten Länder so gründlich widerlegt worden, wie selten ein poli-

tisches System. Eine verständigere Zukunft wird es dereinst für eine kindische Thorheit halten, daß jetzt eine zufällige Mehrheit von ein paar Stimmen in irgend einer vielleicht ganz untergeordneten Frage genügt, das jeweilige Ministerium zu stürzen und unter Umständen eine schwere Krisis heraufzubeschwören, eine Thorheit, die dem berüchtigten polnischen Liberum veto nicht viel nachsteht, die jede Regierung zur Sklavin einer bunt zusammengewürfelten, unter sich häufig zwiespältigen und zu jeder positiven Schöpfung unfähigen Mehrheit macht und jede Stetigkeit der innern und äußern Politik aufhebt, und ebensowenig wird man es dann begreifen, daß der rücksichtslose Despotismus und die schamlose Selbstsucht der herrschenden Partei, wie sie in Nordamerika erscheinen, einmal für „Freiheit" gelten konnten. Diesem System gilt die Regierung für die beste, die am besten zu gehorchen versteht, d. h. die schwächste, eine Regierung also, die am wenigsten eine wahre Regierung ist. Greift dann einmal in einem verzweifelten Falle der Monarch ganz persönlich ein, um dem verbrieften Unfug zu steuern, wie jetzt in Griechenland, das sich bekanntlich des reinsten Parlamentarismus erfreut und bei jedem Ministerwechsel sämtliche Beamten wechselt bis zum Nachtwächter hinunter, dann schütteln die weisen Thebaner bedeutungsvoll die Köpfe über dieses „verfassungswidrige" Beginnen und prophezeien ein Unheil, das merkwürdigerweise nie eintrifft. Fiat justitia, pereat mundus. Der Staat mag zu Grunde gehen, wenn nur der „reine" Parlamentarismus gerettet wird. Wenn sich dieser Parlamentarismus in England bis auf weitres ohne großen Schaden behauptet hat, so verdankt er das noch mehr als dem lange bewahrten aristokratischen Charakter der großen Parteien und der massiven Selbstsucht des englischen Volkes der insularen Lage des Landes, die es von der Notwendigkeit, eine angestrengte, schwierige europäische Politik zu führen, entbindet. Eben deshalb hätte dies Vorbild für festländische Staaten niemals maßgebend sein dürfen, nur die bare Gedankenlosigkeit hat es dazu gemacht.

Noch viel schlimmer als mit dem Parlamentarismus ist die Welt mit dem wirtschaftlichen Liberalismus gefahren. Es ist ja nicht wahr, daß wirtschaftliche Fragen mit dem Wesen politischer Parteien nichts zu thun hätten; das gerade Gegenteil ist der Fall. Vielleicht ist es gleichgiltig, ob sich ein Konservativer zum Freihandel oder zum Schutzzoll bekennt, denn dabei handelt sichs überhaupt nicht um prinzipielle, sondern um rein praktische Fragen, die heute so und morgen anders beantwortet werden können. Aber ob jemand dem manchesterlichen Gehenlassen huldigt, oder ob er der Ansicht ist, daß es die Aufgabe des Staates sei, die wirtschaftlich Schwachen vor Unterdrückung und Untergang zu schützen, das ist für seine politische Parteistellung entscheidend. Das manchesterliche Ideal insbesondre hängt mit dem naturrechtlichen Individualismus des Liberalismus aufs engste zusammen, es ist die wirtschaftliche Folgerung aus ihm. Wer diesem liberalen Ideal wirklich treu

bleiben will, der kann gar nicht für irgendwelche Beschränkung der wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen eintreten, der muß die wirtschaftlichen Verhältnisse dem „freien Spiel der Kräfte," dem wechselnden Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage überlassen. Schon die annähernde Verwirklichung dieses Ideals, wie sie in dem „glücklichen" England eingetreten ist, hat unermeßliches Unheil über die Welt gebracht. Sie hat die ganze alte Organisation der Arbeit zerstört, ohne eine neue an die Stelle zu setzen, sie hat die arbeitende Gesellschaft in lauter Einzelwesen aufgelöst, die sich zur weitaus größern Hälfte der Freiheit erfreuen, zu hungern, und zur andern sehr viel kleinern Hälfte der angenehmern Freiheit, sich von der Arbeit der andern zu bereichern; es hat den in dieser unvollkommenen Welt nun einmal unvermeidlichen Gegensatz zwischen reich und arm furchtbar gesteigert und die arbeitende Menschheit in zwei schroff getrennte Kasten, die Arbeitgeber und die Arbeiter oder, wie man jetzt sagt, „Arbeitnehmer," geschieden. Und da sollen wir in andern Ländern, wo dies „Ideal" noch nicht so vollständig verwirklicht ist, wie in England, es noch als ein Ideal gelten lassen und seine Verwirklichung erstreben? Das könnte nur die Selbstsucht oder der Unverstand wollen. Für Unbefangne ist dieses Ideal abgethan und tot.

Der religiöse Liberalismus endlich ist das Kind jener deistischen „Aufklärung" des vorigen Jahrhunderts, die den Unterschied der Konfessionen und Religionen als einen überwundnen Standpunkt betrachtete und nur noch an den Begriffen Gott, Tugend, Unsterblichkeit festhielt. Die edelste poetische Verkörperung dieser Anschauungen ist bekanntlich Lessings „Nathan," und unsre ganze klassische Litteratur steht auf diesem Standpunkte. Sie wollte damit eine Aristokratie der Bildung schaffen, die sich aus Bekennern oder vielmehr Angehörigen der verschiednen Konfessionen zusammensetzte und die reine Humanität als das Ideal des gebildeten Mannes feierte, und hat sie geschaffen. Ihr verdanken wir Deutschen, daß die konfessionellen Gegensätze, unter denen wir mehr gelitten haben als jedes andre Volk, zurücktraten, und daß der nationale Gedanke möglich wurde. Aber jene ganze Richtung hat doch übersehen, daß sie schlechterdings nur für eine kleine Minderheit brauchbar war, der die wirkliche Not des Lebens fern lag. Für die materielle und sittliche Not der Massen hat sie wenig Sinn gehabt, und wer dürfte heute behaupten, daß die Anschauungen unsrer klassischen Dichter ins Volk gedrungen seien? Im vollen Sinne des Wortes volkstümlich ist diese Litteratur niemals gewesen, sie wollte es nicht sein, und sie wird es nie sein. Wenn nur die Mehrzahl der Gebildeten noch jene Ideale wirklich hätte! Aber sie sind weit entfernt davon. Der religiöse Liberalismus unsrer Tage ist zwar ein Abkömmling jener Aufklärung, aber ein recht entarteter Sprößling. Er hat mit seiner Mutter nur noch die Gleichgiltigkeit gegen den positiven Glauben, aber keineswegs mehr ihre Ideale gemein, er ist pessimistisch und materialistisch,

d. h. atheistisch geworden. Daraus fließt einerseits eine bedenkliche Abschwächung des Gefühls der sittlichen Verantwortlichkeit, da dies im vollen Sinne nur der haben kann, der an eine sittliche Weltordnung glaubt, andrerseits eine ungesunde Überschätzung des irdischen Daseins, das ja für den Materialisten und Atheisten gleichbedeutend ist mit dem Dasein überhaupt. Aus jener ergiebt sich die schreckliche Zunahme der Selbstmorde, da man zu feige ist, das Unglück zu ertragen oder eine Schuld ehrlich zu sühnen, aus beiden die weichliche Humanitätsduselei, die unsre Strafgesetzgebung und noch mehr unsre Strafrechtspflege ergriffen hat. Hatte jene in der für Deutschland zum Glück wieder rückgängig gemachten Abschaffung der Todesstrafe ihren Höhepunkt erreicht, so behandelt diese den Verbrecher nur zu oft als unglückliches Opfer der „Verhältnisse,“ oder wohl gar als einen Helden, oder am liebsten als einen geistig gestörten Menschen, den man allenfalls ins Irrenhaus, aber nicht ins Zuchthaus sperren dürfe, und bekämpft die wachsende Roheit mit kurzen Freiheitsstrafen, die zuweilen geradezu als Prämie für das Vergehen erscheint. Von der gedankenlosen Genußsucht vieler „Gebildeten“ wollen wir gar nicht reden, denn diese ist wohl nicht schlimmer, als sie zu andern Zeiten gewesen ist. Mögen nun die schlimmen Folgen des religiösen Liberalismus bei den Gebildeten äußerlich noch weniger hervortreten, bei den städtischen Arbeitermassen hat er alle Grundlagen der Religion und der Sittlichkeit zerstört, sie zur Sozialdemokratie getrieben, sie zu Todfeinden der Ordnung, die sie umgiebt, zu zivilisirten Barbaren gemacht. Wollten wir dieser Richtung weiter folgen, so würden wir mit sehenden Augen in den Abgrund rennen. Auch das religiös-sittliche Ideal des Liberalismus, womit man ja nicht die Duldsamkeit der Bekenntnisse unter einander verwechseln möge, ist tot.

Und damit ist das Urteil über den ganzen Liberalismus als politisches, wirtschaftliches und religiöses Prinzip gesprochen. Er hat seiner Zeit geleistet, was er leisten sollte und leisten konnte, aber heute sind seine Ideale, weil sie entweder im Laufe der Entwicklung verwirklicht oder in ihrer Verderblichkeit erwiesen worden sind, keine Ideale mehr, und eine Partei, die keine Ideale mehr hat, ist selber tot, sie erliegt wie jede geschichtliche Erscheinung dem Gesetze des historischen Undanks. Die üppigsten Redeergüsse der Parteifeste können darüber eben so wenig täuschen wie etwaige künftige Wahlsiege der Linksliberalen. Jene eröffnen, trotz der üblichen Selbstbespiegelung, kaum noch einen Ausblick in die Zukunft, sondern nur noch Rückblicke in eine (für die Partei) beßre Vergangenheit, und neue Wahlsiege der „Freisinnigen“ würden nur beweisen, daß die Zahl gedankenloser Gewohnheitsmenschen, blinder Egoisten und unbelehrbarer Prinzipienreiter im lieben Deutschland noch groß ist.

Aber wenn die alten Ideale des Liberalismus für die Gegenwart nichts mehr bedeuten, wird nun etwa das gebildete und besitzende Bürgertum, das sein Träger gewesen ist, aus der Zahl der politischen Mächte ausscheiden?

Ganz gewiß nicht, denn es bildet einen sehr bedeutenden Bruchteil unsrer Gesellschaft und wird und muß daher als die Vertretung des beweglichen Vermögens und bestimmter hochbedeutender Berufsarten in den parlamentarischen Körperschaften nach wie vor seine Bedürfnisse zur Geltung bringen. Aber es wird künftighin weder die rein politische noch die wirtschaftliche Entwicklung in dem Grade beherrschen, wie es ihm jahrzehntelang möglich gewesen ist, so lange, als es die wesentlichste Stütze des nationalen Gedankens abgab und die nichtbürgerlichen Elemente unsers Volkes sich jenem Gedanken noch versagten, es wird auf die lange festgehaltne Einbildung verzichten müssen, daß es mit dem „Volke" zusammenfalle. Einen maßgebenden Einfluß, einen Einfluß, wie er seiner materiellen und geistigen Kraft entspricht, wird es nur dann wiedergewinnen können, wenn es sich neue Ideale schafft an Stelle der erfüllten oder abgelebten.

Soldatenmißhandlungen

So oft sich der Reichstag mit der Beratung des Militärhaushalts beschäftigt, bringen Deutschfreisinnige und Sozialdemokraten Soldatenmißhandlungen zur Sprache. Es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade diese Reichstagsverhandlungen im Auslande und hauptsächlich bei unsern westlichen Nachbarn mit Behagen gelesen und als Beweise für deutsche Barbarei ausgenutzt werden. Mancher Elsässer und Lothringer wandert dann nach Frankreich und erduldet in der Fremdenlegion in Afrika und in Asien in Tongking eine Behandlung, gegen die unsre Militärzucht selbst da, wo sie sich im Übereifer bis zu dem juristischen Begriff der Mißhandlung steigert, ein Kinderspiel ist. Man lese doch nur die Berichte von Fremdenlegionären, deren die letzten Jahre eine ganze Anzahl gebracht haben, um sich über die dort dienstlich verhängten Strafen zu unterrichten, und man wird einsehen, daß die Behandlung, die dem Soldaten im deutschen Heere zuteil wird, durchaus human ist, soweit sie sich in den gesetzlich vorgeschriebnen Grenzen hält. Unsre Militärstrafgesetzgebung und unsre Disziplinarstrafordnung braucht den Vergleich mit keiner gesetzlichen Bestimmung der Art in andern Staaten zu scheuen. Die rücksichtslosen Anzapfungen, denen die Vertreter unsers Heerwesens im Reichstage gerade in dieser Richtung ausgesetzt sind, müssen im Auslande den Gedanken erwecken, als wären unsre Strafbestimmungen mangelhaft, soweit sie sich auf Verhütung von Mißhandlungen beziehen, oder vielmehr als wäre die gesetzlich vorgeschriebne Behandlung unsrer Soldaten eine grausame. Und doch ist das keineswegs der Fall.

Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, zu behaupten, daß nicht in der That Quälereien und selbst Mißhandlungen im Heere vorkämen. Ich will vielmehr an der Hand einer vierzigjährigen Diensterfahrung in preußischen und außerpreußischen Heeresteilen nachweisen, daß derartige Vergehen gegen Untergebne überall zu Tage treten, wo es sich um die Beugung des Willens vieler unter einen und um die Erreichung einer für den Zweck nötigen körperlichen Leistung handelt. Ich unterscheide dabei einfache körperliche Mißhandlungen (wie Püffe, Ohrfeigen, Schläge) von Quälereien und Gemeinheiten, wie sie durch den bekannten sächsischen Erlaß zu Tage getreten sind. Daß diese gründlich geahndet worden sind, beweist der erwähnte Erlaß. Anstatt also immer nur dem Entsetzen über das Vorkommen solcher heimtückischen Gemeinheiten Ausdruck zu geben, sollte man vielmehr seine Anerkennung darüber aussprechen, daß sie so bestraft worden sind. Die erwähnten Gemeinheiten gehören übrigens leider auch zu den Dingen, wie sie aus größern Instituten erzählt werden, wo sich ältere Jungen herausnehmen, kleinere Schüler für Angebereien u. dgl. in ähnlicher Weise zu bestrafen. Diesen Dingen läßt sich nur durch eine bessere Herzenserziehung der Jugend entgegenarbeiten; sie gehen im Heere oft von den Kameraden selbst aus, auch von Unteroffizieren, deren Bildungsstandpunkt und Erziehungsgang nicht ihrer Stellung entspricht. Die Offiziere ohne weiteres für diese Roheiten und Gemeinheiten ihrer Untergebnen verantwortlich zu machen, wie es im Reichstage gewöhnlich von den erwähnten Parteien geschieht, ist ein umso größeres Unrecht, als gerade dieselben Parteien jederzeit die Mittel verweigern, die zur Beschaffung besserer Unteroffiziere, oder sagen wir lieber, um unsern tüchtigen Unteroffizieren nicht zu nahe zu treten, zur Ausmerzung der schlechten Elemente unsers Unteroffizierkorps und zum Ersatz durch bessere erforderlich sind.

Wer den heutigen Dienst unsrer Offiziere aller Waffen kennt, wird es durchaus nicht unbegreiflich finden, daß sie nicht jeden Abend noch Kasernenzimmer und Ställe abpatrouilliren können, um derartigen Vergehen ihrer Untergebnen auf die Spur zu kommen. Gegen solche Vorkommnisse kann nur die Anzeige des Betroffnen oder seiner Angehörigen und, wie gesagt, die Entfernung aller schlechten Elemente aus dem Unteroffizierstande helfen. Vonseiten der Offiziere kann durch geeignete Belehrung der Unteroffiziere und der Mannschaften allerdings auch eingewirkt werden, und das geschieht auch. Der Hauptmann benutzt die Appells, er nimmt seine Unteroffiziere allein zusammen, er wirkt auf sie ein durch den theoretischen Unterricht, wo vorgekommne Bestrafungen in der Kompagnie durchgenommen und erörtert werden können, kurz, es giebt für ihn und seine Offiziere eine Menge von Gelegenheiten, wo er auf den Geist seiner Untergebnen einwirken kann. Daß nicht jeder Hauptmann und nicht jeder Offizier, auch nicht jeder höhere Kommandeur stets den wirksamsten, richtigen Weg einschlagen wird, liegt auf der Hand. Dafür sind wir

Menschen. Ein Weg aber ist entschieden falsch und führt gerade zu Quälereien, während es der richtigen Wege viele giebt. Dieser falsche Weg besteht in den Gesamtbestrafungen, wenn ich es so nennen soll. Dahin gehört z. B. die Entziehung der Erlaubnis, in der dienstfreien Zeit auszugehen, ganzen Korporalschaften, Beritten oder Geschützbedienungen gegenüber, wenn wiederholt in dieser Korporalschaft Verstöße gegen Reinlichkeit, Ordnung u. dgl. vorgekommen sind. Was ist denn natürlicher, als daß die Kameraden ihr Korporalschaftsmitglied, das die Ursache eines solchen Verbots gewesen ist, auf irgend eine Art bestrafen. Diese Bestrafung artet aber dann allzuleicht zur Quälerei aus. Man hüte sich deshalb vor dergleichen Massenstrafen und bestrafe stets nur den Schuldigen selbst. Massenstrafen oder Massenverbote lassen sich nur rechtfertigen, wenn man ein Komplot vermuten muß, das den eigentlichen Rädelsführer nicht nennen will. Eine ähnliche falsche Art ist es, stets den Vorgesetzten für die Vergehen der Untergebnen verantwortlich zu machen und zu strafen. Das reizt den Unteroffizier leicht, dann an dem Untergebnen, für dessen Vergehen er allein oder auch mit diesem leiden muß, Rache zu nehmen und da dem Unteroffizier, und zwar mit Recht, keine Strafbefugnis zusteht, so greift er zu Quälereien.

Diese Erörterung dürfte genügen, auch dem Laien klar zu machen, daß der Dienst eines Vorgesetzten im Heere nicht leicht ist, daß der Vorgesetzte ein hohes Maß von Menschenkenntnis, Berufstreue und Charakterfestigkeit besitzen muß, um allen Anforderungen gerecht zu werden, die gerade die erzieherische Seite unsers Heeresdiensts an ihn stellt. Die eigentlichen militärischen Kenntnisse, soweit man solche auf der Schule und, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, aus Büchern lernt, sind bald begriffen. Aber damit ist der Offizier noch lange kein Soldat für alle Wechselfälle des Dienstes und noch lange kein Erzieher. Dazu gehört Studium der Geschichte des Heerwesens und vor allem des ihn umgebenden Lebens, Studium mit offnen, klaren Augen. Denn die Schwierigkeit für ihn und seine geistige Thätigkeit liegt nicht darin, daß er selbst das volle Maß der militärischen Kenntnisse inne hat, die der Soldat haben soll, sondern darin, daß er die Naturanlagen seiner Untergebnen richtig zu beurteilen versteht, um jedem dieses Maß von Kenntnissen auch sicher beizubringen und ihn zum Soldaten zu erziehen.

Diese Hauptforderung muß man nicht nur für die geistige, sondern auch für die körperliche Erziehung der Untergebnen an die Vorgesetzten aller Grade stellen. Schon von dem alten General von Möllendorff aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist ein Befehl vorhanden, der den Offizieren eine wohlwollende Behandlung der Mannschaften vorschreibt, und noch früher, in den Reglements für die Infanterie vom Jahre 1726 wird die Erwartung ausgesprochen, daß es ohne Schelten und Schlagen gelingen werde, dem „neuen Kerl" Lust und Liebe zum Dienst und zum Soldatenstande zu erwecken. Daß

diese Forderung auch heute noch nicht ganz erfüllt wird, ist unbestreitbar. Daß es aber mit der Behandlung wesentlich besser geworden ist, steht ebenso fest. Diese Besserung hängt einmal mit der bessern und mildern Gesetzgebung zusammen, die körperliche Strafen überhaupt aus dem Militärstrafgesetzbuche verbannt und körperliche Mißhandlung Untergebner mit Strafe und zwar zum Teil mit äußerst strenger Strafe ahndet; aber auch unsre verbesserte Erziehungsart in der Schule und unsre veränderte Ausbildungsart im Heere hat einen wesentlichen Anteil an dieser Besserung. Und mit den Fortschritten, die die neuere Ausbildungsart noch machen wird, mit dem größern Verständnis dafür wird die Behandlung immer besser, die Mißhandlung immer seltner werden.

Noch bis in die fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts machte man z. B. von den Turnübungen in manchen Heeresteilen gar keinen Gebrauch. Man sah sie als Spielerei, ja als politisch gefährliches und deshalb mit allen militärischen Übungen durchaus unverträgliches Treiben an. So wurde der Rekrut vom Pfluge oder von der Hobelbank weg unmittelbar in die vorschriftsmäßige militärische Haltung eingezwängt. Wie der (leider zu früh verstorbne) Major von Plönnies in seinem „General Leberecht Freiherr von Knopf" sehr richtig sagt: man suchte dem Soldaten seine natürlichen Gehbeine möglichst rasch durch ein paar militärische Marschierbeine zu ersetzen. Die Handhabung der Waffe, namentlich des Schießgewehrs, suchte mehr ihren Erfolg und ihr Ziel im Klippklapp der Griffe, als in den Treffern am Ziele. Müssige Leute hatten aus der Zahl der Verwundeten in den Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts herausgerechnet, daß man das Gewicht eines Mannes an Blei verschießen müsse, um einen Mann außer Gefecht zu setzen. Die Reiterpistole erachtete man als sehr nützlich, um im Falle der Not einen Signalschuß abzugeben; wolle man sich aber den Gegner vom Leibe halten, so sei es zweckmäßiger, ihm die Pistole an den Kopf zu werfen, als nach ihm zu schießen. Der Säbel diente auch mehr zum Griffemachen und zum Paradiren, als zum Fechten. Beim Reitunterricht erachtete man es für zweckmäßig, wenn der Reiter erst einigemale vom Pferde gefallen wäre; denn ohne Herunterfallen erlerne niemand das Reiten. Daß bei solchen Grundsätzen den Rekruten die ersten Monate ihrer Dienstzeit zu einem wahren Fegefeuer werden mußten, liegt auf der Hand, ebenso, daß die Vorgesetzten im Diensteifer und in dem steten Anschauen der Ungeschicklichkeiten der Leute die Geduld verloren und dreinschlugen, wo es nicht schnell genug vorwärtsging. Da kamen die neuen gezognen, also besser treffenden Waffen. Die Einführung der Hinterladung mit Einheitspatrone verminderte die Zahl der Gewehrgriffe, die mit der alten glatten Muskete mit dem Feuerschloß etwa sechsundzwanzig betrug, dann bei Einführung der Muskete mit dem Zündhütchen-(Perkussions-)Schloß auf etwa vierzehn herabging, immer mehr, sodaß man heute, wo wir Mehrlader führen, die in zwei Griffen schußfertig sind, und wo die eigentlichen Exerzirgriffe auch noch ver-

mindert worden sind, mit voller Befriedigung und mit voller Wahrheit sagen dürfen, daß die Ausbildung des Mannes mit der Waffe heutzutage viel geringere Schwierigkeiten biete als vor fünfzig Jahren. Dazu kommt, daß man ein besseres Verständnis für die Anwendung des Turnens, der Freiübungen, überhaupt der gesamten Gymnastik gewonnen hat. Man betrachtet das Turnen nicht mehr als Selbstzweck, man will also keine Zirkus-, keine Trapezkünstler ausbilden, sondern man wendet Freiübungen und Turnen an, um den Leuten den gleichmäßigen Gebrauch ihrer Glieder zu lehren und um ihre Entschlußfähigkeit zu steigern. Ein verständiger Instruktor sieht sich also seine Leute an, beurteilt sie nach ihrer Körperbeschaffenheit, nach ihrer Berufsart und nimmt dann die Freiübungen mit ihnen vor, die ihm angemessen erscheinen, um den harmonischen Gebrauch der Glieder bei jedem zu erreichen, mit einem Wort, er läßt den Schuster und den Schneider von Anfang an nicht dieselben Freiübungen machen, wie den Maurer und den Schreiner. Am Schluß der Ausbildung muß natürlich jeder mit gleicher Fertigkeit leisten, was der Waffendienst von ihm verlangt. Auch bei der Erteilung des Reitunterrichts haben nach und nach andre Grundsätze Eingang gefunden. Man ist mit Recht der Meinung, daß es dem zukünftigen Reiter mehr Lust an seinem Dienste beibringe, wenn er als Rekrut, nachdem er vielleicht nie in seinem bürgerlichen Leben in die Nähe eines Pferdes gekommen ist, nicht in jeder Reitstunde einige Parterrebillets nehmen muß, wie sich ein alter Offizier auszudrücken pflegte. Man gestattet den Leuten vielmehr, sich in irgend einer Weise festzuhalten, um auf dem Rücken des Tieres zu bleiben. In Verbindung mit den für den Reiter förderlichen Freiübungen lernt er bald das Gleichgewicht auf dem Pferde und damit dann den richtigen Halt bei den verschiednen Bewegungen finden. Wie sehr man an leitender Stelle den Wert der Freiübungen und des Gerätturnens anerkennt, und von wie richtigen Grundsätzen man dabei ausgeht, beweist die Thatsache, daß man, der verschiednen Anstrengung der Muskeln entsprechend, besondre Unterrichtsbücher für das Turnen der Truppen zu Pferde und für das der Truppen zu Fuß herausgegeben hat.

Um der Versuchung zu Mißhandlungen vorzubeugen, ist ferner in vielen Regimentern dem Unteroffizier verboten, beim Kommandiren den Säbel zu ziehen, wenn kein Offizier zugegen ist. Ebenso besteht in manchen Regimentern das Verbot, beim Reitunterricht die Peitsche zu gebrauchen. Diese Verbote beruhen auf der Erfahrung, daß der Vorgesetzte in der Erregung des Augenblicks, oft auch ganz absichtslos, mit Säbel oder Peitsche einen Mann verletzt und sich dann selbst eine Strafe zuzieht, die für das Vergehen unverhältnismäßig hart ist. Wer sich aber unterrichten will, mit welcher Sorgfalt man im Heere über die beste und zweckmäßigste Ausbildungsart nachdenkt, und zwar gerade in der ausgesprochnen Absicht, alles wegzuräumen, was zu Mißhandlungen führen kann, der lese in den Schriften des kürzlich verstorbnen Generals

der Artillerie und Generaladjutanten des Kaisers, Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, die Briefe über Infanterie, namentlich den zweiten und dritten Brief. Ich will nur eine Stelle aus dem zweiten Briefe anführen, wo der Prinz über die Ausbildung der Gardeinfanterie spricht und sich von einem Kompagniechef des Alexanderregiments erzählen läßt, warum dort die Rekruten nicht sofort nach ihrem Eintritt eingekleidet auf dem Übungsplatz erscheinen und da gedrillt werden. „Er — nämlich der Hauptmann, den der Prinz darüber befragt — setzte mir auseinander, wie jeder Mensch niedern Standes in seinen heimatlichen Beschäftigungen seine Muskeln nur einseitig anstrenge, andre der Schuster, andre der Schneider, andre der Holzhacker, andre der Bauer; wie die minder entwickelten Muskeln durch Ruhen zu verkümmern drohten, und wie es daher dem ankommenden Rekruten (unter zehn Fällen neun mal) schwer, fast unmöglich werde, gerade zu stehen und zu gehen. Mit Zwang könne er es allenfalls, aber nur unter Schmerz, der sich nicht selten zu Muskelkrämpfen steigere, ihn mitunter auch, in Verbindung mit all dem Neuen und Ungewohnten, das der Rekrut in dem neuen Verhältnis finde, in Verbindung mit dem Heimweh, zur Verzweiflung, nicht selten zu Widersetzlichkeit, Verbrechen, ja Selbstmord treibe. Deshalb sei es bei der Gardeinfanterie Tradition geworden, dem Rekruten erst durch allseitige gymnastische Freiübungen, mit denen man in den Stuben ganz allmählich ohne Anstrengung vom Leichten zum Schweren übergehe, zu lehren, wie er Gewalt über alle seine Muskeln gewinne.“ Dieses naturgemäße Verfahren besteht nun keineswegs in der Garde allein. Es wird in andern Regimentern aller Waffengattungen in der Linie ähnlich betrieben. Aber selbstverständlich ist es kein Universalmittel. Es giebt auch keine bestimmte gedruckte oder geschriebene allerseits verbindliche Instruktion darüber, und das kann bei der Ausbildung des Soldaten so wenig der Fall sein, wie bei der Ausbildung irgend eines andern Geschöpfs, weil dabei stets der persönliche Charakter, das persönliche Verständnis von Lehrer und Schüler mitsprechen muß. In unserm Heere setzt man deshalb immer nur das Ziel der Ausbildung fest, nämlich die Kriegsfertigkeit, während man den Weg zur Erreichung dieses Zieles dem Ermessen des verantwortlichen Vorgesetzten überläßt. Daß dabei das Verfahren oder Verhalten des einen leichter zu einer Mißhandlung führen kann, als das des andern, liegt auf der Hand. So ist z. B. der Begriff der „Schneidigkeit“ bei jungen Vorgesetzten leicht eine Veranlassung, den Untergebnen körperlich anzufassen, umsomehr, als der Soldat selbst einen schneidigen Vorgesetzten höher schätzt, als, um mich des Soldatenausdrucks zu bedienen, einen „schlappen.“ Zwischen schneidig und schlapp liegt aber eine große Zahl von Zwischenstufen, und Sache des Vorgesetzten ist es, den richtigen, d. h. den zum Ziele führenden Weg, zu finden.

Ein weitrer Grund, weshalb Mißhandlungen nicht noch erfolgreicher bekämpft werden, als es ohnehin schon geschieht, liegt in unsrer Strafgesetzgebung,

die jedes körperliche Anfassen, jeden Stoß oder Schlag, sobald er zur Anzeige kommt, gerichtlich zu behandeln befiehlt. Der höhere Vorgesetzte hat also einen zu geringen Spielraum, seinen Untergebnen vor Folgen zu schützen, die weit über das Vergehen hinausgehen. Sobald nachgewiesen ist, daß ein Vorgesetzter einen Untergebnen wirklich absichtlich berührt hat, um ihn zu stoßen oder zu schlagen, so steht der Begriff der Mißhandlung fest, und der Fall muß, sobald er zur Kenntnis des Vorgesetzten kommt, gerichtlich behandelt werden. Die Strafen lauten auf Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Jahren; in minder schweren Fällen kann bis auf eine Woche Arrest heruntergegangen werden. Neben Gefängnis oder Festungshaft kann zugleich auf Dienstentlassung (Offiziere) oder Degradation (Unteroffiziere) erkannt werden, im wiederholten Rückfall ist auf diese Ehrenstrafe zu erkennen, wenn als Freiheitsstrafe Gefängnis oder Festungshaft verhängt wird. Bei schweren Verletzungen als Folge der Mißhandlung gehen die Strafen noch bedeutend höher. Aus diesen Bestimmungen ergiebt sich, daß jede Mißhandlung kriegsrechtlich geahndet werden muß. Der Vorgesetzte, der es unterläßt, eine zu seiner Kenntnis gelangte Mißhandlung eines Untergebnen zum gerichtlichen Austrage zu bringen, ladet schwere Verantwortung auf sich, und ich kann aus meiner Dienstzeit einen Fall anführen, wo ein solcher Vorgesetzter, der eine Mißhandlung nur disziplinarisch, nicht kriegsrechtlich geahndet hatte, genötigt wurde, seinen Abschied zu nehmen. Also die Vorgesetzten werden in diesen Fällen nicht geschont. Man vergegenwärtige sich nun, daß sich ein braver, vielleicht nahe an der Erreichung seines Zivilversorgungsscheins stehender Unteroffizier hat hinreißen lassen, einem Untergebnen eine Ohrfeige zu geben oder ihn fest anzufassen. Die Sache wird kriegsgerichtlich behandelt; denn sein Hauptmann und sein Regimentskommandeur können ihn bei Gefahr für ihre eigne Stellung nicht bloß disziplinarisch bestrafen. Der Unteroffizier erhält vielleicht nur die geringste Strafe von einer Woche Arrest, aber eben diese Strafe muß als eine kriegsgerichtliche in seine Personalpapiere eingetragen werden. Nun meldet er sich nach seinem Abgange zu einer Zivilstelle. Wird der betreffende Zivilbeamte, dem vielleicht die Auswahl unter recht vielen Bewerbern zusteht, nicht vor allem die ausschließen, die während ihrer Dienstzeit gerichtlich bestraft worden sind? Niemand wird bestreiten, daß in diesem Falle, und deren giebt es viele, die Folgen der Strafe die Schwere des Vergehens weit überschreiten! Schon zu Kaiser Wilhelms des Ersten Zeiten mußten die Regimenter alljährlich Verzeichnisse der wegen Mißhandlung von Untergebnen bei ihnen vorgekommnen Bestrafungen an das Kriegsministerium einreichen. Die Strafbücher der Kompagnien, Schwadronen und Batterien werden in gewissen Zeiträumen von den höhern Vorgesetzten, und zwar nicht bloß auf richtige und saubere Führung, sondern auf die Angemessenheit der verfügten Strafen hin durchgesehen. Zweifelhafte Fälle müssen auf Befehl durch

Berichte erläutert werden. Man wird also zugestehen, daß von oben herab alles geschieht, den Soldaten zu schützen. Man wird aber auch die Ansicht nicht unberechtigt finden, die dahin geht, daß der Vorgesetzte besser geschützt wäre und öfter und sachgemäßer eingreifen könnte, wenn die Mißhandlungen geringerer Art seiner Disziplinarstrafbefugnis ausdrücklich überlassen wären. Bestimmungen oder Erläuterungen darüber bestehen wohl, sie sind aber nicht präzis genug. Das Publikum selbst ahnt oft nicht die Tragweite, die eine Anzeige gegen einen Vorgesetzten wegen Mißhandlung hat, und es sind mir aus der Praxis Fälle bekannt, wo der Anzeigende, als ihm Mitteilung davon wurde, welche Strafe der betreffende Vorgesetzte infolge dieser Anzeige bekommen hatte, höchlich erstaunt war und erklärte, so schlimm habe er es nicht gemeint, er sei des Glaubens gewesen, der verklagte Offizier oder Unteroffizier würde eine kleine Verwarnung bekommen, aber an Arrest oder gar an Festung habe er nicht gedacht. Ein etwas größerer Spielraum des mit der Strafgewalt bekleideten Vorgesetzten in der Bestrafung von Mißhandlungen könnte und würde gewiß nur von Nutzen sein.

Aus allem dürfte hervorgehen, daß die Art und Weise, wie das Kapitel der Soldatenmißhandlungen im Reichstage und in vielen Parteiblättern gegen unsre Heeresverwaltung und gegen die Vorgesetzten unsers Heeres ausgebeutet wird, zu einer ungerechten Beurteilung unsers Heerwesens im Lande selbst, namentlich aber in dem uns wenig günstig gesinnten Auslande führen muß. Daß Verbesserungen möglich sind, habe ich anzugeben nicht unterlassen; daß man aber auch an maßgebender Stelle fortgesetzt strebt, solche Verbesserungen einzuführen, steht ebenso fest. Ein öffentliches Gerichtsverfahren, wie es als Radikalmittel von der Opposition hingestellt wird, könnte auch nicht alle Mißhandlungen verhüten. Denn damit wäre immer noch nicht erreicht, daß alle Fälle zur Anzeige kämen, und auch in der öffentlichen Verhandlung könnte nicht strenger geurteilt werden als jetzt. Denn ich glaube gezeigt zu haben, daß gerade das Publikum, Gemeinheiten abgerechnet, wie sie eingangs erwähnt wurden und strenge bestraft worden sind, die gewöhnlichen Mißhandlungen weit milder ahnden würde, als es das Kriegsgericht thut. Man vergleiche doch nur Strafen, die das öffentliche Schöffengericht in ähnlichen Fällen verhängt! Damit will ich keineswegs gegen das öffentliche Gerichtsverfahren im Heere sprechen; denn das Heer braucht in keiner Hinsicht die Öffentlichkeit zu scheuen.

Daß der Heeresdienst nicht die Hölle ist, wie man nach den Reden unsrer Oppositionsmänner gelegentlich des Heereshaushalts denken müßte, geht schon aus dem Bestehen der zahlreichen Kriegervereine hervor, die sich mit Freuden an die im Heere zugebrachte Zeit erinnern. Daß aber ein Hauptmann seine Kompagnie mit denselben Mitteln ausbilden sollte, wie die Vorsteherin eines Instituts ihre „höhern Töchter,“ das wird wohl niemand verlangen.

C. v. H.

Aufklärungen über studentische Dinge

1

Es könnte sein, daß unsre Volksvertretungen einmal über das Thun und Treiben der Studenten, ihre Organisationen und Formen nicht bloß bei Gelegenheit debattiren wollten, sondern auch zu beschließen hätten. Dazu fehlt es aber der Öffentlichkeit so sehr an einer genauen Kenntnis dieser Dinge, daß dieser Mangel auch durch Material aus den Ministerien und Gutachten von akademischen Senaten oder von Professoren nicht ausgeglichen werden könnte; wir fürchten sogar, daß derartige Denkschriften selber bedeutend unter jener Unkenntnis leiden würden. In den Erörterungen der Presse taucht freilich das Studentenwesen zuweilen kometenhaft auf, verschwindet aber selbst in der Sauerngurkenzeit wieder unheimlich schnell, weil die Journalisten sehr bald ihre ärmlichen Quellen über den Gegenstand ausgeschöpft haben und auf neue Speisung warten müssen, die ihnen ja auch gelegentlich zu teil wird; so neulich dadurch, daß ein paar sachkundige frühere Äußerungen des Herrn Bosse plötzlich „aktuell“ wurden und ihren Rundlauf durch die Tageszeitungen machten, nachdem ihr Urheber Kultusminister geworden war.

Man wird unsre Behauptungen vielleicht einschränken wollen, und wenn wir die Hauptursache jener mangelnden Kenntnis darin erblicken, daß von dem Studentenwesen nur allerhand Firlefanz deutlicher ans Tageslicht tritt, dagegen das eigentliche Wollen und Denken der akademischen Bürger in ihren Angelegenheiten fast gar nicht, so wird man einwenden: man sieht, beobachtet und kennt denn doch die Studenten genauer. Nun ja, in Jena, Erlangen, Göttingen, Bonn, Heidelberg mag das zutreffen, aber auch nur da. Die dortigen studirten und unstudirten Philister wollen wir für ganz kompetent halten, mehr als manchen Vater, der vor dreißig Jahren studirt hat, und manchen vortragenden Rat. Man wird weiter sagen: seit den achtziger Jahren giebt es doch eine Fachpresse des studentischen Lebens, aus der man schöpfen kann: die Akademischen Blätter der Vereine deutscher Studenten, die Akademischen Monatshefte der Korps, die Burschenschaftlichen Blätter u. s. w. Ganz richtig, der bloße Einwand schon zeigt von „seltnem“ Wissen, aber man erlaube die

Frage: wer außerhalb der jeweilig beteiligten engern Kreise, für die diese Blätter bestimmt sind, liest sie? Weiter wird es heißen: es sind doch neuerdings so viele Broschüren über studentische Dinge erschienen. Nun, gerade diese Flugschriften haben bewiesen, welche Rolle bei solchen Erörterungen Urteilslosigkeit, Vorurteil und Einseitigkeit spielen. Entweder rührten sie — das waren noch die bessern — von Studenten her und litten dann hauptsächlich unter methodischen Schwächen: der umständlichen Besprechung gerade der Dinge, die für die Mitwelt die gleichgiltigsten sind, mangelnder Praxis und Lebenserfahrung in den übrigen Punkten und dem Überwiegen eines jugendlichen Dogmatizismus, der mit Begeisterung und Blindheit die dem Verfasser fest eingepaukten Grundsätze einer einzelnen Richtung verfocht oder nicht minder einseitig und verständnislos die einer andern bekämpfte. Muß man doch überhaupt, wenn man die einzelnen studentischen Gruppen so mit einander dahinleben sieht, oft an das Bild einer Flotte denken, deren Panzerschiffe neben einander schwimmen und dabei unaufhörlich mit vollen Breitseiten feuern, wobei sich immer die nächsten Nachbarn gegenseitig am kräftigsten ihre Stückkugeln in die Seiten und in die Takelage jagen. Oder die Reformbroschüren — denn um solche handelt sichs meist — gingen von „alten Herren“ aus. Hier zeigte es sich denn am deutlichsten, wie außerordentlich schnell diese mit gesenktem Blick ins Philisterland zurückgekehrten ehemaligen Studenten der studentischen Praxis entwachsen, und wie gerade die eifrigsten und schnellsten Reformatoren am wenigsten mit der Wirklichkeit, mit Gedanken und Thun der „Aktiven“ in Fühlung waren. Und da nun gerade die letztgenannte Menschenklasse ganz ungemein empfindlich ist und über ein paar drastischen Schnitzern ohne weiteres auch den beabsichtigten guten Kern verwirft, so ist bisher für sie nichts oder doch nur äußerst wenig dabei herausgekommen. Diese Schriften verpufften, das Publikum kam gar nicht dazu, sich mit ihrem Inhalt zu befassen. Wer einen Beleg für bloßes Räsonniren über solche Dinge auf der Grundlage eines völlig ungetrübten Nichtwissens wünscht, der blicke etwa in den zweiten Band von Felix Dahns Erinnerungen. Aller Eindruck aber auch des Selbständigen und Zutreffenden in solchen Reformschriften und -aufsätzen ist bei den Studenten schon ausgelöscht, wenn z. B. immer wieder als Paradestück der ihnen längst wohlbekannte Heidelberger Professor wiederkehrt, der kolportirt haben soll, daß ein dortiges Korps seinen Leuten den Kollegienbesuch verboten habe, während jeder Aktive weiß, daß bei keinem einzigen der fünf Heidelberger Korps studirt wird, also bei keinem von ihnen der Kollegienbesuch verboten zu werden braucht. Um bei diesem Punkte kurz zu verweilen: viel mehr als von der Verbindungsgattung hängt Studiren oder Nichtstudiren von der Fakultätsangehörigkeit ab. Juristen verbummeln fast regelmäßig in sämtlichen Verbindungen die ersten drei Semester und „ochsen“ später, und zwar gern bei sogenannten Einpaukern oder auch zu Hause, während die Kollegien nur

belegt werden. Mediziner sind meistens von Anfang an oder doch frühzeitig fleißig, selbst bei Korps. Theologen, ohnehin mehr auf bestimmte Verbindungen angewiesen, wo sie dann fast unter sich sind, sind ebenfalls und von selber fleißig. Dagegen lassen sich die Angehörigen der elastischen „philosophischen" Fakultät am meisten von dem durch sie selber weniger bestimmten Geiste ihrer Verbindung treiben, je nachdem sie als Korpsstudenten Chemiker, in der Burschenschaft, Landsmannschaft, „schlagenden Verbindung" Philologen sind u. s. f.

Aber die akademische Lern- und Faulenzfreiheit soll nicht das Thema dieses Aufsatzes sein. Er will vielmehr versuchen, denen, die sich über diese Dinge ein näheres Urteil bilden möchten, die Zusammensetzung der Studentenschaft und die größere oder geringere Verschiedenheit der studentischen Gruppen darzulegen, dabei aber auch solche Punkte näher behandeln, die die „alten Herren," d. h. die nach Zehntausenden zählenden ehemaligen Verbindungsstudenten unter den Beamten, Lehrern, Ärzten u. s. w. besonders interessiren. Dahin gehören namentlich die mancherlei Reformversuche und sodann das Verhalten der verschiednen Verbindungsgruppen gegen einander, das in der studentischen Presse und Litteratur diskreterweise kaum oder gar nicht berührt wird und doch die Gedanken der Aktiven unablässig beschäftigt, selbst den alten Herren bis ans Lebensende nachgeht, ihre öffentliche und gesellschaftliche Stellung zum guten Teile, ja in vielen Fällen sogar ihr Lebensschicksal beeinflußt. Der Verfasser dieser Zeilen zweifelt zwar nicht daran, daß ihm bei seinem Versuch einige Irrtümer und Schiefheiten unterlaufen werden, aber sein besondrer Beruf und andre mitwirkende Umstände haben ihn in steter Berührung mit studentischen Verbindungskreisen verschiedner Waffengattungen erhalten, und nicht selten benutzt er auch die Gelegenheit, die eignen Studentenerinnerungen ein wenig wieder aufzufrischen. Eine „Tendenz" haben diese Auseinandersetzungen nicht, sie möchten nur aufklären und vor allem die Dinge beim rechten Namen nennen. Darin liegt freilich fast immer etwas Oppositionelles, bisweilen sogar scheinbar Gehässiges.

Beginnen wir mit dem schwierigsten, einer Betrachtung der Burschenschaft. Sie ist von all diesen Gruppen bei weitem die mannichfaltigste und schwankt in allerlei Paradoxien zwischen Theorie und Praxis hin und her, wird von der Öffentlichkeit am wenigsten gekannt und am schwersten begriffen, ist aber unter der Studentenschaft immer noch am ehesten die Bewahrerin von abstrakten Ideen und schönen Idealen. Es klingt bitter, wenn wir in einem weniger starren Festhalten an diesen Ideen in mancher Hinsicht den Fortschritt und das Vernünftigere sehen.

Publikum und Studentenschaft im allgemeinen sagen: heutzutage ist kein Unterschied mehr zwischen Korps und Burschenschaft. Das ist falsch und richtig zugleich. Äußerlich richtig z. B. darin, daß gerade nur diese beiden großen

Gruppen einander eifrig und unablässig im Auge halten, besonders der Burschenschafter immer nur mit dem Korps vergleicht und ganz unter dem positiven oder negativen Einfluß dieser Augenrechtsbewegung denkt und handelt. Die kleinern Gruppen bleiben mehr auf der Seite liegen oder sind von dem Verhältnis jener beiden abhängig. Korps und Burschenschaft sind ja auch Vater und Mutter der übrigen Verbindungsarten, sie führen aber freilich eine äußerst unverträgliche Ehe miteinander.

Die erwähnte Beobachtung, daß zwischen Burschenschaft und Korps kein Unterschied sei, ist aber auch in ihrem Kern richtig, wenn man sie nur anders formulirt: die Gesamtheit der Burschenschaften bewegt sich, wobei einzelne schneller vorangehen, andre sich sträuben, in einer Richtung vorwärts, die sie den Korps immer ähnlicher machen muß. (Der Leser wolle sich nicht durch die Beteuerungen der neuen sogenannten Reformburschenschaften irre machen lassen. Das sind gar keine Burschenschaften, weder geschichtlich noch thatsächlich, weder äußerlich noch innerlich.) Der Grund dieser Bewegung und Richtung liegt nicht oder doch nur zum kleinsten Teile in der eigentümlichen magnetischen Kraft des Korpswesens, sie ist vielmehr die durch alles halbe Hemmen und Sträuben doch nur etwas verlangsamte Folge des Umstandes, daß die Burschenschaft schon lange nicht mehr ein loser Bund und eine bloße studentische Partei, sondern eine festgeschloßne Verbindung ist und einig in dem Willen, es zu sein und zu bleiben. Auch in der Burschenschaft suchen, ebenso wie beim Korps und bei andern Verbindungen, die Eintretenden eine verschönerte studentische Geselligkeit, eine festgeknüpfte Freundschaft und fürs ganze Leben eine jederzeit offne Heimstätte zu gelegentlicher erinnerungseliger Rückkehr in die alte Burschenherrlichkeit; auch die Burschenschaft giebt ihnen, und um so tüchtiger und treuer, je besser der Geist der einzelnen burschenschaftlichen Verbindung ist, die Erziehung des Charakters und die disciplinirte Ausbildung für das spätere Leben mit, die der jetzige Kultusminister dem Verbindungsleben nachrühmt, und dazu manche an kleinem Beispiel gründlich durchgemachte praktische Erfahrung, die für das Verständnis späterer größerer Fragen, namentlich auch der politischen Fragen, ihre Früchte trägt. Was die Burschenschaft hindert und aufhält, ihren Weg als Verbindung, auf dem sie nicht mehr zurückkann, mit mehr Klarheit und „Zielbewußtsein" zu gehen, das sind — kein treuer Burschenschafter wird das freilich gerne hören — die altehrwürdigen Prinzipien und Ideale, die noch aus der Zeit stammen, wo sie nur studentische Richtung und Partei war. Neuerdings (1886) hat sie übrigens, freilich auch wieder ohne volle Klarheit und gegenseitige Offenheit, einen Schritt gethan, das Gute und Schöne ihrer alten Überlieferung zu wahren und es doch ihren neuern Pfaden — Stimmungen kann man kaum sagen, Instinkten möchten wir nicht sagen — anzupassen.

Ein Hauptfundament der alten Burschenschaft ist z. B. ihre Kampfparole

gegen die Korps: Vertretung der Gleichberechtigung aller Studenten. Manche von den heutigen burschenschaftlichen Verbindungen kümmern sich freilich gar nicht mehr um diesen Satz, die Jenaer Burschenschaften machen sogar mit den Korps darin gemeinsame Sache, die ganze übrige Studentenschaft Jenas niederzuducken, andre begnügen sich mit der grauen Theorie, aber hie und da versucht doch eine ehrliche und wohlmeinende Burschenschaft, besonders wenn sie einen ideal angelegten und prinzipieneifrigen Leiter hat, den alten Grundsatz bei allgemeinen studentischen Gelegenheiten, in sogenannten Ausschüssen und bei Berührungen mit andern Verbindungen oder einzelnen „Finken" (Nichtverbindungsstudenten) praktisch zur Geltung zu bringen. Das ist freilich eine sehr schwere Sache, und kein Mensch weiß recht, wie es gemacht werden soll. Wohlgemerkt: es handelt sich nicht um die bloße Anerkennung jener Gleichberechtigung — das wäre ja eine ganz vernünftige und einfache Sache —, vielmehr um ihre positive Vertretung. Man stelle sich vor: eine Verbindung, festgeschlossen, mit starren Aufnahmebestimmungen (Einhelligkeit oder Vierfünftelmehrheit bei den Mitgliedern), mit vollberechtigten Burschen und mehr oder minder rechtlosen Füchsen, mit Mütze und Band, mit Bierzipfel, Ringen, Kravattennadeln und anderm mehr oder weniger geckenhaften Farben- und Zirkeltand, mit der Forderung unbedingter Satisfaktion, mit der angemaßten Strafgewalt der Verrufserklärungen u. s. w. giebt vor, der Teil der Studentenschaft zu sein, der die Gleichberechtigung, die Egalité aller akademischen Bürger ganz besonders vertrete! Und was sagt denn die Studentenschaft selbst dazu? Die übrigen Verbindungsgruppen haben alle, hie und da mit einer papiernen Wendung gegen die Korps in ihren Statuten, den struggle for life auf ihre Fahnen geschrieben und suchen in der studentischen Rangordnung eine möglichst hohe Stufe zu erklimmen. Das Entgegenkommen der einen oder andern für Gleichberechtigung kämpfenden Burschenschaft nehmen sie dabei sehr gern an. Aber wenn die Sache dem lokalen S. C. (den Korps) irgendwie bedrohlich oder nicht genehm sein sollte, so braucht er nur einen einzigen Gnadenblick nach der mit den Burschenschaftern fraternisirenden Verbindung herüberzusenden, oder, auch ohne absichtliches Zuthun des S. C., es braucht nur einmal ein Mitglied jener sonstigen Verbindung in den Ferien Gelegenheit zu haben, mit einem alten Mitschüler, der Korpsfuchs geworden ist, zu verkehren, so ist alles wieder aus, die Burschenschaft hat für jene dritte Verbindung ihre Schuldigkeit gethan und kann gehen, und der hohe S. C. braucht gar keine weitern Gnadenblicke mehr zu verschwenden. In noch weit höherm Grade ist der Finke ein schmachtender Korpsbewundrer, und wenn er sich gar zufällig in der Ehre wiegt, irgend einen Korpsier auf der Straße grüßen zu dürfen, so pfeift er auf die Gleichberechtigung und thut von seiner menschlichen Höhe herab die Burschenschaft als eine doch nur ruppige Bande in seinen persönlichen Verruf. Es liegt an den Jämmerlichkeiten der menschlichen Natur, wenn unter

den Standpunkten, die eine Verbindung einnehmen kann, einzig und allein der zum System gemachte Hochmut der Korps der erfolgreiche, der Verbindung selber nicht schädliche und in gewissem Sinne auch logische ist.

Oder nehmen wir das Freiheitsprinzip der Burschenschaft und ihr heutiges Verhältnis dazu. Ehre, Freiheit, Vaterland — das war einst die von welscher Eroberung zurückerkämpfte Freiheit des Vaterlandes und daneben die Hoffnung auf irgendwelche Volksfreiheit, wie sie nach den Versprechungen der Befreiungskriege und noch der Wiener Kongreßtage von allen bürgerlichen Kreisen auch außerhalb der Burschenschaft gehegt wurde. Antimonarchisch und demokratisch haben sie erst die Schmähungen und Verfolgungen nach Sands That gemacht, an der die Burschenschaft doch höchstens sehr mittelbar schuld war. Von 1848 an, wo sie viel gelernt hat, hat sie dann die rote Feder wieder vom Hute gethan und allmählich immer tiefer und schamvoller zu verstecken gesucht. Heute sind die Aktiven in der ungeheuern Mehrzahl vor allen andern Dingen stramm monarchisch und begeistert hohenzollerisch, und wo es der einzelne nicht ist, wird dadurch die Gesamthaltung nicht verändert. Aber auch das etwas ältere lebende Burschenschaftergeschlecht weist diese Wandlung schon auf, wenn auch hier natürlich an die Stelle des quasi militärischen monarchischen Sinnes der Aktiven die Zuteilung an politische Parteien tritt. Nach einer 1889 gemachten Statistik waren von den alten Burschenschaftern, die im letzten Reichstage saßen, zwölf nationalliberal, je zwei freikonservativ, beim Zentrum und deutschfreisinnig, einer wildliberal; im preußischen Abgeordnetenhause einer deutschkonservativ, sechs freikonservativ, acht nationalliberal, zwei beim Zentrum, je einer wildliberal und deutschfreisinnig; für die sieben Burschenschafter des Herrenhauses ist die Zuteilung nicht so ohne weiteres zu machen. Burschenschafternamen aus den Ministerien und hohen Beamtenstellen könnten wir hier eine Menge anführen, da die Burschenschaftlichen Blätter gern und mit Stolz solches Material zusammentragen; nur der Botschafter von Keudell und zehn Minister, darunter Thielen und — Miquel seien erwähnt. Das kann man außerdem behaupten, daß die Jugend innerlich mehr rechts steht, als das ältere im Durchschnitt nationalliberale Geschlecht.

Sonderbarerweise bringt das alte Prinzip der Freiheit, das der Burschenschaft kaum noch, wie hie und da die Gleichberechtigung, Kopfschmerzen macht und von den Füchsen, die zuweilen mit allerlei schwülen Erwartungen darüber eingesprungen sind, sehr glatt verdaut wird, diese Verbindungsgruppe in Mißverständnis mit dem Publikum: man scheut dort oder auch man beansprucht von ihr demokratische oder sonstige stark links gerichtete Tendenzen. Besonders das schwerfällig-traditionelle Denken der Behörden sieht in den Burschenschaftern immer noch Umstürzler. Die Huldigungstelegramme der burschenschaftlichen Kaiserkommerse gehen einem etwas ungewissen Schicksal in den zuständigen Hofämtern entgegen. Auch die Landesfürsten sind für die gelegentlichen Gelöbnisse un-

verbrüchlicher Treue nicht allzu lebhaft empfänglich: Prinzen erscheinen fast nur bei Korpskommersen, auch wenn sie als Studenten nicht ausschließlich bei einem Korps verkehrt haben. Manche geradezu beleidigende Zurücksetzung durch Verwaltungsbehörden, die irgendwie mit burschenschaftlichen Korporationen zu thun hatten, ist schon von den Burschenschaftlichen Blättern berichtet worden; auch Bismarck antwortete den ihm zu Ehren veranstalteten Kommersen immerhin kühler, und als er 1890 an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage in Friedrichsruh die Vertreter der deutschen Burschenschaft durch persönlichen Empfang sehr vor andern auszeichnete, sagte er ihnen doch: „An Sie ergeht in dieser Stunde die Mahnung, festzuhalten das, was wir haben, und das, was besteht," und noch manche ähnliche ernst klingende Warnung.

Nun ist freilich eines wahr: es giebt noch heute ein paar „rote" Burschenschaften, schwerlich aber mehr als drei oder vier unter einem halben Hundert. Was die Ursache ist? Nachwirkende alte Überlieferung, die hier in unklarer Treue gepflegt wird, zufällig vorhandener Einfluß einzelner mißvergnügter alter Herren, auch chronisch gewordene Oppositionslust gegen die übrigen Burschenschaften. Was sie vertreten? Soweit die Mitglieder Deutsche sind, wenn überhaupt etwas bestimmtes, etwa eine Art vormärzlichen deutschen Republikanertums mit großdeutschem Beigeschmack. Zum guten Teil sind es aber keine Deutschen, sondern gerade die maßgebenden Mitglieder oder alten Herren sind Juden. Was die vertreten, darf man aber nicht sagen und überhaupt nicht wissen, weil man ja kein Antisemit sein darf. Von irgendwelchem teutonischen oder heckermäßigen Aussehen findet sich darum auch bei diesen „Prinzipientreuen" keine Spur, sie laufen gerade so hauptumschoren wie die übrigen und eher gigerlmäßiger als die meisten andern herum. Die andern halten diese grimmigen Leuen strenge darnieder und gewissermaßen in Quarantäne, haben wenig schmeichelhafte Namen für sie und waschen ihnen bei Gelegenheit tüchtig den Kopf, so z. B. als bei einem Verweilen des Kronprinzen (Kaiser Friedrichs) in Würzburg die dortige rote Burschenschaft sich der geplanten Feier demonstrativ durch einen Ausflug entzogen hatte. Diese Würzburger Arminen hatten damals wohl keine Juden, sonst hätten sie sicher die große Verheißung gewußt, daß die Hoffnung des „Freisinns" auf dem Kronprinzen beruhe. Das Beispiel giebt zugleich einen Maßstab für das Verständnis und thatsächliche Wissen dieser jugendlichen Politiker, da irgendwelcher unversöhnte Bajuvarismus hier absolut nicht in Betracht kam.

Die andern machen sich vielfach über ihre eigne alte Zeit lustig, singen mit komischem Berserkertum das „Dreiunddreißig Jahre währt die Knechtschaft schon" zum Frühschoppen und lächeln innerlich bei gewissen Kraftstellen ihrer alten im ganzen so schönen und von hohem Idealismus durchwehten Lieder. Daß seit Jahrzehnten kein regierungsfeindlicher Spott von der Burschenschaft zur Welt gebracht worden ist, zeigen die paar alten Parodien, von denen ihr

politischer, aber in diesem Falle vollkommen harmloser Humor nur aus historischer Anhänglichkeit und ohne jede Tendenz noch lebt, wie

> Stoßt an, freies Wort lebe!
> Wer die Wahrheit kennet und saget sie frei,
> Der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei.

Dagegen wird in allem nur möglichen Eifer entgegengesetzter Art eher zu viel geleistet; weniger wäre da manchmal mehr. So, wenn einzelne Burschenschaften auch ganz kleine Festlichkeiten, wie sogenannte Antrittskneipen u. s. w., mit einer Kaiserrede eröffnen und stehend die preußische Hymne singen. Das ist doch blinder Übereifer.

Auch aus dem alten Rufe der Burschenschaft nach der deutschen Einheit scheint ein gewisser Konflikt für sie heraufbeschworen werden zu sollen. Wenigstens erklären gerade außenstehende Kreise sehr oft, die Burschenschaft sei seit 1871 überflüssig geworden und hätte sich auflösen sollen. Als ob sie sich nicht längst vor 1870 zur Verbindung, die sich schließlich auch selbst genug wäre, verpuppt hätte. Hierin ist die neuere Burschenschaft einsichtsvoll verfahren, wenn sie ihrerseits erklärt, es gebe auch heute der nationalen Aufgaben noch genug, sie wolle ihre Mitglieder „zu tüchtigen, im Denken und Handeln freien und selbständigen Bürgern eines einigen, nach innen kräftigen, nach außen mächtigen deutschen Vaterlandes“ erziehen und nach Kräften „die Erhaltung deutscher Sitte und Sprache und das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Stämme deutscher Zunge“ pflegen. Besonnenen Takt bewies sie dabei in der mehrfachen freundschaftlichen Abwehr der um die Aufnahme in den Eisenacher Bund werbenden österreichischen Burschenschaften, denen die deutsche Zunge doch etwas gar zu lose sitzt; die Österreicher haben seitdem schließlich einen Bund, der in Linz tagt, geschlossen, und eine gewisse Pflege der Zusammengehörigkeit, wie sie der genannten Satzung entspricht, ist dadurch erleichtert worden und wird zugleich durch die Burschenschaftlichen Blätter geübt.

Schon die eben angeführte Stelle aus den neuen Satzungen von 1886 führt dazu, einen Blick auf die Stellung der Burschenschaft zur Judenfrage zu werfen. Im allgemeinen ist die Burschenschaft offenbar bestrebt, von der Aufnahme jüdischer Mitglieder loszukommen. Die Gründe dieses Wunsches wollen wir hier nicht breiter erörtern, sicher liegen sie in der Hauptsache in der antisemitischen Gesamtüberzeugung des ganzen jungen Geschlechts und in der Einsicht, daß die jungen Juden weniger Burschenschafter sein, als vielmehr überhaupt da, wo sie noch können, sich eindrängen und eine Rolle in ihrer Art spielen wollen und dann durch ihre Respektlosigkeit gegen alles, ihre Lüsternheit, ihr Protzentum und ihren Mangel an außerjüdischem Gemeinsinn zersetzend und korrumpirend wirken. Daneben fällt aber jedenfalls auch der praktische Gedanke ins Gewicht, daß heutzutage jede verjudete Verbindung

— und zur baldigen Verjudung bedarf es zunächst nur der Zulassung eines einzelnen — bei den übrigen „drunterdurch," d. h. um alles Ansehen gebracht und, wenn sie nicht ein rein jüdischer Klub werden will, in ihrem zukünftigen Bestehen bedroht ist. Freilich hat es die Burschenschaft hierin schwerer als andre Verbindungsgruppen: sie hat von Alters her, als die Juden noch nicht so reich waren (also weniger ins Korps strebten, was damals noch ging) und in dem damaligen Liberalismus der Burschenschaften ihre natürliche Heimstätte fanden, sehr viele jüdische alte Herren, darunter manche bescheidne und höchst ehrenwerte Männer. Die möchte man nun jetzt nicht vor den Kopf stoßen. Ferner sind in einzelnen, wenn auch nur wenigen aktiven Burschenschaften noch Juden. Diese spielen dort, unterstützt von Moses und den Propheten, leicht die erste Violine, indem sie zum Freisinn einerseits und zugleich zur äußerlichsten Korpsnachäfferei drängen, und wenn sie hin und wieder auch zu mehr Bescheidenheit gezwungen werden, so wirken sie doch schon durch ihr Vorhandensein und die dadurch gebotene bundesbrüderliche Rücksicht hindernd auf die Freiheit der Besprechungen und Beschlüsse ein. Zu den Verhandlungen des A. D. C., d. h. des Allgemeinen Deputirten-Konvents (o deutsche Burschenschaft!) zu Pfingsten in Eisenach sollen von solchen „konfessionell" gemischten Burschenschaften gern die Juden als Vertreter gesandt werden oder doch als freiwillige Begleiter der Vertreter, als sogenannte A. D. C.-Bummler, mitkommen, sodaß durch ihre Anwesenheit mit und ohne Stimmrecht auch diese Verhandlungen von vornherein ihr noli me tangere erhalten. Trotz alledem — ihre Tage sind auch in der Burschenschaft gezählt, und das verdankt diese hauptsächlich der frühzeitigen Abwendung einer Gefahr, die sie übrigens kaum ganz übersah, dem Umstande nämlich, daß der 1881 innerhalb des A. D. C. vertraulich betriebne Gedanke: jede Burschenschaft durch A. D. C.-Beschluß zu verpflichten, jedes Mitglied einer andern, wenn es die Universität wechsle, auf Verlangen (als sogenannten Zweibändermann) aufzunehmen, a limine abgewiesen wurde. Die Gründe der Abweisung lagen damals mehr in dem Bestehen von Sonderkartells und von besondern, ablehnenden Traditionen mehrerer ältern Burschenschaften im Punkte der Doppelmitgliedschaft, in allbekannten Abneigungen einzelner Burschenschaften gegen einander und ähnlichem; was aber thatsächlich und mehr unwissentlich damals verhindert wurde, war die planmäßige Verteilung der jüdischen Burschenschafter über den ganzen A. D. C., die um so fester allerorten das Heft in den Händen gehalten hätten, als sie stets für ihre Stellung in der einen Burschenschaft durch ihre Zugehörigkeit zu einer zweiten eine Stütze gehabt hätten, die peinliche Rücksicht erforderte.

Ein weiterer Konfliktsherd für die Burschenschaft ist neuerdings öfter das Mensurwesen gewesen. Hier hat allerdings, wie auch bei sonstigen Äußerlichkeiten, z. B. der Kleidung, den dreifarbigen Schnurrpfeifereien und leider vielfach auch dem Geldverthun, die landläufige Ansicht wieder Recht, daß zwischen

Korps und Burschenschaft kein besondrer Unterschied mehr sei. Denn daß die Korps zum Teil (aber nur zum Teil) noch häufiger als ihre feindlichen Brüder pauken, daß die jungen Korpsfüchse die erstenmale unter vermehrten Schutzmaßregeln fechten, die Füchse der andern aber schon das erstemal ihre Haut ganz ebenso wie alle spätern male zu Markte tragen müssen, sind keine Unterschiede. Die Mensuren sind es nun aber, an die sich in erster Linie die Öffentlichkeit stößt, und zwar besonders die sogenannten Bestimmungsmensuren, die überall bei den „schlagenden“ Verbindungsgruppen eingebürgert sind. Eine Verpflichtung, das Mensurwesen zu bekämpfen, hat die Burschenschaft in ihren Anfängen nicht übernommen und nie als gemeinsamen Grundsatz in den Vordergrund gestellt; sie steht also hier in keinem Widerspruch zu ihrem alten Prinzip. Und als geschloßne Verbindung braucht sie, wenigstens vorläufig, die Mensur: zur Fernhaltung von Elementen, die sich mit den bunten Farben nur zieren und decken möchten, zur Beobachtung der eignen Mitglieder, denn der persönliche wirkliche Mut wird nicht durch das geringe Wagnis einer Mensur, sondern erst durch das Verhalten während der Mensur kund, zur Schulung von Geistesgegenwart und Gewandtheit — die bloßen Fechtbodenübungen vermögen das allein so doch nicht zu geben — und, so sonderbar es klingen mag, als unersetzliches Korrelat des Verkehrs unter einander. Die einzelnen Mitglieder aber wollen auf Mensur gehen, denn Obsiegen ist rühmlich, und Abgeführtwerden bleibt ohne jeden Stachel, wenn man nur „gut gestanden“ hat — es war ja jedesmal „reines Pech“ —, und die Mensurtage im Walde oder im geräumigen Dorfsaal sind wirklich etwas ganz Hübsches. Wir sind deshalb keine Bewundrer des Mensurwesens, aber unter dem Banne der jetzt noch herrschenden Anschauungen ist für eine Farbenverbindung nur zweierlei möglich: völlig mitzuthun, oder den unbedingten Abscheu vor dem Blutvergießen zur Hauptgrundlage und Losung ihres Bestehens zu machen und sich freiwillig in eine Art von Pariastellung zu begeben. Beseitigte man jetzt schon den Schläger, so würden die Pistole und der Knotenstock sein Erbe antreten. Unnötige Mißstände kommen allerdings genug vor; dahin gehört vor allem, daß vielfach eine Partei ihren schon übel zugerichteten Paukanten zu lange weiter schlagen läßt, weil sie immer noch auf eine glückliche Wendung hofft. Das giebt nachher die böse zugerichteten Gesichter. Hier sollte die Behörde eingreifen, hier, wo die einzige Möglichkeit ist, daß sie Erfolg hat, nämlich indem sie auf Einsetzung eines bei beiden Parteien angestellten, also unparteiischen ältern Paukarztes dringt, der das nötige Ansehen genießt und frühzeitig „abführen“ läßt. Wo bei den Parteien „ältere Mediziner,“ d. h. junge Kliniker flicken, liegt die Entscheidung viel zu sehr in den Händen der ehrgeizigen Sekundanten. Vortrefflich in diesen Dingen war der verstorbne ordentliche öffentliche Heidelberger Paukarzt Dr. Immisch, der zum Glück auch einen entsprechenden Nachfolger gefunden hat. Der sorgte denn auch

dafür, daß die Verwundeten genügend lange im Korbe lagen, d. h. zu Hause blieben und nicht mehr Bier tranken, als durchaus notwendig war. Dafür sehen aber auch die alten Paukanten der Heidelberger Hirschgasse beneidenswert menschlich aus.

Wir wissen selber, daß über und auch für das Mensurwesen noch manches gesagt werden könnte, aber es wäre zwecklos, da Fernstehende hier doch schwerer verstehen und ehemalige Finken, die nie „loswaren," sich darin begreiflicherweise ganz absprechend verhalten. Was ein guter Teil der alten Burschenschafter den jungen zum Vorwurf macht, und was das Hauptsteckenpferd der Reformmahnungen bildet, das ist die sogenannte Bestimmungsmensur. Die Alten bekämpfen sie, weil sie ihrer Zeit sie nicht gehabt, sondern als korpsmäßig angesehen haben. Und doch ist die Bestimmungsmensur gerade das, was als die glücklichste Wandlung in der Geschichte des Fechtens und als eine Beseitigung zahlreicher Übelstände anzusehen ist. Die Fechtchargirten der einzelnen Verbindungen machen miteinander die Paare aus, die „losgehen" sollen, und zwar darnach, wie die Gegner einander am ehesten gewachsen sind. Damit ist dem Raufboldwesen der Boden entzogen, schwache Fechter und insbesondre unschuldige Finken sind gegen Anrempeln mit nachfolgender Forderung geschützt. (Die Korporationen bestrafen vielfach sogar ihre Mitglieder, wenn sie ohne Veranlassung rempeln, und zwar sehr empfindlich.) Ferner fällt so jeder Beigeschmack der persönlichen Beleidigung weg. Daß die einzelnen öfter unter der Herrschaft der „Bestimmung" losgehen müßten, als sie Lust haben, richtiger gesagt: als ihnen auch ohnedies nahegelegt wäre — es handelt sich ja immer nur um aktive Verbindungsstudenten —, trifft nicht zu, man vergleiche nur statistisch die heutigen Zahlen mit denen der fünfziger und sechziger Jahre, am bequemsten auf Grund der sorgfältig geführten chronistischen Paukbücher.

Nun, man hat es trotzdem anders versucht, und eine Anzahl Burschenschaften hat eine Zeit lang unter dem Druck der alten Herren nicht mehr auf Bestimmung, sondern nur auf „Contrahage" zu fechten beschlossen. Da ging dann der junge Aktive abends vor die Wohnung des Kommilitonen, dessen Namen ihm der Fechtwart zugeflüstert hatte, rief ihn ans Fenster, unterhielt sich mit ihm und sagte ihm zum Schluß, er sei übrigens ein dummer Junge, worauf der gar nicht erstaunt war, sondern höflichst kontrahirte. In Jena wurden sogar, ebenfalls unter dem erwähnten Druck, über diese Forderungen auf Schläger Ehrengerichte gehalten! Dabei blieb nicht aus, daß bei der verlangten Auskunft über den Grund der Beleidigung und Forderung allerhand schlechte Witze gemacht wurden, es gab z. B. einer an, die Nase seines Gegners habe ihm nicht gefallen, und wenn diese Nase ohnehin in dem Verdachte krampfhaft abgeleugneter orientalischer Abstammung stand, so setzte es nachträgliche Forderungen auf Säbel und Pistolen, und das alles hatten mit ihrem bestgemeinten Einschreiten die alten Herren gethan. So hat man denn diese un-

würdige Heuchelei auf seiten der Aktiven, denen sich der Gedanke an ein wirkliches und ehrliches Nachgeben von Anfang an als undurchführbar dargestellt hatte, schließlich doch wieder fallen lassen.

Ferner hat das Festhalten an gewissen alten Grundsätzen der Burschenschaft, die sich auf ihre innere Organisation beziehen, allmählich und teilweise verblümt aufgegeben werden müssen, seit sie in erster Linie Verbindung ist. Ihre Füchse dürfen sich ja, im Gegensatze zu den Renoncen bei den Korps, als Mitglieder betrachten. Aber Füchse müssen sie bleiben, bis sie die Statuten und die Grundsätze, wie die Formalitäten des innern Verbindungslebens, die Geschäftsordnung, die Zusammensetzung und Organisation des A. D. C. und ähnliche Dinge gelernt und begriffen, sich in ihrem Benehmen nach außen und auf der Mensur bewährt und eine gewisse „Direktion" und Erfahrung gewonnen haben. Trotzdem hat man ihnen auf Grund der altburschenschaftlichen Gleichberechtigung hie und da volles Stimmrecht verleihen wollen. Das hat dann zu den übelsten Folgen, besonders in mitgliederschwachen Verbindungen geführt. Ehrgeizige Burschen fingen die Seelen der Füchse durch Liebenswürdigkeit und süße Versprechungen ein, untergruben die Disziplin, der sich der nicht „aufgeklärte" Fuchs sonst mit harmlosem Eifer unterwirft, hetzten gegen die Chargirten, und die Folge waren unglaubliche Wahlen und verhängnisvolle Beschlüsse, besonders auch in Kassenangelegenheiten. So ist auch auf diesem Gebiete die Gleichberechtigung praktisch in die Brüche gegangen. Einzelne Burschenschaften haben zwar das Stimmrecht der Füchse beibehalten, erledigen aber dafür alle Angelegenheiten kritischer Art in Ausschüssen, Burschenkonventen, Ehrengerichten oder wie sies sonst nennen.

Das wären so ein paar Punkte aus dem Widerstreite von Theorie und Praxis, Rückwärts- und Vorwärtsblicken, unter dessen Bann die heutige Burschenschaft steht. Dieses Doppelspiel ist auch der Grund, weshalb weder die Studentenschaft noch das Publikum recht weiß, was die Burschenschaft eigentlich will, ein Umstand, der den Korps praktisch zu gute kommt, die sonst an sich viel weniger auf wirkliche Sympathie von außen rechnen könnten. Die Burschenschaft hat diesen Schaden und die hemmenden Einflüsse jener Konflikte auf ihre logische innere und äußere Entwicklung auch mehr oder minder gemerkt und im Jahre 1886, nachdem der A. D. C. bis dahin nur ein äußerlicher Verband mit bloßer Geschäftsordnung gewesen war, der alle grundsätzlichen Fragen den einzelnen Verbandsburschenschaften überließ, einen Ausgleich der Forderungen, die die Wirklichkeit an die heutige Verbindung stellt, mit ihren alten Überlieferungen durch ein gemeinsames Programm versucht. Dessen Formulirung war bei allerhand verschiednen Meinungen und Richtungen und sehr verschiedner Klarheit der Köpfe unter den Beschließenden natürlich ein schweres Stück, und wenn die Lösung vorläufig einigermaßen zur allgemeinen Zufriedenheit der Beteiligten gelungen ist, so ist das doch nur auf Kosten

völliger Entschiedenheit und Aufrichtigkeit geschehen. Die alten Überlieferungen, auch die unhaltbaren, stehen alle darin, um ihre theoretischen Anhänger und die alten Herren zu versöhnen, aber durch die nähere Umschreibung und allerhand Verbrämung werden sie dann wieder aufgehoben oder abgeschwächt. Die sehr glückliche Formulirung des nationalen Prinzips wurde schon (S. 24) in der Hauptsache angeführt. Mit der Freiheit finden sich die Satzungen so ab, daß sie „das Prinzip der geistigen und studentischen Freiheit“ aufrechterhalten und dann definiren: „Die geistige Freiheit sieht die Burschenschaft in der Lossagung von Vorurteilen, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Denkens, der Energie und Freiheit des Handelns.“ Das klingt heutzutage geradezu wie eine Absage an den landläufigen Liberalismus. Die „Gleichberechtigung aller ehrenhaften Studenten“ hinkt bei der Definition der „studentischen Freiheit“ als unschuldiger Nachsatz zu dem wenig besagenden anerkannten „Rechte jedes einzelnen Studenten, von allen akademischen Vorrechten Gebrauch zu machen und sich an allen studentischen Angelegenheiten zu beteiligen,“ hinterher. Die „Wissenschaftlichkeit,“ die die Burschenschaft von jeher hat pflegen wollen, ist völlig ausreichend definirt, notabene, wenn sie auch beherzigt wird, die „Sittlichkeit“ ebenso. Nebenbei bemerkt halten einzelne Burschenschaften von traditionell rein christlichem Charakter ihr altes Keuschheitsgebot mit einer Treue aufrecht, die bei den heutigen recht häßlichen studentischen Anschauungen in dieser Beziehung besonders rühmenswert ist. Für die übrigen ist immerhin auch die bunte Mütze, besonders in kleinern Universitätsstädten, wo man ihren Träger auch im Hute wiedererkennt, kein geringer äußerer Schutz, wie bei andern Verbindungen ja auch. Ihren Standpunkt als Verbindung wahrt die neuere Burschenschaft durch die Hervorhebung ihres Eintretens für die „Eigenheiten des deutschen Studentenlebens“ und die mehrmalige Erwähnung „strammen Auftretens“; von den alten Grundsätzen wird die Ausbildung der körperlichen Kräfte in diesen Zusammenhang gezogen und durch „Fechten und sonstige passende Leibesübungen“ (nur wenige turnen offiziell) erläutert. Verhältnismäßig jung, aber aus der Erfahrung genommen und dem Herkommen der tüchtigern Burschenschaften entsprechend ist die Forderung des Maturitätszeugnisses für die Mitgliederaufnahme im ganzen A.D.C., wodurch die Elite der Chemiker, Pharmaceuten, Tierarzneistudenten u. s. w. fern gehalten wird.

Die hier ausgehobnen wichtigern Punkte mußten aber, wie gesagt, in jenen Satzungen teilweise recht verklausulirt werden. Geradezu komisch wirkt der Übergang vom hohen Kothurn zur allermodernsten Praxis bei dem einen, dem letzten Paragraphen: „Die Burschenschaft verlangt von ihren Mitgliedern, daß sie sich stets vollbewußt sind, wie hohen Idealen sie als Burschenschafter nachstreben, und daß sie dies Bewußtsein auch äußerlich durch strammes, selbstbewußtes und einheitliches Auftreten an den Tag legen.“

Wird die Burschenschaft jemals ganz und gar Korps werden? Jedenfalls nicht so bald und hoffentlich auch nicht unter diesem undeutschen Namen. Eine Annäherung der in vielem die gleichen Ziele verfolgenden und durch nichts mehr ganz schroff geschiednen Brüder, dieser Walt und Vult, um mit Jean Pauls Flegeljahren zu reden, halten wir für eine unausbleibliche Folge der ganzen unabänderlichen Bewegung und auch für wünschenswert, weil dadurch dem Wetteifern in manchen Thorheiten die Spitze abgebrochen werden würde, ferner aus dringenden gesellschaftlichen Veranlassungen für die Studenten wie für die alten Herren. Diese Fragen und Zustände alle, auch was der S. C. bei solcher Annäherung gewinnen würde, worin er nachgeben müßte, soll ein zweiter Aufsatz behandeln, der dabei zugleich die andern Verbindungsgruppen von den Korps bis zu den „Reformburschenschaften" in bequemer Kürze beleuchten soll.

Ernst von Bandel

Von Konrad Lange

Die Kunstgeschichte ist in der Anerkennung vergangner Leistungen zuweilen hartherzig. Nur wer wirklich etwas gekonnt hat, findet Gnade vor ihren Augen. Für das bloße Wollen hat sie kein Verständnis. Künstler, die auf halbem Wege stehen geblieben sind, werden von ihr nicht beachtet.

Und doch, wenn Kunstgeschichte mehr sein will als bloße Aufzählung großer Künstler und bedeutender Kunstwerke, wenn sie eine Geschichte des künstlerischen Geschmacks, der künstlerischen Ideale sein will, kann sie dann die vergessen, die nur gewollt, die nur das Höchste erstrebt haben, ohne es zu erreichen? Kann sich nicht schon in dem Wollen eines Künstlers — und sei er selbst unbedeutend — der Geist einer bestimmten Kunstepoche aussprechen, kann nicht schon sein Streben, sein ideales Ringen die geistigen Mächte veranschaulichen, die ein Zeitalter bewegen, eine Epoche in die andre überführen?

Das waren die Fragen, die sich mir wiederholt aufdrängten, als ich die lebendig geschriebne Biographie Bandels las, die ein hannoverscher Lehrer kürzlich herausgegeben hat. Der Schöpfer des Armindenkmals im Teutoburger Walde war solch ein Wollender, über den die Kunstgeschichte erbarmungslos hinweggeschritten ist; ein guter Kerl, aber ein schlechter Musikant, würde der Volkswitz sagen, ein Mensch voll großartiger Ideen, aber ohne

*) Ernst von Bandel, ein deutscher Mann und Künstler, von Dr. Hermann Schmidt. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1892. Mit 6 Abbildungen.

jenes anhaltende, stetige Feuer künstlerischer Begeisterung, das von dem allgemeinen zum einzelnen, von der Idee zur Durchführung herabzusteigen und den Geist in die sinnliche Form zu bannen weiß. Die Kunstgeschichte kennt ihn so gut wie gar nicht, selbst in ausführlichen Schilderungen der modernen Kunst findet er keine oder nur eine flüchtige Erwähnung. Und doch ist er interessant wegen der Ideale, die ihn erfüllten. Was gegenwärtig unsre Kunst bewegt, hat Bandel schon vor mehr als einem halben Jahrhundert gewollt, geahnt, mit begeisterten Worten gefordert. Der nationale Zug, das gesunde Naturempfinden, die Abkehr vom Klassizismus und von ausländischen Vorbildern, kurz alles, was wir unsrer heutigen Kunst wünschen möchten, hat schon in ihm einen Propheten gefunden. Freilich einen Propheten in der Theorie, nicht in der Praxis. Denn nichts von all den schönen Ideen einer nationalen, modernen, volkstümlichen Kunst, die ihn erfüllten, hat er zur Ausführung gebracht. Wohl hat er von einer deutschen Kunst der Zukunft geträumt — und er selbst wollte ihr Hauptvertreter werden. Aber seine Werke sind in einem leeren Klassizismus stecken geblieben, der in nichts über den Stil der herrschenden Schule hinausgeht. Wohl hat er gefühlt, daß Nachahmung der Natur das Höchste in der Kunst sei. Aber er hat nicht die Kraft gehabt, sich über die idealistische Schablone zu erheben und mit dem Naturstudium Ernst zu machen. Wohl hat er die Schwächen der damaligen Kunst klar erkannt. Aber es blieb ihm versagt, diese Erkenntnis in die Praxis umzusetzen, ein Reformator der deutschen Kunst zu werden.

Die Gründe dieses Mißlingens waren zum großen Teil persönlicher Art. Der Verfasser hat gut gethan, auf dem Titel seines Buchs den „deutschen Mann" vor den „Künstler" zu stellen. In der That war in Bandel der Mann stärker entwickelt als der Künstler. Ein Überschuß an Charakter schadete seinen Fähigkeiten. Das klingt paradox und ist doch richtig. Nur Idealisten glauben noch das Märchen, daß Charakter und Talent notwendig zu einander gehörten. Es wäre gewiß schön, wenn es so wäre, aber die Künstler- und Gelehrtengeschichte beweist das Gegenteil. Wohl schließen sich Talent und Charakter nicht geradezu aus. Aber bei vielen Naturen ergiebt sich aus der einseitigen Entwicklung der Verstandes- und Phantasiekräfte geradezu eine Verkümmerung der sittlichen Fähigkeiten. Wie viele Künstler kennt die Kunstgeschichte, die im Leben geradezu verächtlich waren und doch von der Nachwelt vergöttert wurden! Ihre schlimmen Charaktereigenschaften wurden eben bald nach ihrem Tode vergessen, ihre Werke dagegen dauerten fort und verkündeten ihren Ruhm. Bei Bandel war es umgekehrt. Das beste Teil von ihm, sein frischer, natürlicher Sinn, sein männlicher Charakter, sein kerndeutsches Wesen, ging mit ihm zu Grabe. Es blieben nur die unglücklichen Erzeugnisse seiner Kunst, die uns sein Bild in ganz unvollkommner Weise wiederspiegeln.

Solche Künstler bedürfen ganz besonders eines liebevollen Biographen. Ihr äußerer Lebensgang, ihre Briefe, ihr sonstiger schriftlicher Nachlaß gehören dazu, um sie ganz zu verstehen. Wir wollen nicht nur wissen, was sie gemacht haben, sondern auch, was sie gewesen sind. Ihr Leben und ihre Werke gehen nicht in einander auf. Einen solchen Biographen hat Bandel in dem Verfasser gefunden. Als Hannoveraner, als Freund der greisen noch lebenden Witwe Bandels, war er ganz besonders geeignet, diese Biographie zu schreiben. Mit großem Fleiß hat er alle schriftlichen Quellen für Bandels Leben gesammelt, seine Werke in Originalen, Gipsabgüssen oder Photographien nachgeprüft, und man kann ihm das Lob nicht versagen, daß er aus diesem Material ein fesselndes Lebensbild zusammengestellt hat, das man mit Spannung liest und mit Befriedigung aus der Hand legt. Ein frischer nationaler Zug weht durch das Ganze, und nur selten läßt sich der Verfasser bei der Schilderung der Werke seines Helden zu einer schwungvollern Tonart hinreißen, als sie der Gegenstand zu fordern scheint.

Bandel war von Natur nicht ohne künstlerische Gaben. Er hat zwar erst spät zeichnen lernen, aber früh modellirt und überhaupt für werkthätiges Schaffen schon als Knabe Sinn gehabt. Dennoch kam er verhältnismäßig spät und nicht ohne Schwankungen in die Künstlerlaufbahn hinein. Er selbst wäre am liebsten Soldat geworden, was bei seinem kräftigen Naturell und den Anregungen der napoleonischen Zeit wohl begreiflich ist. Aber sein Vater, der in Ansbach preußischer Regierungsdirektor, später bairischer Appellationsgerichtsdirektor war, litt es nicht, und ihm zu Liebe mußte er sich für die Forstkarriere entscheiden. Als Vierzehnjähriger kam er zur Vorbereitung für diesen Beruf nach Nürnberg auf die höhere Realschule. Aber eine Reise, die er von dort aus nach München unternahm, entschied über sein Schicksal. Er wurde mit dem Architekten Karl von Fischer bekannt, der damals gerade das königliche Theater baute, und trat schon mit achtzehn Jahren als besoldeter Hofbauzeichner in dessen Büreau ein. Als dann Fischer schon nach zwei Jahren starb und man Bandel anbot, Schüler von Leo von Klenze zu werden, weigerte er sich, da ihm Klenze unsympathisch war, entschieden und sattelte gleichzeitig, um seiner Meinung nach rascher vorwärts zu kommen, zur Malerei um. Als Schüler der beiden Langer, von denen der Vater damals Akademiedirektor war, trat er in die Akademie ein.

Kurz zuvor war Cornelius vom Kronprinzen Ludwig nach München berufen worden, um die Säle der Glyptothek mit Fresken zu schmücken. Wir verdanken Bandel eine interessante Schilderung des Gegensatzes, der sich damals zwischen den Schülern von Langer und Cornelius bildete. Die neue Romantik und der alte akademische Klassizismus konnten sich nicht verstehen. „Die Akademie sagte: Bursche, lernt erst gehen, ehe ihr tanzen wollt. Die cornelianische Schule aber sagte: Acht Tage im Gebirge ist besser als Monate

lang Anatomie studiren. Tötet den Geist nicht durch ängstliches Studium. Sie gingen spazieren, machten Skizzen und Skizzchen und waren überglücklich in Selbstberäucherung, während wir »ochsten,« wie sie es nannten, und mit unsern Arbeiten unzufrieden waren. Sie wurden immer mehr Sklaven ihres Meisters und halfen ihm Flächen anstreichen, während wir immer mehr festen Fuß faßten und uns selbständig bewegen lernten." Gewiß überschätzt hier Bandel die Vorzüge der Langerschen Schule, aber man muß zugeben, daß sein Urteil über die Corneliussche Lehrmethode nicht unrichtig ist.

Aber auch seine Thätigkeit als Maler sollte nicht lange dauern. Ohne sichtbaren äußern Anlaß, rein aus Laune wandte er sich mit einemmale der Bildhauerei zu und trat in das Atelier von Thorwaldsens Schüler Johann Haller ein. Hier scheint er sich besonders das Handwerksmäßige der Plastik rasch angeeignet zu haben. Äußerlich betrachtet war es ein Glück für ihn, daß er gerade in die Jahre hineinkam, wo durch die Bauthätigkeit des Königs Maximilian Joseph und des Kronprinzen Ludwig den Bildhauern Münchens ein reiches Feld der Thätigkeit eröffnet wurde. Ein königliches Stipendium, das er für die Ausführung des Skelldenkmals im englischen Garten erhielt, ermöglichte ihm einen zweijährigen Aufenthalt in Italien. Während der Jahre 1825 bis 1827 hat er in Rom gelebt, wo damals ein reges künstlerisches Treiben herrschte.

Aber von Natur hartköpfig und selbstbewußt, verwöhnt noch durch seine frühen Erfolge, verfeindete er sich bald mit den maßgebenden Persönlichkeiten. Bei König Ludwig fiel er durch Nichtachtung der königlichen Wünsche vorübergehend in Ungnade, und wenn er auch später wieder zu Gnaden angenommen und unter Rauchs Leitung bei den Giebelgruppen der Glyptothek beschäftigt wurde, so scheint ihm doch Klenzes Einfluß dauernd beim König geschadet zu haben. Scheute er sich doch auch selbst nicht, durch einen ganz unmotivirten Eigensinn bei einer gleichgiltigen Sache seinen königlichen Gönner zu reizen. Er mochte wohl bald merken, daß man ihn zwar als guten Techniker ausnutzen, aber nicht als erfindenden Künstler beschäftigen wollte, und das beleidigte ihn. Als man ihm 1833 zumutete, Statuen zur Verzierung der Glyptothek und der Pinakothek nach den Entwürfen Hallers und Schwanthalers in Stein auszuführen oder unter seiner Leitung ausführen zu lassen, empfand er das als eine Herabsetzung und verließ München, um nach Berlin überzusiedeln.

In Berlin gelang es ihm freilich nicht, festen Fuß zu fassen. Schadow erklärte ihm mit der brutalen Deutlichkeit, die ihm eigen war, er könne in Berlin auf keine Arbeit rechnen, da er nicht hier gebildet sei. Auch der philosophische Ton, der in der damaligen Berliner Gesellschaft herrschte, gefiel ihm durchaus nicht. Er folgte deshalb 1834 einem Rufe nach Hannover, um dort die plastische und malerische Ausschmückung des Leineschlosses und der Schloßkirche zu übernehmen.

In Hannover hat Bandel dann, allerdings mit längern Unterbrechungen, die durch den Aufenthalt in Detmold und mehrere italienische Reisen veranlaßt waren, bis an seinen Tod gelebt. Für die geringen ästhetischen Bedürfnisse des damaligen hannoverschen Hofs und die noch geringern der Bürgerschaft genügten seine künstlerischen Gaben vollkommen. Auch Göttingen verdankt ihm einige in den dreißiger Jahren entstandne Werke, deren schwache dekorative Ausführung nur in der vollkommen kunstlosen Atmosphäre, in der sie entstanden sind, einigermaßen erträglich erscheint. In Göttingen erhielt er auch bei Gelegenheit eines Rektoratsessens eine neue Anregung für seinen Lieblingsgedanken, die Errichtung eines Arminiusdenkmals.

Schon 1819 hatte Bandel den Plan gefaßt, dem Befreier Deutschlands vom römischen Joch ein Denkmal zu setzen. In Berlin, im Hause Wackernagels, hatte er das zweite Modell gemacht und viel mit Schadow über die richtige historische Auffassung Armins disputirt. Als ihm dann nach dem Regierungsantritt Ernst Augusts von Hannover (1837) jede Aussicht auf künstlerische Beschäftigung für den hannoverschen Hof genommen war, warf er sich mit neuem Eifer auf die Ausführung seines Gedankens. Er suchte selbst im Teutoburger Walde den Platz für das Denkmal aus, gründete den Denkmalverein in Detmold und brachte durch eifrige Agitation die erste Bausumme in Form freiwilliger Gaben zusammen. Seine damaligen Ideen wichen in vieler Beziehung von den später zur Ausführung gekommenen ab. Arminius sollte noch auf einem felsenartigen Unterbau stehen, den Bandel dann glücklicherweise mit dem zwanzigeckigen kuppelgekrönten Unterbau vertauschte, der zwar nicht sehr schön ist, aber doch in glücklicher Weise den Eindruck urwüchsiger Kraft macht und gut zu der Umgebung des Berges und der Wälder paßt. Auch sollte die eigentliche Statue damals noch beträchtlich kleiner werden, wie ja bekanntlich auch die ersten in Kupfer getriebnen Teile der Figur in kleinerem Maßstabe ausgeführt worden sind. Dafür beabsichtigte Bandel aber damals, wie es scheint, eine große monumentale Treppenanlage von dem Fuße des Berges bis auf die Grotenburg, und eine Art Ehrenforum um die Statue herum anzulegen. Man kann sich freuen, daß er sich in all diesen Dingen später eines bessern besonnen hat.

Die Ausführung des Unterbaus machte eine Übersiedlung nach Detmold nötig. In den ersten Tagen des Jahrs 1838 steckte er den Platz auf dem Teutberge ab, und von da an bis 1846 wurde der Unterbau ausgeführt. Bald nachdem dieser fertig war, trat jene Stockung der Arbeit ein, die bis 1862, also volle sechzehn Jahre, dauern sollte.

In spannender Weise hat der Verfasser alle die Schwierigkeiten geschildert, die sich dem Unternehmen in den Weg stellten. Politische und persönliche Verhältnisse wirkten zusammen und verzögerten die Vollendung. Es ist wirklich interessant, die Geschichte dieses Denkmals zu verfolgen, weil sie voll-

kommen parallel geht der Geschichte der deutschen Reichsidee. Geplant in den Jahren, wo noch die Begeisterung der Freiheitskriege nachwirkte, in Angriff genommen zwischen Juli- und Märzrevolution, wo sich der nationale Gedanke wieder von neuem zu regen begann, gefördert in den Zeiten vorübergehender Begeisterung, wo auch die „Wacht am Rhein“ entstanden ist, vollständig stockend während der Reaktion und Vaterlandslosigkeit der fünfziger Jahre, dann wieder aufgenommen in den sechziger Jahren, wo die Macht des Schwertes den gordischen Knoten des deutschen Bundes durchhieb, endlich vollendet nach der glücklich vollbrachten Schöpfung des neuen deutschen Reichs — es giebt wohl kaum ein Kunstwerk, das enger mit der deutschen Geschichte unsers Jahrhunderts zusammenhinge als dieses. Wie stark die politische Stimmung auf den Fortgang der Arbeit einwirkte, dafür nur ein Beispiel. Als Bandel 1852 den damaligen hannoverschen Minister von Malortie um seinen Beistand bei der Förderung des Denkmalprojekts bitten wollte, antwortete ihm dieser: „Ich fürchte, der französische Gesandte könnte das als eine Demonstration ansehen.“ Das ist bezeichnend für die Beweggründe, von denen sich die Minister der damaligen deutschen Kleinstaaten leiten ließen!

Dazu kamen dann die ewigen Reibereien, die Bandel mit den Handwerksmeistern der Umgegend und dem Detmolder Denkmalverein hatte. Auch hier scheint der Verfasser, dem die Akten des Vereins vorgelegen haben, die Verhältnisse richtig zu beurteilen. Er giebt wohl zu, daß Bandel durch sein selbstbewußtes Auftreten vieles verdorben, vor allen Dingen durch seine Weigerung, einen genauen Kostenanschlag aufzustellen, dem Verein große Schwierigkeiten bereitet habe. Aber andrerseits hebt er doch auch hervor, daß der Verein mehr auf des Künstlers Ideen hätte eingehen müssen. War es doch Bandel gewesen, der den Plan gefaßt, das Modell entworfen, den Platz ausgesucht, die Errichtung des Unterbaus geleitet hatte. Mit größter Selbstlosigkeit hatte er seine künstlerische Arbeit dem Unternehmen unentgeltlich gewidmet, seine Laufbahn als Künstler dadurch in Frage gestellt, die Bequemlichkeit seiner Familie, sein Vermögen der guten Sache geopfert. Wie muß ihm da die Zumutung erschienen sein, einen Entwurf von Schinkel und Rauch, der von Berlin aus vorgeschoben wurde, anstatt des seinigen zur Ausführung zu bringen! Wie schmerzlich muß es ihn berührt haben, als man eine freie Konkurrenz forderte, wo es sich doch um einen Plan handelte, der ganz aus seinem Kopfe entsprungen war, mit seiner Person stehen und fallen mußte! Aber der Verein betrachtete ihn als seinen Beauftragten und scheute sich sogar nicht, sich in technische Fragen einzumischen, indem er z. B. die Partei jenes Kupferschmiedes in Lemgo nahm, dessen getriebne Arbeiten Bandel für vollkommen ungenügend erklärt hatte. Können wir es da Bandel verdenken, daß er sich alles Hineinreden und Bevormundschaften in künstlerischer Beziehung verbat, ja daß er es schließlich zum Bruch mit dem Verein kommen ließ?

Gewiß war auch dieser in einer schwierigen Lage. Das Projekt Bandels war, besonders anfangs, keineswegs tadellos und erfuhr auch von verschiednen Seiten herben Tadel. Aber hier handelte es sich gar nicht darum, das schlechthin beste zu machen, was die deutsche Kunst damals hätte zu stande bringen können — und ob Schinkel oder Rauch das gekonnt hätten, ist bei der Eigentümlichkeit gerade dieser Aufgabe sehr zu bezweifeln —, sondern vielmehr darum, den Plan eines einzelnen Künstlers, der sich die Errichtung dieses Denkmals zur Lebensaufgabe erkoren hatte, zur Ausführung zu bringen. Dies Recht der Persönlichkeit, das sich Bandel wahrlich verdient hatte, hätte man anerkennen sollen.

Aber alle diese Schwierigkeiten konnten einen Mann wie Bandel auf die Dauer nicht abschrecken. Er war von einem wahrhaft rührenden Optimismus beseelt. Noch in den sechziger Jahren gab es außer ihm kaum jemand in Deutschland, der mit Bestimmtheit an die Vollendung des Werkes geglaubt hätte. Und doch hatte 1862 durch die Gründung des hannoverschen Denkmalvereins die Sache einen neuen Aufschwung genommen. Das einzige Gefühl, das man für den Künstler übrig hatte, war das des Mitleids, daß er die besten Jahre seines Lebens einem unausführbaren Ideale widmete.

In der That muß man sagen, daß die Denkmalarbeit für Bandels künstlerische Entwicklung verhängnisvoll geworden ist. Während er mit äußern Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte und seine Kräfte mit der Leitung handwerksmäßiger Arbeiten aufzehrte, starb der Künstler in ihm mehr und mehr ab. Von Anregung in künstlerischer Beziehung konnte man weder in Hannover noch in Detmold viel reden. Vergeblich hatte Bandel früher versucht, in München wieder festen Fuß zu fassen, vergeblich zu wiederholten Malen in Italien neue Anregungen gesucht. Vergeblich bewarb er sich bei großen architektonischen Konkurrenzen wie dem Hamburger Rathaus, der Wiener Votivkirche und der Fassade des Florentiner Domes. Selbst in der Stadt Hannover hatte er mit seinen Konkurrenzen, z. B. um das Schillerdenkmal, kein Glück. Wir begreifen es, daß er vorübergehend daran dachte, nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, ja daß ihm sogar der Gedanke gekommen ist, nach Italien oder selbst Amerika auszuwandern. Während er in hochfliegenden Phantasien davon träumte, dem deutschen Volke ein hochragendes Wahrzeichen zu errichten, war er genötigt, um des lieben Brotes willen Taufsteine, Grabmäler, Altäre, Gesimse, Säulenkapitäle und Konsolen in Sandstein auszumeißeln, er, der es früher verschmäht hatte, Statuen nach den Modellen andrer auszuführen! Während sich das Werk seines Lebens langsam der Vollendung näherte, sank seine künstlerische Kraft von Jahr zu Jahr mehr. Der Künstler in ihm wurde zum Handwerker.

Der siegreiche Krieg von 1870/71 brachte der Denkmalsangelegenheit den letzten entscheidenden Anstoß. Freudig trug die Jugend des neu erstandnen

deutschen Reiches ihr Scherflein bei, und Kaiser und Reich spendeten die letzten großen Summen. Als aber am 16. August 1875 die Vollendung des Werkes gefeiert wurde und unter dem Jubel einer tausendköpfigen Menge Kaiser Wilhelm der Erste mit dem Künstler am Arme auf der Tribüne erschien, da war der alte Bandel ein gebrochner Mann. Sein Auge, das so lange „treufest“ in die Zukunft geschaut hat, versagte ihm beinahe den Dienst. Noch ein Jahr und wenige Wochen, und er gehörte nicht mehr zu den Lebenden.

Es ist wohl ohne Beispiel in der Kunstgeschichte und wird auch ohne Beispiel bleiben, daß ein Werk von solcher Größe, unter solchen Schwierigkeiten, ohne Hoffnung auf äußern Gewinn von einem einzelnen in siebenunddreißigjähriger Arbeit zu Ende geführt wird. Dazu gehört eine Zähigkeit des Willens, ein Idealismus, eine Selbstverleugnung, wie sie nur bei uns Deutschen vorkommt, und selbst bei uns nur in seltenen Fällen. Diese Energie des Willens ist offenbar der hervorstechende Charakterzug Bandels.

Ein zweiter Charakterzug von ihm ist sein Unabhängigkeitsstreben. Dies mag zum Teil Familienerbe gewesen sein. Hatte doch sein Vater zu jenen Richtern gehört, die Friedrich dem Großen in dem Prozeß des Müllers Arnold Widerstand geleistet hatten. Zum Teil hatte es sich durch die frühe Erziehung entwickelt. Denn sein Vater hatte ihn absichtlich sich vollkommen selbständig entwickeln lassen. Freilich war dieses Streben nach Selbständigkeit für ihn ein zweischneidiges Schwert. Es diente wohl zur frühen Entwicklung seiner Eigenart, aber es hinderte ihn doch auch an der künstlerischen Ausbildung und am Verkehr mit den Menschen. Mit seinem Stiefvater konnte er — nach dem frühen Verlust seines Vaters — in kein richtiges Verhältnis kommen, da ihn dieser durchaus vom Künstlerberuf, den er verachtete, abbringen wollte. Mehr aus Eigensinn als aus innerm Bedürfnis sprang er von einer Kunst zur andern über und verscherzte sich dadurch die Unterstützung seines Königs und das Zutrauen seiner Lehrer. Durch Mißachtung äußerer Formen und Nichterfüllung königlicher Wünsche verdarb er es mit König Ludwig, und es kam zu einem Auftritt zwischen beiden, der in München sogar das Gerücht entstehen ließ, Bandel wäre gegen den König handgreiflich geworden. Während er von seinen eigentlichen Lehrern, meist unbedeutenden Leuten, mit großer Pietät spricht, fühlte er sich zu allen bedeutenden Künstlern seiner Zeit in einem schroffen Gegensatze. Von Leo von Klenze wollte er nichts wissen, Cornelius Lehrmethode war ihm zuwider, ein Schüler des nazarenischen Bildhauers Eberhard mochte er nicht werden, das Ansinnen, in Thorwaldsens Atelier zu treten, wies er mit Entrüstung von sich. Mit Rauch kam er durch seine ganz unmotivirte Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit in Konflikt, und selbst seinen intimen Freund Schwanthaler, der sich ihm freilich später ziemlich kühl gegenüberstellte, nennt er in einem Briefe einen „genialen Stümper.“ Auch M. Wagner, der künstlerische Berater König Ludwigs, scheint nicht gerade

sein aufrichtiger Freund gewesen zu sein. Er gehörte eben zu jener Klasse von Menschen, die keinem andern etwas verdanken wollen, am wenigsten einem von denen, die von aller Welt angestaunt und vergöttert werden. Mit Verachtung spricht er von dem „Schlendrian der Künstlerbildung durch Künstler.“ Er glaubte schon fertig zu sein, als er kaum angefangen hatte.

Jedenfalls kann bei einer solchen Sinnesart von regelmäßigem künstlerischem Fortschritt nicht die Rede sein. Ein Künstler, der so hochmütig jeden Einfluß von sich abweist, so ängstlich über die reine Erhaltung seiner Eigenart wacht, wird in seiner Entwicklung nur dann keinen Schaden leiden, wenn er selbst von vornherein genial angelegt ist. Das eigentliche Genie fehlte aber Bandel gänzlich. Es war zwar ganz richtig, wenn er einem Tadel gegen die egoistische Art und Weise, wie König Ludwig die von ihm beschäftigten Künstler ausnutzte, die Worte hinzufügte: „Das Schaffen in der Kunst verträgt eben keinen hemmenden Zwang, nur der Freie erstrebt Hohes. Welcher große Künstler war Schüler eines Meisters? Alle, die sich hohen Ruhm erwarben im Reiche der Kunst, sind entweder ganz selbständig vorgeschritten oder haben sich früh von fremden Einflüssen freigemacht. Wo Gott keinen Genius geschenkt hat, kann keiner eingeschult werden. Weder die Erziehung von Kunstjüngern durch Kunstschulen, noch die durch einzelne Meister hat Wert, wenn nicht die freie Entfaltung der dem Künstler innewohnenden Kräfte gewahrt bleibt.“ Sein Fehler war nur der, daß er diesen Satz auf sich anwendete, d. h. sich stillschweigend für ein Genie hielt.

Ein weiterer Charakterzug Bandels war sein ausgesprochner Patriotismus. Schon bei Gelegenheit der Okkupation Ansbachs durch die Franzosen war dieser geweckt worden. Als der französische Feldzug nach Rußland mißglückte, steinigte der zwölfjährige Knabe zum Entsetzen seiner Eltern auf offner Straße eine Gipsbüste Napoleons. Die Begeisterung der Freiheitskriege that das ihrige, solche Gefühle in dem Knaben, der zu seinem Kummer noch nicht mitziehen konnte, zu befestigen. Es rollte etwas von dem Blute E. M. Arndts und des Turnvaters Jahn in seine Adern. Hatte schon der Vater durch seine Erzählungen das Interesse für die altdeutsche Geschichte erweckt, so brachte den Jüngling dann ein wiederholter Aufenthalt in Nürnberg mit deutscher Art und Kunst in Berührung. Bildhauer wie Peter Vischer und Adam Kraft tauchten in seinem Gesichtskreis auf. Als dann sein Denkmalplan an die Öffentlichkeit trat, zählte er Germanisten wie Maßmann und Wackernagel zu seinen Freunden. Er begriff nicht, wie der Dichter Platen, mit dem er von Jugend auf befreundet war, in Italien den Deutschen so sehr verleugnen und ganz in italienischem Wesen aufgehen konnte. Er selbst hat auch in dem lockenden Süden sein Volkstum niemals vergessen. Auf den Trümmern des Forum Romanum und unter der Kuppel der Peterskirche weilte er mit seinen Gedanken „in unsern germanischen Hainen, in denen der Allmächtige

lebte ohne Einschränkung und sich ein freies Volk erschuf, das in Wahrheit und Treue fest an seiner Menschenwürde sich haltend, allen Anfechtungen menschlichen Übermuts riesenstark widerstand." Und unter der Eiche des Tasso bei S. Onofrio in Rom dachte er an den Weihnachtsbaum der nordischen Heimat, wie er sich in Parma nach den Bergen des Teutoburger Waldes zurücksehnte. Aus diesen Gefühlen heraus versteht man auch seine Klage über die deutsche Kunst seiner Zeit: „Nun tragen eure Königsstädte, ihr Deutschen, von den Zeiten her, wo wir unser deutsches Wesen vergaßen, alle Zeichen der Fremdherrschaft, die in einer Kette von Nachäffungen sich offenbaren. So sind sie Musterkarten des Fremden geworden, während unsrer Vorfahren Werke, die wahrhafte Bilder deutschen Sinnes sind, in der Heimat oft unheiligem Gebrauch verfallen sind oder geradezu zum Hohn niedergerissen werden, um Gemischen von griechischen, römisch-französischen und wer weiß sonst noch für Dingen Platz zu machen. Auf griechischen Konsolen stehen die Büsten deutscher großer Männer, in einem Griechentempel, der den ehrwürdigen deutschen Namen Walhalla trägt, zwischen griechischen, aber in der That elegant französischen Viktorien, hoch über einer unsrer schönsten Städte ragt stolz die fremde Siegerin und schaut auf die unvollendeten Türme herab, sie sieht spöttisch lächelnd, wie, nach ihr sich modelnd, Altdeutschland sich nun kleidet. Dem wahrhaften Deutschen wird unheimlich in den Städten, in denen er nur schlechte, unverstandne Nachbildungen der Fremde findet, und er sucht die Winkel seiner alten Städte auf, um sich auszuweinen über sein bei andern berühmtes, zu Hause aber verlornes Vaterland. Verkannt, vergessen ist unsrer Väter großer ernster Sinn, wir sind stolz in unserm Ruin, die Kunst geht in der Irre. Wer möchte den Beweis führen, daß das jetzige Streben der Deutschen in der Baukunst eine Volkstümlichkeit hat? Sollte unser deutsches Volk wirklich so wenig künstlerischen Sinn haben, daß es keinen eignen Baustil mehr gebären könnte? Möchten wir doch bald im alten treuen deutschen Sinne wieder erstarken." Man glaubt kaum, daß diese Worte in den dreißiger Jahren niedergeschrieben sind, so sehr erinnern sie uns an gewisse Strömungen, die heute wieder, wie zur Zeit des jungen Goethe, weite Kreise in Deutschland bewegen.

Bandel hatte ein vollkommen richtiges Urteil über die gewaltsame und unnatürliche Art, wie König Ludwig von Baiern die Kunst pflegte, und was der deutschen Kunst notthat, hat er treffend ausgesprochen. Aber er hat seine richtige Erkenntnis nicht in die That umsetzen können. Wenn man sich nach solchen Worten zu Bandels Werken wendet, so hofft man Gegenstände von durchweg nationalem Charakter zu finden. Weit gefehlt! Die Stoffe seiner plastischen Werke und seiner dekorativen Gemälde sind zum großen Teil dem antiken Götter- und Heroenkreise und dem der klassizistischen Allegorie entnommen. Da haben wir Juppiter und Juno, Mars und Venus, Hermes,

Amor und Psyche, Herakles und Omphale, Theseus und Ariadne, Orpheus, Arion, den Faun, die Musen, die Grazien, die Amazonen, Homer und Anakreon. Da haben wir Caritas, die Tages- und Jahreszeiten, die Genien der Wissenschaft und des Friedens, die Fakultäten, Gerechtigkeit und Einigkeit u. s. w., kurz, die stehenden Repertoirestücke der damaligen antikisirend-idealistischen Kunst. So wenig stimmte Theorie und Praxis bei ihm überein.

Man sollte denken, daß ein Künstler von so ausgeprägter nationaler Eigenart wie Bandel damals nur hätte Romantiker werden können. In der That hatte er eine gewisse Vorliebe für die gothische Baukunst. Mit Ohlmüller und Heideloff war er wohl bekannt, und die Werke über deutsche Baukunst, die in seiner Jugend erschienen waren, hatte er mit Begeisterung gelesen. Malerinnen der romantischen Richtung wie Marie Ellenrieder und Luise Wolf waren ihm von Jugend auf befreundet. Auch behandelte er außer dem Arminius in seinen plastischen Werken noch andre romantische Stoffe: Thusnelda, ein Mädchen mit der Orakelblume, Szenen aus dem Leben der alten Deutschen. Schon als junger Mann hatte er bei der Restauration des schönen Brunnens in Nürnberg mitgeholfen und sechs von den sechzehn Statuen an den Pfeilern neu angefertigt. Vorübergehend dachte er daran, den staufischen Kaisern in Lorch ein Denkmal zu setzen. Auch Figuren des Alten und Neuen Testaments und Reliefe biblischen Inhalts hat er gemacht: David, Ruth, Maria mit dem Christkind, den segnenden Jesus, das schlafende Jesuskind, Szenen aus der Geschichte Christi. Aber seine Auffassung und Formensprache ist nicht die eines Romantikers. Es fehlt ihm ganz im allgemeinen der romantische Sinn. Wohl hat er deutsche Geschichte mit Interesse getrieben, und von Dichtern, die er liebte, werden Th. Körner, W. Scott, Chateaubriand und Lamartine genannt. Aber das intensive poetisch-historische Interesse der Romantiker war ihm fremd, und für den historisch-romantischen Reiz z. B. einer Stadt wie Venedig hatte er nicht den mindesten Sinn. Vor allen Dingen fand der ausgesprochen religiöse Zug der damaligen Romantik keine Gnade vor seinen Augen. Schon in Rom schloß er sich weder an die Nazarener, die aus den Klosterbrüdern von S. Isidoro hervorgegangen waren, noch an die protestantischen Kapitoliner, die sich um Schnorr von Carolsfeld scharten, näher an. Die Weltkinder wie der alte Koch, Reinhart, Riedel, Jacobs, Flohr u. s. w. bildeten seinen Verkehr. Obwohl von Natur fromm, haßte er doch jedes zur Schau getragne Christentum, sowohl auf katholischer wie auf protestantischer Seite, und die ungesunden katholisirenden Neigungen der Overbeck und Genossen waren ihm vollends ein Greuel. Auch von der romantischen Begeisterung für die mittelalterliche italienische Kunst oder die Meister der Renaissance findet man bei ihm keine Spur.

So stand er zwischen Klassizismus und Romantik mitten inne, weder der einen noch der andern Richtung angehörig, und doch auch nicht fähig, ein

drittes zu ergreifen. Denn dieses dritte, den Naturalismus, gab es damals in der deutschen Kunst noch nicht. Besonders in der Plastik waren dazu erst wenige Ansätze, z. B. bei Schadow und Rauch, vorhanden, Ansätze freilich, die noch ganz von dem Schleier der traditionellen Formensprache verdeckt waren. Es ist müßig, zu fragen, was aus Bandel geworden wäre, wenn er fünfzig Jahre später gelebt hätte, oder wenn er damals in die richtige naturalistische Schule, z. B. zu Rude oder David d'Angers, gekommen wäre, denn das letztere war aus andern Gründen ganz unmöglich. Sicher ist nur so viel, daß sein ganzes Naturell ihn zum Realismus hindrängte. So vermißte er an Overbecks Zeichnungen die „kräftige Naturwahrheit," an Thorwaldsen „das Handwerkliche und die nordische Luft." So schwärmte er für den alten Schadow, in dem er ein verwandtes Streben spürte, und tadelte Thorwaldsen, daß er seinen Poniatowsky in der Tracht eines römischen Feldherrn darstellte, während er selbst die realistische Tracht bei Porträtstatuen für das einzig richtige hielt. Auf eine gewisse realistische Begabung deutet auch sein frischer, kerniger Natursinn, sein nüchternes Urteil über die Unnatürlichkeit der damaligen Kunst, vor allen Dingen aber sein früh erwachter Trieb, Bildnisse zu zeichnen und aus Wachs zu modelliren. In dieser Beziehung ist es wichtig, daß Porträtstatuen und Büsten in der Reihe seiner Werke einen großen Platz einnehmen, und daß seine künstlerische Stärke ohne Zweifel im Bildnis lag. König Ludwig hatte nicht so Unrecht, wenn er ihn für seinen Büstenbildhauer und besten Steinbildhauer erklärte. Er war also in gewisser Weise ein Realist, freilich, wenn ich so sagen darf, ein latenter. Denn diese realistische Gabe ist bei ihm nicht zur Ausbildung gekommen. Ein Widerspruch zeigt sich schon darin, daß er nur sehr wenige genrehafte Figuren oder Gruppen gebildet hat, ja daß ihm das Sittenbild überhaupt wie eine unwürdige Spielerei erschien gegenüber den großen monumentalen Aufgaben der Kunst.

Daß in Bandel eigentlich ein verkappter Naturalist steckte, zeigt auch seine wenigstens für die damalige Zeit auffallende Vorliebe für das Technische der Kunst. Bei seinem Lehrer Haller hatte er rasches Arbeiten und volle Beherrschung der Marmortechnik gelernt. Wie Michelangelo, pflegte er zuweilen Köpfe und Reliefe ohne Modell und Punktsetzung gleich aus dem Marmor herauszuhauen. Aus einer im Unmut zerstörten Sickingenbüste stellte er in Rom ohne Modell innerhalb weniger Tage eine Marmorbüste seines Freundes Ebeling her. Ein von einem italienischen Gehilfen verhauenes schlafendes Christkind brachte er über Nacht durch eine kleine Veränderung wieder ins Geschick. Später beim Arminiusdenkmal ließ er es sich nicht nehmen, die technischen Konstruktionen, Stützen, Gerüste u. s. w. selber auszudenken. Aber auch in dieser Beziehung wollte er möglichst wenig von andern lernen, möglichst alles sich selber verdanken. Es klingt doch etwas naiv, wenn er bei den

Statuen am schönen Brunnen eine Praxis der Punktsetzung selbst gefunden zu haben vorgiebt, die er von jedem italienischen Scarpellino hätte lernen können.

Es war Bandels Unglück, daß seine technischen und realistischen Neigungen in der damaligen Münchner Atmosphäre nicht die richtige Entwicklung finden konnten. König Ludwig hatte durch sein ungeduldiges despotisches Drängen damals besonders in der Plastik jene „Eilkunst“ geschaffen, die nur auf dekorative Wirkung, nicht auf naturalistische Durchbildung ausging. Eine stumpfe, flüchtige Auffassung der Formen war eingerissen, jene Auffassung, die wir aus Schwanthalers Werken zur Genüge kennen. Schwanthaler war wenigstens als Erfinder genial, ein würdiger „Skizzenfabrikant“ König Ludwigs, wie Bandel sagte. Aber Bandel, dem auch diese Eigenschaft fehlte, mußte an einem solchen Vorbilde notwendig zu Grunde gehen.

So ist denn der Schöpfer des Arminiusdenkmals thatsächlich in seiner Entwicklung stecken geblieben. Es ist doch sehr bezeichnend, daß seine Aktstudien vom Jahre 1819, wie sein Biograph hervorhebt, besser sind als die vom Jahre 1834, daß also z. B. auch der römische Aufenthalt in dieser Beziehung gar keinen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Wenn das von dem jungen Bandel gilt, was konnte man da von dem alten erwarten? In der That ist Bandel als Künstler keine erfreuliche Erscheinung. Seine Werke sind zwar nicht alle gleichwertig, aber selbst die besten unter ihnen stehen tief unter denen eines Schadow und Rauch. Seine plastische Komposition ist der Regel nach ungeschickt, hart in der Linienführung, ohne Rhythmus in der Haltung der Glieder, nicht für die Ansicht von verschiednen Seiten berechnet. Einen lebendigen Ausdruck der Gesichter hat er nie erreicht, seine Figuren haben meistens starre, leblose Züge. Ihre Hände sind schablonenhaft in der Haltung und matt in der Bewegung, sie fassen meistens nicht recht zu. Die Durchbildung der Körperformen und besonders der Beine ist rundlich, wurstartig, ohne Verständnis für die anatomischen Einzelheiten. Von einem freien, lebendigen Faltenwurf ist nicht die Rede. Nirgends zeigt sich ein Naturstudium, das über das übliche hinausginge, nirgends ein Ansatz zu selbständiger Formenauffassung. Bei seinem Arminius hat er wenigstens in der Komposition einen glücklichen Gedanken gehabt, eine gewisse monumentale Wirkung erreicht. An seinen kleinern Werken aber, z. B. seinen Marmorstatuen, vermißt man durchweg jene lebensvolle Durchbildung der Naturformen, die in erster Linie den Wert des plastischen Kunstwerks ausmacht.

So wendet sich denn der Blick, der von dem Künstler Bandel abgestoßen wird, um so freudiger wieder dem Menschen zu. Mag man ihm einen Platz in der Reihe der ersten Künstler versagen, er war doch, das muß man zugeben, in seinen Fehlern und Vorzügen ein ganzer Mann. Stark an Körper und gesund an Geist, abgehärtet und bedürfnislos im höchsten Grade, toll-

kühn als Reiter, Wanderer und Ruderer, furchtlos im Verkehr mit den Großen dieser Erde, ein Mann des Willens und der That, eine Kraftnatur nach unserm Herzen. Man hat Bandel häufig die feinere Bildung abgesprochen, und es klebte ihm ja wohl bis in seine letzte Zeit etwas vom Naturburschen an. Aber ein Mann, der solche Briefe schreibt, so klar und treffend über Dinge und Personen urteilt, ist nicht ungebildet, auch wenn er vom Lateinischen und Griechischen wenig verstünde und auch sonst im Leben wenig gelesen hätte. Männer des Wissens und der Bildung haben wir in Deutschland genug, Männer des Willens und des Charakters wie Bandel nur wenige. Man sollte solchen Naturen ein treues Andenken bewahren. Ich wüßte nicht, was man an dem Menschen Bandel, abgesehen von seinem Eigensinn, tadeln sollte. Als Künstler hat er wenigstens das Richtige gewollt. Mag die Zukunft entscheiden, ob ihn selbst oder seine Zeit die größere Schuld daran trifft, daß er es nicht erreicht hat.

Heilsarmee und Politik

Vor kurzem lief die lustige Nachricht durch die Zeitungen, daß Most unter dem Drucke seiner Sünden zusammengebrochen und als neuer Mensch in der Heilsarmee wieder aufgestanden sei, sich selbst und andern zum Heil. Ja man wußte sogar zu erzählen, daß er sich Deutschland und insbesondre Berlin zum Schauplatz seiner künftigen Missionsthätigkeit ausersehen habe. Ein wahrer Jammer, daß auch diese frohe Botschaft, wie so viele andre, sich nachträglich als eine Sommerente erwiesen hat. Wir werden den bekehrten Most nicht sehen und uns nicht von ihm bekehren lassen, aber dafür hat doch der große Gedanke, die bekehrten Anarchisten in die Heilsarmee zu schicken, seinen Anspruch auf Unsterblichkeit nicht eingebüßt. Wir möchten sogar dafür eintreten, daß sich auch andre bekehrte oder unbekehrte politische Sünder die Anregung nicht entgehen ließen und verwirklichten, was Most — wir fürchten es wirklich — in seiner Seelen Härtigkeit nicht ausführen wird; giebt es doch so manchen im Vaterlande und darüber hinaus, dem wir die heilsame Disziplin des General Booth wünschten. Schon gestaltet sich uns ein Bild nach Spangenbergischem Vorbilde: der Zug der Heilsarmee! Voran natürlich der General — Booth, dann die andern, alle die falschen Propheten, denen ihre Sünde leid geworden ist oder doch leid werden sollte, Hinz und Kunz oder wie sie immer heißen mögen. Wir zweifeln nicht daran, daß es bloß des Anstoßes bedarf, damit sich jeder in Gedanken das Bild ausführe. Für die

deutsche Gruppe verzichten wir daher auf genauere Angaben, aber unsre auswärtigen Lieblinge sollen nicht vergessen werden. Da ist vor allem der grand old man, Gladstone, für den, nachdem er alle andern Fahnen bereits abgebraucht hat, wirklich keine andre mehr übrig bleibt als die der Heilsarmee, und da er ja von jeher für den Gedanken geschwärmt hat, das unvereinbare zu verbinden, könnte man ihm gleich einen Franzosen an die Seite stellen, das Symbol jener neuen alliance franco-russe-britannique, für die er seine Anhänger zu begeistern bemüht ist. Etwa Mr. Freycinet oder Constans, von denen es ja allerdings heißt, daß sie insgeheim unter einer Decke spielen, um die petite souris blanche zu beseitigen. Die petite souris, die immer noch einen Unterschlupf und Ausweg zu finden wußte, wenn man meinte, sie fest in den Winkel gedrückt zu haben, und die jetzt mit der Glorie von Nancy selbstbewußter und zuversichtlicher als je ihren Paradeplatz wieder hat einnehmen können. Und sollte Rochefort nicht auch den Augenblick für geeignet halten, an die Brust zu schlagen und sich dem Zuge anzuschließen? Er, dessen Metier es ja von jeher gewesen ist, die Sünden andrer Leute mit scharfem Blick zu erkennen und mit schärferer Geißel zu züchtigen? Es ist der geborne Missionar der Armee, mit bester Aussicht, einst die Führung zu gewinnen. Und all die hohen Herren, die eben auf Kommando, als gälte es eine Tanztour, ein changez les dames, sich von der Monarchie zur Republik umgedacht haben, die ehemaligen Kürassieroffiziere wie die Herren im roten Hute, sie alle gehören in die Heilsarmee, der dann zum Schutz wohl noch einige Zuaven beigegeben werden könnten, damit die „ersten Soldaten der Welt“ auch hier ihre Vertretung finden. An Sündern kann es wohl in diesem Elitekorps nicht fehlen. Aus dem benachbarten Portugal müßte das gesamte Ministerium hinein, vor allem der Herr Finanzminister, ja man kann zweifelhaft sein, ob überhaupt irgend jemand in Portugal fern bleiben sollte. Heulen und Zähneklappen sind die beste Vorbereitung zu spätern Bußpsalmen, und das erste Stadium soll ja erreicht sein, das zweite sich vorbereiten. Damit Italien nicht fehle, rufen wir Herrn Imbriani heran, und um dann zu den „interessanten“ Völkern überzugehen, Exkönig Milan von seinem Spieltisch weg, nebst all jenen russischen faiseurs, die seit Jahren bemüht sind, das Feuer für den künftigen Weltenbrand im Balkan nicht ausgehen zu lassen. Der eigentlich klassische Boden für die Heilsarmee aber wäre Rußland selbst, mit Herrn Pobedonoszew an der Spitze, mit Wyschnegradski, dem, seit das französische „Tischchen deck dich“ nicht mehr arbeiten will, recht kläglich zu Mute geworden ist, mit Herrn Hurko, dem Nachfolger und Nachäffer des weißen Generals, und all jenen Ehrenmännern, die schon heute die Augen verdrehen und Buße rufen, um dem faulen Westen anzukündigen, daß ihm nur noch eine kurze Frist gegeben ist, reumütig das Haupt zu schlagen vor den unverdorbnen Orient, vor dem „reinen Kosakentum,“ das wie der reine Thor bestimmt ist,

den bösen Zauber zu lösen, unter dem die arge Welt duldet. In die Heilsarmee mit ihnen, so viel ihrer sind! Gewiß, es wird ein gutes Bild, so recht geschaffen für einen Dürerschen oder Hogarthschen Stich, wenn wir nur jemand wüßten, der ihn zu stechen die Kunst und — den Mut hätte!

Wahrlich, es fällt schwer, die Satire nicht zu schreiben, die sich bei Betrachtung der Komödie aufdrängt, die sich heute in unsrer großen Politik abspielt. Jene französisch-russische Freundschaftskomödie, die die Welt genötigt ist, ernst zu nehmen, weil ein Zufall, ein Ungefähr dahin führen kann, daß sie wirklich Ernst wird.

Seit zwanzig Jahren ruft Frankreich Revanche, so laut es irgend gehen will, und seit zwanzig Jahren flüstert in Frankreich jedermann dem Nachbar zu, der Krieg werde nicht kommen, denn man wünsche ihn nicht und sei entschlossen, alles zu thun, seinen Ausbruch zu verhindern. Aber Revanche ist nun einmal das Schlagwort aller derer, die den Platz noch nicht eingenommen haben, auf dem sie zu sitzen wünschen, es ist der Götze, den man anbetet, ohne an ihn zu glauben, den man dem Pöbel der Gassen zuliebe Verehrung zollt, als gäbe es keine Götter neben ihm. Seit zwanzig Jahren rüstet Frankreich diesem Phantom zuliebe, und seit es den russischen Bundesgenossen gefunden hatte, dessen einziger Freund vor wenigen Jahren noch Montenegro war — jetzt hat er zwei Freunde, der Glückliche —, war Frankreich wirklich fertig. Archipret, so sehr fertig, daß den Herren, die in Paris am Ruder waren, das Blut heiß zum Herzen zurückströmte und sie fürchteten, es könne nun doch der Krieg kommen, der Krieg mit seinen Sorgen und Gefahren, mit seinen ehrgeizigen Generalen, mit seinen neuen Männern, und darüber könnten sie der schönen Stellen verlustig gehen, die sie so warm hergerichtet hatten!

Aber der Krieg kam nicht, denn das rauchlose Pulver kam, und mit ihm das neue Gewehr. Nun konnte das Spiel nochmals beginnen: neue Vorbereitungen, neuer Lärm, neues Kokettiren mit dem russischen Freunde, bis man wieder archipret war, und die Verbrüderung von Kronstadt neues Herzklopfen und neue Sorgen brachte. Der Krieg, den man zu wünschen vorgeben mußte, schien wieder möglich zu sein.

Da kam die Hilfe von Rußland. Rußland brauchte Geld und hatte in Deutschland „zugeknöpfte Taschen“ gefunden. Es wandte sich an Frankreich, und die klugen französischen Geschäftsleute zeigten sich unendlich bereitwillig und gaben zu möglichst hohen Prozenten möglichst wenig. Die russische Hungersnot, zu deren Linderung Frankreich opferwillig 20 000 Franks beitrug, half weiter, und es war glücklich wieder ungefährlich geworden, Revanche zu rufen. Man konnte wieder aufatmen. Die petite souris blanche rieb sich die Pfötchen, sie hatte sich selbst und den Franzosen aus der Klemme geholfen: in Wirklichkeit Friede, in der Theorie Revanche!

Man kann sich wohl fragen, wie lange das frivole Spiel so weitergehen wird. Denn ein frivoles Spiel ist es ohne Zweifel. Die Franzosen brauchen sich nur aufrichtig und öffentlich zu jenem Frankfurter Frieden zu bekennen, den sie in Wirklichkeit zu respektiren entschlossen sind, um den Alp zu bannen, der auf der Welt lastet und die Völker nur mit halber Kraft an die ernsten Aufgaben hinantreten läßt, die ihnen die sozialen, wirtschaftlichen und idealen Bedürfnisse der Zeit stellen. Ein frivoles Spiel, denn es ist die Moral des après nous le déluge, die hier in praktische Politik umgesetzt wird: Väter, die sich den ruhigen Genuß ihrer Stellung erkaufen, indem sie Leben und Zukunft des heranwachsenden Geschlechts preisgeben, wenn dieses nicht gleich frivol ist und schließlich den Enkeln die Entscheidung zuschiebt. Vielleicht wäre das noch das beste!

Aber wenn einst die Geschichte zu Gericht sitzen wird über die politischen Roßtäuscher, die heute die Welt betrügen, wird sich ein Ränkespiel enthüllen, das seinesgleichen kaum je gehabt hat, wie es jedenfalls zu keiner Zeit durch so kleinliche, so ganz egoistische Beweggründe in Szene gesetzt worden ist. Die Leser wundern sich vielleicht, daß wir in diesem Anlaß nur von französischer, nicht von russischer Schuld reden. Der Grund liegt eigentlich auf der Hand: Rußland gegenüber läßt sich mit den Begriffen abendländischer Moral nicht rechnen. Die Russen stehen trotz des Firnisses europäischer oder sagen wir französischer Kultur, mit dem ihre Wortführer die angebornen Züge verdecken, ganz außerhalb des Kreises der Gesittung, der die übrigen Völker und Staaten Europas in höherm Sinne doch als eine Familie erscheinen läßt. Wie ihnen unser Christentum „Nichtchristentum" ist — das ist der technische Ausdruck, mit dem das russische Volk jeden Katholiken oder Protestanten bezeichnet —, so ist ihnen unser Recht Unrecht, denn wie ein russisches Sprichwort sagt: Was dem Deutschen gesund ist, das ist dem Russen Gift. Der Deutsche aber ist hier nur eine andre Bezeichnung für den Nichtrussen. 1806 und 1812 nahmen die Franzosen, die angeblichen Freunde von heute, genau dieselbe Stelle im russischen Volksbewußtsein ein.

Also wozu mit ihnen rechten? Es ist, als redete man zu ihnen in fremden Zungen. Das Land geht aus den Fugen, das Volk ist an sich irre geworden, weil man ihm genommen hat, wozu eine tausendjährige Geschichte erzog: jene Gleichheit in der Knechtschaft, die der schärfste Gegensatz ist zu dem abendländischen Begriff, der die Gleichheit sucht in der Gleichheit im Recht und in der gleichen Achtung der Menschenwürde an jedem Einzelnen, kurz in den Früchten moderner Humanität, die zu den ewigen Errungenschaften der idealen Theoretiker der Konstituante gehören. Alle diese Ideen haben in der russischen Volksseele keinen Raum gefunden.

Was von Rußland droht, ist eine Politik der Verzweiflung, des politischen Nihilismus, der in jeder Wandlung des Bestehenden eine Erlösung sieht aus

der unleidlichen Wirklichkeit, die von dem Zufallsspiel eines leichtfertigen Wagens erwartet, was die λόγοι ἄγραφοι des Weltenlenkers nur der Selbstzucht und der redlichen Arbeit gewähren: Freiheit und Glück.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zu Werthers Leiden. Dieser Tage wurde mir ein lange gehegter Wunsch erfüllt: es gelang mir, für meine kleine Sammlung erster Ausgaben von Werken unsrer Klassiker die erste Ausgabe der „Leiden des jungen Werthers" (Leipzig, 1774) in einem schönen, wohlerhaltnen, saubern Exemplare zu erwerben. Die Exemplare, die ich früher gesehen hatte, waren immer zerlesen und schmutzig gewesen, wie alte Leihbibliotheksschmöker. Wie groß war aber vollends meine Freude, als ich sofort beim ersten Ausblättern am Schlusse des ersten Teils von Goethes eigner Hand die vier Reimzeilen eingeschrieben fand, die dann vor der zweiten Auflage mit gedruckt wurden, und zwar geschrieben mit einer Abweichung, die deutlich zeigt, daß hier die erste Niederschrift vorliegt. Es heißt nämlich nicht, wie später — mit entschiedner Verbeßrung — im Druck:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,

sondern:

Jeder Jüngling wünschet so zu lieben.

Ich blätterte weiter und sah nun auch, daß Goethe eigenhändig eine Anzahl Druckfehler in dem Exemplar verbessert hat, und zwar nicht nur die meisten von denen, die am Schlusse der Ausgabe verzeichnet sind, sondern auch noch einige andre, die dort nicht verzeichnet sind. Von Wichtigkeit sind wenigstens zwei. Der eine ist, wie ich sehe, von der zweiten Ausgabe an überall berichtigt: im zweiten Teil unterm 17. Dezember steht in der ersten Ausgabe falsch: „und dekte ihren lieben lispelnden Mund mit unendlichen Küssen"; Goethe hat verbessert: „ihren Liebe lispelnden Mund." Über den andern aber hat er auch in den spätern Drucken immer wieder weggelesen, und so steht er bis heute in allen Ausgaben: im ersten Teil unterm 10. September ist in der ersten Ausgabe gedruckt: „Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in denen schmachtenden süssen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehns geweidet"; Goethe hat die letzten beiden Buchstaben von schmachtenden sorgfältig durchstrichen, hat also gewollt, daß gelesen werde: „in denen schmachtend süssen Gedanken." Und das ist auch sicherlich vorzuziehen, denn schmachtenden, süßen enthält keine Steigerung, wogegen das süß durch schmachtend vortrefflich gesteigert und gefärbt wird.

Das Exemplar ist offenbar eins von denen, die Goethe unmittelbar nach Beendigung des Drucks an Freunde verschenkte, und in denen er, wie junge Autoren, die noch wenig haben drucken lassen, heute noch thun, die Druckfehler vorher sorgfältig berichtigte.

Leipzig G. W

Über das Juristendeutsch schreibt der preußische Justizminister an den Herausgeber der Deutschen Revue folgendes: „Auf die Klarheit und Einfachheit der Ausdrucksweise in den Entscheidungen und Verfügungen der Justizbehörden lege ich meinerseits einen großen Wert. Daher kann ich es nur dankbar begrüßen, wenn Sie den hierauf gerichteten, auch in Richterkreisen schon hervorgetretenen Bestrebungen durch eine Erörterung in Ihrer Zeitschrift eine Förderung zuteil werden lassen."

Excellenz hätten auch schreiben können: „Auf klare und einfache Ausdrucksweise in den Entscheidungen und Verfügungen der Justizbehörden lege ich großen Wert und begrüße es daher dankbar, daß Sie solche Bestrebungen, die auch in Richterkreisen schon hervorgetreten sind, in Ihrer Zeitschrift erörtern und dadurch fördern."

Litteratur

Frauenbilder. Zwei neue Novellen von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Georg Weiß, 1892.

Ferdinand von Saar gehört zu den besten und feinsinnigsten Talenten, die Deutschösterreich unsrer Litteratur gegeben hat. Freilich mangelt seinen Novellen jene robuste Energie, die augenblicklich mehr als jede andre Eigenschaft gepriesen wird, aber Erfindung und Ausführung zeichnen sich durch lyrische Stimmung, schlichte Anmut des Vortrags und echte Lebenswahrheit aus. Auch die vorliegenden beiden, „Ginwra" und „Geschichte eines Wiener Kindes," zeigen die alten Vorzüge des poetischen Erzählers. Namentlich die erste Resignationsnovelle, die Geschichte einer leichtsinnig verscherzten Jugendliebe, deren Andenken wie ein trüber Schatten auf der Seele eines tapfern Soldaten liegt, entspricht dem besondern Naturell und dem künstlerischen Zuge Saars. In der zweiten, umfangreichern Erzählung stellt der Verfasser den Lebenslauf eines leichtsinnigen, leichtherzigen Mädchens dar, die eine tief unglückliche Frau wird und durch Selbstmord endet. Nicht die Tragik des Vorgangs und die schwüle Atmosphäre, von der die feingezeichneten Situationen teilweise umhaucht sind, sondern die bedenkliche Dunkelheit, in der der Charakter des Herrn Röber bleibt, dem zuliebe Frau Elsa Stadler Haus, Mutterglück, Ehre und schließlich das Leben opfert, beeinträchtigt die Wirkung dieser Novelle, die die Umrisse zu einem ganzen Roman enthält. Im Ganzen muß man vor der ernsten Lebensanschauung und der ruhigen Sicherheit der Lebensdarstellung Saars aufrichtige Achtung hegen, wenn man auch wünschen möchte, daß er sich einmal mit kühnerem Schwung über die Linie erhöbe, die seine Produktion bis jetzt einhält.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

An die Kritiker des Fürsten Bismarck

Tage wie die „Bismarckwoche“ hat Deutschland noch nicht erlebt. Ein vor mehr als zwei Jahren entlaßner Minister, der sicherlich nicht mehr die Gnade seines kaiserlichen Herrn besitzt, wurde in Dresden und München und überall auf seiner ganzen Reise durch Sachsen und Baiern, ja selbst in Wien und Linz mit einer Begeisterung begrüßt, die mit geradezu elementarer Gewalt hervorbrach. Es ist vielleicht der größte Triumph, den der vielgefeierte jemals gefeiert hat, und ein ehrendes Zeugnis für das deutsche Volk; wir sind doch keine Nation von Byzantinern! Denn eben jene Staaten haben 1866 mit den Waffen in der Hand die von ihm geleitete Politik bestritten, und von vielen ist er hier lange Zeit bis aufs Blut gehaßt worden. Jetzt hat diese großartige Aufnahme aufs neue und in wahrhaft imposanter Weise bewiesen, daß das Werk seines Lebens, die deutsche Einheit, festgewurzelt ist im Volke, daß die Sachsen und Baiern, denen erst er ein großes Vaterland geschenkt hat, obwohl es ihnen wahrlich nicht so ganz leicht gemacht worden ist, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken, sich dieses Vaterlands warmherzig, ohne Vorbehalt und ohne Rückhalt freuen und seinem großen Mitbegründer von Herzen dankbar sind. Etwas Kindischeres hat die freisinnig-jüdische Presse Berlins niemals geleistet als die Unterstellung, die Huldigungen in Dresden seien eine „partikularistische Demonstration“ gegen die jetzige „preußische“ Regierung gewesen! Sollten diese Herren den „hellen“ Sachsen wirklich eine solche Thorheit zutrauen? Wissen sie nichts mehr von dem jubelnden Empfange Kaiser Wilhelms I. im September 1882 und seines Nachfolgers im August 1888? Wir wollen zu ihrer eignen Ehre annehmen, daß sie mit vollem Bewußtsein die Wahrheit verleugnet und eine Verlegenheitsauskunft, eine recht herzlich alberne allerdings, gesucht haben. Doch es lohnt nicht darüber zu reden. Mächtig wie kaum jemals hat das Volk das Bewußt-

sein bekundet, daß es in Fürst Bismarck die Verkörperung des glorreichsten Vierteljahrhunderts der deutschen Geschichte sieht, und daß er für sich allein eine Macht ist im deutschen Leben.

Mit dieser Thatsache muß jeder rechnen, muß auch die Regierung rechnen, die seine Erbschaft übernommen hat. Er ist nicht ein gestürzter Minister wie andre auch, sondern er ist eben Fürst Bismarck. Und wie in der ganzen Denk- und Empfindungsweise außergewöhnlicher Menschen immer etwas lebt, was über das menschliche Maß hinausgeht, so auch hier. Wir wissen nicht, was den Fürsten bewogen hat, in der Wiener Unterredung eine so herbe Kritik an dem „neuen Kurs" zu üben, aber wir sind überzeugt, daß er keineswegs in einem Augenblicke der Erregung gesprochen, und daß er nicht aus Ärger über gewisse Beobachtungen und Erfahrungen gehandelt hat, obwohl Erregung und Ärger sehr erklärlich wären. In Wien scharte sich der Adel Österreich-Ungarns um den Fürsten, und der russische Botschafter nahm an der Vermählungsfeier teil, aber der deutsche Botschafter sollte wenige Tage vorher auf Urlaub gehen, und die beim Kaiser nachgesuchte Audienz wurde nach der nicht widerlegten Angabe des Fürsten von Berlin aus hintertrieben; auch in München war der preußische Gesandte abwesend. Wir maßen uns nicht an, dieses Verhalten zu kritisiren, aber eine großherzige Gesinnung an leitender Stelle war es nicht, die diese Anordnungen traf, und wenn der Fürst das schwer empfunden haben sollte, und wenn darauf seine Äußerungen zurückzuführen wären, menschlich wäre es wahrhaftig, und dem Wesen Bismarcks, der eine tief und leidenschaftlich empfindende Natur ist, würde es auch entsprechen. Aber zunächst kann der Fürst doch wohl verlangen, daß man bei ihm sachliche Gründe voraussetze. Freilich, gewisse Leute bestreiten ihm überhaupt das Recht, Kritik zu üben außerhalb des Reichstages. Es sind dieselben, die nichts mehr fürchten, als daß er im Reichstage erscheine, dieselben, die jede Art von Kritik an seiner Politik geübt haben und noch üben, dieselben, die für den „reinen Parlamentarismus" schwärmen. Wissen sie nicht, oder wollen sie es hier nicht wissen, daß in Ländern, wo ihr Ideal verwirklicht ist, abgetretne Minister die neue Regierung sofort und zwar keineswegs nur im Parlament, sondern auch in der Presse und in Wahlreden aufs heftigste angegriffen haben, Gladstone in England, Crispi in Italien? Wir sehen darin nichts besonders Nachahmenswertes für uns, denn unsre Verhältnisse sind andre, aber die Linksliberalen, deren Ideal jener Parlamentarismus ist, haben am wenigsten Grund, sich darüber aufzuhalten, wenn Fürst Bismarck, der doch noch etwas mehr bedeutet, als Gladstone und Crispi, gelegentlich dasselbe thut, und sich ausdrücklich und nachdrücklich dies Recht als das allgemeine Recht eines deutschen Staatsbürgers vorbehält. Und was hat er in Wien an der Geschäftsführung seines Nachfolgers ausgesetzt? Im wesentlichen zweierlei: den Abschluß der Handelsverträge und das Verhalten gegenüber Rußland. Beides ist in seinem Munde

gar nichts Neues. Daß er gegen die Handelsverträge in ihrer vereinbarten Gestalt ist, wußte man längst, und daß er auf gute Beziehungen zu Rußland den höchsten Wert legt, das ist ebenfalls längst bekannt. Jene haben die Probe noch nicht bestanden, erst die Zukunft also muß lehren, wer Recht hat; aber wenn Bismarck die „Unzulänglichkeit" der deutschen Unterhändler tadelt, so hat er doch wohl den Anspruch darauf, daß diese seine Meinung mindestens ebensoviel gelte, als die Lobpreisungen irgendwelches namenlosen Zeitungskorrespondenten für Volkswirtschaft. Was das zweite betrifft, so versucht die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" den Nachweis, daß der frühere Reichskanzler selbst die von ihm jetzt getadelte Veränderung unsers Verhältnisses zu Rußland herbeigeführt habe, indem er den Dreibund schloß und die russischen Werte aus Deutschland verdrängte. Gewiß hat er das gethan, aber hat er es etwa jetzt geleugnet oder — vergessen? Er hat nur bedauert, daß der „Draht" zwischen uns und Rußland abgerissen sei, und dieser „Draht" war das Vertrauen des Zaren auf den Fürsten, ein Vertrauen, das beiden um so mehr Ehre macht, je schwerer es sich Bismarck erworben hatte, und das der Selbstherrscher in sehr bestimmter Weise zu bekunden noch jetzt nicht verschmäht hat, indem er dem Grafen Waldersee in Kiel Grüße nach Friedrichsruh auftrug. Die Politik, auch die große, wird bekanntlich nicht von Maschinen, sondern von lebendigen Menschen gemacht, die ebenso fühlen wie andre Sterbliche. Das Vertrauen ist also auch in diesen Verhältnissen etwas ganz Persönliches, so gut wie im gewöhnlichen Leben, es läßt sich nicht übertragen, es will durch Thaten erworben sein. Daß dies dem Grafen Caprivi gegenüber dem Zaren nicht gelungen ist, das und nichts andres hat Bismarck mit seinem Bilde sagen wollen, und weil er das wußte, deshalb hat er auch den Augenblick seines eignen Rücktritts für schlecht gewählt erachtet. Nun tadelt er außerdem die neue Polenpolitik. Daß sie so ziemlich das Gegenteil von dem ist, was der gewesene Reichskanzler seit mehr als vierzig Jahren für richtig gehalten hat, ist weltkundig. Wer ein gutes Verhältnis zu Rußland will, der darf in den preußischen Polen keine Hoffnungen erwecken, deren Verwirklichung die Russen mindestens bis hinter die Pripetsümpfe zurückwerfen würde; wer das thut, der gefährdet unser Verhältnis zu Rußland. Das kann ja notwendig sein, und wir maßen uns nicht an, die Gründe der jetzigen Regierung zu verurteilen, weil wir sie nicht kennen. Wenn man wirklich einen Krieg gegen Rußland für unvermeidlich ansieht, dann mag man ja die nationalen Hoffnungen der Polen beleben, und man wird vielleicht sogar die Wiederherstellung Polens ins Auge fassen müssen, aber gewiß nur als letztes, äußerstes Mittel, das unabsehbare Umwälzungen in Osteuropa herbeiführen würde. Vorläufig ist die Antwort auf die neue deutsche Politik die Verbrüderung von Kronstadt und das russisch-französische Einverständnis, das hintanzuhalten Fürst Bismarck immer als eine seiner

Hauptaufgaben betrachtet hat. Seine Kritik ist jedenfalls nur die Konsequenz dessen, was er immer vertreten hat.

Es wäre gewiß unter allen Umständen rücksichtsvoller gewesen, wenn er diese Kritik jetzt nicht geübt hätte. Aber er hält es nicht nur für sein Recht, sondern geradezu für seine patriotische Pflicht, auf Grund einer Erfahrung, wie sie kein andrer Sterblicher besitzt, seine warnende Stimme zu erheben, wo nach seiner Meinung das Reichsschiff einen falschen Kurs steuert. Diese Auffassung der Pflicht aber ist auch etwas höchst Persönliches. Und wenn er das Verfahren der jetzigen Regierung in dem einen oder dem andern Punkte tadelt, ohne doch jemals die Ehrfurcht vor der Person des Kaisers zu verletzen, so hat er bloß das offen herausgesagt, was hunderttausende denken. Es ist nicht anders — und das sei ehrlich ausgesprochen, wie es diesen grünen Blättern ziemt — das felsenfeste Vertrauen, das die Nation früher auf die Reichsregierung setzte, solange Fürst Bismarck das Ruder führte, hat sich auf seinen Nachfolger nicht übertragen, denn es ist etwas Persönliches und will in langer, erfolgreicher Arbeit erworben sein. Und wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in erfreulicher Übereinstimmung mit Ultramontanen, Sozialdemokraten und Freisinnigen die vorwurfsvolle Frage hinzufügt, ob eine solche Kritik „patriotisch" sei, oder wenn gar andre Leute, die die freiheitliche Gesinnung in Erbpacht genommen haben, gegen ein freies Wort des größten Deutschen nach dem Staatsanwalt rufen und von „an Vaterlandsverrat streifenden" Handlungen faseln, so fragen wir entgegen: Darf man dem Mitbegründer des Reichs, und zwar in demselben Augenblicke, wo er immer und immer wieder, in Dresden, München und Augsburg, seine patriotische Freude über das Gelingen seines Lebenswerks in den wärmsten Worten und oft in tiefster Bewegung ausgesprochen hat, zutrauen, daß er etwas Unpatriotisches thue? Und wir fragen weiter: Ist die Kritik der Regierung an sich etwa unpatriotisch? Handelte der Freiherr vom Stein unpatriotisch, als er vor der Katastrophe von 1806 die Kabinettsregierung Friedrich Wilhelms des Dritten in der denkbar schärfsten Weise angriff? Halten sich die „Freisinnigen" für Reichsverräter, weil sie fast gegen alle Grundgesetze des Reichs gestimmt haben? Für solche Kundgebungen wie die ihrigen in diesem Falle haben wir nur herzliche Verachtung.

Wir beklagen aufs allertiefste den, wie es nach dem letzten, vor wenigen Wochen wohl unzweifelhaft unternommenen Ausgleichsversuche leider scheint, unheilbar gewordnen Bruch zwischen dem Kaiser und dem Kanzler, denn die Verpflichtung des deutschen Volks gegen den Fürsten Bismarck ist so groß, daß es nichts giebt, was unsre Dankbarkeit auslöschen kann und darf, und wir sind viel zu gut monarchisch gesinnt, als daß wir es nicht peinlich empfinden sollten, wenn seinem Nachfolger, der das Vertrauen des Kaisers hat, das Vertrauen der Kreise fehlt, mit deren Hilfe das Reich aufgerichtet worden ist. Aber das möge man bedenken: wer gegen den Fürsten Bismarck in der Weise vorgeht, wie es die

offiziöse Presse in den letzten Tagen gethan hat, der greift hunderttausenden deutscher Männer ans Herz, und der erweist der monarchischen Sache einen schlechten Dienst. Es ist ein schweres Verhängnis, daß sich die Wege des jungen Kaisers und des greisen Kanzlers geschieden haben und vielleicht haben scheiden müssen, denn ein Mann von der Bedeutung und der Vergangenheit des Fürsten Bismarck hat kaum eine andre Wahl, als der Leiter oder der Gegner der Regierung zu sein. Der Popularität des Kanzlers hat das allerdings nichts geschadet. Aber man möge sich hüten, daß das einfache Volksgefühl nicht irre werde, und daß es nicht da verletzt werde, wo es am empfindlichsten ist: in der Verehrung für seine nationalen Helden.

Dynamit

Archimedes, der große Forscher, soll bekanntlich gesagt haben, er wolle die Erde aus ihren Angeln heben, wenn man ihm einen festen Standpunkt außerhalb der Erde gebe. Nun, wenn er den festen Punkt gefunden hätte, und wenn er darauf eine Kraft, die Erde zu bewegen, gestützt hätte, so wäre er der größte Erfinder aller Zeiten gewesen, aber — er hätte schleunigst müssen gehenkt werden. So paradox das klingt, so dürften sich doch in der gegenwärtigen Zeit der Dynamitbomben einige Leute finden, die Neigung verspürten, meine Behauptung nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, sondern die nachfolgenden Gedanken ernstlich zu prüfen. Ich denke so: wenn Archimedes eine Kraft, sei es in Form einer Maschine oder eines Sprengstoffes oder wie sonst, erfunden hätte, durch die die Erdkugel hätte aus ihrem natürlichen Laufe gebracht oder in ihrer Gesamtheit zerstört werden können, so wäre das der gewaltigste Sieg des Menschengeistes über die Natur gewesen, der uns möglich scheint. Aber die Gefahr, daß diese Erfindung eines Tages in Wirklichkeit angewandt werden könnte, müßte dazu nötigen, daß die Erfindung samt dem Erfinder so schnell als möglich wieder aus der Welt geschafft würde. Denn vorläufig sind deren nur wenige, die ernsthaft die Selbstvernichtung des Menschengeschlechts für das Vernunftmäßige halten, und es giebt noch weniger Leute, die, obgleich sie so denken, bereit wären, es auszuführen. Die meisten wollen weiter leben und fürchten nichts so sehr, als daß sie getötet werden, oder gar daß der letzte Tag dieser Welt herankommen könnte, und diese meisten würden einen solchen Archimedes samt seiner Erfindung mit aller Vernunft henken und vernichten.

Archimedes hat seinen Punkt zum Glück nicht gefunden; aber unser Jahrhundert ist zu Erfindungen und Entdeckungen gelangt, die mannichfache Natur-

kräfte in solchem Maße dem menschlichen Willen dienstbar machen, wie es selbst der kühne Geist eines Archimedes schwerlich geahnt hat, und wenn wir auch nicht mit Dynamit, Melinit u. s. w. den Erdball aus seiner Bahn werfen können, so können wir doch Wirkungen der Zerstörung damit erzielen, die Leben und Güter der Menschen in großem Umfange treffen. Die neuen Sprengstoffe zeichnen sich zugleich dadurch aus, daß sie von Übelthätern angewandt werden können mit weit stärkerer Wirkung und weit geringerer Gefahr der Entdeckung des Thäters, als es bei den frühern Zerstörungsmitteln möglich war. Der Verbrecher ist mit seiner persönlichen Kraft weit weniger an dem Verlaufe der Zerstörung beteiligt als früher, wo zur Erzielung derselben Zerstörung ganze Tonnen Pulvers oder schwerfällige und zahlreiche Werkzeuge nötig gewesen wären. Die Spur, die der Verbrecher, der mit Melinit oder Dynamit arbeitet, zurückläßt, ist gering, seine Ergreifung und Bestrafung entsprechend schwieriger; mit jeder Verbesserung dieser Stoffe läuft der Verbrecher weniger Gefahr, und in demselben Maße verkürzt sich der Weg von der Absicht zur Ausführung. Wer vor hundert Jahren ein Haus zerstören wollte, mußte dazu Vorbereitungen treffen und Gewaltmittel anwenden, die kaum geheim bleiben konnten: ein Faß Pulver trägt man nicht in der Hosentasche durch die Thür, und ohne Pulver hätte es einer ganzen Bande, mit Axt und Stangen bewaffnet, bedurft, um die vier Wände eines Dorfhäuschens umzuwerfen. Heute zieht man eine Sardinenbüchse aus der Tasche, legt sie mit angezündetem Faden im Hause nieder, geht seiner Wege, und das Haus, eine Wohnung von Hunderten von Menschen, stürzt zusammen. Früher hörte der Förster im Walde den Knall aus dem Gewehr des Wilderers und sah den Rauch, und dadurch gewarnt konnte er den Verbrecher einfangen oder sich wehren. Jetzt erkennt er kaum den Gegner hinter dem Busch; auch der Wilderer ist, mit rauchlosem Pulver versehen, im Vorteil, wie jeder andre, der heimlichen Mord mit der Feuerwaffe plant. Gerade die schwersten Verbrechen, die gegen das Leben der Mitmenschen gerichtet sind, die Massenzerstörung von Menschen oder Gütern bezwecken, gerade diese werden heute so leicht bewerkstelligt, wie nie zuvor, und diese Leichtigkeit ebenso wie die Verminderung der Gefahr der Entdeckung und Ergreifung des Thäters mehren die Versuchung, erleichtern dem Bösewicht den Entschluß. Vor hundert Jahren wäre es einem Ravachol gar nicht in den Sinn gekommen, ein großes Haus zu zerstören, um einen darin befindlichen Mann zu töten; die Pulververschwörung gegen das englische Parlament wird noch heute, nach Jahrhunderten, alljährlich als ein Anschlag von unergründlicher Schrecklichkeit feierlich gebrandmarkt, obwohl es damals zu gar keiner Explosion von Pulver gekommen ist. Heute vermag der feigste Wicht das englische Parlamentshaus so gut als ein beliebiges andres Haus in die Luft zu sprengen, und eben kommt aus London die Nachricht, daß ein solches Attentat befürchtet werde. Wie viel leichter ausführbar ist aber ein solches heute als vor zwei-

hundert Jahren! Ja was ist heute überhaupt vor der Zerstörung durch die frevelnde Hand eines einzigen Menschen, durch den zur That werdenden Willen weniger Minuten sicher? Ein verbrecherischer, ein wahnsinniger Mensch kann in einem Nu den Kölner Dom, den St. Peter, ja eine Pyramide Ägyptens vernichten. Der Gedanke ist unheimlich, grausig. Denn wir kurzlebigen Menschen achten die Dauerhaftigkeit unsrer Werke um so höher, als wir uns der Vergänglichkeit alles Irdischen und unsrer eignen Kurzlebigkeit bewußt sind; wir empfinden uns selbst dauernder in unsern Werken, wir leben in ihnen fort, und darum ist uns heilig, was „grau vor Alter“ ist. Und diese unsre höchsten Heiligtümer, sie sind heute jedem Buben preisgegeben! Giebt es nicht die allerabsonderlichsten Formen geistiger Unregelmäßigkeit? Kann es nicht jederzeit einen weltmüden Touristen geben, der, bloß um etwas außerordentliches gethan zu haben, den Vatikan sprengt oder den Louvre? Mir geht aber, aufrichtig gestanden, der Vatikan oder der Louvre selbst über das sehr ehrenwerte englische Palament. Was der Wut ganzer Völker, was einer langen Reihe von Jahrhunderten widerstand, die Schöpfungen von Menschenhand, an denen wir uns in unserm menschlichen Bewußtsein erheben um ihrer Größe, Schönheit und Dauer willen, um der Kraft des Geistes willen, der sie schuf, des Talents, das sie ausführte, die höchsten Werke der Kultur — sie sind heute gefährdet, wie sie es noch nie waren. Was ehedem nur ein gewaltiges Naturereignis, etwa ein Erdbeben, zu erschüttern vermochte, das vernichtet heute jeder, der sich ein paar Zentner Dynamit verschafft. Und jeder kann sich die heute verschaffen. Was früher der Kraft von Völkern widerstehen zu können schien, ist jetzt wehrlos dem einzelnen preisgegeben. Schon die Möglichkeit so ungeheurer Zerstörung reicht hin, die gebildete Welt in steter Sorge zu erhalten und die Forderung in ihr zu erwecken, daß diese Sorge so weit als irgend möglich aus ihrem Gesichtskreis entfernt werde. Vielleicht wäre uns besser, wenn weder das Pulver noch seine spätern Verwandten jemals erfunden worden wären; denn wollte man berechnen, wie viel diese Sprengmittel den Menschen genützt und wie viel sie zerstört haben, ich glaube, die Rechnung würde dafür sprechen, daß wir da ein Danaergeschenk der Kultur empfangen haben. Freilich, es kommt auch auf den Empfänger an, er kann es nützen oder mißbrauchen. Wir Europäer haben das Pulver zwar nicht zuerst erfunden, aber sobald wir es kennen lernten, wurde es sofort hauptsächlich zu zerstörenden Zwecken verwandt. Die Chinesen haben es viele Jahrhunderte vor uns gekannt, aber, soviel ich weiß, nur in beschränktem Maße für den Krieg angewandt. Und kaum haben wir Dynamit, Nitroglycerin, Forcit und wie diese Teufelspulver alle heißen, zusammengebraut, so sind wir Kultureuropäer auch flugs dabei, den möglichst schlechten Gebrauch davon zu machen. Zu allererst treten diese Kraftmittel in den Dienst des Krieges der Staaten und der Völker gegen einander; sodann werden sie die Waffe im Kampf der Bürger unter einander:

die Revolution, die Anarchie greifen ihre Gegner mit diesen so einfachen und so verderblichen Waffen an.

Die Gefährlichkeit dieser Sprengstoffe und besonders ihrer Anwendung durch jeden einzelnen gegen unersetzliche Schöpfungen der Kultur und gegen große Menschenmengen, schon diese Möglichkeit müßte uns zu schleunigen Mitteln der Vorbeugung greifen lassen. Nun kommt aber hinzu, daß sich große Verbindungen von Menschen zusammengefunden haben, die der Kulturwelt offen mit diesen neuen Waffen entgegentreten.

Unsre neuere Kultur zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Bewegung von großen Massen befördert. Auf den wesentlichsten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ist diese Wirkung im großen bezeichnend für unsre Zeit: so in der Produktion, im Verkehr, in der Litteratur, in der Kunst, im Kriegswesen, in der Politik — jede Bewegung, jedes Schaffen, jedes Unternehmen geht gleich ins Massenhafte, und jeder neue Gedanke — wenn auch neu nur für uns Lebende — trifft alsbald den Geist von Millionen, er wirkt heute rund um den Erdball, während ihm gestern, während vor tausend Jahren, als er in Rom, in Alexandrien schon einmal gedacht wurde, die Mauern der Stadt, die Ufer des Mittelmeers zur Grenze der Wirkung wurden. Zu allen Zeiten hat der einzelne nach Besserung seines Lebenszustandes, haben die untern Volksklassen nach Mehrung von Besitz, Recht, Macht gestrebt, haben sich die obern Klassen verteidigen müssen gegen dieses Andrängen, das sie in ihrem Besitz, ihrem Recht, ihrer Macht einengte, bedrohte. Und je höher die Kultur eines Volkes war, um so sicherer und heftiger traten diese Kämpfe ein und wurden wieder im Verhältnis zur Kulturhöhe zerstörend. Denn überall wird die Kultur namentlich von den obern Volksklassen getragen und vertreten, und der gegen diese Klassen gerichtete Angriff trifft zugleich die von ihnen gehüteten Schöpfungen des Kulturlebens. Selbst so verderbte Herrscherklassen wie die des kaiserlichen Roms oder Frankreichs im vorigen Jahrhundert oder Englands unter Jakob dem Ersten waren doch die Inhaber und Träger der Kultur ihres Landes, und als sie gestürzt wurden, rissen sie eine Menge von Schöpfungen hohen Geistes und langer Arbeit mit in ihren Fall. Die Moral wandelt eben ihre eignen Wege, oder vielmehr die Kultur, das materielle und geistige Schaffen des Volks, ist in ihrem Gange nicht gebunden an gut und böse, an moralischen Auf- oder Niedergang. Sie ist es so wenig, daß viele der erhabensten Denkmäler der Vergangenheit ihr Entstehen gerade Geschlechtern verdanken, die durch das Sinken der sittlichen Kraft bezeichnet werden. Die Wunder des kaiserlichen Roms, die Schöpfungen des Cinquecento, der Louvre zu Paris, ja die Werke eines Horaz, Ovid, Molière, Shakespeare, sie alle sproßten keineswegs auf einem Boden empor, der durch die sittliche Größe seiner Bewohner glänzte.

Wo aber die in ihrem berechtigten Streben nach Besserung ihrer Lage allzu

sehr gehinderten niedern Volksmassen zur Gewalt greifen, da überträgt sich leicht der Grimm gegen die Unterdrücker, der Neid gegen die Reichen, die entfesselte tierische Wut gegen alles höher stehende dem menschlichen Gegner auf dessen Besitz und zuletzt auch auf das, was, wenn es nicht sein Besitz ist, so doch der rohen Masse geistig und sittlich zu ihm, den leitenden und herrschenden Klassen gehörig erscheint. Instinktiv erkennt der Pöbel an, indem er eine Vendomesäule oder die Tuilerien zerstört, daß diese Schöpfungen der Kunst weniger zu ihm, als zu den obern Klassen als Trägerinnen der Kultur des ganzen Volkes gehören. Er meint, indem er gegen Kunst und Wissen anstürmt, damit fremdes Gut zu treffen, seine Gegner in den herrschenden Klassen zu treffen; denn es fehlt ihm das Verständnis für die allgemeine, auch für ihn geltende Bedeutung der höchsten Kräfte und Schöpfungen der Kultur. Die Volksrevolutionen haben zwei vorherrschende Beweggründe, den religiösen und öfter noch den nackt materiellen. Das niedre Volk erhebt sich gegen Regierung oder Aristokratien meist aus materiellen Ursachen; es will etwas beßres in seinem Topfe haben, als bisher darin zu finden war, die rohe Masse wird wütend für ihren Glauben und für ihren Magen. In beiden Fällen haben Wissen und Kunst wenig mitzureden. Denn die religiösen Gemeinschaften haben sich erfahrungsmäßig zu beiden bald freundlich, bald feindselig verhalten, und die hungernde Menge achtet beide gering. Der Instinkt der Menge sieht in den Werken eines Malers so gut wie eines Professors Gegenstände des Luxus, und indem er den Luxus berechtigterweise mit den herrschenden Klassen in Verbindung setzt, richtet er seine Angriffe auch gegen die Erzeugnisse der Kunst und der Wissenschaft. Noch schneller als diese fallen andre Güter des Kulturlebens den erregten Massen zum Opfer. Recht, Ordnung, Sitte, sie sind es, die in erster Linie dem materiellen Verlangen im Wege stehen und daher von der Volksrevolution zuerst niedergerannt werden. Aber der Kampf auf diesem zunächst immateriellen Boden ist doch in seinen Wirkungen ein sehr andrer, als der gegen Werke von Kunst und Wissenschaft. Recht, Sitte, Ordnung sind flüssig, sie wechseln stets in Form und Inhalt, und eigentlich hört, auch in den friedlichsten Zeiten, der Kampf um sie nie auf: die gesamte Thätigkeit von Justiz und Polizei ist eine Verteidigung gegen die auf diesem Gebiete geschehenden Angriffe. Diese Güter können daher ihrer Natur nach, auch nach einer gewaltsamen Zerstörung durch eine Volkserhebung, wieder hergestellt werden, und sie werden auch in der That immer, wenn auch in geänderten Formen, wieder hergestellt infolge des Bedürfnisses jedes Kulturvolks, diese Grundlagen des Kulturlebens zu sichern, in welcher Form es auch geschehen möge. Gesetz, Ordnung, Sitte erheben sich alsbald aus dem Aschenhaufen, auch wenn er so groß ist wie der von 1794. Die materiellen Werke der Kultur dagegen, einmal vernichtet, bleiben verloren für alle Zeit; die von der Wut der Menge hingemordeten Menschen leben nicht

wieder auf. Vor diesen unersetzlichen Verlusten hat sich jedes Volk möglichst zu schützen.

In früherer Zeit haben durch Mißregierung, durch Hunger, durch religiösen Wahn erregte Volksmassen gemordet, gebrannt, große Verwüstungen angerichtet. Es hat soziale Erhebungen gegeben, in denen die mißhandelten Bauern sich zusammenthaten, um die Schlösser zu brechen, um Städte einzuäschern zur Befriedigung ihrer Rache für erlittnes Unrecht. Aber es hat, wenigstens in Europa, noch keine Zeit wie die unsre gegeben, wo, ohne die Erhitzung des Blutes durch revolutionäre Erhebung, in so weiten Kreisen des niedern Volkes die Zerstörung dessen, was wir als Errungenschaften unsrer Kultur verehren, zum Ziele kühl denkender, planvoll handelnder Verbindungen gemacht wird. Ja mehr noch: was jederzeit für Verbrechen galt, wird von vielen Tausenden offen für Wohlthat erklärt, von Millionen mit moralischer Duldung angesehen; grundsätzlich, in sittlichem Bewußtsein werden Mord und Verwüstung gepredigt und ausgeführt. Vielleicht ließen sich in dem China des elften Jahrhunderts ähnliche Zustände wiederfinden, wie die sind, zu denen die heutige soziale Strömung in Europa hintreibt. Wenigstens wird erzählt, daß damals die sozialistische Idee bis zur Verstaatlichung von Grund und Boden, Handel, Gewerbe durchgeführt worden sei, wodurch dann das Land ruinirt wurde. Aber es hieße Perlen vor die Säue werfen, wenn man mit Lehren der Geschichte gegenüber Volksbewegungen kämpfen wollte, die sich von dem allgemeinen sittlichen Boden alles Kulturlebens offen lossagen, indem sie das persönliche Eigentum für ein Unrecht erklären und dann im Kampfe gegen dieses Unrecht zur Rechtfertigung der Zerstörung von Eigentum und Leben der Besitzenden gelangen, indem sie bestehendes Recht zum Verbrechen und das Verbrechen zum Recht machen. Mag das Streben der untern Volksklassen nach Besserung der Lebenslage noch so sehr gebilligt werden, so kann doch nimmer als richtiger Weg zu diesem Ziele der Umsturz der ersten Grundlagen alles gesitteten Volkslebens angesehen werden. Hier muß das Prinzip festgehalten werden, oder es giebt in aller Welt kein Prinzip. Der heutige Anarchismus sagt sich offen los vom staatlichen Gesetz: der Staat hätte also wohl ein formelles Recht, das Gesetz ihm gegenüber außer Geltung zu setzen — es wäre das nur logisch. Wer sich vom Staat und von seinem Rechte lossagt, der darf auch nicht mehr auf den Schutz des Staats Anspruch machen: streng genommen müßte er vogelfrei sein. Doch fordert die staatliche Moral, daß über die strenge Logik des Rechts hinaus auf die Leidenschaft des einzelnen wie der Massen Rücksicht genommen werde; und hier ist Leidenschaft, nicht Vernunft, hier ist, wenigstens bei der großen Masse der Anarchisten, rohes Wollen, nicht geordnetes Denken. Schwer ist es, im einzelnen die Richtschnur anzugeben, nach der der Staat seine Abwehr gegen diesen offnen Feind zu treffen hat. Wie bei offnem Aufruhr der Unschuldige mit dem

Schuldigen leidet, wie der ruhige Bürger, der seines Weges geht, von der Kugel getroffen wird, die dem Empörer galt, und sich deshalb doch nicht über die staatliche Gewalt beklagen darf, so wird in weit größerm Umfange der von Demagogen mißleitete Arbeiter zu leiden haben unter den Schlägen, die der Staat zu seiner Selbstverteidigung zu führen hat. Wie verdunkelt ist das staatliche Bewußtsein des Arbeiters, der jahraus jahrein predigen hört, er sei der von Staat und Bürgertum ausgebeutete, rechtlose Sklave, der seine Fesseln brechen müsse! Wie abgestumpft ist der Rechtssinn des einfachen Mannes, dessen ganzes Rechtsleben im sittlichen Empfinden liegt, und der jahrelang daran gewöhnt worden ist, seine ersten bewußten Rechtserörterungen von dem Ausgangspunkte der Gewalt aus vorzunehmen und auf dem Boden des ihm vermeintlich durch Staat und Aristokratie zugefügten Unrechts reifen zu lassen! Darf der Staat diese wichtigste Quelle allen Kulturlebens, den Rechtssinn, trüben lassen im Namen der Freiheit des Denkens und Redens? Gedankenfreiheit! Ja wenn es auf Erden irgend etwas Ideales gäbe, das in unfehlbarer Reinheit keiner Fälschung ausgesetzt wäre! Aber was liegt alles zwischen der Gedankenfreiheit, die Posa fordert, und der, in deren Namen die Zerstörung gepredigt wird! Wenn der Staat dem Anarchisten, der sich von ihm lossagt, nicht alle staatlichen und bürgerlichen Rechte entzieht, so muß er sich um so stärker gegen den Mißbrauch der dem Anarchisten gelaßnen Rechte schützen. Er muß das Rechtsbewußtsein des Volks vor der Vergiftung schützen, gerade wie er Leben und Eigentum vor dem Dynamit zu schützen hat, mit den stärksten, nötigenfalls mit gewaltsamen Mitteln.

Man setze auf die anarchistische Propaganda hohe Zuchthausstrafe, man lege jedem Dynamitpolitiker für den erwiesenen Versuch den Kopf zwischen die Füße, und man wird nicht mehr gethan haben, als was die Selbstverteidigung eines Kulturstaats, was das Interesse eines gesitteten Volks fordert. Hier ist keine Milde möglich, denn es steht allzuviel auf dem Spiele. Vor allem aber muß die Fabrikation von Sprengstoffen verstaatlicht, monopolisirt, jeder Handel damit sowie der unberechtigte Besitz streng bestraft werden. Die unerlaubte Anfertigung dieser Sprengstoffe und die Entwendung von Sprengstoffen muß als Versuch der Sprengung behandelt und mit dem Tode bestraft werden. Wird die That, auch der allerentfernteste Versuch eines mit Sprengstoff auszuführenden Verbrechens nicht mit der äußersten Härte geahndet, dann wird nichts übrig bleiben, als die Gesinnung, den Anhänger der anarchistischen Lehre zu strafen: der Staat wird die Lossagung von seinem Gesetz mit Entziehung der Staatsangehörigkeit beantworten müssen. Wenn heute ein Athanasios, in den Schluchten des Balkans den Reisenden auflauernd, bei guter Gelegenheit einige tausend Goldstücke erschnappt, so hallt ganz Europa wieder von Entrüstung, und man hält jedes Gewaltmittel für gut, diesem Übelthäter den Garaus zu machen. Und welch ein harmloser Geselle ist dieser

Athanasios samt seiner bis an die Zähne bewaffneten Bande, und wäre sie tausend Strolche stark, gegenüber einem Ravachol und den Tausenden, die zu dessen Bande gehören! Dort wird Herr Cohn um etwas von seinen Schätzen erleichtert — gut, es ist nicht recht, und kriegt man den Athanasios, so henkt man ihn. Nur daß Athanasios sich nicht kriegen läßt, sich verbirgt und in harmloser Tracht den friedlichen Bürger spielend, fortan vielleicht ein stilles, höchst ungefährliches Dasein führt. Ein Ravachol, mit einer Blechkapsel bewaffnet, kann den Palast Bourbon samt allen Deputirten in die Luft sprengen, ja er kann noch mehr, nämlich Louvre oder Notre Dame de Paris in Ruinen legen, ehe man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und in ganz Europa der ungeheuern Gefahr zu begegnen sucht, die einem Ravachol durch die modernen Sprengstoffe in die Hand gelegt ist. Kann man aber etwa die Börse des Herrn Cohn oder irgend eines andern Mannes mit dem Wert vergleichen, den der Louvre für die gesamte kultivirte Welt hat? Kann man die Ziele eines Räubers denen eines Anarchisten gleich stellen? Kann man die Gefährlichkeit ihrer Waffen vergleichen? Kann man die Moral des Räubers niedriger stellen als die des Anarchisten, oder die moralische Kraft der türkischen Regierung niedriger als die der französischen Regierung und des Pariser Schwurgerichts? Kann man, in gewissem Sinne genommen, sagen, die staatlichen Zustände seien gesicherter, der Schutz von Leben und Gütern größer, der Sinn für Ordnung stärker in der Heimat eines Ravachol, als in der eines Athanasios? Und nach wie vor erklärt ein Ravachol seine That für eine löbliche, nützliche That, die Nachahmung verdiene, und rühmt sich des Zerstörens und findet Anhänger, die nicht verfolgt noch dingfest gemacht werden, bis auch sie dies oder das auffliegen lassen. Es wandelt einen bei diesem Vergleich fast die Neigung an, sich aus der Nähe eines Ravachol fortzumachen und einen Athanasios zum Nachbar zu suchen. Weiß wie Wolle erscheint das Verbrechen im Balkan, und blutrot das in Paris. Athanasios samt seinen Gesellen ist verschwunden; aber überall in Frankreich, Belgien, in Spanien, in Italien knallt es von Sprengpatronen, die Bande der Dynamitpolitiker ist sehr groß und sehr viel besser bewaffnet und sehr viel zerstörungswütiger, als es alle Räuberbanden Europas jemals waren. Und diese Bande geht frei umher, rühmt sich ihres Handwerks, unterhält Zeitungen, und die Welt will sie im ganzen noch nicht einmal für Verbrecher halten, man untersucht ganz ernsthaft diese Dynamitpolitik nach Für und Wider, und meint, das wäre keine Verbrecherbande, sondern eine Partei, das wären nicht Halunken, sondern Politiker!

Wenn solche Lammsgeduld die Gesellschaft unsrer Zeit oder auch nur einen Teil beseelt, dann verdient sie wohl auch vom Wolf gefressen zu werden; es wäre bald zu Ende mit unsrer Kultur. In den Darlegungen Toquevilles und Taines über die große Revolution hat mich kaum etwas andres so in Erstaunen gesetzt, als die Lammsnatur der französischen Aristokratie beim

Beginn der Tragödie. Da wird gemordet, geplündert, gesengt und gebrannt, und kaum einer der Geschädigten verteidigt sich und seine Habe. Der Schloßherr öffnet auf die Forderung seiner Bauern die Thore seines festen, verteidigungsfähigen Hauses und läßt es plündern; der kräftige, wohlbewaffnete Mann läßt den Pöbel, mit milder, vorwurfsvoller Rede ihn empfangend, in sein Haus dringen, sein Weib, sein Kind, sich selbst mißhandeln, ohne auch nur die Faust zu erheben; der junge, gesunde Mann, ja der Offizier reicht einem Dutzend Strolchen die Hände zur Fesselung dar ohne Widerstreben; der Hausherr verbietet seinen treuen Dienstboten, die ihn und das Haus verteidigen wollen, eine Hand zu rühren gegen die eindringende Schar, fast gewiß, zum Tode abgeführt zu werden. Kaum einer, der es vorzieht, sein Leben sich so teuer als möglich bezahlen zu lassen, der Manns genug ist, den Degen zu ziehen, und wenn es dann zum Tode geht, im Kampf für Leben, Familie, Hab und Gut zu fallen. Nachher gehen dann diese blutscheuen, unnatürlich manierlichen Leute mit einer wunderbaren Würde aufs Schafott, eine in vollendeten Umgangsformen entnervte Gesellschaft, ein in der Treibhausluft des Hoflebens, in geistreicher Leckerei, in weicher Formenkultur der kräftigen Luft der Natur entwöhntes, an Willen zum Handeln und an Willen zum Leben erschlafftes Geschlecht, zuoberst der König selbst, dem nicht bloß die Kraft, sondern auch das Bewußtsein seiner königlichen Gewalt fehlte. Wären es kräftige Männer gewesen, diese obern Klassen von 1789, wer weiß, ob eine entschloßne Verteidigung trotz all der schreienden Mißstände politischer und sozialer Art, die sich angehäuft hatten, nicht dennoch Staat und Gesellschaft vor diesen Orgien der Bestie im Massenmenschen, die man noch heute manchmal als notwendige und große Episode der Weltgeschichte rühmen hört, gerettet hätte. Freilich ein Schwächling wie König Ludwig, der kein Blut sehen konnte, und eine Aristokratie, die ihm gleich war, kurz leitende Gewalten, die nur noch von Anstand, Würde, Milde, von Scheu vor der Gewalt beherrscht waren, sie wurden von der geistlosen Faust und dem unanständigen Willen der Massen leicht niedergeschlagen. Nachher machte man aus dem Siege brutaler Naturkraft über krankhafte Verweichlichung weltbewegende Ideenkämpfe, aus dem Fußtritt eines zügellos gewordnen Pöbels erhabne Prinzipien, aus der Sinnlosigkeit der wild gewordnen Herde tiefe Weisheiten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Und noch heute betet so mancher diesen Götzen an, und noch heute kann man die drei Heiligenbilder des Anarchismus von 1793 an allen Straßen zu Paris prangen sehen, zum Beweise dafür, zu welchem Unsinn ein Volk herabsinken kann, wenn die Staatsformen seines Kulturlebens nicht von starken Händen, klarem Bewußtsein und kräftigem Willen gehütet und verteidigt werden.

Gott bewahre uns vor solcher Schwäche! Die leitenden Klassen wenigstens, einige Männer wenigstens sollten die Erfahrungen der Geschichte sich

und der Welt zu nutze machen. Mit Leuten von dem Schlage der Pariser Kommunarden von 1871 giebt es kein Paktiren, es muß Gewalt angewendet oder Gewalt erlitten werden.

Man ist in Paris und anderwärts empört über die Schwäche, die Richter, Anwalt, Geschworne und zuletzt die gesamte Regierung in und nach dem Prozeß gegen Ravachol gezeigt haben. Mit einigem Recht, wenigstens gegenüber Regierung, Richter und Anwalt. Allein man darf von dem Durchschnittsmenschen nicht mehr als einen Durchschnittsmut verlangen. Der Geschworne ist ein Durchschnittsmensch; und man wird vergeblich erwarten, daß er seinen Spruch thue genau nach dem Thatbestand, wenn dieser in der Rocktasche eine Dynamitdrohung mitbringt. Das wäre eine unbillige Erwartung. Selbst Staatsanwalt und Richter werden ihre Sicherheit einbüßen, wenn man ihnen allein, ohne Geschworne, den Anarchisten überliefert. Bleibt es bei dem ordentlichen Prozeßverfahren, so wird der Terrorismus der Anarchie die Folge sein. Vielleicht führt das zu Zuständen, wie die waren, die das Vehmgericht schufen. Gegen das im Geheimen schleichende Verbrechen ersteht die im Geheimen schleichende Rechtsprechung, gleichviel ob vom Staate geleitet oder vom Bürger selbständig geübt. Und es wäre des Erwägens wert, ob nicht die Gründung geheimer Orden zur Bekämpfung der Anarchie eine zeitgemäße Handhabe abgeben könnte, um die Gewalt des Staats in diesem Kampfe zu ergänzen. Die Verantwortung des Staats für die Handlungen der Dynamitpolitiker ist so groß, daß sie ihn allzusehr gefährdet. Wenn heute das Rathaus in Berlin aufflöge, würde die Stellung der Regierung dadurch etwa nicht erschüttert werden, wie die der französischen Regierung durch die letzten Vorgänge erschüttert worden ist? Und wäre irgend eine Regierung imstande, vermöge des Musters aller Polizeien annähernde Sicherheit dafür zu bieten, daß sich morgen kein Mensch in Berlin im privaten Besitz von ein paar Pfund Dynamit oder etwas Nitroglycerin, oder wie diese interessanten Erzeugnisse der Wissenschaft sonst heißen, befinde? Fliegt dann übermorgen eine der großen Bierhallen, später noch einiges andre auf, so werden auch bei unsrer guten Zucht und Ordnung die Anarchisten nicht mehr gar fern von ihrem nächsten Ziele angelangt sein. Die beste Polizei und die stärkste Regierung vermag, wie die Sprengstoffe gegenwärtig gehandhabt werden, die Sicherheit vor dem anarchistischen Massenmord und der Zerstörung im großen nicht zu gewähren. Die rohe Gewalt der Masse, zu allen Zeiten in ihrer Erregung gefährlich, wird durch diese Waffen so sehr gesteigert, daß die Waffe ihr um jeden Preis entwunden werden muß. Denn an Erregung wird es der Masse heute nie fehlen, dank den andern Erfindungen, durch die auch die wahnwitzigsten Gedanken, die leidenschaftlichsten Unternehmungen nach unbegrenzten Fernen in sehr kurzer Zeit und auf große Mengen ihre Wirkung ausüben können

(Schluß folgt)

China und das Abendland

1

Oskar Peschel beginnt in seiner Völkerkunde den vortrefflichen Abschnitt, der von den Chinesen handelt, mit der Bemerkung, daß sich bei einer bedauerlichen Mehrheit unsrer Landsleute das Wissen vom chinesischen Reiche auf den Zopf und auf die große Mauer beschränke. Seitdem diese Bemerkung zum erstenmale gedruckt wurde, mag es etwas besser geworden sein, aber es bleibt doch noch immer sehr viel zu wünschen übrig. Denn dem, der hier in Shanghai im vorigen Sommer in europäischen und amerikanischen Zeitungen die auf China bezüglichen Abschnitte las, mußte es wieder einmal klar werden, daß man sich nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt im Abendlande, selbst England nicht ausgenommen, im ganzen herzlich wenig um China kümmert und daher oft eine erstaunliche Unwissenheit in dieser Beziehung verrät. Und dabei wird das alte Reich der Mitte von dem vierten Teile der gesamten Menschheit bewohnt! Nur den ganz eigentümlichen geographischen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß der übrige Teil der Erde nicht schon längst viel stärker das friedliche Andrängen des Überschusses dieser Hunderte von Millionen Menschen gespürt hat. Doch sind die Anfänge davon schon seit längerer Zeit da. In Japan und Hinterindien ist bereits ein sehr großer Teil des Handels in chinesischen Händen. In diesen Gegenden ist aber der Europäer ein Fremder, und deshalb können hier, wo sich Asiaten zwischen verwandte Asiaten eindrängen, die Gegensätze nicht sehr stark hervortreten. Dies war aber sofort der Fall, als die Chinesen anfingen, in größern Mengen nach Australien und Amerika auszuwandern. Hier stießen sie auf einheimische arische, ihnen ganz fremde Elemente, die ihnen schroff entgegentraten und eine allzu starke Ausbreitung der gelben Rasse einfach nicht dulden wollten.

In Europa scheint man sich in dieser Hinsicht bis jetzt noch ziemlich sicher zu fühlen. Vereinzelte in deutschen Zeitungen auftauchende Angaben, hier oder dort sollten Chinesen als ländliche Arbeiter eingeführt werden, schienen nicht sehr ernstlich gemeint zu sein. Aber wie, wenn die Chinesen bald kämen, ohne gefragt zu sein? Damit hats noch gute Weile, meint man wohl allgemein, und freilich wird der Wasserweg ihnen wahrscheinlich noch auf

lange Zeit hinaus zu teuer sein. Aber schon sind die Russen dabei, den bisher so abgeschloßnen fernen Osten durch die Erbauung der sibirischen Eisenbahn mit dem Westen auf dem Landwege in bequeme Verbindung zu bringen. Dieser ursprünglich aus militärischen Gründen unternommene und bei der geringen Dringlichkeit der Sache nicht eben rasch geförderte Bau wird wahrscheinlich demnächst beschleunigt werden, weil die Hungersnot im europäischen Rußland und die gleichzeitige sehr reiche Ernte in Südsibirien den Russen die Augen darüber geöffnet haben, daß eine solche Bahn nicht nur einen nebensächlichen, sondern unter Umständen einen geradezu unschätzbaren volkswirtschaftlichen Wert haben kann. Schon hat sich ein Syndikat aus Vancouver angeboten, mit erfahrnen chinesischen Arbeitern, die die kanadische Pacificbahn gebaut haben, nach Sibirien zu kommen. Wird dies angenommen, dann erleben wir in wenigen Jahren die Vollendung der großen Eisenbahn, zugleich aber bald darauf noch etwas andres, worauf wohl noch niemals hingewiesen worden ist. Denn diese Bahn und ihre unabwendbare Verbindung mit chinesischen Eisenbahnen ermöglicht es dann den Chinesen, die sich schon jetzt, und zwar nicht gerade zur Freude der Russen, in Südsibirien anzusiedeln beginnen, sich weiter und weiter nach Westen auszubreiten. Damit wird sich Europa dann vor eine neue, ganz gewaltige Frage gestellt sehen, deren Wichtigkeit allein schon hinreichen sollte, die Blicke des Abendlandes etwas mehr, als es bisher geschehen ist, auf das himmlische Reich zu lenken. Vielleicht wird sich diese Frage schon in wenigen Jahrzehnten in ihrem ganzen Ernste zeigen. Denn ob die Russen, die selbst halbe Asiaten sind, dem Eindringen von zahlreichen andern asiatischen Elementen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen werden, ist wohl sehr fraglich. Und dann hat das deutsche Reich die erfreuliche Aussicht, seine breite Ostgrenze noch mehr schützen zu müssen als bisher, wenn es nicht einen Teil des Erwerbs von Arbeitern, Dienstboten u. s. w. in die Hände der höchst anspruchslosen, fleißigen und gehorsamen Chinesen übergehen lassen will. Über kurz oder lang werden diese Verhältnisse jedenfalls eintreten, und deshalb ist es gut, wenn man möglichst früh darauf aufmerksam macht, selbst auf die Gefahr hin, daß einem etwas abenteuerliche Ansichten vorgeworfen werden könnten.

Bis jetzt bekümmert man sich in Europa eigentlich nur dann um die fernliegenden chinesischen Verhältnisse, wenn im Reiche der Mitte etwas ungewöhnliches vorgeht. Aber selbst dann ist es durchaus nicht immer in dem Maße der Fall, wie man erwarten sollte. Als ich kürzlich bei einer gerade in gebildeten Kreisen viel gehaltenen Berliner Zeitung anfragte, ob sie einen Aufsatz über die Unruhen in China haben wollte, wurde mir geantwortet, daß man dafür bei den Lesern wohl kaum genügendes Interesse voraussetzen könne. Dabei hatte das Blatt oft genug kurze Notizen über denselben Gegenstand gebracht, bei denen, wie gewöhnlich, Wahres mit Falschem arg vermischt war.

Denn weil bei solchen Gelegenheiten nur sehr wenige Leser zu beurteilen vermögen, wo die Wahrheit aufhört und die Erfindung der Berichterstatter anfängt, so ist der Phantasie der Zeitungsschreiber ungemeßner Spielraum gewährt. Was hat man nicht im vorigen Sommer während der Unruhen für Zeug lesen müssen! Gelogen wie telegraphirt! konnte man da oft, sehr oft mit Bismarck ausrufen. Fast immer gut unterrichtet zeigten sich nur ganz wenige Blätter, darunter, wie zu erwarten war, die Times und der New York Herald. Aber sogar die Times machten vor einiger Zeit den groben Schnitzer, von den Fremdenverfolgungen in Hunan zu sprechen, während doch in dieser Provinz kein einziger Ausländer ansässig ist. In den meisten andern Zeitungen traf man selten auf einen Artikel mit ganz richtigen Angaben. Vielmehr fanden sich auch in englischen Blättern wiederholt solche Annahmen wie die, daß Shanghai und Hankau Vorstädte von Hongkong wären. In Wirklichkeit sind diese beiden großen Städte in der Luftlinie etwa eintausendfünfhundert Kilometer von Hongkong, also weiter als Berlin von Petersburg, und etwa tausend Kilometer von einander entfernt. Nun wird man einwenden, die Engländer stünden überhaupt, ebenso wie die Franzosen, mit der Erdkunde auf sehr gespanntem Fuße; sie wüßten nicht allzu gut in ihrem eignen großen Reiche auf der Karte Bescheid und erst recht nicht in andrer Herren Ländern. Zugegeben! Aber Verwandte des Schreibers dieser Zeilen können davon erzählen, daß auch ein Beamter am Schalter einer Kaiserlich deutschen Oberpostdirektion nicht wußte, wo Shanghai, der Endpunkt einer vom Reiche unterstützten Postdampferlinie, liegt.

2

Ganz unabhängig von der Kultur des Westens und infolge der großen Entfernung gar nicht davon beeinflußt, hat sich im äußersten Osten des asiatisch-europäischen Kontinents eine ebenso alte Kultur entwickelt. Erst in unsern Tagen sehen wir beide in nähere Berührung mit einander kommen; Europa und Amerika suchen tausende von Fäden in diplomatischer, geschäftlicher und religiöser Beziehung in China anzuknüpfen, finden aber fast überall, daß der zwar meistens passive, aber sehr zähe Widerstand, der sich ihnen entgegenstellt, schwer zu überwinden ist. Noch niemals ist die abendländische christliche Kultur auf einen solchen Widerstand gestoßen wie in China, und für den unbefangnen Beobachter wird es von größtem Interesse sein, zu verfolgen, wie sich dieser Kampf in den nächsten Jahrzehnten gestalten wird.

Ehe wir aber von dem jetzigen Stande der Beziehungen Chinas zum Abendlande sprechen, werden ein paar geschichtliche Angaben am Platze sein.

Das Altertum weiß sehr wenig von China. Ob der Name Sinim, der im Jesaias vorkommt, gleichbedeutend ist mit China, ist ungewiß. Arrian, Ptolemäus und Plinius geben die erste sichere Kunde von einem großen zivili-

sirten Volke der Serer im fernsten Osten, deren Haupthandelsartikel Seide sei. Doch blieb noch auf Jahrhunderte hinaus die Kenntnis des Abendlandes von China im übrigen sehr dürftig, wozu der Umstand beitrug, daß kein unmittelbarer Verkehr stattfinden konnte, da sich in den Tagen der Römer die Parther und später die mohammedanischen Reiche dazwischenschoben. Die Feststellung der Namen in verschiednen mittelalterlichen Gesandtschafts- und Reiseberichten bietet meistens nicht geringe Schwierigkeiten und hat Anlaß zu mancherlei gelehrten philologisch-geographischen Untersuchungen gegeben; diese hier näher darzulegen, würde zu weit führen. Allzu wenig sind, wie es scheint, dabei bisher die chinesischen Geschichtswerke verwertet worden. Es ist allerdings keine Kleinigkeit, sich durch eine Reihe von Bänden meist mit sehr trocknem Inhalte durchzuarbeiten, um vielleicht auf einige gesuchte Namen zu stoßen, die doch nur selten mit Sicherheit zu identifiziren sind.

Größere, ja wie erst viel später ganz gewürdigt worden ist, sogar sehr große Klarheit brachten erst die Reiseberichte der Poli aus Venedig. Nicolo Polo und sein Bruder Matteo Polo, zwei angesehene venetianische Kaufleute, machten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwei Reisen nach China, wo sie von Kublai Khan gut aufgenommen wurden. Nicolos Sohn Marco, der auf der zweiten Reise Vater und Oheim begleitete, wurde beim Khan rasch sehr beliebt. Er hielt sich im ganzen einundzwanzig Jahre im Osten auf und kam mit seinen Verwandten im Jahre 1295 nach Venedig zurück. Dort brachten ihn Ränke seiner Gegner ins Gefängnis, wo er seine unfreiwillige Muße dazu benutzte, einem Mitgefangnen seine Erlebnisse zu diktiren. Allgemein wurden damals diese Berichte über die von Menschen wimmelnden großen Städte des fernen Ostens für starke Übertreibungen gehalten, sodaß Marco Polo von seinen Landsleuten den Spitznamen Millionenschwätzer erhielt. In neuerer Zeit ist aber durch eingehende Untersuchungen, besonders vom anglo-indischen Ingenieurobersten Yule in seiner ausgezeichneten Ausgabe von Marco Polos Reisebericht, bewiesen worden, daß dieser eine durchaus zuverlässige Quelle der mittelalterlichen Staatenkunde Asiens ist.

Wieder vergingen zwei Jahrhunderte, ohne daß ein merklicher Schritt vorwärts gemacht wurde. Der Handel zwischen Europa und Ostasien ging während des ganzen Mittelalters durch die Hände der Araber, die seit dem neunten Jahrhundert Beziehungen zu China unterhielten. Doch wurde die Nachfrage nach den in der spätern Römerzeit vielbegehrten echten chinesischen Seidenstoffen geringer, seitdem im sechsten Jahrhundert einige nestorianische Mönche die Seidenraupe von China nach Griechenland gebracht hatten.

Erst als im fünfzehnten Jahrhundert die großartigen Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier begannen, wurde zum erstenmale die Flagge einer europäischen Macht auch nach China geführt. Aber merkwürdig, während man im Abendlande schon länger als ein Jahrtausend um das Bestehen der

großen, geheimnisvollen Reiche Cathay und Zipangu (China und Japan) im fernen Osten wußte, sollte sich der plötzlich erwachende Thatendrang des kleinen Europas, der sich allmählich fast den ganzen Erdball unterthänig gemacht hat, erst in unserm Jahrhundert ernstlich nach Ostasien wenden. So sehr ist China durch seine geographische Lage geschützt gewesen. Freilich hatten die Europäer auf der einen Seite so viel mit der Besitznahme von Teilen Afrikas und von Südasien, sowie auf der andern mit der Besiedlung des unerwartet aufgefundnen neuen Kontinents Amerika zu thun, daß die Wellen der allgemeinen Eroberungslust nur noch in ganz matten Schlägen bis nach China gelangten.

Allgemein bekannt ist es, daß Columbus auf dem westlichen Seewege nach Indien zu gelangen hoffte. Als er dann, vor nunmehr vierhundert Jahren, auf die amerikanischen Inseln stieß, glaubte er der ostasiatischen Küste nahe zu sein und ist bis zu seinem Tode in diesem Irrtum befangen geblieben. Ja als er auf seiner vierten und letzten Reise die Mündung des Orinoko entdeckte, schloß er sehr richtig, ein so gewaltiger Fluß könne nur einem Kontinent entströmen; also, folgerte er weiter, muß ich mich irgendwo an der Ostküste Asiens befinden.

Die ersten europäischen Schiffe, die nach China kamen, im Jahre 1517, waren vier portugiesische Galeonen, und damit begann der unmittelbare Verkehr verschiedner europäischer Nationen mit dem Reiche der Mitte. Noch bis zum heutigen Tage haben die in China lebenden Ausländer von der Nachwirkung des verkehrten und inkonsequenten Auftretens dieser ersten Ankömmlinge zu leiden. Denn hier, wo viele Gebräuche und Ansichten jahrtausende alt sind, und man sich nur sehr ungern zu Neuerungen entschließt, ist es ungemein schwer, Auffassungen, die sich einmal festgesetzt haben, wieder auszurotten. Alles dies muß billigerweise berücksichtigt werden, wenn man das Benehmen der Chinesen gegen die Europäer während der letzten Jahrhunderte richtig beurteilen will. Die Chinesen sind nämlich durchaus nicht gegen den Verkehr mit Europäern an sich gewesen, wie es ja auch bei einem so handelsliebenden Volke gar nicht anders zu erwarten war. Unter den Portugiesen scheinen sich aber viele Abenteurer befunden zu haben, und als diese nun ebenso auftreten zu können glaubten wie die Konquistadoren in der neuen Welt, da allerdings suchte man sie zu vertreiben. Das gelang auch an mehreren Orten der Küste, und nur damit der Handel nicht ganz aufhöre, ließ man die Portugiesen Macao behalten, erkannte jedoch ihr Besitzrecht erst vor einigen Jahren an, ein echt asiatisches laisser faire durch Jahrhunderte hindurch! Außerdem wurden die Europäer nur noch in Kanton geduldet, mußten sich aber alles mögliche gefallen lassen. Um diese unerträgliche Lage zu ändern, schickten dann im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verschiedne europäische Staaten Gesandtschaften an den Hof von Peking. Diese richteten aber nur wenig aus, im Gegenteil wurden die Geschenke, die sie zu bringen

pflegten, als Tribut angesehen. Den nach China kommenden Europäern fehlte eben leider von Anfang an die ruhige Sicherheit des Auftretens, die gerade Asiaten gegenüber von so großer Bedeutung ist. Statt einfach Handel zu treiben, was die Chinesen überall sehr gern gesehen hätten, und statt nur im Notfalle ihre Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, ließen sich die Ansiedler arge Übergriffe zu schulden kommen, während sich andrerseits manche Gesandten, z. B. die der Holländer, in Peking so weit demütigten, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen. Was wunder, wenn die Chinesen nicht glauben konnten, Vertreter von stolzen Nationen vor sich zu haben! Ihre Verachtung der Ausländer mußte durch solche elende Zugeständnisse nur noch steigen, und zwar um so mehr, als die fremden Nationen nicht zusammenhielten, sondern fortwährend Krieg gegen einander führten. Als dann in unserm Jahrhundert dem unhaltbaren Zustande mit Waffengewalt ein Ende gemacht werden mußte, waren die Vorurteile gegen die Ausländer schon zu tief eingewurzelt, als daß sie rasch hätten verschwinden können.

Man muß aber bei der Beurteilung der nun eintretenden Ereignisse die rein kommerzielle und die politische Seite vorsichtig auseinanderhalten. Die große Menge des chinesischen Volkes, soweit es mit den Fremden in Berührung kam, sah sehr bald ein, welche Vorteile ein reger Verkehr mit dem Auslande brachte, während der Hauptwiderstand gegen das Neue von der Klasse der Beamten und Gelehrten ausging. Solange die ersten Europäer einfach ihren Geschäften nachgingen und sich höchstens insofern um die Mandarinen kümmerten, als diese, damit sie dem Handel keine unnötigen Schwierigkeiten bereiteten, gelegentlich bestochen werden mußten, sind ihnen wohl kaum Hindernisse in den Weg gelegt worden. Ob sich dann das große Reich nicht vielleicht allmählich friedlich dem Verkehr mit dem Abendlande geöffnet hätte, ist schwer zu sagen und im Grunde jetzt auch eine müssige Frage. Denn so einfach sollten sich die Dinge nicht entwickeln; vielmehr sorgte die regierende Klasse der Beamten durch ihr hochmütiges Auftreten bald dafür, sich gründlich ins Unrecht zu setzen. Es scheint, daß die Mandarinen von vornherein eine instinktive Angst gehabt haben vor einem unbestimmten und unbekannten Etwas, das hinter diesen plötzlich angelangten Europäern lauere und nur auf eine günstige Gelegenheit warte, hervorzubrechen und ihrer Macht zu schaden. Denn so allein kann man sich das oft schroffe Benehmen gegen die fremden Gesandten erklären. Nur die fortwährenden europäischen Kriege schoben den endgiltigen Bruch so lange hinaus.

Wahrlich, kein erfreuliches Schauspiel für den rückblickenden Abendländer, diese sich immer wiederholenden Bemühungen, fast möchte man sagen Betteleien der christlichen Mächte um Besserung der Handelsbeziehungen mit China! Der Verlauf solcher Gesandtschaftsreisen war stets derselbe. In Peking wurden die Herren ersucht, gefälligst vor dem Kaiser den Fußfall zu thun.

Weigerten sie sich, so wollte man von so widerspenstigen Vasallen auch den mitgebrachten Tribut nicht annehmen. Aber auch in den Fällen, wo sie der Forderung nachkamen, waren die Erfolge sehr gering und standen nicht entfernt im Verhältnis zu einer solchen Erniedrigung. Die bleibenden Ergebnisse waren fast nur litterarischer Art. Vor allem sind die Reisebeschreibungen von Nieuwhof, der im Jahre 1655 Goyer und Keyzer begleitete, sowie von Staunton, der sich im Jahre 1792 im Gefolge des Earl of Macartney befand, noch jetzt lesenswert.

Nur die Russen setzten es schon viel eher als andre Völker durch, von den Chinesen als gleichberechtigte Macht anerkannt zu werden. Zwar versuchte es der Pekinger Hof auch hier mit seinem gewohnten Hochmute: mehrere Gesandte mußten unverrichteter Sache umkehren, weil sie keinen Fußfall thun wollten. Als aber um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts die Russen ganz Sibirien in Besitz nahmen, da erwiesen sich bald die Verhältnisse stärker als der Widerwille der hohen chinesischen Beamten gegen den politischen Verkehr auf gleichem Fuße mit Ausländern — der erste derartige Fall in der Geschichte des Reiches der Mitte. Denn um den ewigen Grenzstreitigkeiten ein Ende zu machen, bequemten sich die Chinesen endlich zu Verhandlungen, die im Jahre 1689 zum Vertrage von Nertschinsk führten. Darin wurde bestimmt, daß längs der genau festgestellten Grenze herüber und hinüber freier Handel stattfinden dürfte. Noch größern Erfolg hatte eine Gesandtschaft im Jahre 1727, denn in dem Vertrage von Kiachta erlaubten die Chinesen den Russen unter anderm die Errichtung einer Missionsstation in Peking, das erste Beispiel dieser Art. Römisch-katholische Missionare wurden zwar schon lange in China geduldet, sie hatten aber noch kein formelles Recht zur Niederlassung. Der Vertrag von Kiachta ist bis 1851, also mehr als hundertundzwanzig Jahre, in Kraft gewesen; hierzu läßt sich in aller Geschichte wohl kaum irgendwo ein Gegenstück finden. Beiderseits scheint man also recht zufrieden gewesen zu sein. Dazu trug allerdings auch bei, daß die russischen Gesandten lange nicht so hochmütig behandelt wurden als die meisten andern, die nach Peking kamen.

Der Karawanenhandel entwickelte sich gut. Lange Zeit hindurch kam der bei weitem größte Teil des in Europa verbrauchten Thees auf dem Landwege an; deshalb herrscht noch jetzt vielfach die irrige Ansicht, dieser Karawanenthee sei besser als der auf dem Seewege gekommene, während es doch ganz klar ist, daß die Seeluft dem Inhalt von luftdicht verlöteten Blechkisten nichts anhaben kann.

Für alle andern Abendländer blieb der Handel bis zum Jahre 1842 auf Kanton beschränkt, und bis dahin, also bis kaum vor einem halben Jahrhundert, waren die Verhältnisse dort ganz ungeregelt. Alle Ausländer waren auf einige Faktoreien angewiesen und durften nur mit solchen Chinesen Handel

treiben, die von ihrer Regierung ausdrücklich Erlaubnis dazu hatten. Die Ostindische Handelsgesellschaft, die bis 1834 das Monopol für den Handel zwischen England und China besaß, hatte gewisse Konsularbefugnisse, besonders insofern, als sie nötigenfalls englische Staatsangehörige aus Kanton ausweisen konnte. Die kaufmännischen Konsuln der übrigen Nationen dagegen hatten so gut wie gar keine Machtvollkommenheiten, und die chinesischen Beamten kümmerten sich nicht um sie und ihre Flaggen. Wurde dann einmal bei einem Streit ein Chinese von europäischen Matrosen erschlagen, so gab es unendliche Weitläufigkeiten, und einzeln sah man sich wirklich dazu gezwungen, den unglücklichen Übelthäter der Gnade der Mandarinen zu überlassen, weil es vollständig in deren Belieben stand, die Verhältnisse für alle Ausländer ganz unerträglich zu machen. Fürwahr, es wurde hohe Zeit, daß die Engländer, an die allmählich der größte Teil des Handels übergegangen war, endlich diesem Naturzustande ein Ende machten.

3

In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts trieben die Dinge um so unaufhaltsamer dem Kriege zu, als die Chinesen die seit 1834 ernannten englischen Regierungskommissare ebenso von oben herab behandelten, wie vorher die Vertreter der Ostindischen Handelsgesellschaft. Bevor wir aber die nun folgenden Ereignisse kurz erzählen, möge der Geschichts- und Kulturgeschichtsfreund noch eine kleine Betrachtung mit uns anstellen. Unzweifelhaft waren die Chinesen, wenn sie sich nachher auch noch so oft ins Unrecht setzten, ursprünglich durchaus im Recht. Wenn mir ein Handelsmann ins Haus kommt und allmählich unbescheiden wird, so habe ich das Recht, ihn hinauszuwerfen, auch wenn ich ihn anfangs geduldet habe. Kein Mensch wird das bestreiten. Wenn er aber nun durchaus wieder mit mir anknüpfen will, so ist es ebenso unbestreitbar, daß ich die nötige Macht haben muß, wenn ich mir den Menschen erfolgreich vom Halse halten will. Diese Macht hatte aber die chinesische regierende Klasse nicht. Ja, werden nun Leute vom Schlage der Eugen Richter und Bamberger sagen, dann hätten die Europäer die Chinesen hübsch in Ruhe lassen sollen! Ach, wenn sich alle Menschen immer wie artige Kinder hätten benehmen wollen, so hätte es nie einen Fortschritt gegeben, und wir Deutschen lägen dann wohl noch in unsern Wäldern auf der Bärenhaut. Der ganze, jetzt so blühende Handel an der chinesischen Küste bestünde nicht; ja noch mehr: wenn die Klasse der chinesischen Beamten ihrem geheimsten Herzenswunsche gemäß handeln könnte, so würde sie uns Ausländer alle lieber heute als morgen bitten, gefälligst das Reich der Mitte zu verlassen. Zu solchen Folgerungen kommt man, wenn durchaus alles nach einer bestimmten Theorie gehen soll, in die man sich verrannt hat.

Nun hat allerdings der unmittelbare Anlaß zu dem unvermeidlich ge-

wordnen Kriege sehr viel Staub aufgewirbelt, weil die heikle Opiumfrage den Bruch herbeiführte. Der Eindruck davon hat sich auch jetzt noch nicht verwischt, obgleich schon fünfzig Jahre darüber hingegangen sind. Immer noch heißt es: die selbstsüchtigen Engländer haben damals nur deshalb Krieg mit den Chinesen angefangen, weil diese den Handel mit Opium in ihrem Lande nicht erlauben wollten. Prüfen wir die geschichtlichen Thatsachen, so finden wir, daß die Dinge doch nicht so einfach lagen. Freilich konnte es niemand den chinesischen Beamten im Ernste verdenken, daß sie energische Maßregeln zur Unterdrückung des an der ganzen Südküste schwunghaft betriebnen Opiumschmuggels ergriffen, sobald sie sich von der Verderblichkeit des Opiumrauchens für alle nicht ganz charakterfesten Leute überzeugt hatten. Aber in ihrem grenzenlosen Hochmut, bei ihrer Verachtung der „Barbaren" und bei ihrer völligen Unkenntnis von der Macht europäischer Nationen hielten sie es für vollkommen überflüssig, irgend welche internationale Rücksicht zu nehmen. So hielt im März des Jahres 1839 der Gouverneur von Kanton, um seinen Willen durchzusetzen, die Ausländer in ihren dortigen Faktoreien gefangen, bis sie ihm alles in ihren Händen befindliche Opium ausgeliefert hatten. Es wurde dann vernichtet, aber jede Entschädigung für den sehr bedeutenden Verlust wurde verweigert.

In England war die öffentliche Meinung über ein solches Verfahren um so aufgebrachter, als sich unter den eingesperrten Personen auch der zur Beilegung der Streitigkeiten ernannte Regierungskommissar, der Kapitän eines Kriegsschiffs, befunden hatte. Dies mußte durch Krieg gesühnt werden. Später ist es allerdings auch von einigen Engländern getadelt worden, daß die Opiumfrage zum Anlaß des Bruchs genommen worden ist. Die so urteilen, und außerhalb Englands ist das wohl die große Mehrzahl, halten offenbar zweierlei nicht richtig aus einander. Man setze nämlich nur einmal an Stelle des Opiums irgend einen für China unschädlichen oder nützlichen Einfuhrartikel, lasse aber alle übrigen Umstände, wie sie waren, und sofort wird das aller internationalen Sitte ins Gesicht schlagende Benehmen der chinesischen Beamten noch schärfer hervortreten. Die zufällige Schädlichkeit des Gegenstandes berechtigte sie durchaus nicht zu ihrem schroffen Vorgehen. Es ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß weit mehr der Haß gegen die Fremden als die Einsicht von den schlimmen Folgen des Opiumrauchens die Mandarinen zu möglichst rücksichtslosem Auftreten gereizt habe.

Der Krieg wurde von englischer Seite mit großem Nachdruck geführt, offenbar in dem richtigen Gefühl, daß ein solcher Hochmut, wie ihn die Mandarinen immer gezeigt hatten, nur durch eine möglichst empfindliche Lektion zu brechen sei. Zum erstenmale mußte sich das alte Reich der Mitte im großen Kriege mit einer Macht des Abendlandes messen. Der Erfolg konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein. Zwar fochten die chinesischen

Soldaten in vielen Fällen ganz tapfer, aber ihre Bewaffnung und vor allem ihre Führung waren gar zu schlecht. So ging ein Gefecht nach dem andern verloren, und eine Hafenstadt nach der andern fiel in die Hände der Sieger, bis diese schließlich mit einer mächtigen Flotte von zweiundsiebzig meist großen Kriegsschiffen in den Yangtzekiang einliefen. Tschinkiang, eine am Schnittpunkte dieses Stromes und des großen Kaiserkanals gelegne befestigte Stadt, wurde erstürmt, wobei schreckliche Szenen vorkamen. Denn da dieser Ort damals, als es noch keine Dampfschiffahrt nach Tientsin gab, wegen der Versorgung der nördlichen Provinzen mit Reis und Getreide besonders wichtig war, so bestand ein großer Teil der Besatzung aus Mantschus, die lieber ihre Häuser anzündeten und ihre Frauen und Kinder und sich selbst töteten, als daß sie sich den Feinden ergaben. Solch eine wilde Verzweiflung, wie sie die Engländer bisher noch nicht angetroffen hatten, war darin begründet, daß die Mantschus, deren Vorfahren im Jahre 1644 als Eroberer ins Land gekommen waren und die einheimische Ming-Dynastie gestürzt hatten, nun das Ende ihrer eignen Herrschaft für gekommen hielten.

Tschinkiang war ein Schutthaufe, als es die Sieger ganz in der Gewalt hatten. Aber viel war damit gewonnen, nämlich erstens ein Stützpunkt, von dem aus sie ebenso den Yantzekiang wie den Kaiserkanal erfolgreich absperren konnten, und zweitens die Aussicht, das nur wenige Stunden flußaufwärts liegende Nanking, an Wichtigkeit die zweite Stadt Chinas, bald gleichfalls zu erobern. Ohne Verzug wurden die Vorbereitungen zum Sturm getroffen; aber es sollte nicht mehr dazu kommen. Denn die Absperrung der Wasserwege machte sich bei dem sehr bedeutenden Schiffsverkehr bereits in der ganzen Umgegend empfindlich fühlbar, und außerdem fingen die Chinesen an, sich von der Aussichtslosigkeit weitern Widerstands zu überzeugen. Nachdem die kaiserliche Genehmigung eingetroffen war, wurden Verhandlungen angeknüpft, die zum Frieden zu Nanking führten (1842).

War der Krieg von den Engländern mit Energie und Umsicht geführt worden, so bewiesen sie auch bei den Friedensverhandlungen großes Geschick. Mit dem ihnen in solchen Sachen eignen weiten Blick erkannten sie, daß die Erwerbung einer größern Strecke Landes weniger vorteilhaft für sie sei und dabei doch die Chinesen weit mehr schmerzen würde, als die Eröffnung einer zu den gebrachten Opfern und erreichten Erfolgen im Verhältnis stehenden Anzahl von Häfen für den auswärtigen Handel. Sie begnügten sich also mit der kleinen Felseninsel Hongkong. Dafür wurden, in der Reihenfolge von Süden nach Norden, folgende fünf großen chinesischen Häfen für den Verkehr mit Ausländern freigegeben: Kanton, Amoy, Futschau, Ninggo und Shanghai. Von allen diesen Orten aus sollte auch der Transithandel ins Innre des weiten Reiches erlaubt sein. Ein Zolltarif sollte vereinbart werden. Ferner mußte China eine Entschädigung für das vernichtete Opium sowie für die Kriegskosten

zahlen, und endlich wurde ausdrücklich festgesetzt, daß in Zukunft jeder der beiden Staaten den gleich hohen Rang des andern anerkennen und seinen offiziellen Schriftwechsel darnach einrichten sollte. Die Opiumfrage kam gar nicht zur Verhandlung, und schon darum ist es nicht gerechtfertigt, diesen Krieg, wie es noch immer oft geschieht, den Opiumkrieg zu nennen. Vielmehr blieb hierin nach wie vor alles beim alten, also beim Schmuggel. Wohl aber erkundigten sich die chinesischen hohen Beamten beim Friedensschluß im Privatgespräch nach der Auffassung der Engländer. Weshalb, fragten sie, wollt ihr uns denn durchaus ein solches Gift ins Land bringen? Ihr solltet uns doch lieber behilflich sein, das Laster des Opiumrauchens in China nicht weiter um sich greifen zu lassen, und solltet darum euern Staatsangehörigen den Handel mit Opium streng verbieten! Hierauf vermochten die Engländer nur eine sehr gewundne Antwort zu geben. Ihr müßt, sagten sie, euer Volk von der Schädlichkeit des Rauchens zu überzeugen suchen, dann hört der Handel von selbst auf; solange er aber besteht, können wir uns den für uns daraus erwachsenden Vorteil, der sonst doch ganz gewiß andern Nationen zufallen würde, nicht entgehen lassen. In der That, eine in jeder Beziehung kümmerliche Entgegnung! Diese Beweisführung ist, wie Williams in seinem Middle Kingdom treffend bemerkt, im ersten Punkte um kein Haar besser, als wenn ein Gastwirt der Frau eines Trunkenbolds, die ihn händeringend anfleht, ihrem Manne keinen Schnaps mehr zu verkaufen, die kalte Antwort gäbe, sie solle doch ihren Mann ermahnen, keinen mehr zu trinken. Und auch der zweite Teil der Erwiderung steht auf schwachen Füßen. Denn hätten die Engländer wirklich den Handel mit Opium verboten, so würde es mit ihrer mächtigen moralischen Unterstützung den Chinesen kaum schwer geworden sein, von andern Nationen gleiche Bedingungen für die Handelsverträge zu erlangen. Es hätte auch christlichen und gesitteten Völkern wohl angestanden, wenigstens den Versuch zu machen, dies Unheil von China abzuwenden. Da jedoch nichts derartiges geschah, so wurde, wie gleich hier erwähnt werden mag, der Schmuggel zuletzt so unerträglich, daß nach dem zweiten Kriege allerdings schließlich nichts andres übrig blieb, als den Handel mit Opium unter Festsetzung eines Einfuhrzolls zu erlauben. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind das einzige Land, das im Jahre 1880 freiwillig mit China vereinbarte, seinen Bürgern und den unter seiner Flagge fahrenden Schiffen den Opiumhandel zu verbieten, ein zwar sehr ehrenwertes, wahrscheinlich aber doch gefühlspolitisches und den Zweck verfehlendes Vorgehen. Denn solange die andern in China vertretnen Nationen nicht diesem Beispiele folgen, hindert amerikanische Firmen nichts daran, Deutsche oder Engländer zu engagiren, die dem Wortlaut nach auf ihren Namen, in Wirklichkeit aber auf Rechnung der Firma Opium kaufen. Und man müßte die Amerikaner nicht kennen, um nicht zu wissen, daß es die meisten von ihnen für gar keine Sünde halten, ein solches Verbot zu umgehen, wenn es so leicht

gethan werden kann. Übrigens wird jetzt auch in China selbst schon viel Opium gewonnen. Die Hoffnung also, die manche wohlmeinenden Missionare anscheinend noch immer hegen, nämlich daß noch der Tag kommen werde, wo im ganzen China kein Opium mehr zu haben sei, ist leider wohl vergeblich. Noch vor fünfzig Jahren wäre es wohl möglich gewesen, das durchzusetzen, aber jetzt ist es zu spät dazu.

Es wird immer bedauerlich bleiben, daß sich die ersten Europäer, die den Chinesen als Sieger gegenüberstanden, nicht dazu entschließen konnten, hochherzig die Bitten der Besiegten in dieser Hinsicht zu erfüllen und selbst mit aller Kraft dem Opiumhandel entgegenzutreten. So griff nun das Übel zugleich mit der zunehmenden Ansiedlung von Ausländern, die im übrigen so segensreiche Folgen hatte, immer weiter um sich. Denn ein Übel bleibt es, man sage, was man will. Alle Beweise von der im Verhältnis zur Größe des Reichs nicht weiten Verbreitung des Rauchens, die auch in ausländischen Blättern stark übertrieben wird, sowie von der sehr geringen Schädlichkeit bei mäßigem Genuß können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß eine große Zahl von Menschen dadurch körperlich und geistig vollständig zu Grunde gerichtet wird. Auch die sehr beliebte Behauptung, die meisten Menschen könnten nun einmal nicht ohne ein Reizmittel auskommen, ist oberflächlich und trifft nicht den Kern der Sache. Könnte man in einem europäischen Lande den Branntwein auf irgend eine Weise ganz abschaffen, so würde dieses Land dadurch im allgemeinen gewiß nicht unglücklicher werden, sondern glücklicher. Genau so ist es in China mit dem Opium.

(Schluß folgt)

Fischerleben auf der Adria

Die vielen deutschen Gäste, die sich seit der Anlegung der großen Gaststätten zu Abbazia am istrischen Strande alljährlich nach diesem lorbeerumschatteten Orte begeben, finden an dem felsigen Ufer, wo der Waldwuchs immergrüner Bäume bis zum Wellenschaum hinabreicht, allerlei Schaustücke, die sich von denen der nordischen Meeresufer ganz und gar unterscheiden.

Wenn um die Mitte des Mai der Judasbaum blüht (der türkische Ergavan, dessen roter Blütenwipfel sich dort im Osten gern zwischen den Cypressen der Grabstätten erhebt), dann sind die anmutigen Gaststätten dieses Strandes, des österreichischen Norderney oder Trouville, schon angefüllt mit lustigem Badevolk, wie es sich erst zwei Monate später nach den Meeren des Nordens

wagt. Korkeichen und andre immergrüne Eichen, mit den klafterhohen, weißblütigen Callunas und allerlei weißen und roten Cistrosen untermengt, von der rotbeerigen rauhen Stechwinde des Mittelmeerbeckens durchflochten, von einem Wirrsal des baumartigen immergrünen Wegdorns durchsetzt, veranschaulichen die Wirkung des südeuropäischen Meerklimas.

Oft erscheinen Fischer zwischen den Klippen und ziehen mit Gesang ihre Netze ein, in denen die Tiere mit dem silbernen Meerglanz blinken. Ist es doch dieselbe Thalatta, die der ionische Dichter die fischreiche genannt hat.

Der Anblick der Fische, wenn sie auf den Grund der Barke gelegt oder einem Harrenden, der am Strande steht, zugeworfen werden, ist nicht nur ein Küchengedicht, sondern ergänzt in seinem Stillleben jenes Farbenspiel, das uns die innern Flächen der Muschelschalen geboten haben, als wir sie zusammen mit vielem Meersand mit der Hand aus der hintersten Klüftung des Felseneinschnitts schöpften. Wie das Meer im Laufe des Tags unter dem Wandel des Gestirns allerlei metallische Farben annimmt, so glänzt es auch an vielen dieser Fische goldig oder kupfern oder in der Färbung andrer Erzstufen.

Wer sich ermannt und von den weichen Lehnstühlen des Kaffeehauses weg hinausgeht auf die Wege, die sich längs des Meers, längs der Lorbeeren, Steineichen und Cedern hinziehen, der handelt nicht nur dem Zweck entsprechend, der ihn hierher geführt hat, sondern er verschafft sich auch einen Genuß, wie er nur in solchen Landschaften geboten wird.

In der Schlucht, aus der ein reichlicher Bach dem Meer entgegenrinnt, das ihn mit langen Wellenreihen auf dem flachen Sand aufhält, begrüßt den Gast vielstimmiger Gesang der Nachtigallen. Citronenkraut, Satureja, Thymian und Lavendel duften ihm aufgefrischt entgegen. Die Nachtigallen lieben, gleich dem Ölbaum, die Nähe des Wassers. Tief neigt sich dort, wo das süße Wasser sich mit der Salzflut zu vermengen beginnt, unter dem Andrange des salzigen Hauchs das hohe Schalmeienrohr, das noch heute mit dem Namen Arundo donax, den es von der gelehrten Botanik bekommen hat, an die sanfte Bewegung des Schafts erinnert, die vor allem den Augen der Griechen auffiel.

In diesen Wochen regt sich ein absonderliches Leben in den Tiefen des Meeres, wohin kein menschlicher Blick dringt. So können wir es auch nur nach seiner Fernhinäußerung abschätzen, etwa so, wie der Bewohner einer Gebirgsgegend, der zu gewissen Zeiten die Scharen städtischer Ankömmlinge wahrnimmt, sich aus diesem Schauspiel ein Bild von den Vorgängen auf entlegnen Bahnhöfen macht. In diesen kalten, finstern Tiefen, in den Thälern, die Hunderte von Metern hoch von der Salzflut überwallt werden, beunruhigt die stummen Lebewesen in diesen Tagen derselbe Trieb, von dem die Bewohner der trocknen Erde und der Lüfte in so vielen Bewegungen und Tönen Kunde

geben. In diesem Bethätigungstrieb wandern die Insassen, für die es in der Kälte und Dunkelheit der tiefen „Meerschaft“ keine Jahreszeiten giebt, zu entlegnen, sonnigen Ufern, in deren Schaum der Frühlingswind schon längst so manches Blütenblatt der Mandelbäume hinabgeweht hat.

Die Griechen sahen einst in dem Thunfisch, jenem mächtigen Stachelflosser, der sich jetzt gegen die Oberfläche und den Rand des Meeres emporhebt, eine Hinweisung auf den Mond, der schimmernd den Wellen entsteigt — nicht minder aber auch auf die Einwirkung jener Göttin, die den Pfeilen der Jäger und den Netzen der Fischer ihre Beute entgegenbringt, und weihten ihn, beide Bilder im Auge behaltend, der Artemis, die Seen und Meere durchschweift. Die Einbildungskraft des Volks an diesen Küsten bringt den Wanderzug der Thune, zu deren Empfang man jetzt anfängt sich bereit zu halten, nicht mit solchen Erwägungen und Vorstellungen in Zusammenhang. Es setzt diese Spende des Meers mit den ersten Anzeichen der freundlichsten Spende des Landes, nämlich dem Wein, in Verbindung. Die Leute sagen: Wenn der Weinstock seine Knospen zu öffnen beginnt, dann rücken die Heere der Thune heran. Das ganze Treiben, das damit zusammenhängt, ist zugleich so seltsam und so wenig bekannt, daß sich eine Schilderung davon wohl lohnt.

Der Gast von Abbazia hat an sieben nahe gelegnen Örtlichkeiten Gelegenheit, es zu beobachten: in Preluka, bei der Punta Sercica am Eingange des Fjordes von Buccari, bei Buccari selbst, bei Bucarizza, in der Bucht von Dubno, bei St. Jakob und im Hafen Vos auf der Insel Veglia. Überall dort ist das Ufer nicht seicht, man kommt wenige Schritte vom Festland in eine Tiefe von etwa zwanzig bis dreißig Metern.

Kein andrer schwimmender Gast unsrer Küsten wird mit der gleichen Umständlichkeit empfangen. Die rechtwinklig ausgespannten Netze,*) Kammern darstellend, mit all ihren künstlich darin angebrachten Durchschlupfen, die besonders zu diesem Zweck am Ufer aufgerichteten Gebäude und andre Vorrichtungen, die Teilnahme der Bevölkerung und schließlich auch noch das Mitwirken der Geistlichkeit als Vertreterin der Kirche — das alles kommt nicht annähernd bei andern Hantirungen derartig vor, für die das Meer Saatfeld ist.

Es wird wohl nur wenige Gäste dieses Strandes geben, die einer den Thunfischen gelieferten „Schlacht“ (die Italiener gebrauchen einen derartigen Ausdruck) zugesehen hätten. Noch wenigern war es wohl gegönnt, einen Blick

*) Damit ist übrigens keineswegs gesagt, daß der Fang der Thune nur mit feststehenden Netzkammern betrieben werde. Nicht wenige werden auch auf dem offnen Meer erbeutet. Man findet den Thun dort meist in Gesellschaft seines nächsten Verwandten, des mittelländischen Boniten, der sogenannten Palamida. Dieser Fisch hat denselben seltsamen Stahlglanz, den man an der ganzen Familie der Makrelen, insbesondre auch an dem mächtigsten, dem Thun, wahrnimmt.

in die Gold- oder in die Totenkammer zu werfen, wie man die beiden hintersten Abteilungen des ganzen Netzaufbaus nennt, aus denen es für die eingedrungnen Tiere kein Entrinnen mehr giebt. Wohl keinem Ankömmling aber sind die drei mächtigen am Ufer von Preluka schief über das Meer hinausgeneigten etwa fünfzehn Meter hohen Stangen entgangen, deren oberstes Ende eine Art von Sitz trägt, zu dem man auf Sprossen emporsteigt. Das ist die „Wache,“ wie es die Leute nennen, und der Wächter, der oben sitzt, hat nach dem Herannahen der mit soviel Spannung erwarteten Gäste zu spähen. Er wird alle Stunden abgelöst und hat dies wohl auch notwendig, denn obwohl er sitzt, ist es gewiß eine ganz absonderliche Anstrengung, sich auf dem Ende einer Stange hoch über der dunkeln Flut in der Luft so lange Zeit zu halten und nach jeder Kräuselung der Wasserfläche, die nicht vom Winde ausgehen kann, auszulugen.

Endlich wird eine solche Kräuselung wahrgenommen. Nun giebt die Wache das Zeichen, und am Strande macht sich eine Regsamkeit bemerkbar, die an die einer Truppe erinnert, der man das Herannahen des Feindes meldet. Nicht bloß die Fischer, die an den Tauen beschäftigt sind, womit die Netze eingeholt werden sollen, halten sich bereit, es kommen Leute von weit und breit, es erscheint auch der Geistliche, der das Meer segnet, eine Hilfeleistung, für die ihm, nebenbei gesagt, der erste gefangne Thun zufällt. Es kommen Händler und Leute, die Wein ausschenken, Weiber und Knaben, die sich anschicken, einen kleinen Teil der erwarteten Beute alsbald dem häuslichen Herde zuzutragen.

Schon ist aber auch noch ein andrer Bote gekommen, nämlich die Weißflügelseeschwalbe, die man als den Vorläufer einer Schar von Tunen betrachtet. Dieser Vogel nährt sich von kleinen Fischen und hält sich nach einer Überlieferung gern über solchen Stellen des Meers auf, wo ein Schwarm von Thunfischen gegen die Oberfläche heraufkommt. Die Fischer wollen ihn oft haben auf den Stricken des Netzes, die auf dem Wasserspiegel sichtbar sind, sitzen sehen. In ihrer Sprache heißt er deshalb Thunfischvogel (tunežic).

Je höher das Netz emporgehoben wird, desto mehr steigert sich die Aufregung, und zwar nicht nur unter den versammelten Menschen, sondern auch unter den Fischen. Während jene ihre Beute, auf die sie hoffen, mit Geschrei begrüßen, wallt das Meer schäumend auf über den gewaltsamen Bewegungen der großen Tiere, die, indem sie allenthalben Hindernissen begegnen und eine Empfindung von ungewohnten Vorgängen haben, das Wasser peitschen.

Allerdings erweist sich der Thun auch insofern als „Aprilfisch,“ als er oft die Leute mit ihren Hoffnungen in den April schickt. Statt der Fleischhaufen, mit denen die bereit gehaltnen Geschirre bedeckt werden sollen, kommen dann nur ein paar verlorne, einsiedlerische Wanderfische zum Vorschein. Es geht nicht immer so, wie vor einigen Jahren zu Buccari, daß mit einemmale

mehr als tausend dieser Tiere herausgezogen werden. Das ist aber keine Kleinigkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß viele ein Gewicht von zweihundert Kilo haben, ja daß man auch schon solche von mehr als dreihundert aus dem Meere gezogen hat.

Der Auftritt, der nun folgt, ist bei uns nicht so wild und gewaltthätig, wie ihn seinerzeit der Abbate Cetti beschrieb, der die Matanza, d. h. die Schlachterei an den sardinischen Küsten mit angesehen hat. Dieser erzählt, mit welcher Wut die Totschläger arbeiten, weil sie einen gewissen Anteil an der Beute erhalten und deshalb so viel wie möglich, und hauptsächlich die größten Thune, zu töten suchen. Einem Menschen, der ins Meer fiele oder sonst in Gefahr käme, würden sie jetzt gewiß nicht zu Hilfe kommen, wie man während der Schlacht auf die Verwundeten auch keine Rücksicht nimmt. Man schlägt, schreit, wütet und zieht den Thun so eilig wie möglich aus dem Wasser. Nachdem sich die Fische einigermaßen vermindert haben, wird eingehalten, die Kammer von neuem herangezogen, der noch übrige Fang enger eingeschlossen: und ein neuer Sturm erhebt sich, ein neues Morden beginnt. So wechseln Schlagen und Anziehen des Netzes, bis endlich auch der Boden der Totenkammer nachgekommen und kein Thun mehr übrig ist. Das Blut der Fische färbt weithin das Meer.

So heißblütig sind unsre Leute an der Adria nicht. Sie werfen die Fische an eine umzäunte und abgegrenzte Stelle, wo sich nur sehr wenig Wasser befindet. Dort schlagen diese um sich, drängen und quetschen sich, bespritzen die Steine mit Blut, bis sie erschöpft oder leblos den Menschen zum Opfer fallen, die alsbald mit ihren Messern herankommen. Die Menschen aber drängen sich nicht minder zusammen, um im größten Getümmel und in der ärgsten Aufregung so rasch wie möglich ein Stück zu erwischen. Solchen Tieren gegenüber, die die Größe eines Mannes haben, und im Angesicht des Blutes, das weithin das Ufer färbt, der scharfen Messer, die in den Eingeweiden arbeiten, kann man wohl auch daran denken, daß das Gejohle und Geschrei mit einem tiefinnerlichen Zug in den Menschen zusammenhänge, der sich besonders laut dann äußert, wenn sich eine große Menge angesammelt hat — nämlich an die Berauschung oder die Genugthuung durch und an Massenmord. Es ist das eine Mitgift unsrer Substanz, die bei allen derartigen Gelegenheiten durchschlägt.

Die Tiere werden dann auf einer Art von Gerüst aufgehängt, nachdem ihr Unterleib auseinandergeschnitten und die getrennten Körperhälften durch hineingeschobne Stäbchen auseinandergespreizt worden sind, damit die Luft freien Zutritt habe.

Cetti erzählt, daß auf diesem Schauplatz jedermann Dieb sei. Das Stehlen sei hier weder eine Schande, noch ein Verbrechen. Dem ergriffnen Diebe widerfahre weiter nichts, als daß er das gestohlene Gut wieder verliere.

Habe er es aber schon in seine Hütte gebracht, so sei es in Sicherheit. Hierin liege eine gewisse Billigkeit; denn der Lohn, um den der Unternehmer die Arbeiter dinge, stehe mit der ihnen aufgegebnen Arbeit in keinem Verhältnis, und um einen Ausgleich zu treffen, müsse zu dem versprochnen Lohne noch eine gewisse Zugabe kommen. Aus diesem Grunde läßt der Padrone das Stehlen unter der Bedingung zu, daß es geschehe, ohne ihm kund zu werden. Diese Art von stillschweigendem Übereinkommen und der Gebrauch, daß der Padrone sein Eigentum rettet, wenn er den Räuber fängt, macht ihn und seine Beamten außerordentlich aufmerksam, wogegen die Diebe, die weder Beschimpfungen noch Strafe, sondern nur Verlust des Gutes zu befürchten haben, überaus dreist und flink sein müssen. Beim Stehlen einzelner Stücke lassen sie es nicht bewenden; das Beutemachen erstreckt sich auf ganze Thune, und sie wissen tausenderlei Kunstgriffe anzuwenden, um sie in Sicherheit zu bringen. Mit der Hurtigkeit eines Taschenspielers lassen sie einen Thun verschwinden, wie ein andrer eine Sardelle einsteckt.

Von derlei Vorgängen und Übungen habe ich an unsrer Küste niemals etwas gehört. Es ist das offenbar eine Lücke in ihrer Kultur. Dagegen dürfte dort, unter den Sardiniern und Provençalen, auch der naive Brauch nicht vorkommen, den man, wie Dragutin Hirc in seinem Hrvatsko Primorje (Das kroatische Küstenland) erzählt, noch immer bei den Vorbereitungen zum Fang beobachtet. Es wird berichtet, daß die Fischer, wenn sie die Netze in Bucarizza, wo sie aufbewahrt werden, abholen, um sie auf den Fischplatz nach Buccari zu bringen, unterwegs von der Barke aus ins Meer hinein reden, als ob sie mit dem Thunfisch sprächen, und sagen: Siehst du, das ist für dich der Weg zur Tonnara! (Fangplatz).

Diese Leute, die sich mit dem Thunfischfang abgeben, sind weder aus Preluka, noch aus Abbazia, noch aus Buccari, noch aus irgend einem andern der benachbarten Küstenorte, sondern sie kommen fast samt und sonders aus dem weiter südlich gelegnen Cirkvenica, weshalb man sie Kirci nennt. Darauf deutet auch die Bezeichnung des kleinen Molo hin, eines aus Steinen zusammengesetzten halbinselförmigen Baues, der sich am Ufer jedes Fangplatzes befindet, und auf dem einige Säulen zum Befestigen der Winden und Taue angebracht sind. Einen solchen Bau nennt man „kirskischen Landsporn" (Kirski puntic). Dort sitzen diese Männer, den Kopf mit langen blauen Mützen bedeckt, und treiben allerlei seemännische Allotria, indem sie Polenta kochen, Netze flicken, Löcher in den Jacken zusammennähen, rauchen oder auch bloß tiefsinnig ins Wasser schauen, bis die Wache, die oben auf dem Korbe der Stange sitzt, dieses Stillleben durch den Ruf, der die Ankunft der Thune bedeutet, unterbricht.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Zug auch mitunter Geschöpfe herausgehoben werden, auf die es nicht unmittelbar abgesehen war.

Darunter befinden sich vor allem mancherlei Fische, auch solche, die nur von den Fischern unter sie gerechnet werden, in Wirklichkeit aber keine sind, wie Tintenfische, Sepien und andre Kopffüßer. Derlei hält sich an den Maschen des Netzes festgeklammert. Ein unverhofftes Beutestück andrer Art dagegen ist der Hai, der mitunter auf der Jagd hinter den Thunen her sich in das Tauwerk verstrickt. Wenn man die Anwesenheit eines solchen Gastes wahrnimmt, dann heißt es, das Netz so rasch als möglich herausziehen, weil er es sonst unfehlbar durchbeißt und dann mit ihm auch die Thune sich auf Nimmerwiedersehn empfehlen. Alles läuft dann, um Beile, Bootshaken und ähnliche Werkzeuge zu holen, um für alle Fälle, die sich mit der Ankunft des Ungetüms ereignen können, bereit zu stehen.

Ich selbst war bei einem solchen Auftritt gegenwärtig, der fest in meiner Erinnerung haftet. Plötzlich entstand während des Herausziehens des Netzes ein Geschrei, neben dem das übrige Rufen und Brüllen fast wie ein Gelispel klang. Nachträglich, nicht in der Totenkammer, sondern am Ende des Flechtwerks, kam eines jener Ungetüme zum Vorschein, das die Slaven vol (Ochs), die Italiener pesce manzo (Notidanus Griseus Cuv.) nennen, ein rotbrauner Hai. Er war einige Meter lang. Man tötete ihn dadurch, daß man ihn in der Schwebe im Netz hängen ließ, bis er durch Mangel an Luft zu Grunde gegangen war. Bald lag die Bestie zwischen den Felsen des Gestades auf dem Sand und gemahnte mit ihrer Körperwucht an die Dickhäuter, die noch den Grund bevölkerten, als eben dieser Sand aus dem Meere sich niederschlug. Dieser „Ochs" fühlte sich fein und sammtig an, wenn man vom Schädel abwärts strich, dagegen rauh und borstig, wenn man die Hand in umgekehrter Richtung bewegte. Die Stachelflosse starrte ihm weit unten aus dem Rücken. Seine rundlichen Zahnreihen waren ein ganzes Zeughaus. Weißliche Fleischtrümmer, die mit ihm aus dem Netze gehoben worden waren, konnten es bezeugen. Es waren Überreste von Delphinen, die er in seiner Todesangst von sich gegeben hatte. Über dem Gewimmel der Wogen an dem mit Blut befeuchteten Strande trieben sich Möven umher, ihres Anteils an der Beute gewärtig.

Übrigens ist die Erlegung eines derartigen Tiers, obwohl man weder mit dem Fleisch noch mit andern Teilen des Körpers — vielleicht Stücke der rauhen Haut ausgenommen, die man als Reibflächen zum Anbrennen von Zündhölzchen benutzt — etwas anfangen kann, doch nicht so ganz ohne Nutzen für die Fischer. Allerdings wäre die Bestie imstande, schauderhaft unter den Thunen aufzuräumen, und es fehlt nicht an Gewährsmännern, die behaupten, daß ein Hai imstande sei, mehrere dieser großen Fische auf einmal zu verschlucken. Deshalb erhalten die Männer für den Fang eines solchen Tiers aus der Gattung Carcharias eine Geldbelohnung, die sicherlich mit ebenso viel Recht ausgesetzt worden ist, wie auf das Töten eines Wolfs oder eines

Bären. Denn sein Rachen und sein unersättlicher Bauch wütet nicht nur gegen Fische, sondern auch gegen Menschen, die das Unglück haben, in den Bereich des Tiers zu kommen. Sogar noch auf dem Lande hat man sich vor ihm in Acht zu nehmen. Vor wenigen Jahren wurde zu Buccari einem Manne, der sich als Neugieriger auf dem Hafendamm zu nahe hinangewagt hatte, von einem solchen Fisch, der schon auf dem Trocknen lag, ein Fuß kurzweg abgebissen. Eine solche Zugabe zu dem Schauspiel, das die Ankunft dieser befloßten Zuzügler aus der Fremde gewährt, steigert natürlich die Wirkung des ganzen Auftritts. Doch bleibt er auch ohnedies so seltsam und merkwürdig, daß ihn niemand vergißt.

Wer weiß, wodurch ein Ungetüm, wie der Thunfisch, dieser rohe, ungeschlachte Räuber, in den Ruf eines zärtlichen Ehegatten gekommen ist! Thatsache ist, daß er wegen dieser seiner Eigenschaft bei Hochzeitsmahlen der Römer auf den Tisch gebracht wurde. Vielleicht verdankt er dies dem blinden Eigensinn, mit dem sich die Männchen um die eierlegenden Weibchen an den Küstenscharen und dem verderblichen Netze entgegendrängen.

Wenn wir griechische und römische Bücher hervorholen wollten, so fände man darin eine Menge von Seiten, auf denen dieses Unholds Erwähnung gethan wird; das „sardische Eingesalzene“ war nichts andres als das Fleisch des Thunfischs. Man hat gesagt, daß seine Wanderungen, die seit Jahrtausenden ununterbrochen fortgehn, einem sich unablässig bewegenden Strome von nährendem Fleisch glichen. Der Mensch kann mit diesem Strome, aus dem ein Geschlecht nach dem andern schöpft, verschwenderisch hausen, und er thut es auch. Viele Tausende von Gulden wirft der gedankenlose Fischer jährlich auf den Schindanger. Denn man hält es nicht für nötig, die ungeheuern Fleischmassen, die an diesen Klippen, insbesondre an den dalmatischen, aus dem Meere gezogen werden, einzusalzen, sodaß man oft die Hälfte der Beute und noch mehr zerstören muß, ehe sie in der Fischhalle zu Triest und Venedig ankommt — eine Art von Verwüstung des Reichtums, wie er leider noch bei andern Erzeugnissen, insbesondre beim Wein, beklagt werden muß.

Ein andrer Fisch, der gleich dem Thun nur plötzlich und zeitweilig in Scharen auftaucht, ist die Makrele (italienisch Scombro, slawisch Locarda). Auch für das Erscheinen dieses Zugfisches giebt der Frühsommer das Zeichen. Schon am Tage des heiligen Markus (25. April) wird er erwartet. Es ist das derselbe Tag, wo im koatischen Binnenland von den Geistlichen die Weizenfelder eingesegnet werden. „Der heilige Markus zündet das Meer an und fängt alle Makrelen.“ Am Vorabend sieht man die Feuerzeichen der Fischer, da sie ihr Geschäft meistens bei Nacht, beim Schein von Fichtenholzflammen betreiben.

Gleich dem Fange des Thuns setzt sich auch das Fangen der Makrele den ganzen Sommer hindurch fort. Da es aber nicht nur mit Netzen verschiedner

Art, sondern auch mit Angeln betrieben wird, so ist aus dieser Fischerei ein Sport geworden, den nicht nur die Einheimischen, sondern auch die Fremden, insbesondre auch die Badegäste von Abbazia, mit Erfolg betreiben. Für die, die der Luftkneiperei schlechtweg keinen Geschmack abgewinnen können, und die im Freien immer etwas zu thun haben müssen, wenn sie das von der Natur gebotne genießen wollen, empfiehlt es sich allerdings, in einem leichten Kahn über der krystallnen Fläche zu schweben und sich mit den mancherlei Wechselfällen einer solchen Hantirung die Zeit zu vertreiben. In dieser Hinsicht kommt von allem, was auf dem Meere vorgenommen werden kann, für den Fremdling nichts so in Betracht, als die Makrelenfischerei. Die Makrelenzeit gestaltet fast das ganze Leben an der Küste um. Der Gast von Abbazia, der sonst, wenn er auf irgend einem der finstern Lorbeerpfade dahinschritt, nur den Kampfergeruch dieser Bäume gewohnt war, wird jetzt auf einmal von einem wenig anmutenden Schwaden überrascht, der von gesottnem Öl ausgeht. Da wird eben in irgend einer der von den Baumwipfeln versteckten Hütten das unvermeidliche Makrelengericht gebraten. Der Einheimische, den man hie und da herumlungern zu sehn gewohnt war, ist jetzt von seinen Standorten verschwunden. Er fischt auf Makrelen oder auf Köder, die er zu diesem Fischfang braucht. Aber auch die deutschen Stammgäste in der berühmten „Schwemm" des Hotels Stephanie, die sonst niemals bei ihrem Spatenbräu oder Wiener Lagerbier fehlen, vermissen den einen und andern ihrer Genossen. Er ist in einem Kahn aufs Meer hinausgerudert und kommt vielleicht noch vor Schluß der Sitzung mit einem Haufen der in Regenbogenfarben schimmernden Stachelflosser zurück, die selbst als Geschenk nur mit Mühe angebracht werden können, weil allenthalben Überfluß vorhanden ist. Im Fühjahre 1892 z. B. waren diese Fische, dem Binnenländer ein Leckerbissen, an der Küste nahezu unverkäuflich, und Hunderte von Zentnern verdarben, weil niemand davon etwas wissen wollte. In manchem Jahre, wie 1891, werden jedoch die Menschen um diesen Genuß gebracht. Wie zeitweilig unter den Tieren des Festlandes oder auch unter Krebsen und andern Geschöpfen reißt da eine Art von Seuche ein. Auch das Meer, die heilkräftige Wiege alles Lebens und alles Gewordnen, bleibt davon nicht verschont. Man zog damals kaum eine Makrele aus dem Wasser, in der sich nicht gewisse Entozoen befanden. Heuer hat man diese Beobachtung nicht mehr gemacht.

Ein andres Fischereivergnügen, dem auch die Gäste während der Frühlingsmonate gern obliegen, ist das Harpuniren allerlei Seegetiers, insbesondre des mittelländischen Stockfisches (Asinello) und andrer Dorsche. Auch diese Beschäftigung bietet anziehende Nachtbilder. Der Fackelschein erhellt das klare Wasser bis zum Grunde hinab, und der, der vorgebeugt bei der leisen Fahrt über den Rand der Barke schaut, späht in das geheimnisvolle Treiben auf dem Grunde. Jäh saust die vierzackige Gabel hinab, sie hat sich in einen

Fisch eingebohrt, der, vom Glanze wie betäubt, sich dem Verfolger nicht zu entziehen wußte. Im nächsten Augenblick liegt das Tier zappelnd auf dem Boden der Barke. Mild weht der Seehauch, kaum hörbar plätschern winzige Wellen am Ufer, die Fläche ist glatt, und die Fischer im blutroten Lichte der von Harz genährten Flamme erscheinen als wunderbare Eindringlinge in dieser Finsternis der Wasser.

Als Gegensatz hierzu mag man sich die Umgebung vorstellen, in der der Gast, der das Meer nicht nur als Wasser-, sondern auch als Luft- und Sonnenbad ausnutzen will, an einem Sommermorgen seine Fangschnüre auswirft. Da ist die blaue, tief aufgewühlte Fläche, über die unter sonnigem Himmel der Maestro dahinsaust, der Schönwetterwind. Silberne Spitzen züngeln am Ufer hinauf, draußen schwanken blendende Segel. Zwischen die Felseninseln hat sich besonnter Nebel eingelegt, aber alles weit und breit funkelt, silberfüßig wandelt Amphitrite, Lichtdreiecke zurücklassend, über die Meere. Trotz Sonnenglanz schwebt die bleiche Mondhalbkugel hoch oben im Blauen, draußen aber, am weiten Gesichtskreis, liegt die lange Linie einer Rauchbank, die irgend ein entschwundnes Dampfschiff gezogen hat.

Ein rettender Gedanke

Wie kurzsichtig sind doch die hoffentlich nur die Minderzahl ausmachenden Menschen, die noch immer nicht die hohe Bedeutung des Zeitungslesens für das moderne Kulturleben voll und ganz würdigen! Allerdings besteht zwischen Zeitung und Zeitung ein Unterschied. Allein die öffentliche Meinung erfreut sich so vieler auf der Höhe ihrer Mission stehenden Organe in den kleinsten wie in den größten Städten (und Formaten), daß die Ausrede der Unkenntnis absolut unzulässig ist. Und wenn man nicht auffallenderweise unterlassen hätte, mich zu der berühmten und folgenreichen Schulkonferenz beizuziehen, würde ich mich mit solcher Entschiedenheit auf die Seite der erleuchtetsten Reformatoren unsers veralteten Unterrichtswesens gestellt haben, daß ich, wenn auf deren äußerstem Flügel kein Platz mehr für mich gewesen wäre, mich nicht bedacht hätte, mit dem Kopfe durch die Wand — der alten Vorurteile — zu rennen. Ich würde die Ansicht zur Geltung gebracht haben, daß alle höhern Bildungsanstalten in Fachschulen umzuwandeln seien, da das, was man allgemeine Bildung nennt, viel rascher, bequemer und mit viel geringern Kosten aus den Tagesblättern gelernt werden kann. Natürlich dürfte die wichtigste Fachschule, eine

Abrichtungsanstalt für Journalisten, nicht fehlen, und ich wäre bereit, sofort für diese einen Lehrplan auszuarbeiten. Kommen wird es zu dieser Einrichtung, darauf können wir uns verlassen, und ich will mir für den Fall nur die Priorität wahren.

So oft ich ein Zeitungsblatt der richtigen Art gelesen habe, ist mein Gesichtskreis dermaßen erweitert, daß ich gleichzeitig meine Augen mit einem ins Unendliche tragenden Fernrohr und mit einem das Unsichtbare sichtbar machenden Mikroskop bewaffnet glaube. Ich erkenne die geheimsten Gedanken aller Staatenlenker rund um die Erde; die schwierigsten, verwickeltsten Angelegenheiten der Finanz- und Wirtschaftspolitik liegen klar vor meinen Blicken; ich löse spielend den Kampf streitender Interessen; ich urteile mit untrüglicher Sicherheit und Schärfe über das Getriebe in Wissenschaft und Kunst; ich bin zugegen bei einer Kabinettsberatung und bei dem Zank zweier Weiber in der äußersten Vorstadt, und hinter dem glücklichen Paare, das seine eheliche Verbindung anzeigt, erscheint mir mit aller Deutlichkeit die Figur des Heiratsvermittlers, der das Band zwischen Krotoschin und Öttingen geknüpft hat, und nicht minder der künftige Scheidungsprozeß. Doch wer vermöchte all die Schätze aufzuzählen, mit denen ein einziges solches Blatt unser Wissen bereichert, all die Vorstellungen, die es weckt, all die großen Gedanken, die es anregt!

Nur einen Gedanken, einen schöpferischen, wie ich in aller Bescheidenheit sagen darf, der mir heute aus der Zeitungslektüre aufgegangen ist, will ich hier mitteilen und durch die Verfolgung des Wegs, auf dem ich zu ihm gekommen bin, alle Skeptiker überzeugen.

Mit Entzücken las ich die Schilderungen, welchen glänzenden Erfolg die liebenswürdige Feindin Deutschlands, Fürstin Metternich, mit ihren rastlosen Bemühungen hat, die schöne Zeit des zweiten Kaiserreichs, das von den Neidern Bas-Empire geschimpft und von den plumpen Händen der Deutschen zertrümmert wurde, in Wien wieder auferstehen zu lassen: die goldne Zeit, da echtes Gold in Rauch aufging und als Niederschlag Talmigold blieb, ganz wie in der Zauberküche der Alchimisten! Die Nörgler von dazumal behaupteten zwar, es sei ein schlechter Handel, für edles Metall eine schlechte Komposition zu erwerben, doch seitdem haben wir vom Herrn Staatssekretär von Böttichér gelernt, daß zwischen echtem und unechtem Material kein Unterschied besteht. Und selbst angenommen, Talmi wäre wirklich weniger wert als Dukatengold, und die heutige vergoldete Jugend müßte richtiger vermessingt genannt werden: was läge daran? Der eine Zeit lang, wie es schien, vergeßne Wiener Wahlspruch: „Alleweil fidel!“ kommt wieder zu Ehren. Man lebt nur einmal! Vogue la galère! Après nous le déluge! Morgen wieder lustik! Die sonderbaren Schwärmer, die sich in harter Gehirnarbeit um das Heil der Menschheit sorgen, was haben sie davon, wenn ihre Anstrengungen

fruchtlos bleiben? Enttäuschung, aufgeriebne Geistes- und Körperkräfte, vielleicht Welt- und Menschenverachtung. Wer dagegen sich und andern als Lebenszweck Spiel und Tanz und Mummenschanz setzt, der hat wenigstens, wenn das Schifflein auf dem Sande sitzt oder am Felsen zerschellt, sein Leben genossen, und das Bewußtsein, seine Mannschaft gut unterhalten zu haben, erhebt ihn. Wie beschämend für alle offiziellen Staatskünstler, zu sehen, wie jetzt im Wiener Prater höheres und tieferes Verständnis für Theater und Musik in den Massen verbreitet und nebenher die brennendste Frage unsrer Zeit aus der Welt geschafft wird! Wer Geld hat, verpufft es in Schauspielen aller Art, wer keins hat, darf zusehen; „Blumenpromenaden“ heben, wie wir lesen, alle veralteten Schranken auf zwischen den seltensten Treibhauspflanzen und jenen bunten Lilien, die nicht säen und nicht ernten und doch immer jemand finden, der sie kleidet. Freiheit, Gleichheit und Schwesterlichkeit — alles ist eins — ach du lieber Augustin!

An dies bestrickende Schauspiel einer in sorg- und gedankenloser Lustigkeit geeinten glücklichen Bevölkerung reiht sich ungezwungen die Betrachtung, daß gegenwärtig alles Große aus freien Vereinigungen hervorgeht. Nicht am grünen Tische, nicht in den Verbänden sogenannter Fachmänner wird der Fortschritt gefördert. Genug mit den Kongressen der Staatsmänner und der Gelehrten! Die einen schmieden geheime Protokolle, die andern streiten über Spitzfindigkeiten, die den Gebildeten völlig gleichgiltig, meistens sogar unverständlich sind. Wie anders die freien Vereinigungen, die nicht erst pedantisch fragen, ob einer etwas von der Sache versteht oder nicht, sondern jeden frisch, frei und fröhlich seinen Kohl zu Markte bringen lassen! Alle Völker seufzen unter der Last des bewaffneten Friedens und der Angst, daß ihm jeden Tag durch einen fröhlichen Krieg ein Ende gemacht werden könne, alle Minister, Diplomaten, Generale und Politiker von Fach zerbrechen sich deswegen den Kopf, die Herrscher machen sich persönlich auf die Reise, um das schwarze Gespenst in seinem unbekannten Schlupfwinkel aufzuspüren und zu bannen, und alles das nützt keinen Pfifferling. Aber eine freie Vereinigung beschließt, daß von nun an Friede herrschen soll, die Präsidentin, wieder eine Wienerin — diesmal nicht die Fürstin Metternich —, schreibt einen Roman, in dem die allgemeine Entwaffnung dekretirt wird, und — alles ist in Ordnung. Alte Leute erinnern sich noch, daß nach 1848 dieselben Bestrebungen auftraten und gewiß zum Ziele geführt hätten, wenn nicht der alte Friedensstörer, die Türkei, darauf versessen gewesen wäre, mit den arglosen Russen anzubinden, wenn nicht Österreich den Friedenskaiser so lange gereizt hätte, bis er blutenden Herzens zum Schwerte greifen mußte u. s. w. Heute bedrohen einzig die Deutschen alle ihre Nachbarn. Sie wollen durchaus Dänemark, die Niederlande und die Schweiz unterjochen, Frankreich zertrümmern, sich die englische Flotte aneignen und den Russen die bulgarische Verfassung auf-

nötigen, und wer weiß, was sie noch im Schilde führen! Aber nun Frau von Suttner kommandirt hat: „Die Waffen nieder!“ müssen sie knirschend gehorchen, und die Welt kann aufatmen.

Ferner: die Knechtung des jüdischen Stammes schreit gen Himmel. Nur ausnahmsweise wird ein Jude auf einen Ministerposten berufen, und einen jüdischen Feldmarschall giebt es nicht; ein befähigter Christ wird ohne Scheu jedem jüdischen Dummkopf vorgezogen, und an christlichen Festtagen wird die Börse geschlossen; in Ägypten durften die Juden doch wenigstens Ziegel streichen, bei uns aber verwehrt man ihnen jede schwere Arbeit, sodaß ihnen in ihrer Verzweiflung nichts übrig bleibt, als Zeitungen herauszugeben oder Koupons abzuschneiden. Die Regierungen hatten kein Auge für diese, das schwärzeste Mittelalter noch überdunkelnden Zustände, und schon mußte man einen allgemeinen Auszug der Kinder Israel, etwa nach Rußland, befürchten: da trat wiederum eine freie Vereinigung edeldenkender Männer als rettender Engel auf, und die größte Gefahr ist beseitigt.

Durch solche Erwägungen war ich in die richtige Stimmung versetzt, als aus Rom die Kunde kam, Held Imbriani, der doch vermöge seines Abgeordnetenmandates „ehrenwert“ ist, sei ohne alle Ehrerbietung hinausgeworfen worden, nur wegen eines Ausbruches seines glühenden Patriotismus, der doch nach Friedrich Wilhelm IV. selbst in seinen Übertreibungen noch schön und herzerwärmend bleibt. Der Vorfall erschütterte mich, aber zugleich blitzte in mir ein großer Gedanke auf. Die Gewalt ist nirgends in den rechten Händen, auch freigewählte Parlamente, wie das italienische, unterbrechen ihre segensreiche Thätigkeit des Ministerstürzens, um der Tyrannei Schergendienste zu leisten. Wie ist diesem schmachvollen Zustande abzuhelfen? Ganz einfach durch Bildung eines aus der Blüte der freien Politiker beider Hemisphären zusammengesetzten Weltareopags, der allein Gesetze zu geben, über Finanzen und Armeen zu verfügen hätte! Denken wir uns eine Versammlung, zu der Imbriani aus Rom, Paul aus Cassagnac, Henri Rochefort, Waschaty aus Wien, Istoczy aus Pest, Fürst Krapotkin aus Rußland, die bewährtesten Freiheitsmänner aus Kroatien, Montenegro, den Balkanstaaten und sämtlichen Republiken Amerikas gehörten, und wir müssen uns sagen, daß dann, aber auch nur dann Freiheit, Friede und Glückseligkeit auf der ganzen Erde herrschen würden. Aus Deutschland dürften vor allen Eugen Richter und Bamberger nicht fehlen. So oft ich das Glück habe, einen dieser beiden großen Männer zu sehen und zu hören, klingen mir die Worte Titanias im Sommernachtstraum in den Ohren: „Du bist so weise, wie du reizend bist,“ und auch die gewissen Fußtritte, die sie dem Löwen, den sie nicht mehr zu fürchten brauchen, erteilen, stehen mit dem durch das Zitat aus Shakespeare heraufbeschwornen Bilde nicht in Widerspruch. Und zwar bin ich stets geneigt, dem, der gerade spricht, die Palme der Weisheit und der Schönheit zu reichen. In einem Punkte freilich schien der große

Richter dem großen Bamberger überlegen zu sein: er war der eigentliche Überwinder des Aberglaubens, daß sich ein alter Mann im Sachsenwalde vor langen Jahren einige unbedeutende Verdienste um das deutsche Volk erworben habe (denn Mosse und die Propheten Barth, Rickert, Habakuk, Zephanja, Virchow u. s. w. wiederholen nur, was sie von ihrem großen Baal gehört haben), doch seitdem Bamberger in Alzei die verbrecherischen Anschläge, die ihm Bismarck wohl in einer schwachen Stunde anvertraut haben muß, mit edelm Mannesmute enthüllt hat, könnte Eugen auf Ludwig eifersüchtig werden. Auch Herr Tutzauer und andre seiner Art würden dieser allerhöchsten Behörde zur Zierde gereichen, die, um ganz unabhängig zu sein, das Kooptationsrecht haben müßte. Der Befürchtung, daß auch da wieder nur Reden gehalten werden könnten, dürfen wir uns entschlagen, da verschiedne von den Genannten und Ungenannten gewiß nicht zögern würden, mit einem „Der Worte sind genug gewechselt!" zu eindringlicherer Beweisführung überzugehen. Sollte man aber als Gegengewicht gegen das Haus der Feuerköpfe eine erste Kammer der Nocheinsichtigern und Bedächtigern für nötig halten, so weiß ich auch dafür Rat. Man beriefe nicht ein Herren-, sondern ein Damenhaus! Daß die Damen Metternich und Suttner abwechselnd das Präsidium führen müßten, scheint mir selbstverständlich. Außerdem drängen sich wohl jedem die Namen Lina Morgenstern, Ida Kettler, Louise Michel, Juliette Lambert, Sarah Bernhardt auf die Lippen, und daß es auch sonst nicht an geeigneten Senatorinnen mangeln würde, dafür bürgen die zahllosen Vereine, die sich der Einbürgerung der Mieder am Kongo, der Gründung von Ferienkolonien für blutarme Maikäfer und ähnlichen humanen Bestrebungen widmen.

Ob der Gedanke bald zur That werden wird? Vielleicht ist er dafür zu schön. Aber erwärmt sich jetzt auch nur eine kleine Gemeinde für ihn — und warum sollte einzig und allein dieser kühne Gedanke keine Anhänger gewinnen? —, so wird sie sich allmählich schon erweitern, lawinenhaft wird die Bewegung fortschreitend anwachsen, alles mit sich fortreißen, das Widerstrebende vernichten. Dann wird die befreite Menschheit einstimmig beschließen, dem Vater der Idee ein Weltdenkmal zu errichten, etwa ein Standbild, das mit dem einen Fuße auf europäischem, mit dem andern auf amerikanischem Boden ruhte. Aber davon hätte er möglicherweise nichts mehr, weshalb er sich bescheiden mit einem baren Internationaldank bei Lebzeiten begnügen möchte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre guten Freunde, die Schweizer, haben den Versuch gemacht, unsre Bemerkungen über ihre schiefe Stellung zu Deutschland und Frankreich soviel wie möglich zu verdrehen und das Unangenehme, was wir ihnen zu sagen hatten, totzuschweigen. Auf Herrn Secrétan in Lausanne werden wir zurückkommen, aber nicht um elsaß-lothringische Angelegenheiten mit ihm zu diskutiren; denn das thun wir unter uns. Heute möchten wir nur auf den merkwürdigen Zufall aufmerksam machen, daß in derselben Woche, in der unsre motivirte Ablehnung der „neutralen" Ratschläge der Bibliothèque Universelle und der Gazette de Lausanne in die Welt ging, wieder zwei von diesen neutralen Schweizern wegen deutschfeindlicher Haltung aus dem Elsaß ausgewiesen werden mußten: ein Herr G. in Markirch, Beamter einer Fabrik, der es für passend hielt, an einer unmittelbar an der Grenze veranstalteten Demonstration mit Vive la France- und Vive la Russie-Rufen — die letztern besonders hübsch von einem Schweizer! — u. s. w. teilzunehmen, und ein andrer Herr G. in Mülhausen, Weinreisender, der öffentlich damit prahlte, daß er allein es wage, seiner Abneigung gegen Deutschland selbst deutschen Beamten gegenüber Ausdruck zu geben, und der außerdem als Vertreter einer der ersten Mülhäuser Weinhandlungen ein ganz erkleckliches Agitationstalent verwertete, um die Bevölkerung gegen deutsche Herrschaft und deutsches Wesen aufzureizen. „Es war geboten, solchem Treiben ein Ende zu setzen," heißt es in einer halbamtlichen Mitteilung; es war längst geboten, müssen wir hinzufügen, den Schweizern im Reichslande ihre Pflicht als Gäste auf deutschem Boden in die Erinnerung zu rufen, so wie wir kürzlich der Presse der französischen Schweiz die ihre in Erinnerung gebracht haben.

Das russische Elend. Die nachfolgenden Erwägungen waren schon niedergeschrieben, als die Zeitungen die Unterredung des Fürsten Bismarck mit einem Wiener Journalisten und andre Äußerungen des Fürsten über unser Verhältnis zu Rußland brachten. Wir unterdrücken sie trotz des Gegensatzes nicht, der aus ihnen zu diesen Äußerungen hervortritt, weil sie im Zusammenhange mit volkswirtschaftlichen Anschauungen stehen, die in diesen Blättern wiederholt vertreten worden sind.

Die vorjährige Mißernte im östlichen Nachbarreiche hat den weltgeschichtlichen Wendepunkt, vor dem wir stehen, den Augen so nahe gerückt, daß der mit Blindheit geschlagen sein müßte, der ihn nicht deutlich zu erkennen vermöchte. Nach den unverdächtigen Schilderungen russischer Patrioten, die in den letzten Jahren zu uns herübergedrungen sind, kann gar kein Zweifel mehr daran bestehen, daß es mit der vielbesprochnen Verlumpung des russischen Adels und Bauernstandes seine Richtigkeit hat. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ist jener, durch ein unzweckmäßiges Ablösungs- und Steuersystem, sowie durch den Wucher ist dieser zu Grunde gerichtet worden, und wenn ein tüchtiges Volk die Schwierigkeiten vielleicht überwunden hätte, so war bei den schlappen, dem Branntwein ergebnen Russen, die im Jahre zweihundert Feiertage begehen, nicht daran zu denken. Die Hungersnot hat nun nicht allein die wirtschaftliche Schwindsucht zur galoppirenden gesteigert, sondern wird jedenfalls eine ganze Reihe weiterer Hungersnöte erzeugen, der Hunger wird zum chronischen Leiden werden, aus dem sich das russische Volk aus eigner Kraft kaum wird herausarbeiten können. Denn die Bauern der heimgesuchten

Provinzen haben, so weit sie sich überhaupt noch im Besitz befinden, ihr Vieh und den Rest ihrer Energie eingebüßt, und das von der Regierung gelieferte Saatgetreide hat nicht hingereicht. Unter anderm widmet auch der „Vorwärts“ diesem Zustande Rußlands eine Artikelreihe, die selbstverständlich nach der sozialdemokratischen Schablone zugeschnitten ist und zu zeigen versucht, wie dieses Land im Begriff stehe, die Geschicke des Kapitalismus zu vollenden. Der ganze Bauernstand werde depossedirt werden und teils der Fabriksklaverei verfallen, teils als Landarbeiterschaft die nun entstehenden Latifundien im Dienste neuer Herren aus dem Kapitalistenstande bewirtschaften. So werde jetzt auch in Rußland dem Kapitalismus sein Weizen blühen, zugleich aber auch die internationale Sozialdemokratie um den größten Teil des russischen Volks verstärkt und hierdurch der Sieg beschleunigt werden. Diese Perspektive, die wir für verfehlt halten, interessirt uns weiter nicht, dafür aber etwas andres um so mehr. Der „Vorwärts“ führt u. a. die wahrscheinlich richtige Thatsache an, daß Rußland bisher mehr als die Hälfte der Getreidezufuhr geliefert habe, deren die europäischen Industriestaaten bedürfen.

Nun überlege man! Schon hat, abgesehen von der eben angedeuteten Mißwirtschaft, ein heilloser Raubbau verbunden mit unsinniger Waldverwüstung die russische Getreideproduktion vermindert; von allen Seiten her wird es bezeugt, daß die Flüsse austrocknen, und in den ehedem fruchtbarsten Provinzen der Humus verschwindet. Wir haben also folgende Lage. Im Westen Europas stoßen einander, in angstvolle Enge eingekeilt, dritthalbhundert Millionen Menschen, die Geist genug haben, ein paar hunderttausend Quadratmeilen Ödland in ein Paradies zu verwandeln. Im Osten hungern einhundert Millionen Menschen, verstreut über eine Fläche, die so groß ist wie das ganze übrige Europa, und lassen den fruchtbarsten Boden veröden. Wem gehören nun eigentlich diese sechstehalb Millionen Quadratkilometer russischen Bodens? Sind sie den herrschenden Mächten bis zum jüngsten Tage verschrieben? Oder gehören sie der spitzbübischen russischen Büreaukratie? Oder den Wucherern, die den Bauer von Haus und Hof jagen, nachdem sie ihn so vollständig ausgepreßt haben, daß er keinen Zins mehr herauszuarbeiten vermag? Alles positive Eigentumsrecht wird Unrecht und Unsinn, sobald es seinen Zweck, die Erhaltung des Menschengeschlechts, nicht mehr erfüllt, sondern selbst vereitelt. Nicht die Erhaltung des Friedens kann das Endziel der europäischen Staatsweisheit sein, eines Friedens, der die Völker mit Steuern erdrückt und die Soldaten zu einem unausgesetzten Drill verurteilt, der zehnmal anstrengender ist, als ers vor dreißig Jahren war, und die absolut vollkommne Waffe für den Krieg schaffen und scharf halten soll, damit nur kein Krieg ausbreche; sondern das nächste Ziel der europäischen Staatskunst kann nur sein, die Macht, über die sie verfügt, dazu zu verwenden, daß sie das Leben der europäischen Völker wieder auf eine breitere, auf eine gesunde Grundlage stellt, die unnatürliche Verteilung von Geist und Boden ausgleicht, dem verkümmernden Geiste wieder Boden als geräumige Werkstatt, dem verwahrlosten Boden wieder befruchtenden Geist zuteilt und so gleichzeitig der Not der Russen wie der westlichen Industrievölker abhilft.

Die Revanchelust der Franzosen ist bei den Verständigern nur Maske der Furcht. Sie wissen, daß ihre Volkszahl stehen bleibt, während die Deutschlands stetig wächst und die Grenzen zu überfluten droht.*) Sie fürchten, das gewaltige

*) Vorläufig sieht solches Überfluten bedeutend weniger großartig und poetisch aus als in der Völkerwanderung. Italien wimmelt gegenwärtig von deutschen Stromern und Fechtbrüdern; das ist die Wirkung der „Bekämpfung der Vagabundenplage.“

Nachbarreich werde nach Westen überschäumen in einem Eroberungs- und Beutezuge. Könnten sie sich überzeugen, daß Deutschland gar nicht daran denkt, sich westwärts auszubreiten, sondern daß sein Sinn nach Osten steht, so würden sie sich wohl hüten, bei einer Aktion Deutschlands und Österreichs zur Öffnung der russischen Grenze eine für sie selbst so vorteilhafte Entwicklung durch unverständige Einmischung zu hindern. Denn abgesehen davon, daß Frankreich durch unsre Ausdehnung nach Osten für immer von jeder Gefahr und Furcht befreit würde, hätte es von der vermehrten Zahl wohlhabender Grundbesitzer reichlichern Absatz seiner Luxuswaren zu hoffen. Mit der Ausdehnung nach Osten meinen wir keineswegs die Eroberung russischer Provinzen. Es gälte nur die Beseitigung aller russischen Zölle und volle Einwanderungsfreiheit für uns zu erzwingen. Die weitere politische Gestaltung des Riesenreichs bliebe dem natürlichen Lauf der Dinge überlassen, sowie der Thatkraft und Klugheit der Deutschen, die als Fabrikanten, Kaufleute, Gutskäufer, Gutspächter, Lehrer u. s. w. einwandern würden.

In einem Wochenblatt fanden wir kürzlich wieder einmal den Gedanken ausgeführt, daß England unser schlimmerer Feind und Rußland als Gegengewicht gegen das Inselreich gut zu gebrauchen sei. Das mag früher wahr gewesen sein, aber heute paßt es nicht mehr. Zu fürchten haben wir keine der beiden Mächte. Rußland nicht, denn wer sich selbst nicht zu helfen weiß, wie könnte der einem mächtigen Nachbar furchtbar sein? Die Engländer nicht, obwohl sie klüger, geldmächtiger, bösartiger als die Russen und als Vampyre jederzeit begierig sind, irgend ein Opfer auszusaugen. Denn die englische Konkurrenz könnte uns nicht mehr schaden, wenn unsre Industrie nicht mehr auf den Auslandsmarkt angewiesen wäre, weil sie bei einem reichen Volk inländischer Bauern und durch Vertrag an Deutschland gebundner Kolonisten Absatz fände. So weit wir noch auswärtige Abnehmer brauchten, wären uns deren genug am Balkan und in der Levante gesichert, von welchen Ländern wir die Engländer auszuschließen vermöchten, wenn wir im Verein mit Österreich über das südliche Rußland geböten. Das indische Reich, dessen Geschicke uns übrigens nicht unmittelbar berühren, ist mit seiner Ausdehnung längst an seinen natürlichen Grenzen angelangt und fängt überdies an, dem Mutterlande Verlegenheiten zu bereiten.

So stehn die Dinge jetzt; so werden sie wohl noch eine Weile stehn. Aber wird in Zukunft die Lage noch gleich günstig für uns sein, d. h. vor allem unsre Volkskraft noch ungebrochen dastehn? Wie groß die Zahl der Dienstuntauglichen in den Industriebezirken jetzt schon ist, ob sie zu- oder abnimmt und in welchem Grade sie zunimmt, das wird man ja im Kriegsministerium wohl wissen. Und ob nicht am Ende auch das Landvolk schon hie und da zu verkümmern anfängt? Im Jahresbericht der deutschen Gewerberäte für 1891 schreibt der Königsberger Gewerberat Sack: „Ich habe Tagelöhner gesprochen, die behaupteten, seit Monaten nur minderwertige Kartoffeln genossen zu haben, Fleisch überhaupt nicht, und Brot nur an Sonntagen. Man konnte die Bestätigung ihrer Aussagen in ihrem Aussehn und in ihrer schlaffen Körperhaltung finden.“ Aus solchen Zuständen blickt uns ein drohendes Gespenst entgegen!

Zum englischen Grubenarbeiterausstand. Der vorläufige Friedensschluß zwischen den Durhamer Bergwerksbesitzern und ihren Arbeitern ladet zu einem kurzen Rückblick auf den Riesenstreik ein. Die volle Wahrheit zu ermitteln ist sehr schwierig, weil sich die großen Zeitungen über wichtige soziale Erscheinungen grundsätzlich nicht den zehnten Teil so viel berichten lassen, wie über einen durch-

gebrannten Kassierer oder eine Mordthat. Anfänglich verlautete, die Bergleute hätten den Ausstand im Einvernehmen mit den Grubenbesitzern oder gar auf deren Anstiften eingefädelt, weil die Erhöhung der Kohlenpreise, die dadurch bewirkt werden sollte, für beide Teile in gleichem Maße eine Lebensfrage sei. Das scheint auch in der That der Fall gewesen zu sein, und nur die Hartnäckigkeit der Durhamer, die noch drei Monate lang feierten, nachdem die übrigen die Arbeit mit verkürzter Förderzeit wieder aufgenommen hatten, mag bei der Verabredung nicht vorgesehen gewesen sein. Die Saturday Review wußte von diesem Einverständnis nichts, oder stellte sich vielleicht auch nur so, als wüßte sie nichts. In der Nummer vom 5. März redete sie den Bergleuten ab, natürlich in der ausgesprochenen Erwartung, daß sie tauben Ohren predigen werde. Sie meinte, die Federation gleiche einem Manne, der, um wärmer Wetter zu schaffen, seinen Thermometer in heißes Wasser stecke. Wenn die Bergleute den Arbeitslohn von zwei Wochen, ja auch nur von einer Woche verlören, so sei das schon ein ernstliches Unglück für sie und so schlimm, als wenn sie sich den Rest des Jahres hindurch eine kleine Lohnreduktion gefallen lassen müßten. Wie sehr die gesamte Arbeiterschaft unter einer auch nur vorübergehenden Verteuerung der Heizkohlen leiden müßte, sei offenkundig und jedermann klar. Zudem würden zahlreiche Bahnarbeiter entlassen, Fabriken und Eisenwerke geschlossen, Hochöfen ausgeblasen werden, der Exporthandel samt den darin beschäftigten Matrosen und Dockarbeitern würden es schwer empfinden. Der allgemeine Stillstand der Industrie werde die Nachfrage nach Kohlen vermindern, und so würden die unseligen Folgen des Streiks am schwersten auf die Bergarbeiter selbst zurückfallen. Sie hätten sich durch den Erfolg eines Streiks täuschen lassen, der vor einigen Jahren, und zwar erwiesenermaßen auf Wunsch der Grubenbesitzer, unternommen worden war. Damals seien Industrie und Verkehr gerade in einem Aufschwung begriffen gewesen und habe demnach die Spekulation auf dauernde Preiserhöhung gelingen müssen; heute, bei flauem Geschäftsgang und fallenden Preisen, könne der Ausstand die Lage nur verschlimmern. Die Vorhersagung hat sich erfüllt, das Elend der betroffnen Arbeiterklassen soll unbeschreiblich sein; Einzelheiten mitzuteilen, dürfen die Zeitungen aus bekannten Gründen nicht wagen.

Die Auslassungen der englischen Wochenschrift und der Eintritt der vorausgesagten Folgen sind in mehrfacher Beziehung beachtenswert. Gewisse Leute wollen uns einreden, der Zerfall der englischen Gesellschaft in die Klasse der obern Zehntausend und in ein elendes Proletariat sei eine Lügenmär, und schildern den Wohlstand, in dem der neue industrielle Mittelstand Englands schwelge, in den verlockendsten Farben. Dieser angebliche Mittelstand besteht nun einerseits aus den Angestellten der Großhändler und Fabrikanten, und deren Lage kann weder glänzend noch aussichtsvoll noch sicher sein, wenn, wie die große Wochenschrift fast in jeder Nummer klagt, die Geschäfte allgemein schlecht gehen, und wenn schon ein Kohlenstreik viele solche Leute mit dem Verlust ihrer Stellen bedroht. Jener Mittelstand besteht ferner aus den qualifizirten Arbeitern, und zu denen gehören die Grubenarbeiter, und zwar, wie allgemein anerkannt wird, zu den besser gestellten. Wenn nun aber, wie die Saturday Review, und zwar doch gewiß nicht ohne Sachkenntnis schreibt, der Verlust eines Wochenlohnes serious für sie ist, so sind sie einfach Proletarier, und man ist gar nicht berechtigt, von einem aus Arbeitern bestehenden Mittelstande zu sprechen. Möglich, daß diese Leute bei gut gehendem Geschäft so gut oder besser leben, als bei uns ein Bauer, oder gut gestellter Handwerker, oder kleiner Kaufmann, oder Gymnasiallehrer; aber wenn einen solchen Arbeiter der Ausfall eines Wochenlohns ernsthaft schädigt und wegen allgemein elenden Geschäftsganges seine ganze Existenz

unsicher ist, so gehört er nach unsern Begriffen nicht zum Mittelstande. Auch daß schon eine vorübergehende Kohlenteuerung der „arbeitenden Klasse" schmerzliche Leiden aufzuerlegen droht, läßt den angeblichen Wohlstand der englischen Arbeiter in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen. Wer sollte sich auch darüber wundern! Quillt ja doch Englands Einkommen nicht aus dem vaterländischen Boden, sondern aus einem Handel und einer Industrie, die von der stetig wachsenden Konkurrenz täglich mehr bedrängt werden, und aus papiernen Kapitalansprüchen, die, in bessern Tagen aufgehäuft, allmählich teils zusammenschmelzen teils wertlos werden. Die bisher angestellten schwächlichen Versuche, dem Nationalwohlstand durch innere Kolonisation seine natürliche Grundlage zurückzugeben, haben nichts gefruchtet, und auch der jetzt vom Ackerbauminister Chaplin dem Unterhause vorgelegte Gesetzentwurf wird trotz der bedeutenden Mittel, die er für die Begründung von small holdings (Wirtschaften von einem bis zwanzig Acres) fordert, von der Saturday Review spöttisch als harmlos bezeichnet. Und dabei schreiten die fünf Millionen der Hauptstadt rüstig der Kommune entgegen! Trotzdem daß der abgetretene radikale Grafschaftsrat Londons von den Torys mit unsäglicher Verachtung als eine ganz unmögliche Gesellschaft hirnverbrannter Phantasten behandelt worden und bei der Wahlagitation den Steuerzahlern Tag für Tag vorgepredigt worden ist, sie könnten unmöglich so dumm sein, sich nochmals auf drei Jahre eine solche Rute aufzubinden, haben die Radikalen, oder wie sie sich jetzt nennen, die Fortschrittler bei der Wahl am 5. März mit einer noch größeren Mehrheit gesiegt als das vorigemal, und auch der bekannte Arbeiterführer John Burns befindet sich unter den Gewählten. Dieser hat nun kürzlich im Nineteenth Century die Pariser Kommune als sein Ideal bezeichnet, und wenn den Londoner Gemeindefortschrittlern die Durchführung ihres Programms: Hohe Besteuerung der Landlords und Kommunalisirung der Polizei gelingt, dann sind sie ja auch nicht mehr weit davon. In der Woche vor Pfingsten haben sie einen Beschluß durchgesetzt, wonach bei Arbeitsverträgen der Arbeiter die Höhe des Lohnes zu bestimmen hat.

Um nochmals auf die Kohlenfrage zurückzukommen, so tritt in ihr wieder recht schroff das Endergebnis der kapitalistischen Wirtschaft hervor: die Kohlenproduzenten gehn zu Grunde, weil es zuviel Kohlen giebt, und sollen sie durchkommen, dann muß der Kohlenvorrat erst soweit vermindert werden, bis die armen Leute erfrieren und die Industrie stillsteht. Es ist ja überall dieselbe Leier: der Landwirt kann nur bestehen, wenn die Städter hungern, der Leinwandfabrikant nur, wenn die Leute ohne Hemden herumlaufen u. s. w., und wie gute Zeiten, so sind reiche Vorräte von Brennmaterialien, Kleidungsstücken u. s. w. das größte Unglück. Von dieser Tollheit kann man unmöglich sagen: es war immer so, denn noch am Anfange unsers Jahrhunderts sind gute Ernten und reiche Vorräte andrer Güter für das gehalten worden, was sie wirklich sind, für Reichtum und für einen Segen. Hier, ihr Herrn Professoren, liegt eine Aufgabe vor, durch deren Lösung ihr euch unsterblichen Ruhm erwerben könnt! Befreit die Völker von diesem verrückten und lächerlichen Widerspruche, aus dieser Tantaluslage, desto mehr entbehren zu müssen, je größere Reichtümer sie aufhäufen! Damit läßt sich mehr Ehre einlegen, als mit dem Liedlein vom Pfaffen und Junker und der Reaktion, das der liberale Starmatz seit hundert Jahren auswendig pfeift.

Gläubig und ungläubig. Seit es eine öffentliche Meinung, ein geistiges Leben der Gesamtheit giebt, giebt es auch jene gefährlichen, unheimlichen, schwer zu besiegenden Mächte, die „Schlagwörter." Es ist entsetzlich, welchen Einfluß sie

auf das öffentliche Leben ausüben, und es ist ein trauriges Zeichen, daß sie es können. Wie Blitze durchzucken sie die Luft; aber sie wirken nicht reinigend und belebend, sondern verdumpfend und erstickend.

In der christlichen Welt, der gebildeten wie der ungebildeten, der kirchlich interessirten wie der kirchlich gleichgiltigen, verdrehen besonders zwei Schlagwörter die Köpfe der nicht selbständig urteilenden Mehrheit: gläubig und ungläubig. Im Kampfe der Parteien werden sie wie unheilvolle Torpedos gebraucht, die unter günstigen Bedingungen ihre Sprengkraft bethätigen. Was bedeuten aber eigentlich diese Wörter, und in welchem Sinne werden sie verwandt? Gläubig nennt das Neue Testament und die christliche Gemeinde den Christen, der sich voll Vertrauen Gott hingiebt, wie ein Kind sich rückhaltlos seinem Vater anvertraut. Ungläubig ist der, dem dies Vertrauen mangelt, der diese Hingebung nicht hat. Und in welchem Sinne gebraucht man diese Wörter heute im Parteikampfe? Gläubig rühmt man den Christen, namentlich den Theologen, der die kirchlichen Symbole unbedingt als ewig giltige Wahrheit hinnimmt, ohne diesen Anspruch auf dauernde Giltigkeit kritisch zu prüfen und zu bezweifeln, kurz den, der bekenntnistreu ist. Ungläubig schilt man den, der in freiem, nicht dogmatisch gebundnem Forschen die Bekenntnisse kritisch betrachtet und ihre Unwandelbarkeit bezweifelt. Man sieht, welch großer Unterschied zwischen der eigentlichen Bedeutung dieser Wörter und der heute üblichen besteht! Die ursprüngliche, die evangelische, urprotestantische Bedeutung, die auch in der heutigen protestantischen Theologie noch gebräuchlich ist, liegt auf dem Gebiete der Praxis, während man sie im Parteistreit stillschweigend umdeutet und auf das theoretische Gebiet verlegt. Solche stille Änderung der Bedeutung dieser religiösen Grundwörter kommt einem Betruge gleich, und ihre Anwendung in diesem veränderten Sinn bedeutet eine Verleumdung.

Es ist merkwürdig, wie eine bestimmte Richtung unsrer heutigen Theologie für sich den Anspruch erhebt, alleinige Inhaberin der Wahrheit zu sein nur deshalb, weil sie auf demselben Standpunkte zu stehen glaubt, auf dem die Reformatoren standen. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß der Standpunkt der Reformatoren im Prinzip, und nicht nur im Prinzip, ein völlig andrer war als der dieser Richtung. Die Reformatoren reformirten, gingen auf das Wesen des Christentums zurück und suchten das seinem Wesen widersprechende oder das Unwesentliche zu beseitigen; jene Richtung ist eine Gegnerin des Reformirens, sie faßt die Reformation mit wenig geschichtlichem Sinn auf als eine einmalige That, die sofort ihren völligen Abschluß gefunden habe, und deren Ergebnisse ein für allemal feststehend und bindend seien und jede Weiterentwicklung und Wiederholung ausschlössen. Es mangelt ihr an einer geschichtlichen Auffassung der Reformation wie des Christentums. Von der falschen, unevangelischen, erzkatholischen Meinung ausgehend, daß die Wissenschaft die Religion gefährde, sieht sie das Christentum bedroht, wenn ernste Forscher nach dem Wesen des Christentums fragen und mit geschichtlichem Weitblick eine von Vorurteilen freiere Auffassung von ihm und seiner Entwicklung, von der Reformation und ihrer Bedeutung, von Dogma und Bekenntnis bekommen, wenn sie das Wesentliche vom Unwesentlichen sondern wollen, wenn sie zeigen, daß alles eine zeitliche Form hat, die die Zeit auch wieder zerbrechen kann, sobald sie nicht mehr genügt, den Inhalt zu fassen. Einen solchen Mann beehrt man dann mit dem Namen ungläubig. Man thut, als ob er Gott nicht als Vater betrachte, als ob er sich ihm nicht hingebe, kurz, als ob er Gott nicht anerkenne. Ist das nicht Verleumdung? Ja, wenn man ihn wenigstens noch „Ketzer“ nennte! Dazu hat man freilich auch kein Recht; aber dieser

Ausdruck liegt doch wenigstens auf dem hier in Frage kommenden Gebiet, dem theoretischen.

Es wird endlich Zeit, sich darauf zu besinnen, ob ein solch leichtsinniger Gebrauch dieser Wörter, durch den sie zu Schlagwörtern gestempelt werden, die Mißverständnis erzeugen müssen, christlich ist! Den Menschen, der vom Christentum nichts wissen will, der am besten ohne Gott zu leben glaubt, der gottlos ist, nennt man ungläubig, und ungläubig nennt man in demselben Atem den, der aus Liebe zum Christentum sein tiefstes Wesen zu ergründen strebt, der Gott sucht und seinen verlangenden Geist die Schranken der Erkenntnis der Väter übersteigen läßt, weil er sich bewußt ist, daß sich die Menschheit der Wahrheit nur schrittweise nähert, weil er weiß, daß jede Zeit die Aufgabe hat, die Probleme des Lebens immer wieder von neuem zu erforschen, weil er die Pflicht des Menschen erkannt hat, alle Kräfte, hier die Geisteskräfte, die in ihm liegen, nicht zu ersticken und zu hemmen, sondern auszubilden und zu bethätigen. Und die, die diesen hohen Beruf des Menschen und jeder sittlichen Gemeinschaft, vor allem der Kirche, erkannt haben, nennt man in traurigem Unverstand oder in trägem Aberglauben ungläubig! Man sollte doch endlich einsehen, daß das Christentum nicht Lehre, sondern Leben ist im höchsten Sinne des Wortes. Sonst nützt uns die Reformation, auf die man sich so gern beruft, wirklich nichts. Wodurch unterscheiden wir uns dann noch wesentlich von der toten Formelreligion und dem geistlosen Schwören auf den Buchstaben, das wir dem Katholizismus vorwerfen? Ist man denn immer noch nicht zu der Freiheit von der Form gelangt? Was ist das Wesentliche, Form oder Inhalt?

Man lasse den Geist herrschen, man kämpfe auch mit Geisteswaffen, man widerlege sachlich, man drohe nicht mit dem Anathema sit! Im Kampfe der Geister, nicht der Parteien, mit sachlichen Gründen, nicht mit Schlagwörtern, wird die Erkenntnis der Wahrheit gefördert; ein solcher Kampf um die Wahrheit, ein solch wissenschaftliches Ringen nach der Erkenntnis kann auch die Kirche nur fördern, ja ist sogar notwendig, um die Kirche lebensfähig zu erhalten, während der unerquickliche Kampf um die Macht, das starre Festhalten am Gegebnen, als sei es nicht ein geschichtlich Gewordnes, die Heilighaltung des Buchstabens das Salz der Kirche verdummen und sie an der Erfüllung ihrer Aufgaben hindern muß.

Die Persönlichkeit der Reichstagskandidaten. Zu dem Aufsatze „Nochmals die Reform des Reichstagswahlrechts“ in Nr. 26 der Grenzboten kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir die Ansicht, die Persönlichkeit sozialdemokratischer Kandidaten sei Nebensache, doch nicht richtig zu sein scheint. Ich weiß freilich nicht, welche Verdienste etwa der (wenn ich nicht irre) Zigarrenarbeiter und Genosse Schmalfeld aufzuweisen hat — auf jeden Fall sind sie in unsern Augen von Quentchensgewicht im Vergleich zu den zentnerschweren Thaten des Mitbegründers unsrer deutschen Einheit —, ich weiß auch nicht, welche Gründe die Parteileitung bewogen haben mögen, in dem Wahlkreise Geestemünde gerade diesen Kandidaten als Bismarcks Gegner vorzuziehen. Es scheint mir aber für die Beurteilung der Sozialdemokratie und ihrer Taktik keineswegs gleichgiltig, wenn die Überzeugung festgehalten wird, daß die Partei bei der Auswahl ihrer Wahlbewerber im allgemeinen dieselben Rücksichten nimmt wie andre Parteien auch. Unbeschadet ihrer Grundsätze, die ihr den Personenkultus untersagen, berücksichtigt sie sehr sorgfältig die persönlichen Verhältnisse. Das mag ein Widerspruch sein, aber ähnliche Widersprüche lassen sich bei ihr auch in andern Beziehungen nach-

weisen. Die Sozialdemokratie hat kaum ihresgleichen an feiner Empfindung für die Art, wie das Volk genommen werden will, an Verständnis für jede Regung und Forderung unsrer Zeit. Wir sind erklärlicherweise leicht geneigt, die Unbedeutendheit, die von uns selbst einer Person aus jener andern Welt, der Sozialdemokratie, beigelegt wird, auch für das Urteil aller andern als vorhanden anzunehmen, verfallen damit aber in einen bedenklichen Irrtum, wie es umgekehrt ganz falsch ist, einen stattlichen amtlichen Titel oder die Berühmtheit etwa eines Universitätsprofessors, dessen Name von uns allerdings mit Ehren genannt werden mag, für wesentlich und gewichtig in der Anschauung von Wählern der Arbeiterklasse zu halten. Ist es ferner nicht bekannt, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten und Kandidaten zum Teil ihren ständigen Wohnsitz in ihren jetzigen oder vielleicht zukünftigen Wahlkreisen von früher her haben oder genommen haben? Ich erinnere nur an Ewald in Brandenburg, Peus in Anhalt, Vollmar in München. In meinem engern Vaterlande Mecklenburg sind vor kurzem bereits die Kandidaten für die nächste Reichstagswahl von einem Parteitage zu Lübeck bestimmt worden; sie mögen nicht wenigen Leuten unbekannt, neu sein, sie sind aber entweder in dem betreffenden Kreise zu Hause oder dort schon mehrmals aufgestellt gewesen und sind von sämtlichen Genossen als eifrige Glieder der Partei geachtet, verfehlen auch in ihren Reden nicht auf die besondern Angelegenheiten des Kreises und Landes einzugehen, was sie sicher auch im Reichstage, schon aus taktischer Berechnung, nicht unterlassen würden. Die Sozialdemokratie legt also soviel Wert wie alle andern auf eine passende, unanfechtbare, beliebte, mit den Sitten und sogar der Sprache des Volks vertraute Persönlichkeit. Die überall wohlbekannten, hervorragenden unter ihren Führern kann die Sozialdemokratie freilich mit Aussicht auf Erfolg überallhin im deutschen Reiche schicken, denn deren Namen dringen hier wie dort durch, aber sonst haben die Herren Frohme, Schippel, Molkenbuhr u. s. w. ihre gewissen, landschaftlich beschränkten Arbeitsgebiete. Nur so kann sich die Partei den gegebnen Bedingungen anpassen und sie vorteilhaft ausnutzen.

Übrigens ist auch das Wort „Genosse" kein Zeichen reiner Parteiwahlen. Gerade Bebel und Liebknecht, die Matadore, werden nie anders als mit „Genosse" bezeichnet, und höchstens ein „Unabhängiger" würde es wagen, sie mit der Bezeichnung „Herr Bebel" oder „Herr Liebknecht" zu ärgern; „Herr Schmalfeld" wäre sogar eher möglich und weniger diesem besondern Sprachgebrauche zuwider als „Herr Bebel" — es heißt nun einmal und zwar gar nicht so übel, gar nicht so geschmacklos „Genosse Bebel." x

So wohl — als auch. Während ich mich an einem schönen Sommersonntag an den Rosen in meinem Garten erfreue, ruft im Nachbargarten eine Kinderstimme: Rudi! Rudi! Drauf schnarrt eine militärische Männerstimme: Rudi hat jetzt zu arbeiten — darf nicht gestört werden! Ich luge durch den Gartenzaun und sehe in einer Laube Rudi mit seinen Schulbüchern sitzen, ihm gegenüber den gestrengen Herrn Papa. Sowohl als auch — schnarrt es weiter, was heißt: sowohl als auch? Was Rudi antwortete, konnte ich nicht hören; es wird wohl et et gewesen sein. Und mit solchem Deutsch, das dem verteufelten et et und *καὶ καὶ* zu liebe nur in unsern Schulgrammatiken fortgeschleppt wird, in der lebendigen Sprache aber nirgends vorkommt, muß sich der arme Junge Sonntags nachmittags plagen!

Litteratur

Onkel August. Roman von F. Peters. Zwei Bände. Leipzig, Carl Reißner, 1892

Ein wunderlicher Roman, bei dem man wieder einmal kaum weiß, ob er ernste Lebensdarstellung oder eine fröhliche Parodie der neuerdings beliebten „Wahrheit" sein soll. Er kann beides sein, eine Geschichte, die uns sagen will, daß so, wie der schlampampende Superintendent Arnt, der unverschämte und ungebildete „Fetthammel" Onkel August, die alberne Frau Oberamtmann Papupp und die dummen Jungen Walter und Wilhelm Arnt, die wir durch Universität und Leutnantsgarnison bis zu ihrer glücklichen Verehelichung begleiten, ungefähr die große Mehrzahl der gegenwärtigen Menschen beschaffen sei, oder auch eine satirische Spiegelung der jüngsten Ideale, die dann nur etwas größere Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen würde. Auf alle Fälle redet der bewegende Protz der ganzen Handlung, Onkel August, ein Deutsch, das ihn durchaus befähigen würde, in einem Drama von Gerhart Hauptmann oder A. Holz aufzutreten. Gegen die Annahme, daß es sich um eine Satire handle, spricht die breitspurige Wichtigkeit, mit der im ersten Bande die Korpssimpelei Walter Arnts, das Schuldenwesen des Leutnants Wilhelm Arnt behandelt und der erzieherische Einfluß beider Erfahrungen ins beste Licht gerückt wird. Einen Anlauf zu erquicklicher Wirkung nimmt der Roman in den Kapiteln, die das Hauslehrerleben Walter Arnts, seine Neigung zu Wally Bahnson schildern und dem verwöhnten jungen Philologen soviel Trotz und echten Stolz zusprechen, daß er sich lieber durch mißliche Verhältnisse durchschlägt, als bei dem widerwärtigen Onkel August bettelt. Besonders erstaunlich ist das freilich nicht, und da am letzten Ende Onkel August, ohne ein Testament zu machen, von einem wohlthätigen Schlage gerührt wird, so bleibt der Ausgang weit unter dem Leben, in dem es, sagen wir manchmal, doch unabhängige Menschen und glückliche Ehen auch ohne reiche Erbschaften giebt. Auch von Wilhelm Arnt erfahren wir, daß er als Pächter eines großen Guts „die richtige Mitte zwischen der Zaghaftigkeit des Schülers und dem Hochmut des Offiziers" findet. Selbst die widrige Episode der armen, von ihrer Familie grausam und schamlos mißhandelten Tante Minna kommt durch ihre Hälfte der Erbschaft zu einem glücklichen Abschluß und so saure und dazu verhutzelte Essiggurken die Fräulein Schwestern der beiden Arnts sind, so steht zu hoffen, daß sie als Erbinnen auch noch Männer finden werden in einer Zeit, die keinen andern Gott anbetet, als den Mammon. Im Ernst muß man sich fragen, an welchen Leserkreis der Verfasser eines Romans wie „Onkel August" denkt. Die Wirklichkeitsfanatiker jüngsten Datums werden die Abwesenheit gewisser „erotischer" Elemente nicht verzeihen, und die wenigen, die von der poetischen Litteratur etwas mehr verlangen, als die Photographie zufälliger Trivialitäten und plumper Häßlichkeiten des alltäglichen Lebens, werden bedauern, daß der Verfasser, der nicht ohne Beobachtungsgabe und Frische ist, in der Hauptsache nur widerwärtige Eindrücke vom Leben empfangen zu haben scheint.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die allgemeine Volksschule und die soziale Frage

Der Patient muß recht krank sein. Ärzte und alte Weiber drängen sich heran, und jedes hat sein Spezifikum. Ich meine unser Volk. Als neuester Arzt kommt unserm kranken Volke der neunte deutsche Lehrertag zu Hilfe, der zu Pfingsten in Halle tagte. Auf diesem Lehrertage hat Herr Schulinspektor Scherer aus Worms einen Vortrag über die allgemeine Volksschule mit Rücksicht auf die soziale Frage gehalten, der allseitige Zustimmung fand und ein so gehobnes Bewußtsein erzeugte, daß man unter Hinweisung auf die eben vollendete That Begrüßungsworte an den Kultusminister telegraphirte. In der That hat der Vortragende auch nur ausgesprochen, was in der Lehrerwelt neuerdings in zahllosen Versammlungen und Aufsätzen erörtert worden ist. Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß man in allem Ernste zu glauben scheint, mit Gedanken und Mitteln an die soziale Frage hinankommen zu können, die sich als Redensarten und folglich als gänzlich ohnmächtig erweisen.

Der Vortragende begann mit einer geschichtlichen Erörterung.*) Er wies auf Comenius zurück, der ausdrücklich fordert, daß die Kinder einer Gemeinde vom sechsten bis zwölften Jahre zusammen die Muttersprachschule besuchen sollen, damit sie sich zu allen Tugenden, besonders der Bescheidenheit, gegenseitig anregen. Erst dann mögen die Gymnasialstudien folgen. Ebenso fordert Pestalozzi erziehenden Unterricht für alle ohne Rücksicht auf Stand und Konfession. Nach dem preußischen Schulgesetzentwurfe von 1819 gliedert sich die Schule in die allgemeine Volksschule, die allgemeine Stadtschule und das Gymnasium; diese drei sind als eine einzige Nationalschule zu be-

*) Wir folgen hier dem Berichte der Saalzeitung.

trachten. Leider beseitigte die beginnende Reaktion diesen Entwurf, schied die Nation wieder nach Ständen und Konfessionen und errichtete Standes- und Konfessionsschulen. Aber kirchlich-dogmatische Schulbildung giebt keine feste religiös-sittliche Weltanschauung, die des Menschen Gemüt und Denken befriedigt. Der so erzogne Mensch fällt der Sozialdemokratie und dem Atheismus anheim. — Die Sozialdemokratie will das andre Extrem, die „Zwangsschule," die allen eine völlig gleiche Ausbildung giebt. Diesen Fragen gegenüber muß die Schule Stellung nehmen.

Der Drang des deutschen Volksgeistes nach nationaler Einheit ist durch die Errichtung des deutschen Reichs nicht völlig befriedigt worden; denn die „wahre Homogenität" eines Volks besteht nicht in äußern Dingen, sondern in der Gemeinschaft der geistigen und sittlichen Grundlagen. Stände und Konfessionen müssen sich wie Glieder eines Organismus aus dem nationalen Kulturleben in naturgemäßer Weise „herausentwickeln" und nicht künstlich gemacht sein, wenn die „wahre Homogenität" einer Nation, auf welcher ihre Stärke beruht, erzeugt werden soll. Nur dann können sie sich gegenseitig verstehen und achten und sich gemeinsam in Liebe und Eintracht an der nationalen Kulturarbeit beteiligen. Die Trennung der Kinder vom ersten Schultage an nach Ständen und Konfessionen ist aber eine künstliche: denn „alle Menschen sind in ihrem Wesen gleich, und allgemeine Emporbildung zu reiner Menschenheit (?) ist Zweck und Aufgabe der Erziehung bei allen Menschen." Durch eine nationale Schulbildung, die in ihrem Fundamente gleichartig und gemeinsam ist und durch den gemeinsamen nationalen Bildungsstoff eine im ganzen gleichartige, nur dem Grade nach verschiedne Bildung vermittelt, wird das deutsche Volk zu einer nationalen Einheit erzogen und jeder befähigt, sich an der nationalen Kulturarbeit zu beteiligen. Durch sie wird der Mensch zu einem religiös-sittlichen Charakter, der sein Eigenwohl dem Wohle des Ganzen unterordnet und sich, wenn auch die Bildungs- und Berufswege auseinandergehen, doch als Glied des nationalen Ganzen fühlt. Durch sie wird der Klassenhaß verbannt und edler Gemeinsinn unter den Gliedern der Nation erzeugt. Somit wird durch eine allgemeine Volksschule eine Ursache und eine Erscheinung der sozialen Krankheit beseitigt, zwischen Reichen und Armen ein Band gegenseitiger Liebe und Wertschätzung geknüpft, das Verständnis der Lebensverhältnisse der verschiednen Stände unter einander, vor allem aber der vertrauliche Verkehr von Person zu Person angebahnt. Die Kinder der verschiednen Stände regen sich gegenseitig an und müssen sich in ein soziales Ganze einfügen, worin alle gleiche Rechte und Pflichten haben. Die Gliederung der Nationalschule auf dem Fundament der allgemeinen Volksschule beginnt, wenn die Grundlagen zur allgemein menschlichen und nationalen Bildung gelegt sind und sich die individuelle Ausprägung mit ziemlicher Sicherheit erkennen läßt. Der Staat muß dafür Sorge tragen, daß es auch dem armen Kinde möglich

gemacht wird, den Weg zu einer seiner deutlich ausgesprochnen Individualität entsprechenden Berufsbildung einzuschlagen.

Auf Grund dieser Erörterungen stellte der Vortragende folgende „Leitsätze“ auf:

Die Schule kann an der Lösung der sozialen Frage dadurch mitarbeiten, daß sie, soweit es die ihr zu Gebote stehenden Mittel gestatten, alle Glieder der Nation zu möglichst vollkommner Entwicklung ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte im nationalen Sinn und Geist bringt und eine Jugend erzieht, die frei ist von Standesvorurteilen und erfüllt ist von edelm Gemeinsinn und echter Vaterlandsliebe.

Die pädagogischen Vorbedingungen einer so gearteten Schulerziehung können am vollkommensten erfüllt werden durch eine Schulorganisation, durch welche die Angehörigen aller Stände nach Möglichkeit zusammengeführt werden und für den Übertritt aus den niedern Stufen in die höhern durch den organischen Zusammenhang aller Schulanstalten Sorge getragen wird.

Aus diesen Gründen erhebt der neunte deutsche Lehrertag folgende Forderungen:

Staat und Gemeinde sollen für die gemeinsamen Bildungsbedürfnisse auch nur gemeinsame, allen in gleicher Weise zugängliche Bildungsanstalten errichten.

Insbesondre soll für den allen Kindern notwendigen Elementarunterricht nur eine Art von öffentlichen Schulen vorhanden sein, und sollen daneben auf Kosten des Staats oder der Gemeinde besondre Vorschulen für höhere Lehranstalten, Mittel- und höhere Mädchenschulen nicht errichtet noch organisch damit verbunden werden. Die bestehenden Vorschulen sind aufzuheben.

Auf diesem gemeinsamen Unterbau der „allgemeinen Volksschule“ bauen sich die übrigen Schulen auf.

Die vorhandnen Einrichtungen, welche begabten ärmern Kindern den Besuch der höhern Lehranstalten ermöglichen (Befreiung vom Schulgeld, kostenfreie Alumnate u. s. w.), bedürfen einer weitern Ausdehnung und werden der öffentlichen und privaten Fürsorge empfohlen.

Dem Leser werden diese Gedankengänge einigermaßen fremdartig vorkommen. Er wird den Eindruck haben, als seien eine Anzahl von Dingen mit einander verbunden worden, von denen man bisher annahm, daß sie nichts mit einander zu thun hätten. Und so ist es auch. In welcher Weise sich die verschiednen Schulen auf einander aufbauen sollen, ist eine schultechnische Frage; aber sie wird hier nicht unter schultechnischem Gesichtspunkte, sondern unter dem der sozialen Frage behandelt. Warum? Die Vorschulen gehören in das Gebiet des Gymnasiums; welches Interesse haben die Volksschullehrer daran, dem Gymnasium beizuspringen? Die Sache verhält sich so: man hat ein persönliches Interesse daran, die Volksschule an die Stelle der Vorschule zu setzen, und da benutzt man die soziale Frage als Vorspann.

Fassen wir zunächst ins Auge, was sich der Lehrertag von der „allgemeinen Volksschule“ bei der Lösung der sozialen Frage verspricht. Natürlich soll die Schule an ihrer Lösung mitarbeiten; sie kann und sie wird diese Frage lösen, davon ist Herr Scherer fest überzeugt. Sie wird den Menschen zu dem so lange schon schmerzlich vermißten Idealmenschen erziehen, sie wird

die Wurzel alles Übels, die kurzsichtige Selbstsucht, überwinden, sie wird lehren, sich weise zu beschränken, verständig zu verzichten, geduldig zu tragen, wenn es das große Ganze, wenn es die „Homogenität" des Volks,*) wenn es die nationale Größe des Vaterlands fordert; sie wird erreichen, daß der Mensch seinen persönlichen und nahen Vorteil einem fernen und unpersönlichen bereitwillig nachstellt. Sie wird Herren schaffen, denen das Wohl ihrer Diener am Herzen liegt, wie das eigne, Knechte, die in herzlicher Ehrerbietung und Bescheidenheit ihren Herren entgegenkommen, Fabrikanten, die gern und freudig ihren Arbeitern einen billigen Anteil am Gewinne geben, Arbeiter, die bei schlechten Zeitläufen willig ihren Lohn herabsetzen, kurz, sie wird den Himmel auf Erden schaffen.

Aber es gehört ein kindlich gläubiges Gemüt dazu, den Versicherungen des Herrn Scherer zu glauben. Wir haben dieses Gemüt nicht. Wir finden, daß wenig Aussicht vorhanden ist, die Schule werde jetzt zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts fertig bringen, was etlichen Jahrtausenden nicht gelungen ist. Der Mensch bleibt doch immer, was er gewesen ist, ein geborner Egoist. Das Hemd ist ihm näher als der Rock, der persönliche Nutzen steht ihm näher als ein unpersönlicher. Es sind immer nur einzelne gewesen, die um des großen Ganzen willen sich selbst weise beschränkten. Die große Menge hat von jeher dem Nutzen oder dem Zwange gehorcht. Und diese große Menge soll nach Scherer umgewandelt, gleichsam neu geboren werden durch Darbietung eines gleichartigen nationalen Bildungsstoffs; dieser nationale Bildungsstoff soll sie zu religiös-sittlichen Menschen umgestalten. Die kirchlich-dogmatische Schulbildung giebt ja keine feste religiös-sittliche Weltanschauung, wohl aber die einheitlich nationale Bildung, die thut es.

Wir möchten wohl wissen, was Herr Scherer unter „religiös-sittlich" versteht. Wahrscheinlich die Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung für alles Wahre, Gute, Schöne und Edle, das andächtige Gefühl, das aus der Bewunderung der Güte Gottes sowie der eignen Güte entsteht, das Bekenntnis zu der heiligen Dreieinigkeit: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Dies giebt die gepriesene sichere und unerschütterliche Weltanschauung. Man stelle sich nur die durch solche Mittel gegen alle Versuchungen des Lebens gefeite Seele eines Bauerjungen vor!

Und wenn nun der wirtschaftliche Streit zwischen Parteien entbrennt, die sich diesseits und jenseits der Landesgrenze befinden, zum Beispiel zwischen sächsischen Ökonomen und polnischen Arbeiterinnen, wird der national-sittlich erzogne Herr jenen Fremdlingen gegenüber eine Verpflichtung haben? Er

*) Gemeint ist doch wohl: Gleichartigkeit, ein Wort, das vor dem oben gebrauchten den Vorzug hat, daß es deutsch und daß es richtig ist. Man sagt zwar, wenn durchaus Fremdwörter gebraucht werden sollen, homogen, aber nicht Homogenität, sondern Homogeneität (homogénéité).

schädigt das Vaterland nicht, wenn er sie untergehen läßt, er gehört nicht mit ihnen zu einer „homogenen“ Masse, er hat mit ihnen nicht einmal die religiös-sittliche Unterlage gemein, denn diese ist national. Das Vaterland ist eine gute Sache, aber das höchste Gut ist es nicht. Die Sozialdemokratie hat ganz richtig erkannt, daß wirtschaftliche Fragen durch Landesgrenzen nicht beschränkt werden. Darum wird auch die nationale Schule der internationalen Sozialdemokratie nicht viel anhaben.

Das soll also die Schule leisten. Offenbar hat es die Schule bis jetzt nicht geleistet. Denn die sozialen Notstände sind hervorgetreten zu einer Zeit, wo es Schulen gab. Was stand denn der Schule im Wege? Sie war nicht richtig organisirt. Es gab Standesschulen, Konfessionsschulen, aber es gab nicht — die allgemeine Volksschule. Das Volk war auch in der Schule nach Ständen und Konfessionen geteilt. Die nationale Erziehung der „homogenen“ Masse war unmöglich.

Schön, denken wir uns einmal die Schule nach dem Wunsche des Herrn Scherer und seiner Freunde eingerichtet. Alle Privat- und Spezialschulen sind aufgehoben, es giebt eine einzige paritätische Volksschule. Die Konfessionen sind beseitigt, Christ und Jude, Katholik und Protestant, alles ist eins. Der Sohn des Grafen sitzt neben dem des Dreschers, der Sohn des Beamten neben dem des Vagabunden. Da hätten wir also keine Stände mehr, und damit wäre die soziale Frage glücklich beseitigt. Unter Anleitung des Herrn Lehrers fangen die Kinder der „homogenen“ Masse an, sich zu lieben. Sie treten in persönliche Beziehung, sie lernen sich achten. Der Sohn des Grafen sieht zu seiner Verwunderung, daß sein Nachbar auch eine Nase hat, der Sohn des Vagabunden erkennt die Thatsache an, daß der Sohn des Präsidenten lieber Butterbrot als trocknes Brot ißt. Sie alle fühlen sich als ein Teil eines großen Ganzen, das man ihnen in bunten Farben gemalt auf der Landkarte zeigt. Welch Schauspiel! aber ach, ein Schauspiel nur. Diese künstlich geschaffne Schulwelt hebt die übrige Welt nicht auf. Wir wollen Herrn Scherer in seiner Abneigung gegen die Konfession nicht bekämpfen, obwohl wir allen Grund dazu hätten, wir wollen annehmen, daß die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Gemeinschaft keine soziale Kraft habe, daß die Konfession, daß die konfessionelle Schule nie etwas Gutes geleistet habe, daß der konfessionelle Zwiespalt in unserm Vaterlande für alle und jede Not verantwortlich zu machen sei, wir wollen alles das annehmen. Können wir aber diese Konfessionen durch unsre Mißbilligung beseitigen? In Frankreich hat man die konfessionslose Schule, und — Ultramontane, Protestanten, Juden und Atheisten bestehen ruhig neben einander fort. Noch weniger wird es gelingen, durch die Schulbank die Standesunterschiede und Standesvorurteile zu beseitigen. Es würde nicht einmal innerhalb der Schule geschehen. Der Sohn des Grafen und der Sohn des Dreschers bleiben beide trotz der

Unterweisung der Schule in Tracht und Gewohnheiten und Anschauungen dieselben, die sie zuvor waren. Die Frühstücksfrage würde eine ungelöste soziale Frage bleiben, man müßte denn die Frühstücksbrote einsammeln und gleichmäßig verteilen. Dann hätte man in der Schule den richtigen sozialen Staat.

Das Verfahren, das Herr Scherer empfiehlt, kommt mir vor, als wenn ein Hofbesitzer, der sich über die vielen Sorten seines Geflügels ärgert, alle Eier derselben Art von Bruthennen unterlegen wollte. Aus Enteneiern werden aber immer wieder Enten, und aus Hühnereiern Hühner. Jeder praktische Schulmann, jeder Menschenkenner weiß, daß der Umgestaltung des Menschen durch die Erziehung enge Grenzen gesteckt sind, er weiß, daß das sechsjährige Kind bereits einen ausgeprägten Charakter mitbringt, an dem überhaupt nicht viel zu ändern ist. Dazu kommt die fortdauernde Einwirkung des Hauses, die die Arbeit der Schule lähmen kann und auch wirklich vielfach lähmt. Das große Werk der sozialen Versöhnung soll zwischen dem sechsten und dem zwölften Lebensjahre fertig gebracht werden; aber der Schulmann macht die Erfahrung, daß seine besten Schüler, auf die er sich glaubte verlassen zu können, ihm noch nach dem vierzehnten Jahre, wenn sie in die Lehre kommen, verloren gehen, und daß andrerseits an Kinder, die unter sozialistischem Einfluß stehen, überhaupt nicht hinanzukommen ist. Sie befinden sich äußerlich unter der Reihe der andern, sind aber innerlich fremd, gepanzert und unnahbar. Wir fangen die Weltgeschichte nicht neu an, wir haben mit den Verhältnissen zu rechnen, wie sie sind.

Entweder die Schule hat die Macht nicht, die man ihr andichtet: dann ist es überflüssig, Hirngespinsten nachzujagen. Oder sie hat diese Macht; dann hat sie auch bisher und unter den gegebnen Verhältnissen Gelegenheit genug gehabt, sie zu zeigen. Auf denselben Bänken sitzen in der Volksschule der Sohn des Handwerksmeisters und der Sohn des Arbeiters, der Sohn des Großbauern und der des Knechts neben einander. Sie werden gleichmäßig behandelt, erhalten dieselbe Unterweisung, es ist aber keine Rede davon, daß dadurch, daß sich beide du nennen, die große soziale Kluft zwischen Bauer und Knecht überbrückt werde, es ist nichts davon zu spüren, daß sich wegen der frühern Schulgemeinschaft das spätere Verhältnis von „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ freundschaftlicher gestalte. Wenn man aber glaubt, daß durch möglichst vollkommene Ausbildung des Schülers der Kampf ums Dasein erleichtert und die soziale Not gemildert werde, so irrt man sich. Man schärft die Waffen, der Streit wird nur bitterer.

Aber das Zusammensein der verschiednen Stände wird doch wohlthätig wirken, man lernt sich kennen, man lernt sich verstehen und achten. Liebe Herren, wo waret ihr, als man die Welt geteilet? Um was handelt es sich denn? Um einige wohlwollende Redensarten herüber und hinüber? Es

handelt sich um das Mein und Dein, um die Existenz, um unsern gesamten Kulturstand. Es handelt sich darum, ob an die Stelle der Religion verworrner Fanatismus, an die Stelle der Stände das allgemeine Staatsarbeitshaus, an die Stelle einer wohlwollenden und objektiven Regierung die Tyrannei von Volksführern und ihrem Anhange treten soll. Und da kommt man mit der allgemeinen Volksschule als einem Mittel der Versöhnung und meint, das Zusammensein werde wohlthätig wirken! Mit Zuckerwasser heilt man schwere Krankheiten nicht. Alle, die sich mit den vorliegenden Fragen ernstlich beschäftigt haben, sind darüber einig, daß mit Worten, Vorstellungen, Vernunftgründen nichts anzufangen ist. Man kann vielleicht noch da helfen, wo man imstande ist, die Verhältnisse zu bessern. Im übrigen ist die Frage zu einer Macht geworden. Die Zeit der diplomatischen Verhandlungen ist vorüber.

Man mache doch die Probe, man gehe in eine sozialdemokratische Versammlung, man sage den Leuten: Ihr seid im Irrtum, liebe Leute, ihr habt eine falsche Erziehung genossen. Eure Kinder sollen es besser haben, sie sollen die Wohlthat genießen, mit den Kindern der Kapitalisten auf derselben Schulbank zu sitzen. Beide sollen lernen, Freunde zu werden und sich mit einiger Rücksicht zu behandeln. Der Sohn des Bankiers wird zwar seine Millionen behalten, und ihr werdet euern Taglohn behalten, aber ihr müßt einsehen, daß das mit Rücksicht auf die nationale Größe unsers Vaterlandes nicht anders geht. Was würde die Antwort sein? Ein einstimmiges Hohngelächter. Wenn aber ein Mittel bei der einen Partei nicht verfängt, darf man um seinetwillen der andern Partei keine Opfer zumuten.

Wird man aber dadurch, daß der Staat die Vorschulen oder andre höhere Schulen aufhebt, die Kinder der höhern Stände in die Elementarschule bekommen? Schwerlich. Vielmehr werden an ihrer Stelle sofort zahlreiche Privatschulen entstehen. Seiner Zeit hat man diese Privatschulen, mit deren Leistungen man nicht zufrieden war — schon darum, weil sie zu ungleich waren und sich zu wenig dem Bedürfnis der Gymnasien anschlossen —, durch Vorschulen ersetzt; man würde also für die Volksschule nichts gewinnen, vielmehr nur das höhere Schulwesen schädigen. Wenn also aus dem Plan der Volksschule überhaupt etwas greifbares werden soll, so geht es nicht anders, als daß die Privatschulen untersagt werden, und daß geboten wird: alle Kinder müssen die öffentliche Volksschule besuchen. Das wäre dann die sozialistische Zwangsschule, gegen die sich der Vortragende ausgesprochen hat, auf die er aber in Wirklichkeit hinarbeitet. Es ist nicht nötig, zu beweisen, daß dies ein unerträglicher Zwang wäre, ein Gesetz, das in ländlichen Bezirken überhaupt nicht durchzuführen sein würde.

Die andre Forderung, daß nämlich der Staat dafür Sorge tragen solle, daß begabte Kinder armer Eltern die höhern Schulen besuchen können, ist

noch bedenklicher. Der Gedanke ist innerhalb des sozialistischen Staates von selbst gegeben. Denn da der Staat alles bestimmt und alle Arbeit verteilt, mag er sich auch die Kinder aussuchen, die für bestimmte Geistesarbeiten geeignet sind. So dumm sind die Sozialisten nicht, zu glauben, daß sie mit dem großen Einmaleins auskämen. Sie haben ebenfalls Schulen verschiedner Art im Auge. Wo aber der sozialistische Staat nicht besteht, ist es unerhört, dem Staate die Aufgabe zu erteilen, für die Ausbildung der Jugend unbemittelter Stände in höhern Schulen zu sorgen. Ja, wenn Mangel an Gymnasiasten und Studenten wäre, könnte der Staat ein Interesse haben, indem er selbst eingreift, den Mangel zu decken. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr befinden wir uns in der Verlegenheit der Überfülle. Die allgemeine Schulpflicht bedeutet einen tiefen Eingriff in die Selbstbestimmung des Hauses. Sie wird gerechtfertigt durch das allgemeine Staatsinteresse und bezieht sich nur auf das Minimum. Darüber hinaus kann der Staat unmöglich gehen, schon darum nicht, weil er mit der Forderung auch die Pflicht übernimmt, dafür zu sorgen, daß die nötigen Schulen unterhalten werden. Wieviel Mühe macht es aber, auch nur für das Minimum der Leistung hinreichend zu sorgen. Das Staatsinteresse geht auch keineswegs dahin, die Zahl der Gymnasiasten oder Studenten zu vermehren. Das allerübelste wäre es, den Anfang der Laufbahn zu erleichtern, dann aber seine Hand abzuziehen und jene unglücklichen Menschen, die ihre Studien nicht vollenden und die auf eine Anstellung nicht warten konnten, untergehn zu lassen. Man würde sich ein Bildungsproletariat heranziehen ohnegleichen. Was ein solches Proletariat für Schaden anrichtet, hat Rußland Gelegenheit, am eignen Leibe zu spüren.

Nun hat aber Herr Scherer gar nicht so viel gefordert, er ist auch hier auf halbem Wege stehen geblieben. Das sieht man schon an der Fassung seiner „Leitsätze." Der dritte „Leitsatz" fängt an: „Der neunte Lehrertag fordert," und dann folgt unter 3: die vorhandnen Einrichtungen zur Förderung armer begabter Kinder werden der Ausdehnung und Fürsorge empfohlen. Das paßt nicht zu einander. Es hilft auch nichts und befriedigt niemand, wenn ein paar Stipendien mehr ausgesetzt werden. Man könnte mit gleichem Rechte sagen: Einen drückenden und hoffnungslosen Mangel giebt es nicht, da jährlich zweimal das große Los gewonnen wird. Entweder also bedeutet die Förderung armer Kinder der Menge gegenüber gar nichts, oder sie müßte Maße und Formen annehmen, die der gegenwärtigen Staatseinrichtung oder dem gegenwärtigen Staatsinteresse gegenüber ganz undenkbar sind.

Sehen wir uns nun das, was Herr Scherer als die Aufgabe der Schule bei Lösung der sozialen Frage bezeichnet, und was der Lehrertag, indem er die „Leitsätze" annahm, zur eignen Sache gemacht hat, näher an, so enthält es höchst bedenkliche sozialistische Züge. Der Vortrag des genannten Herrn könnte auch die Überschrift haben: Inwieweit kann die Schule den Forderungen

der Sozialdemokratie entgegenkommen? Antwort: Halbwegs. Die andere Hälfte findet sich dann.

Wenn sich die Schule in dieser Weise an der Lösung der sozialen Frage beteiligen will, muß sie ernstlich zur Ruhe verwiesen werden. Wir sind überzeugt, daß sich Herr Scherer für einen entschiednen Feind der Sozialdemokratie hält; Eugen Richter hält sich auch dafür. Aber die Sätze, die er angefangen und unvollendet gelassen hat, können nicht anders als in sozialistischem Sinne vollendet werden. Wir sind auch überzeugt, daß die große Menge der Lehrerschaft, auch der größere Teil von denen, die den „Leitsätzen" zugestimmt haben, mit dem Vortrage oder mit seinen gegebnen Folgerungen nicht ganz übereinstimmen. Man kann sich doch dem Eindrucke nicht verschließen, daß das Zukunftsbild, das der Vortragende von der allgemeinen Volksschule entworfen hat, Potemkinsche Dörfer sind, ein künstlich gemachter Schein, nicht die Wirklichkeit. Warum hat man sich denn aber auf die Frage überhaupt eingelassen?

Man gewinnt den Eindruck, daß der Lehrerschaft an der allgemeinen Volksschule viel gelegen sei, aber wenig an der sozialistischen Begründung. Diese ist nur als Vorspann hinzugenommen worden, da nun einmal die soziale Frage zugkräftig ist. Der Angriff richtet sich gegen die Gymnasialvorschulen, die man gern beseitigen möchte.

Daß sich das Urteil der Schulmänner gegen diese Vorschulen richtet, hat seine Berechtigung, und man kann behaupten, daß in dem Wunsche, diese Schulen zu beseitigen oder zu verbessern, eine große Übereinstimmung herrsche — weit über jene Kreise hinaus, die gegen die Vorschule hinter der antisozialen Fahne zu Felde ziehen. Derartige Vorschulen pflegen die Methode der Schnellfabrikation anzuwenden. In sechs halben Jahren wird das sechsjährige Pensum durchgepeitscht. Dann wird der Schüler dem Gymnasium überwiesen, das seinen Schwerpunkt auf das Latein legt und die Elementarfächer nur nebenbei betreibt, oft mit recht unglücklicher Hand. Die höhern Mädchenschulen drängen in den Unterklassen schnell vorwärts, um zum Französischen und zur Litteraturgeschichte zu kommen. Man scheint dazu berechtigt zu sein, da die Mädchen schnell auffassen und schnell gefördert werden können. Aber die Sache ist ungesund. Keine Pflanze darf übertrieben werden, es straft sich sonst später. Mit dem Jungen ist es dieselbe Sache. In der Vorschule wird alles durchgenommen und durchgehetzt, aber es fehlt die Befestigung und Vertiefung, die ihre Zeit haben will, es fehlt die Breite zur sichern Grundlage, und dieser Mangel macht sich durchs ganze Leben geltend. Der preußische Kultusminister soll gesagt haben, er bereue es nicht, daß er die Dorfschule besucht habe. Das ist ganz richtig. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes beklagt es, daß er bis zum Gymnasium die Privatschule und nicht die Elementarschule besucht hat. Das hat Lücken gegeben, die sich lange fühlbar gemacht haben. Man kann auch erleben, daß die „höhere Tochter," die den Wert von

Schiller und Goethe gegen einander abwägt, mit dem Einmaleins auf gespanntem Fuße steht. Hierzu kommt, daß die Vorschulen nicht selten überfüllt sind und von Leuten besucht werden, die eigentlich nicht hinein gehören. Mancher Vater täuscht sich über die Fähigkeiten seines Kindes. Das Kind zeigt sich im vierten, fünften Jahre, in der Zeit der lebhaftesten Entwicklung, sehr geweckt, es verspricht etwas, aber schon die ersten Schuljahre zeigen, daß es nicht hält, was es versprochen hat. Wird das Kind in die Volksschule geschickt, so bleibt es da; wird es in die Vorschule geschickt, so geht es gegen die Ehre, es wieder herauszunehmen, es geht in das Gymnasium über, führt dort ein kümmerliches Dasein und verschwindet aus der Quarta, nachdem es weniger fürs Leben gewonnen hat, als ihm die Volksschule gegeben hätte. Auch die leidige Großmannssucht bringt viele Eltern dahin, ihre Kinder in die höhere Schule zu schicken, wohin sie gar nicht gehören, nur um etwas beßres vorzustellen.

Da erscheint es als ein praktischer Vorschlag, die Vorschulen aufzuheben und durch die Volksschule zu ersetzen. Es hat etwas bestechendes, die eine allgemeine Volksschule zum Fundament des gesamten Unterrichts zu machen und die Fachschulen und höhern Schulen erst später abzuzweigen. Aber diese eine allgemeine Volksschule giebt es nicht. Die Volksschule der großen Stadt, der kleinen Stadt und des flachen Landes sind ganz verschiedne Dinge. Wenn man auch die Armenschulen aufgehoben hat, so hat man doch Volksschulen verschiedner Art in denselben Städten. Diese eine Volksschule kann es erst recht nicht geben, wenn sie die Unterlage zur höhern Schule sein soll. Wer einen weiten Weg vor sich hat, muß früh aufstehn und ordentlich auftreten; die Volksschule wandelt aber einen recht gemächlichen Gang. Der Unterricht schleppt sich langsam vorwärts, langsamer, als es die Gründlichkeit fordert, und das hat seinen Grund in Umständen, deren die Schule nicht Herr ist.

Herr Scherer begründet seine Forderung der allgemeinen Volksschule mit dem Satze: Alle Menschen sind gleich, also bedürfen sie auch der gleichen Erziehung. Das mutet einen recht altertümlich an, wie der Duft aus der seligen Großmutter Komode. Wenn ein solcher Satz vor hundert Jahren aufgestellt wurde, so wandte er sich gegen den Übermut der höhern Stände, die zwischen sich und dem niedern Volk einen Rassenunterschied annahmen und dem Volke die Schule als etwas dem höhern Wesen vorbehaltnes versagen wollten. Der Satz beruht auf der damals für richtig gehaltnen, aber seitdem längst aufgegebnen Annahme, daß die Seelen aller Menschen bei der Geburt ein unbeschriebnes Blatt und darum gleichartig seien. Die Pädagogik aus dem Anfang dieses Jahrhunderts ging von dieser Annahme aus. Die Freude an der neu gefundnen Methode verleitete zu ihrer Überschätzung. Man glaubte mit seinen methodisch-psychologischen Mitteln alles machen, den Menschen wie ein Haus aufbauen zu können. Auch unsre großen Pädagogen stehn unter

diesem Irrtum, woraus ihnen kein Vorwurf gemacht werden soll. Die Menschenseele ist aber keineswegs ein weißes Blatt; wenn es auch noch keine Schrift hat, so hat es doch Farbe und Art. Wollten wir uns auf Darwinschen Standpunkt stellen, so müßten wir sagen: Die geistige Eigenschaft des Kindes besteht in einer Summe ererbter Eigenschaften, ererbter Tugenden und Fähigkeiten. Gerade in dieser Verschiedenheit besteht der Fortschritt. Es bilden sich vorzüglichere Arten aus, während die geringern aussterben. Darum würde die Pflege dieser Verschiedenheiten den Fortschritt, Gleichmacherei den Rückschritt bedeuten. Wir stellen uns nicht auf diesen Standpunkt, haben es auch für unsre Frage nicht nötig, denn es ist weltkundig, daß die ersten sechs Jahre bei den Kindern einen Unterschied hervorbringen, der ganz erstaunlich ist. Von dem Satze: Alle Menschen sind gleich, kann gar nicht die Rede sein. Kinder, die zu Hause Anregung gehabt haben, sind andern, die stumpf aufgewachsen sind, um Jahre voraus, sie haben einen ganz andern Schatz von Wörtern und Wahrnehmungen als jene. Schon die Sprache macht einen großen Unterschied. Es ist nicht einerlei, ob die Schule die richtige Sprache vorfindet oder erst noch schaffen muß; sie braucht dazu jahrelange Arbeit. Es ist ein großer Unterschied, ob die Kräfte der Kinder außerhalb der Schule zu häuslichen oder Feldarbeiten aufgebraucht werden oder nicht, ob das Haus bei den Schularbeiten hilft oder sie unmöglich macht. Und alle diese verschiedenartig und verschieden vorbereiteten Kinder will man auf dieselbe Schulbank setzen? Man will die lebendigen und schnell fassenden Kinder der bessern Stände zum Gedankenstillstande verurteilen, damit die andern nachkommen können? Man würde damit den größten Schaden anrichten. Ebenso unrecht wäre es natürlich, wenn sich der Lehrer nur mit den Kindern befassen wollte, die vorwärts kommen, und die andern vernachlässigte. Herr Schulinspektor Scherer meint, man könne die durch häusliche Erziehung vernachlässigten Kinder aus der Volksschule entfernen. Ja, wohin denn mit ihnen, wenn es nur die eine Volksschule geben soll? Wenn er der Meinung ist, man könne eine Art Strafkolonie einrichten, eine Volksschule „zweiter Güte," so möchte ich dem Herrn Schulinspektor wohl wünschen, daß er seine eignen Vorschläge auszuführen hätte. Er würde bald sehen, daß die in der häuslichen Erziehung vernachlässigten Kinder die große Mehrzahl sind, er würde es den verehrlichen sein Haus stürmenden Müttern schwerlich klar machen können, daß der betreffende Herr Sohn ein Schlingel oder ein Strohkopf ist, sondern immer nur die Antwort erhalten: Das geschieht nur, weil wir arm sind, und weil die Reichen vorgezogen werden. Und der ganze schöne soziale Plan würde schon an dieser einen Ecke scheitern.

Es ist also klar, daß die eine allgemeine Volksschule zur Vorstufe des höhern Unterrichts ungeeignet ist. Aber denkt man sich auch die Volksschule möglichst günstig gegliedert, so gehen doch, wenn man die Schüler bis zum

zwölften Jahre darin festhält, dem Gymnasium zwei bis drei Jahre verloren. Man sagt, das schade nichts, und hat auch insofern Recht, als das Gymnasium mit kürzerer Zeit auskommen könnte, wenn es besser vorbereitete und reifere Kinder in die Sexta bekäme. Es fragt sich in der That, ob die Plage mit dem Lateinischen nicht zu zeitig anfängt. Man kann auch annehmen, daß ein ordentlicher deutscher Unterricht, durch den die Kinder die Gesetze ihrer Muttersprache verstehen und handhaben lernen, dem Latein wirksam vorarbeiten, ja der fremden Sprache einen großen Teil ihrer Schwierigkeiten wegnehmen würde. Aber es fragt sich, ob die Volksschule diesen Unterricht geben würde. Richtiger würde es sein, den Arbeiten der Vorschule mehr Raum zu lassen und diese bis in die Mittelklassen des Gymnasiums planmäßig fortzuführen. Neuerdings hat man in den Oberklassen dem deutschen Unterrichte mehr Raum geschaffen. Dasselbe könnte auch mit der Sexta und Quinta geschehen.

Aber das sind Fragen, die das Gymnasium angehen, das selbst wissen muß, was ihm frommt. Die Volksschule hat offenbar keinen Beruf, hineinzureden. Die Volksschule mag über ihren Elementarunterricht urteilen; wie aber dieser Unterricht beschaffen sein muß, um als Unterlage für den höhern Unterricht zu dienen, das weiß sie nicht. Sie thäte also besser, die Hände davon zu lassen. Was würde der Volksschullehrer sagen, wenn der Philologe ihm ins Konzept fahren wollte!

Hier entsteht nun die Frage: Wenn die soziale Frage mit der der allgemeinen Volksschule ernstlich nicht verbunden werden kann, wenn innere Gymnasialfragen den Elementarlehrer nicht interessiren können, wie kommt es, daß die Forderung einer allgemeinen Volksschule in Lehrerkreisen so populär geworden ist? Die Sache hat einen persönlichen Grund. Man denke sich einen Landschullehrer, der es erlebt, daß alle seine bessern Schüler aus der Schule genommen und in die Stadt geschickt werden, während er mit dem Schund zurückbleibt. Oder man denke sich einen Elementarlehrer in der Stadt, dem die Vorschulen die besten Schüler wegnehmen. Daß beide auf die Stadtschule und auf die Vorschule nicht gut zu sprechen sind, ist begreiflich. Der Wunsch, nicht bloß mit den Elementen zu thun zu haben, die die niedrigsten Bevölkerungsklassen liefern, ist berechtigt. Aber es ist ein persönlicher Wunsch. Man berücksichtige, daß jene Lehrer, denen man weismacht, sie stünden an Bildung allen andern gleich, überträfen aber mit der Methode alle Welt, es schwer empfinden müssen, wenn sie nur die Kinder der Ungebildeten unterrichten müssen. Sie möchten in die Reihen der höhern Lehrer, von denen sie sich ja nur in Bezug auf das Fach unterscheiden. Es berührt sie angenehm, wenn erstrebt wird, daß die Volksschule nicht eine niedere Bildungsanstalt, sondern die Grundlage aller Schulen sein solle, wenn also die gesamte Volksschule zur Vorschule für Gymnasium und Universität wird. Aber das sind eben nur persönliche Gründe, die die Frage selbst nicht entscheiden können.

Es ist nicht unmöglich, daß später einmal eine angemessen organisirte Volksschule die Grundlage der höhern Schulen und Fachschulen wird. Aber so wie sich Herr Scherer die Sache denkt, geht es nicht, am wenigsten in Verbindung mit der sozialen Frage.

China und das Abendland

(Schluß)

4

In Amerika soll demnächst durch eine möglichst großartige Weltausstellung das Andenken der kühnen Männer gefeiert werden, die vor vierhundert Jahren zum erstenmale die weite Fahrt nach Westen gewagt und dabei unerwartet einen neuen Erdteil entdeckt haben. Die That des Columbus stellte die alte Welt plötzlich vor unübersehbare neue Aufgaben, und gewiß wird darum das Jahr 1492 einer der wichtigsten Zeitpunkte in der Geschichte der Menschheit bleiben. Vielleicht aber weist später der Kulturhistoriker dem Jahre 1842 einen nicht minder hohen Rang zu, denn da begannen die künstlichen Schranken zu fallen, die bisher den freien Verkehr zwischen dem Abendlande und dem großen Reiche der Mitte verhindert hatten. Zum erstenmale hatten die Chinesen die schwere Faust einer europäischen Großmacht fühlen müssen; nun kam es darauf an, wie sie sich in die durch den Frieden ganz veränderten Verhältnisse finden würden. Sehr bald zeigte sich allerorten wieder eine bedeutende Verschiedenheit zwischen dem Benehmen der Beamten und dem des Volks, und obwohl sich dieser Unterschied seitdem etwas gemildert hat und jetzt nicht mehr so offen hervortritt wie gleich nach dem ersten Kriege, so ist er doch fast in sämtlichen Beziehungen der Abendländer zu den Chinesen der alles beherrschende Zug geblieben. Die ganze gewerbtreibende Bevölkerung der fünf dem Verkehr geöffneten Häfen lernte rasch den bedeutenden Vorteil schätzen, der ihr aus dem großen Wandel der Dinge erwuchs. Mächtig blühte der Handel empor. Besonders Hongkong und Shanghai hatten schon nach wenigen Jahrzehnten in der Statistik des Schiffsverkehrs, in der die tausende von chinesischen Dschunken noch gar nicht einmal mitgerechnet werden, eine sehr hohe Tonnenzahl aufzuweisen, und jetzt stehen sie darin nur wenigen andern Häfen nach. Mit allen Erdteilen wurden bald regelmäßige Dampferverbindungen hergestellt. Zugleich entwickelte sich zwischen den einzelnen Vertragshäfen an der chinesischen Küste ein reger Verkehr durch europäische Schiffe, wobei An-

gehörige der verschiedensten Nationen, darunter bald auch viele deutsche Seeleute, lohnende Beschäftigung fanden.

Förmliche Verträge wurden kurz nach dem Frieden von Nanking auch von Frankreich und Nordamerika, etwas später auch von Schweden und Norwegen, mit China auf der Grundlage des Vertrags mit England abgeschlossen. König Friedrich Wilhelm der Vierte schickte im Namen des Zollvereins einen Abgesandten nach China, der dort für kaufmännische und industrielle Zwecke Erkundigungen einziehen sollte. Zu einem Vertrage kam es jedoch vorläufig noch nicht.

Was thaten nun die Mandarinen der neuen Lage gegenüber? Ja, was thaten sie! Zunächst gar nichts, da ihnen der Schreck zu sehr in die Glieder gefahren war. Gar zu unsanft waren sie auch aus der holden Täuschung aufgerüttelt worden, daß sich die Ausländer niemals ernstlich gegen den Sohn des Himmels und gegen seine Stellvertreter, die Mandarinen, auflehnen würden. Als sie sich dann allmählich etwas erholten, waren sie klug genug, einzusehen, daß der frühere, für sie weit angenehmere Zustand unwiederbringlich dahin sei. Aber es war vielleicht zuviel von ihnen verlangt, daß sie sich nun auf einmal mit Grazie in die neue Ordnung der Dinge finden sollten, nachdem sie Jahrtausende hindurch alle nichtchinesischen Völker für Barbaren und dem Kaiser von China für tributpflichtig gehalten hatten. Der Wechsel war zu schroff. Da schickten nun diese barbarischen Nationen eine nach der andern ihre Gesandten, und diese sagten mit einer unverschämt ruhigen Bestimmtheit, die hohen chinesischen Würdenträgern gegenüber eigentlich ganz unerhört war: Bitte, seid so freundlich, uns auch als gleichberechtigt anzuerkennen. Und mit saurer Miene mußte man diesen Gesuchen willfahren. Äußerlich ließ man sich zwar mit orientalischer Höflichkeit nichts merken, aber dafür wurde es allmählich mit einem umso zähern passiven Widerstande in allen möglichen kleinen Dingen versucht. Bald genug wurde es klar, daß die Wirkung der ersten Lektion doch noch nicht nachhaltig genug war.

Ehe wir uns aber zu dem zweiten Kriege wenden, wollen wir rasch einen Blick auf die innern Verhältnisse Chinas werfen, wie sie sich in den fünfziger Jahren gestalteten. Es hätte den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschritten, wenn wir auch frühere Umwälzungen und Unruhen im Reiche der Mitte hätten erwähnen wollen; aber bei dem Aufstande der Taipings, der das alte Reich in allen Fugen krachen machte, muß wegen der hineinspielenden ausländischen Einflüsse eine Ausnahme gemacht werden. In Deutschland wird es wenig bekannt sein, daß diese ungefähr zwei Jahrzehnte dauernde Bewegung anfänglich einen christlichen Schein hatte. Mehr als ein Schein war es freilich nicht, denn der Führer Hung Hsiu Tschüan kann nur eine sehr äußerliche Auffassung vom Christentum gehabt haben. Überdies drängten seine weltlichen Pläne bald alle etwa echten religiösen Absichten zurück. In seiner nicht weit

von Kanton gelegnen Heimat fielen ihm im Jahre 1843 eine Anzahl christliche Flugschriften in die Hände, und ungefähr zu derselben Zeit wurde er infolge einer Krankheit fortwährend von Visionen heimgesucht. Diese hielt er für Offenbarungen und deutete unter ihrem Einfluß allerlei aus den Flugschriften entnommene Bibelstellen so, daß er berufen sei, christlicher Kaiser von China zu werden. Bald fand er Anhänger, wie dies denn in China für einen halbwegs energischen einheimischen Führer selten schwierig gewesen ist. In mancher Beziehung nahm sich die Bewegung zu Anfang wirklich so aus, als ob hier ein Apostel des Christentums unter den Chinesen erstanden wäre. Hung gebot die Heiligung des Sonntags und die Verehrung des Tien Fu, d. i. des himmlischen Vaters, sowie des Tien Hsiung, d. i. des himmlischen ältern Bruders (Christus).*) Er selbst ließ sich später, nach seinen großen Erfolgen, nicht mehr mit seinem eigentlichen Namen nennen; seine Anhänger gebrauchten dafür gewöhnlich den Ausdruck Tien Wang Tai Ping, d. i. himmlischer König aus der großen Friedens- (Tschao-) Dynastie. Davon ging dann der Ausdruck Taipings in die europäischen Sprachen über. Auf Seiten der kaiserlichen Partei wurde indessen eine minder ehrerbietige Bezeichnung angewandt, nämlich Tschang Mao Tseh, d. i. langhaariger Empörer, weil sich die Taipings den Zopf abschnitten und das übrige Kopfhaar wachsen ließen.

Im Jahre 1846 ging Hung nach Kanton, um sich bei dem dort wirkenden amerikanischen Missionar Roberts im Christentum näher unterweisen zu lassen. Aber zu seiner Taufe kam es nicht. Denn bald begannen die unruhigen innern politischen Verhältnisse, die der Krieg gegen England zur Folge hatte, weit mehr seine Aufmerksamkeit zu erregen als alle religiösen Fragen. Von Anfang der Empörung an benutzte Hung die Religion nur noch als Mittel zum Zweck, nicht umgekehrt seinen politischen Erfolg zur Ausbreitung des Christentums. Er hütete sich wohl, Missionare in sein Lager zu rufen, weil er sich sagen mußte, daß sie niemals seine angeblich vom himmlischen Vater erhaltnen Mitteilungen als Offenbarungen anerkennen würden.

Zum offnen Aufruhr kam es, als sich Hung und seine Anhänger in ihrem religiösen Eifer an den buddhistischen Tempeln vergriffen. Unwillkürlich drängt sich einem dabei der Vergleich mit den Bilderstürmern der deutschen Reformation auf, und in der That haben beide Bewegungen viel Ähnlichkeit mit einander. Ebenso wie Thomas Münzer wollte Hung keine frommen Bildnisse dulden; auch ließ er nur die unmittelbare Eingebung des göttlichen Willens gelten, dessen irdischer Arm zu sein er behauptete. Der Unwille des Volks über die Schändung der Tempel zwang die Beamten endlich zum Ein-

*) Der „ältere Bruder“ ist in China für die jüngern Geschwister stets eine große Respektsperson; der Ausdruck wird auch in übertragner Bedeutung gebraucht.

schreiten. Sie sollten jedoch bald die Überlegenheit ihres Gegners kennen lernen. Vom Jahre 1850 an war die Laufbahn Hungs lange Zeit hindurch ein einziger großer Siegeszug. Nach mehreren größern Erfolgen im Süden marschirten die Empörer nach Norden und nahmen eine Stadt nach der andern ein. Nur Tschangscha, die Hauptstadt der Provinz Hunan, leistete solchen Widerstand, daß die Belagerung schließlich aufgehoben werden mußte. Aber am Yangtzekiang, wohin sich Hung dann wandte, waren die Erfolge wieder umso größer. Der ganze mittlere und untere Lauf dieses mächtigen Stroms nebst den angrenzenden reichen Provinzen geriet in seine Gewalt, und in dem eroberten Nanking richtete er sich einen Hofstaat ein. Noch in demselben Jahre, als Nanking fiel (1853), wurde ein bedeutender Teil des Heeres nach Norden gesandt, um Peking einzunehmen. Auch diese Truppen drangen überall siegreich vor, durchzogen in sechs Monaten vier Provinzen und nahmen sechsundzwanzig Städte ein — wobei zu bedenken ist, daß alle großen Orte in China mit starken Mauern umgeben sind — und schlugen sämtliche sich ihnen entgegenstellenden kaiserlichen Heere. Aber ihren eigentlichen Zweck erreichten sie doch nicht. Trotzdem daß Hung im Winter Verstärkung schickte, sahen sich seine Truppen im nächsten Frühling zur Umkehr gezwungen, da sie sich zur Belagerung von Peking und gleichzeitigen Offenhaltung der Verbindung mit dem weit entfernten Yangtzekiang für zu schwach halten mußten. Hung konnte sich nicht dazu entschließen, nun selbst mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften einen zweiten Zug gegen Peking zu unternehmen, weil er so alles auf eine Karte gesetzt hätte. Damit war die regierende Dynastie gerettet, und von diesem Augenblick an war es nur noch eine Frage der Zeit, wann die Empörung vollständig zu Boden geworfen sein würde. Denn nur im fortwährenden Vorwärtsschreiten lag Hungs Kraft; sobald er still stand, konnten ihm alle seine Machtmittel nichts mehr nutzen, weil er wohl ein für chinesische Verhältnisse sehr tüchtiger Feldherr, aber gar kein Organisator war. Was für eine Vorstellung er sich eigentlich davon gemacht hat, wie die Verwaltung des großen Reichs nach seinem endgiltigen Siege neu zu ordnen und zu leiten wäre, ist ganz unklar und jetzt nicht mehr festzustellen. Vielleicht überzeugte er sich allmählich selbst von seiner Unfähigkeit und begnügte sich aus diesem Grunde mit den errungnen Erfolgen. Sobald das aber geschah, mußte sich die Revolution in sich selbst verzehren. Unterschied sich nämlich beim Beginn der Bewegung das Verhalten der Empörer sehr vorteilhaft von dem der kaiserlichen Truppen, so waren jetzt längst auch die Taipings Meister geworden im Morden und Brennen, im Zerstören der volkreichen Städte und im Verwüsten der blühenden Fluren Mittelchinas. Im Süden hatten sie wegen ihres anfänglich menschlichern Benehmens viel freiwilligen Zuzug gehabt, jetzt mußten sie die Bewohner der besetzten Provinzen mit Gewalt zu Soldaten pressen. Der religiöse Schein verschwand mehr und mehr; nur der Führer

hielt die Behauptung seiner göttlichen Sendung stets aufrecht. Im ganzen waren die Taipings schon bald nach der Einnahme von Nanking nicht viel mehr als eine zuchtlose Räuberbande.

Die Ausländer thaten deshalb weise daran, schließlich der kaiserlichen Partei ihre Hilfe zur Niederwerfung des Aufstands zu leihen. Denn mochte die Regierung auch noch so viele Schwächen zeigen, sie war doch immer noch weit besser als das Chaos, das ein Sieg der Taipings zur Folge gehabt hätte. Die Nachrichten über den in Nanking herrschenden sonderbaren neuen Gewalthaber hatten bei den in Shanghai wohnenden Ausländern schon frühzeitig lebhaftes Interesse erregt, umso mehr, als unter ihnen schon lange, ehe die Empörer den Yangtzekiang erreichten, verworrene Gerüchte über eine bevorstehende Christianisirung von ganz China in Umlauf gewesen waren. Jetzt, da man diesen chinesischen Christen kennen lernte, war die Enttäuschung natürlich groß. Gleichwohl gab es einige europäische Abenteurer, die gegen hohe Bezahlung in den Dienst der Rebellen traten, aber die Sympathien der überwiegenden Mehrzahl und vor allem des bessern Teils der Fremden neigten sich sehr bald der kaiserlichen Seite zu. Als die Taipings Shanghai bedrohten, schützten dieselben englischen und französischen Truppen, die gegen China Krieg führten, die Stadt im Interesse des Kaisers gegen die Aufrührer, gewiß ein sehr eigentümliches Verhältnis.

Eine Anzahl von Ausländern stellte sich den Chinesen ganz zur Verfügung, und da man das Glück hatte, tüchtige Führer unter ihnen zu finden, so verstummte allmählich der Spott des fremden Militärs über die im Jahre 1860 errichtete gemischte Truppe, deren Offiziere alle Europäer oder Amerikaner waren, während die Mannschaft aus Chinesen bestand. Der letzte Anführer der „immer siegreichen Armee," wie diese Truppe bald von den Chinesen genannt wurde, war zugleich der hervorragendste und selbstloseste, nämlich der englische Oberst Gordon, derselbe, der später als General im Sudan umkam. Er und Li Hung Tschang, der zur Zeit auch in europäischen Zeitungen viel genannte in Tientsin wohnende Vizekönig, der damals einer der kaiserlichen Generale war, erstürmten am Ende des Jahres 1863 das nicht weit von Shanghai liegende Sutschau, eines der letzten Bollwerke der Empörer. Bald darauf wurde die „immer siegreiche Armee" aufgelöst, weil man ihrer Dienste nicht mehr bedurfte. Offiziere und Mannschaften erhielten Belohnungen, aber Gordon schlug das für ihn bestimmte ansehnliche Geldgeschenk aus. Mit der Eroberung von Nanking wurden die kaiserlichen Truppen noch in demselben Jahre (1864) allein fertig. Wie der himmlische König Hung umgekommen ist, ist nicht genau bekannt geworden. Wahrscheinlich hat er sich kurz vor der Erstürmung seiner Hauptstadt vergiftet. Als die Nachricht von seinem Tode nach Peking gelangt war, hieß es in einer kaiserlichen Verordnung: Worte können keinen Begriff geben von der Menge des

Kummers und des Elends, die er verursacht hat; sein Maß war voll, und der Grimm von Göttern und Menschen hatte sich gegen ihn erhoben.

So endete der chinesische Thomas Münzer. Noch jetzt sind trotz der großen Betriebsamkeit des Volks die fürchterlichen Spuren seines Wirkens nicht verwischt. Wer von Shanghai aus den Yangtzekiang hinauffährt, erblickt etwas oberhalb von Tschinkiang auf einem in den gewaltigen Strom vorspringenden Felsenkegel in wunderschöner Lage ein mächtiges Bauwerk, das wie eine Pagode aussieht, und doch wieder nicht wie eine Pagode. Das ist Golden Island, eine frühere Insel. Die Pagode da oben zeigt noch deutlich die Spuren davon, wie die Taipings hier gewütet haben: alle Verzierungen sind weggebrochen, aber das starke Mauerwerk hat ihrem Feuer und Eisen widerstanden. So ist ein weit in der Umgegend sichtbares Wahrzeichen stehen geblieben, das noch heute von der grauenhaften Verwüstung erzählt, die der himmlische König aus der großen Friedensdynastie angerichtet hat. „Die vorher von einer friedfertigen Bevölkerung dicht bewohnten Teile der neun Provinzen — sagt Williams —, wo seine Horden hindurchzogen, haben sich noch immer nicht wieder völlig erholt. Zerstörte Städte, verlaßne Ortschaften und große Haufen von allerhand Schutt zeigen noch jetzt auf einer Strecke von zweitausend englischen Meilen den Weg, den sie von Süden nach Norden zurückgelegt haben. Ihre Gegenwart war eine Gottesgeißel mit schrecklichstem Unheil im Gefolge; sie machten nicht den geringsten Versuch, das, was zerstört worden war, wieder aufzubauen. Wilde Tiere streiften durch die verwüsteten Landesteile und suchten sich Höhlen in den verödeten Städten. Wo sonst das Getreibe des fleißigen Volkes zu hören war, schwirrte nun der scheue Fasan, und Unkraut oder Dschungeln bedeckten den Boden, den einst der geduldige Bauer bestellt hatte. Volle zwanzig Millionen Menschen müssen bei dem Aufruhr umgekommen sein, während ungezählte weitere Millionen auf Jahre hinaus ein elendes Dasein zu fristen hatten."

5

Ein aufmerksamer Beobachter wird aber auch hier die alte Regel bestätigt finden, daß selbst das größte menschliche Elend immer irgend eine gute Folge hat. So grauenhaft auch die Verwüstungen in den durch die Empörung betroffnen Provinzen waren, und so sehr die Regierung darum wünschen mußte, den Aufstand rasch zu unterdrücken, so war doch für sie das Verlangen, das die zu derselben Zeit wieder andrängenden äußern Feinde stellten, noch weit schrecklicher als der ganze Aufruhr. Und was war das für ein unerhörtes Verlangen? Nun, die unbequemen Ausländer erdreisteten sich wahrhaftig, das seit Jahrtausenden gewahrte Vorrecht der Herrscher in Peking, mit den draußen wohnenden Barbaren nur ganz nach eignem Ermessen und Belieben zu verkehren, ernstlich in Frage zu stellen. So etwas war doch noch nicht

dagewesen! Außerdem traute man ihnen noch alle möglichen sonstigen Teufeleien zu, und deshalb mußte man die Empörung Empörung sein lassen und sich zunächst mit aller Kraft die Fremden vom Halse zu halten suchen. Als sich dann aber die Anstrengungen, sich ihrer zu erwehren, als vergeblich erwiesen hatten, stieg das Mißtrauen, die Sieger könnten mit den Taipings gemeinschaftliche Sache machen, aufs höchste. Welch ein Wunder nun, daß diese Barbaren nach ihren Erfolgen so viel Anstandsgefühl besaßen, der rechtmäßigen Regierung nicht nur nicht weiter entgegenzutreten, sondern ihr sogar zu helfen! Das hatte man nicht erwartet, und selbst bei sehr verstockten chinesischen Beamten fing darüber allmählich das Vorurteil, daß die Ausländer gar keine guten Seiten haben könnten, zu schwinden an. Das Hauptverdienst hieran gebührt ohne Zweifel Gordon. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, Verrat zu üben und dann im Bunde mit den Empörern große Erfolge über die kaiserliche Partei zu erringen. Doch ließ seine zwar etwas schwärmerische, aber durchaus wahre und tiefe Religiosität niemals auch nur den Gedanken des Treubruchs in ihm aufkommen. Als er dann die Waffen niederlegte in dem Bewußtsein, einfach seine Pflicht gethan zu haben, aber um nichts reicher, als er vorher gewesen war, da mochten die Chinesen in sprachlosem Staunen denken: Solch einen Mann hätten wir unter den fremden Teufeln nicht zu finden geglaubt! Dieser gewaltige Eindruck von Gordons schlichter Persönlichkeit auf die Chinesen war um so wichtiger, als er unmittelbar auf den zweiten Krieg folgte, den sie gegen europäische Mächte zu führen hatten; er hat wesentlich mit dazu beigetragen, daß die Mandarinen eine beßre Meinung von den Abendländern im allgemeinen bekamen.

Dies war ein nicht zu unterschätzender Vorteil, denn die Zustände waren kurz vor dem Kriege wieder einmal unerträglich geworden. Wirkte auch in Peking der Schreck über die unerwartete erste Niederlage noch nach, so kam doch der alte Hochmut bald genug wieder zum Vorschein, und der sich hieraus notwendig ergebende Zwiespalt erzeugte nun die verkehrtesten Maßregeln, die es geben konnte. Ganz konnte man die verhaßten Fremden zwar nicht wieder loswerden, das leuchtete auch dem hartnäckigsten Mandarinen ein; aber man brauchte sich ja einfach nicht um sie zu bekümmern. Der, der diesen schlauen Ratschlag in Peking gegeben hat, wird wahrscheinlich gut dafür belohnt worden sein; allmählich verfuhr man ganz darnach, indem grundsätzlich nur fremdenfeindliche Beamte in die fünf dem auswärtigen Verkehr geöffneten Häfen geschickt wurden. Von irgend welchem ersprießlichen Umgange zwischen den Mandarinen und den fremden Konsuln konnte daher bald keine Rede mehr sein. Schließlich weigerte sich der Generalgouverneur von Kanton, Yeh, den englischen oder den französischen Bevollmächtigten überhaupt noch zu sehen, obgleich eine Menge von kleinen Streitigkeiten am einfachsten und natürlichsten durch persönliche Besprechung zu schlichten gewesen wäre. Jeder, der sich

einigermaßen unbefangen in die Vorgeschichte des zweiten Krieges vertieft, muß erkennen, daß es die Chinesen nicht anders haben wollten. Der unmittelbare Anlaß: die angebliche Verletzung der englischen Flagge auf einem kleinen Küstenschiffe, das diese Flagge gar nicht einmal hätte führen dürfen, war allerdings kaum der Rede wert, und daher hat es auch natürlich in England nicht an moralisirenden Leuten gefehlt, die aus diesem Grunde auch den zweiten Krieg verurteilten. Als ob er abzuwenden gewesen wäre, auch wenn man diese Streitfrage gütlich beigelegt hätte! Die Zeit war eben gekommen, wo sich das Abendland von den chinesischen Mandarinen nicht mehr von oben herab behandeln lassen wollte. Konnte man sich in Peking nicht dazu verstehen, das zu begreifen, so mußte eben die Gewalt entscheiden.

Lord Palmerston war auch schon am Ende des Jahres 1856 hierzu entschlossen. Er forderte die Franzosen, Russen und Amerikaner zur Mitwirkung auf, weil das ganze Abendland an dieser Sache gleichmäßig interessirt sein müßte. Der Kaiser Napoleon war auch alsbald dazu bereit, da in demselben Jahre ein französischer Missionar auf Befehl chinesischer Beamten gefoltert und enthauptet worden war. Die Russen und Amerikaner liehen den beiden andern Mächten wenigstens ihre moralische Unterstützung, indem sie einige Kriegsschiffe mit Bevollmächtigten an Bord in die chinesischen Gewässer schickten. Die Engländer wie die Franzosen waren sehr glücklich in der Wahl ihrer Bevollmächtigten, da beide, Lord Elgin und Baron Gros, neben einem durchaus klaren Kopfe für ihre nicht leichte Aufgabe großen Takt besaßen.

Der Beginn der Feindseligkeiten zog sich jedoch noch etwas hin, weil die Engländer erst mit der Empörung in Indien fertig werden mußten. Als sie dann Ende 1857 eine Anzahl einheimischer Regimenter ohne Gefahr von dort wegnehmen konnten, wurde im Verein mit den Franzosen Kanton erstürmt, was nicht viel Mühe machte. Den widerspenstigen Generalgouverneur Yeh nahm man gefangen und brachte ihn auf ein englisches Kriegsschiff. Dann fuhr die ganze Flotte nach Norden. Aber bevor die Feindseligkeiten fortgesetzt wurden, versuchten es alle vier Mächte von Shanghai aus noch einmal, den Hof von Peking auf gütlichem Wege umzustimmen und zur Vernunft zu bringen. Vergebens! Die sehr gemäßigten Forderungen der Verbündeten, die nur auf Herbeiführung beßrer Beziehungen gingen, wurden einfach zurückgewiesen, ein ganz thörichter Schritt, da man gar nicht imstande war, nennenswerten Widerstand zu leisten. So blieb den europäischen Mächten nichts andres übrig, als die Annahme ihrer Forderungen zu erzwingen, und das war am schnellsten durch ein Vorgehen gegen Peking zu erreichen. Die vereinigte Flotte dampfte also ins Gelbe Meer, das noch nie zuvor feindliche europäische Schiffe getragen hatte, und nahm im Mai 1858 ohne großen Verlust die sämtlichen an der Mündung des Paiho bei Taku liegenden Befestigungen ein. Dadurch war der Weg nach Peking frei. Inzwischen aber hatten sich die Chinesen

endlich anders besonnen. In Tientsin kam es zu Verhandlungen, wobei so ziemlich alle Forderungen der Abendländer bewilligt wurden. Eine ganze Anzahl bisher verschloßner Häfen an der Küste und am Yangtzekiang sollte darnach für den Verkehr geöffnet werden. Das wichtigste Zugeständnis aber war die Zulassung von fremden Gesandten für ständigen Aufenthalt in Peking.

Es zeigte sich aber bald, daß diese Pille doch zu bitter für die Chinesen gewesen war. Als im folgenden Jahre (1859) die Kriegsschiffe der Verbündeten wieder vor der Mündung des Paiho erschienen, damit den in Tientsin getroffnen Bestimmungen gemäß die ratifizirten Vertragsurkunden in Peking ausgetauscht werden könnten, fand man den Fluß gesperrt und die Befestigungen nicht nur wieder aufgebaut, sondern auch bedeutend verstärkt. Überland können eure Gesandten kommen, sagten die Chinesen, aber nicht auf den Kriegsschiffen den Fluß herauf. Die Verbündeten wollten sich jedoch hierin keine Vorschriften machen lassen, sondern rückten vor. Die Folge davon war, daß die Chinesen aus den Forts ein so kräftiges Feuer eröffneten, daß mehrere der Schiffe zum Sinken gebracht wurden, und der übrige Teil der Flotte sich zurückziehen mußte.

Natürlich hatten die Chinesen damit nichts weiter erreicht, als daß das unabwendbar gewordne Geschick etwas hinausgeschoben worden war. Die Engländer und Franzosen trafen sofort energische Maßregeln zur Fortsetzung des Kriegs und erschienen im Sommer des Jahres 1860 mit einer Flotte von mehr als zweihundert Schiffen abermals im Gelben Meere. Diesmal wurden die Forts von Taku von der Landseite aus angegriffen und erstürmt. Dann trat man den Marsch nach Peking an. Die Chinesen leisteten nur noch geringen Widerstand, verdarben sich aber das ohnehin schon verlorne Spiel dadurch noch mehr, daß sie einige Parlamentäre nebst deren Begleitung gefangen nahmen, obwohl sie die Bedeutung der weißen Flagge recht gut kannten, da sie sich dieses Zeichens oft genug selbst bedient hatten. Diese Gefangnen wurden dann so schlecht behandelt, daß einige ihren Leiden erlagen. Die Verantwortung für eine solche Verletzung des Völkerrechts schrieb man nicht mit Unrecht am letzten Ende dem Kaiser zu, und Lord Elgin beschloß daher kurzer Hand, diesen durch die Zerstörung seines bei Peking liegenden Sommerpalastes zu bestrafen. Eine ganze Anzahl von prächtigen Gebäuden und weite Strecken des schönsten Parks wurden infolge dessen dem Erdboden gleich gemacht. Unter den unschätzbaren hier aufgehäuften Kunstgegenständen hatten die Franzosen schon in der schlimmsten Weise gehaust, wobei sich der Graf Montauban, später Palikao genannt, in traurigster Weise hervorthat.

Bald darauf nahmen die Chinesen das Ultimatum der Verbündeten an, dem zufolge den Siegern das nordöstliche Thor von Peking geöffnet werden sollte, und am 24. Oktober 1860 sahen die Bewohner der chinesischen Hauptstadt staunend den Einzug der Engländer und Franzosen. An demselben Tage

wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, dessen Bestimmungen für die Chinesen sehr mild waren. Sie mußten die Kriegskosten bezahlen und außerdem solchen katholischen Missionen, die in früherer Zeit durch Verfolgung Schaden erlitten hatten, Ersatz leisten. An Land verloren sie nur einen unbedeutenden Strich gegenüber von Hongkong. Im übrigen blieb es bei dem, was man vor zwei Jahren in Tientsin vereinbart hatte.

Nach mehr als zwanzigjährigen Bemühungen waren also die Abendländer so weit, China zur thatsächlichen Anerkennung ihrer Gleichberechtigung gezwungen zu haben. Ein englischer und ein französischer Gesandter wurden sofort für Peking ernannt; nach und nach folgten dann die andern fremden Nationen diesem Beispiele. Wie sich das Verhältnis der Ausländer zu den Chinesen auf der Grundlage der seitdem wenig veränderten Verträge von Tientsin gestaltet hat, und wie die Aussichten für die Zukunft sind, dies müßte, ebenso wie eine Übersicht der Missionsbestrebungen, einer besondern Darstellung vorbehalten bleiben. Für diesmal sei nur noch ein Punkt erwähnt.

6

Wo blieben die Deutschen während dieser ganzen Zeit? Ach, der starke Schmied, der die neben einander liegenden Stücke des deutschen Landes zu einem ordentlichen Ganzen zusammenschweißen sollte, hatte seine schwere Arbeit damals noch nicht begonnen. Wir waren noch keine Nation und bedeuteten deshalb auch nichts, denn trotz der erfolgreichen Bemühungen Preußens, unser Vaterland zunächst wenigstens wirtschaftlich zu einigen, trat doch gerade in allen überseeischen Handelsfragen immer wieder unsre alte Zerrissenheit hervor, weil die Hansestädte dem Zollvereine nicht angehörten. Kann man sich daher wundern, daß überhaupt nicht davon die Rede gewesen zu sein scheint, uns zur Teilnahme an dem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen China aufzufordern? Es war ja die traurige Zeit gleich nach dem Krimkriege, wo Preußen kaum noch als Großmacht mitgezählt wurde.

Aber schon nach wenigen Jahren zeigten sich auch hier die erfreulichsten Spuren des Erstarkens. Als der Vertrag von Tientsin in Europa bekannt geworden war, rüstete die preußische Regierung eine Expedition nach Ostasien aus, um im Namen aller deutschen Staaten einen ähnlichen Handelsvertrag abzuschließen. Wir haben von Reinhold Werner eine hübsche Beschreibung dieses Unternehmens, das zum gewünschten Ziele führte. Am 2. September 1861 wurde in Tientsin der Vertrag zwischen dem Zollverein, den Hansestädten und Mecklenburg einerseits und China andrerseits vom Grafen Eulenburg und den chinesischen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die Bestimmungen waren im wesentlichen dieselben, wie die für die andern Staaten geltenden. Seitdem hat sich der deutsche Handel in China so mächtig gehoben, daß er jetzt den zweiten Platz einnimmt. Von großem Werte hierfür war der Umstand, daß

im Jahre 1875 die deutschen Interessen in Peking in die Hände eines Herrn gelegt wurden, der sich durch die schwierigen Verhältnisse niemals hat entmutigen lassen, sondern unermüdlich für sein Vaterland thätig gewesen ist. Herrn von Brandt verdanken wir unter anderm die erste Anregung zur Errichtung einer deutschen Postdampferlinie nach Ostasien. Welch ein Jubel unter den Deutschen in allen den Häfen des Ostens, in die der erste Dampfer mit der am Maste wehenden Reichspostflagge einlief, während auf Deck die Musikkapelle das Heil dir im Siegerkranz spielte! Man würde aber unsern geschäftstreibenden Landsleuten Unrecht thun, wollte man diese Freude nur durch platten Eigennutz erklären. Nein, es war mehr als das, es war die Befriedigung darüber, daß sich endlich, endlich auch unser Staat dazu entschlossen hatte, seine kräftig vorwärtsstrebenden Angehörigen im Auslande durch seine Unterstützung zu weiterm, angestrengtem Fleiße anzuspornen. Und nun finden sich Leute, die alles Ernstes zu erwarten scheinen, eine solche Saat müsse schon nach einigen wenigen Jahren aufgehen! Durch so abgeschmackte Tiraden, wie sie die Herren Richter und Bamberger jeden Winter, den Gott werden läßt, im Reichstage vorbringen, machen wir uns allmählich vor der ganzen Welt lächerlich.

Wenn nur die deutsche Regierung ein übriges thun, nämlich, ohne sich durch die öden Reden solcher Wortthelden einschüchtern zu lassen, wenigstens noch ein oder zwei Kriegsschiffe in Dienst stellen und das Geld dafür vom Reichstage verlangen wollte! Während früher in Ostasien stets zwei Korvetten und zwei Kanonenboote standen, hat man beim Beginn der Kolonialbewegung die beiden Korvetten von hier weggenommen. Allerdings sehen wir dafür von Zeit zu Zeit ein fliegendes Geschwader; aber daß dies doch nur ein recht ungenügender Notbehelf ist, zeigt sich, sobald an mehreren Punkten der Erde zu gleicher Zeit ein kräftigerer Schutz der deutschen Interessen nötig wird. Kaum hatte sich z. B. im vorigen Frühling das Geschwader dem Befehle gemäß auf den Weg nach Chile gemacht, als auch hier Unruhen ausbrachen, wobei dann unser Gesandter in Peking lediglich auf die beiden Kanonenboote angewiesen war, also auf eine Zahl von Schiffen, die nicht annähernd im Verhältnis zu der Bedeutung der deutschen Interessen steht. Frankreich, Rußland und Amerika sind trotz ihres geringern Handels alle weit besser vertreten als Deutschland. Die haben auch mehr Geld, wird man einwenden. Nun, man sollte denken, daß wir doch noch nicht wieder so weit wären, wie zur Zeit des seligen Bundestags, und unsre im Auslande lebenden Landsleute dem Schutze fremder Flaggen überlassen wollten. Wie viel mehr entspricht es der nationalen Würde, wenn das Reich diesen Schutz in allen Erdteilen selbst ausübt! Nicht ernstlich genug kann man wünschen, daß die Nation, deren Handel den zweiten Platz in China einnimmt, bei später etwa eintretenden Verwicklungen an Machtentfaltung nicht hinter andern Völkern des

Abendlandes zurückstehe. Wir Deutschen im Auslande finden es ebenso unbegreiflich wie bedauerlich, daß man daheim noch immer nicht lernen will, wenigstens bei solchen Fragen, wobei die nationale Ehre ins Spiel kommt, das elende Parteigezänk beiseite zu lassen; denn bei uns heißt es stets: Das Vaterland über alles!

Die Laufbahn des Offiziers

Als schwere Sorge lastet auf vielen Vaterherzen die Frage nach dem künftigen Beruf ihrer Söhne. Die Überfüllung ist in den meisten Berufsarten groß. Die Anwärter müssen sich auf eine Reihe von Jahren des Wartens gefaßt machen, ehe sie in der Lage sind, selbst für sich sorgen zu können. Und das Leben kostet viel Geld. Kann der Vater, dem kein Vermögen und vielleicht nur unbedeutende Ersparnisse zu Gebote stehn, solch längeres Warten ermöglichen, ohne sich in Schulden zu stürzen? Noch schwieriger gestalten sich die Verhältnisse, wenn vielleicht der Vater wegen Krankheit auf kargen Ruhegehalt gesetzt ist, oder wenn gar einer Witwe die Sorge obliegt, ihre Söhne zu einer Lebensstellung zu bringen, die der des verstorbnen Vaters einigermaßen entspricht. In diesem Falle wird freilich, wenn sonstige Hilfsquellen mangeln, die Unmöglichkeit, das gewünschte Ziel zu erreichen, ohne weiteres klar sein. Die Verhältnisse werden eben dazu zwingen, ein früher zu erreichendes, wenn auch bescheideneres Ziel ins Auge zu fassen.

Für Fälle nun, die man als normal bezeichnen kann, d. h. wo der Vater in geachteter, auskömmlicher Stellung lebt und in der Lage ist, seine Söhne zu erhalten, bis sie auf eignen Füßen stehn, sei im Nachfolgenden auf die Laufbahn des Offiziers hingewiesen. Wir wollen sie einmal vergleichen mit der Laufbahn des Philologen, des Theologen und Juristen, da gerade über die Offizierslaufbahn in weiten Kreisen recht unklare Ansichten herrschen.

Nur zu häufig hört man die Meinung aussprechen: Offizier kann mein Junge nicht werden, dazu habe ich nicht die Mittel. Er soll darum zunächst das Abiturientenexamen machen, dann kann er studiren, was er will. Ein tüchtiger Arzt, ein Rechtsanwalt oder Richter, schließlich auch ein Philologe oder Theologe — die finden immer ihr gutes Brot und sind geachtete Leute.

Hier spricht sich eine gewisse Voreingenommenheit aus gegen den Offiziersberuf. Die weitverbreitete Meinung, der Offiziersberuf sei nur vermögenden Leuten zugänglich, da er seinen Mann nicht nähre, ist falsch. Wäre der

der Offiziersberuf die Domäne der Reichen, so stünde es in der Zeit der Gefahr traurig um das Vaterland. Die ungeheuern Menschenmassen, die heutzutage im Fall eines Krieges aufgeboten werden, brauchen auch eine entsprechende Anzahl Offiziere. Intelligenz, wissenschaftliche Bildung, Thatkraft und sittliche Tüchtigkeit sind aber doch, wenn sie auch durch Wohlhabenheit unterstützt und gefördert werden, nicht von ihr abhängig. Ja man findet diese Eigenschaften, die allerdings dem Offizier unentbehrlich sind, da er ja in hervorragendem Sinne Erzieher des Volkes ist, wohl eher in den Volksschichten, die darauf angewiesen sind, eine geachtete Stellung im Leben zu erringen, als in denen, die diesen Kampf nicht kennen, weil ihnen Geld und Gut durch ihre Geburt bereits zugefallen ist. Vor hundert Jahren konnte die preußische Armee den Ersatz ihres Offizierkorps aus dem Adel allein nehmen. Seit den Befreiungskriegen ist das anders geworden; und in neuester Zeit erst recht. Den Sekondeleutnant macht uns keiner nach, hat einmal Fürst Bismarck mit Recht gesagt. Kein andres Volk hat so viel Intelligenz, wissenschaftliche Bildung und sittliche Tüchtigkeit in den breiten Massen des Volkes wie das deutsche. Hierin vor allem ist ein dauerndes Übergewicht begründet über Nachbarnationen, die vielleicht an Gold oder auch an Einwohnerzahl reicher sind. Kaiser Wilhelm II. hat auch die Regimentskommandeure darauf hingewiesen, daß jede Engherzigkeit aufhören müsse, wenn es gelte, für tüchtigen Ersatz des Offizierkorps zu sorgen. Aus alledem geht hervor, daß die so oft gehörte Äußerung: „Mein Junge kann nicht Offizier werden, ich habe nicht die Mittel dazu," unberechtigt sein muß, wenn anders die in Frage kommenden Verhältnisse gesund sind. Die Äußerung ist auch sicherlich in den meisten Fällen unberechtigt. Die für den deutschen Offizier als schlechterdings unentbehrlich bezeichneten Eigenschaften sind unstreitig im Beamtenstande am häufigsten zu finden und gehen natürlich auf die aus seinen Häusern hervorgehenden Söhne über. Und wir möchten das nicht etwa bloß für die Söhne höherer Beamten behaupten, sondern dafür weit unter die Linie gehen, durch die höhere von niedern oder Unterbeamten getrennt werden. Intelligenz und sittliche Tüchtigkeit finden sich, Gott sei Dank, auch bei Subalternen. Mutterwitz ist auch bei nicht akademisch gebildeten zu Hause. Und wer sich, mit „Mutterwitz" ausgerüstet, als Autodidakt fortbildet, überragt oft an „allgemeiner Bildung" den, der durch Zeugnisse akademischer Behörden weit mehr als das als sein geistiges Eigentum verbrieft und versiegelt erhalten hat.

Alle Zweige der Beamtenschaft erinnern ihre Anwärter daran, daß ein jahrelanges Warten nötig ist, ehe selbst dem tüchtigen eine auskömmliche Stellung winkt. Welche Unzahl von Juristen, die ihre Examina längst hinter sich haben, warten auf Anstellung! Welches Elend geradezu herrscht unter den jungen stellunglosen Philologen! Wie zahlreich sind die auf Anstellung harrenden Kandidaten der Theologie! Welche Überfüllung herrscht auch im

ärztlichen Stande! Und selbst wenn der Jurist eine Besoldung erhält, so ist sie keineswegs glänzend, obwohl er hierin noch besser gestellt ist als der Theologe und der Philologe, die besonders übel daran sind; denn der Theologe in Preußen erhält als Anfangsgehalt nur 1800 Mark bei freier Wohnung, wobei er sich sofort noch Abzüge zur Pensions- und zur Witwenkasse gefallen lassen muß. Der Philologe erhält Jahre hindurch nichts! Die hier in Betracht kommenden Verhältnisse sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, darüber an dieser Stelle ausführlich zu handeln.

Wie sind dagegen die Einkommensverhältnisse zunächst des jungen Offiziers? Der Sekondeleutnant der Infanterie — der der berittnen Waffen und der Garde bezieht 100 bis 300 Mark mehr — erhält jährlich 900 Mark Gehalt und zwar in allen Garnisonen gleichmäßig. Dazu kommt aber noch Servis*) und Wohnungsgeldzuschuß, die je nach der Servisklasse der Garnison höher oder niedriger sind. Der Servis eines Leutnants schwankt zwischen 540 und 288 Mark jährlich. Der letztere Satz gilt aber nur für wenige Garnisonen. Im allgemeinen ist anzunehmen, daß der Leutnant 300 bis 360 Mark an Servis bezieht. Der Wohnungsgeldzuschuß schwankt zwischen 420 und 216 Mark und wird in den meisten Fällen 240 Mark betragen. In den Garnisonen der Servisklasse I A (Berlin, Dresden, Hamburg, Altona, Bremen, München, Stuttgart, Frankfurt a. M., Straßburg, Metz, Mülhausen im Elsaß) erhält der Sekondeleutnant ein Gesamteinkommen von 1860 Mark; in den Garnisonen der vierten und fünften Servisklasse 1404 Mark, in den meisten Fällen etwa 1500 Mark.

Der Premierleutnant erhält nur 180 Mark mehr Gehalt als der Sekondeleutnant. Servis und Wohnungsgeldzuschuß sind gleich. Das ist nun freilich kein Einkommen, bei dem man „Sprünge machen" kann. Aber bei der Beurteilung ist noch in Rechnung zu ziehen, daß der Offizierstisch in den Kasinos ein meistens sehr reichliches und vortreffliches Mittagessen für etwa 1,20 Mark gewährt. Auch der Aufwand für Bedienung ist bei dem Offizier sehr gering, weil ihm ja der kommandirte Bursche zur Verfügung steht.

Gleichwohl ist die Meinung allgemein verbreitet, und Äußerungen von höchster Stelle bestätigen sie ja auch als richtig, daß zum anständigen Auskommen des Offiziers eine Zulage erforderlich sei. Nimmt man als niedrigste

*) Das Wort ist, weil weder französisch noch deutsch (man könnte in der That von Kellnerorthographie reden), unverständlich; aber so und nicht anders ist einmal die amtliche Schreibweise. Das „Reglement über die Serviskompetenz der Truppen im Frieden vom 20. Februar 1868" giebt in § 1 folgende Erklärung für das, was unter Personalservis zu verstehen ist (man kennt auch noch Stallservis, Geschäftszimmerservis u. s. w.): „Der Personalservis ist die Geldvergütung, welche entweder den Militärpersonen zur Selbstbeschaffung ihrer Wohnungsbedürfnisse für sich, und zwar den Offizieren und Militärbeamten gleichzeitig für ihre Burschen bezw. (!) Diener (Selbstmieterservis), oder den Quartiergebern für die Gewährung dieser Wohnungsbedürfnisse gezahlt wird (Naturalquartierservis)."

Grenze für diese Zulage nur 35 Mark monatlich an, so entspricht das schon dem Zinsenertrag eines Kapitals von 12000 Mark. Das gilt heutzutage nur als ein kleines Vermögen. Aber dieser Zinsenertrag ermöglicht doch die Offizierslaufbahn; der solide, sparsame Mann kann das Vermögen ungeschmälert erhalten.

Das Einkommen des Hauptmanns ist derartig, daß es einen Zuschuß aus Kapitalzinsen nicht mehr nötig macht, wenigstens für den Unverheirateten. Wann tritt nun dieses Verhältnis ein? Nach den heutigen Avancementsverhältnissen nach etwa vierzehnjähriger Dienstzeit, also wenn der Offizier, angenommen, daß sein Eintritt mit achtzehn bis zwanzig Jahren erfolgt ist, zweiunddreißig bis vierunddreißig Jahre alt ist. Der Gehalt des Hauptmanns zweiter Klasse beträgt bei der Infanterie 2160 Mark (bei den andern Waffen ist er um 360 Mark höher); Servis und Wohnungsgeldzuschuß betragen in Orten der zweiten Servisklasse 1116 Mark, sodaß also der junge Hauptmann nahe an 3300 Mark Einkommen bezieht. (Stallservis und Pferdegelder lassen wir hier unberücksichtigt.) Das ist doch ein Einkommen, mit dem ein einzelner Mann sehr anständig leben kann. Im Verhältnis zu Beamten, die mit ihm im Alter gleichstehen, steht der Hauptmann nicht schlecht. Nach zwei bis vier Jahren tritt aber bereits eine wesentliche Gehaltsaufbesserung ein, da die Hauptleute erster Klasse einen um 1440 Mark höhern Gehalt als die zweiter Klasse beziehen, sodaß sich ihre Gesamteinnahme in den Garnisonen der zweiten Servisklasse auf 4716 Mark beläuft. Das ist schon ein Einkommen, das dem Philologen und dem Theologen überhaupt nur selten zuteil wird; auch der Jurist und der höhere Verwaltungsbeamte erhalten sicher nur in besondern Fällen schon im gleichen Alter dasselbe oder gar mehr. Im allgemeinen wird sich der Beamte, der noch nicht länger als siebzehn bis achtzehn Jahre gedient hat, kaum eines so hohen Einkommens wie der gleich lange dienende, aber doch schon viel früher in die Armee eingetretne Offizier erfreuen.

Eine verhältnismäßig sehr gute Einnahme hat der Bataillonskommandeur (Major), nämlich bei der Infanterie 5400 Mark, bei den übrigen Waffen 300 Mark mehr. Wohnungsgeldzuschuß und Servis erhöhen dieses Einkommen bis auf 6516 Mark (zweite Servisklasse); in den Garnisonen der ersten Servisklasse erhält ein Bataillonskommandeur 6762, in denen der Klasse I A sogar 7272 Mark. Bedenkt man, daß nach den heutigen Avancementsverhältnissen im allgemeinen Männer von zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahren dieses Einkommen erlangen, so kann, mit andern Berufsarten verglichen, die Offizierslaufbahn durchaus nicht als schlechter, im Gegenteil, sie muß als weit besser als die meisten andern angesehen werden.

Ein Regimentskommandeur endlich erhält 7800 Mark Gehalt; Servis und Wohnungsgeldzuschuß erhöhen sein Einkommen (in der zweiten Servis-

klasse) auf 9276 Mark. In Garnisonen der ersten Servisklasse beläuft es sich auf 9672, in denen der Servisklasse IA sogar auf 10314 Mark.

Die über den Regimentskommandeur hinausgehenden Stellen noch in Betracht zu ziehen, ist zwecklos. Denn im allgemeinen wird hier das Ziel als erreicht gelten müssen. Ja für sehr viele bezeichnet der Bataillonskommandeur oder gar der Hauptmann schon die Grenze. Was anderswo gilt, muß auch hier gelten: Nicht jeder kann die höchste Stufe erreichen. Nur eine geringe Zahl Juristen kann erwarten, Landgerichtspräsident oder, wenn sie sich der Verwaltung zugewendet haben, Regierungspräsident zu werden. Nur wenigen Philologen ist es beschieden, Rektoren oder Schulräte zu werden, nur wenige Theologen sind zum Generalsuperintendenten bestimmt. Aber sicherlich hat jeder Leutnant noch eher Aussicht, einst General zu werden, als der junge Referendar, Schulamtskandidat oder Kandidat der Theologie Aussicht hat, die genannten hohen Stellungen zu erreichen: denn die Inhaber dieser Stellen bleiben oft Jahrzehnte hindurch in ihrem Amte, in der Armee dagegen geht der Wechsel in den höhern Stellen sehr schnell vor sich, und diese Stellen sind zahlreich. Die Aussicht, einst eine hohe Stelle und dem entsprechendes Einkommen zu erreichen, ist also in der Armee größer als in allen andern Berufsarten. Und das ist schließlich ein nicht zu unterschätzender Umstand bei der Beurteilung der für die militärische Laufbahn sprechenden Verhältnisse.

Der am häufigsten beklagte, am schwersten empfundne Übelstand in der Offizierslaufbahn ist das Damoklesschwert der frühen Verabschiedung. Sehr oft hat der Verfasser dieser Zeilen die Klage gehört: „Ja, wäre ich meiner Stellung sicher! Ich bliebe gern, so sehr auch gerade dieser Dienst die Kraft aufzehrt, noch dreißig Jahre lang Kompagniechef! Ich wollte auf jedes Avancement verzichten, wenn man mir die Zusicherung gäbe, daß ich bis an mein Lebensende meine Stellung behalten könne, oder wenigstens solange die physische Kraft vorhanden ist, sie auszufüllen.“ Das sind freilich unerfüllbare Wünsche. Denen, die sie aussprechen, kann man es nachfühlen, wie schmerzlich sie diese Verhältnisse empfinden. Aber darin sind alle militärischen Autoritäten einer Ansicht: das Offizierkorps des Heeres muß jugendfrisch bleiben, es darf nicht alt werden. Darum ist hier eine gewisse Härte nicht zu vermeiden. Es leiden unter ihr keineswegs bloß die unmittelbar betroffnen, sondern die Gesamtheit; ist doch der Pensionsetat eine ungeheure Last für die Bürger des Staats, und sie wird jeden Tag schwerer! Aber diese Last, wie die ganze schwere Rüstung muß getragen werden.

Das führt aber sogleich wieder zu einer sehr großen Lichtseite der Offizierslaufbahn. Ich meine ihre Pensionsverhältnisse. Nicht daß hier ein höherer Satz in Anwendung käme, als bei den Reichs- und den preußischen Staatsbeamten. Aber kein Beruf setzt den Beginn des bei der Pensionirung in Rücksicht zu ziehenden Dienstes so früh an wie der des Offiziers. Die Vereidigung

des Avantageurs erfolgt unmittelbar nach der Einkleidung. Der Jurist, der Philolog u. s. w., wie viel übler sind sie dran! Tritt für einen Hauptmann erster Klasse die Pensionirung ein, so ist das ja in vielen Fällen sehr hart, aber rücksichtslos wird hier nicht vorgegangen; und schließlich ist die Pension auch hier nicht gering. Wer nach dem Gehaltssatz des Bataillonskommandeurs pensionirt wird, hat sicherlich nicht zu klagen, auch wenn er noch nicht fünfzig Jahre alt sein sollte; denn seine Pension ist so reichlich bemessen, daß gewiß viele Altersgenossen in andern Berufszweigen bei doch recht angestrengtem Dienst lange nicht derartig gestellt sind.

Aber noch etwas: die Leutnantszeit beläuft sich nach den gegenwärtigen Avancementsverhältnissen auf etwa vierzehn Jahre. Das ist eine lange Zeit. Wenn man auch das Einkommen eines Sekondeleutnants für nicht zu gering erachten darf, so wird doch vielfach ein höheres Einkommen für den Premierleutnant als wünschenswert bezeichnet. Es kann nun freilich nicht geleugnet werden, daß ein Einkommen von etwa 1700 Mark für einen Mann von dreißig bis vierunddreißig Jahren sehr gering ist. Aber hierin liegt noch keine Ungerechtigkeit, denn der vierunddreißigjährige Premierleutnant hat schon mit zwanzig Jahren fast denselben Gehalt bezogen. Er hat eben zu früh ein verhältnismäßig hohes Einkommen gehabt und empfindet es nun als drückend, wenn dieses nach neun Jahren nur um 180 Mark gestiegen und auf diesem wenig höhern Satze wieder Jahre hindurch geblieben ist. Wäre der Sekondeleutnant die ersten vier bis fünf Jahre seiner Dienstzeit auf ein ganz geringes, nur etwa als Taschengeld zu erachtendes Einkommen gesetzt, so würde es der Premierleutnant nicht so bitter empfinden, daß er trotz seiner zehn bis vierzehn Dienstjahre immer noch ein so geringes Einkommen bezieht. Hier liegt eine gewisse Unbilligkeit vor. Aber hierin liegt auch zugleich der Umstand, der die Offizierslaufbahn leichter durchführbar erscheinen läßt als manche andre.

Um ganz klar zu sein, mag einmal berechnet werden, welche Opfer eine Familie zu bringen hat, die vier Söhne dem Staats- und Kirchendienst überweist, den ältesten als Offizier, den zweiten als Philologen, den dritten als Theologen, den vierten als Juristen. Wir nehmen an, sie bestehen alle mit neunzehn Jahren ihr Abiturientenexamen. (Unter den genannten Berufsarten ist übrigens nur für den Offizier dieser Grad der Schulbildung nicht durchaus erforderlich. Und besonders in neuester Zeit wieder pflegen die Regimentskommandeure auch Nicht-Abiturienten gern anzunehmen.) Eine auskömmliche Stellung und ein sparsamer Haushalt sollen es dem Vater möglich gemacht haben, für jeden der vier Söhne ein Kapital von 5000 Mark zu sparen, das etwa mit dem zwanzigsten Lebensjahre eines jeden zum weitern Fortkommen bereit steht. Fast genau ein Jahr nach dem Abiturientenexamen wurde der älteste Sohn — also nun zwanzig Jahre alt — Offizier. Der notwendige Zuschuß in der Fähnrichszeit sowie die erste Ausrüstung hatten nicht unbe-

deutende Mittel gefordert, rund 1000 Mark. Es waren also noch 4000 Mark vorhanden. Diese, zu vier Prozent angelegt, ergaben nur 160 Mark Zinsen, einen Betrag, der nicht ausreichen konnte, dem jungen Offizier ein angemeßnes Leben zu sichern. Der Vater hatte sich zu einer monatlichen Zulage von 40 Mark verpflichtet; das sollte der junge Offizier auch erhalten. Es wurde also vom Kapital genommen. Nach dem ersten Leutnantsjahr belief sich das ursprüngliche Kapital nur noch auf 3680 Mark, da außer den 160 Mark Zinsen noch 320 Mark davon zur monatlichen Zulage verwendet worden waren. Bis in das zwölfte Dienstjahr hinein reichte das Kapital. Aber dann winkte ja das Einkommen des Hauptmanns in unmittelbarer Nähe, sodaß ein Zuschuß von einigen Hundert Mark genügte, den Sohn ohne Schulden in gesicherter Stellung zu sehen, ohne daß die Familie eine zu schwere Last zu tragen genötigt war.

Wie sah es nun bei dem Philologen aus? Die Universität wurde acht Monate im Jahre besucht. Bei nur 90 Mark Monatswechsel erforderte das allein 720 Mark; Kollegienhonorare, Kleidung und Bücher erhöhten die Gesamtausgabe bis auf 1150 Mark. Dabei war der Student noch vier Monate im Jahre daheim. Das zweite und dritte Semester gehörten dem Dienst als Einjährig-Freiwilliger und forderten etwa 500 Mark mehr als jedes andre Studienjahr. Nach dem achten Semester — das Militärjahr war für das Studium völlig verloren gewesen — belief sich die einstige Summe von 5000 Mark nur noch auf etwa 300 Mark, kaum ausreichend, die Doktorpromotion zu bezahlen! War auch das Staatsexamen am Ende des elften Semesters gemacht, da ja das Vaterhaus eifrige, ungestörte und sorgenlose Vorbereitung hierin gestattete, so verging doch darnach noch eine Zeit von drei Jahren, ehe das Provinzialschulkollegium 1200 Mark Vergütung bewilligte, die dem „Kandidaten des höhern Schulamts" für seine anstrengende Lehrthätigkeit an einer höhern Lehranstalt gezahlt wurden. Da waren also acht und ein halbes Jahr seit dem Abiturientenexamen vergangen, ehe pekuniär annähernd das erreicht wurde, dessen sich der Soldat schon sieben und ein halbes Jahr früher nach Aufwendung doch nur geringer Kosten hatte erfreuen können. Geht man davon aus, daß für einen der Vorbereitung zum Examen lebenden Kandidaten oder für einen seine Probezeit ableistenden Philologen mindestens dasselbe zum anständigen Leben erforderlich ist, was der Student braucht, so kommt man zu dem Ergebnis, daß der Philologe gerade noch einmal soviel aufwenden muß, ehe er eine gesicherte Existenz findet, als der Offizier. Ist auch sein Einkommen vielleicht ein höheres zu der Zeit, wo sein Altersgenosse im Heere noch Premierleutnant, und in sehr günstigem Falle ein gleiches, wenn der Offizier Hauptmann zweiter Klasse ist, so hat dieser doch als Hauptmann erster Klasse sicherlich weit mehr als der Philologe. Und auch der etwaige Ruhegehalt ist dementsprechend bei dem Offizier schon jetzt viel höher, besonders

da dieser schon eine beträchtlich längere Reihe von Dienstjahren hinter sich hat. Der Vergleich fällt also hier ganz entschieden zu Gunsten der Offizierslaufbahn aus.

Beim Theologen ist es ähnlich. Als Student und Einjährig-Freiwilliger braucht er genau dasselbe wie der Philologe. Vielleicht genügen ihm sieben Semester auch trotz des Dienstjahres, sodaß, da auch die Promotion nicht erforderlich ist, vielleicht nach beendetem Universitätsstudium noch etwa 900 Mark vorhanden sind. Aber eine Anstellung winkt ihm nicht sobald. Es sind noch zwei Examina zu machen, von denen das erste vielleicht am Ende des achten Semesters abgelegt werden kann; bis zur Meldung zum zweiten, durch dessen Bestehen die Wahlfähigkeit erlangt wird, muß aber mindestens wieder ein Jahr vergehen, sodaß es sicher nicht vor dem Beginn des zwölften Semesters gemacht werden kann. Die Überfüllung ist aber heutzutage auch in der Theologie so groß, daß sicher nach Erlangung der Wahlfähigkeit noch Jahre vergehen können, ehe der junge Theologe die ersehnte Pfarre erhält. Wird aber der junge Theologe im günstigen Falle vielleicht schon sechs Jahre nach dem Abiturientenexamen Pfarrer, so bietet sich ihm keineswegs ein glänzendes Los. Ist doch (in Preußen! — in den andern deutschen Landeskirchen nicht einmal) immer noch das vom Staate gewährleistete niedrigste Einkommen eines Pfarrers 1800 Mark und freie Wohnung, und davon sind noch Zahlungen für den Pensionsfonds und die Witwenkasse zu leisten — Abgaben, die für den Offizier längst nicht mehr vorhanden sind. Erst nach fünf Jahren erhält der Pfarrer 2400 Mark. Und die höchste zu erreichende Stufe bietet nur 3600 Mark. Wie viel mehr hat da der Altersgenosse in der Armee! Und der wohnt in der Stadt, wo die Sorge um die Schule für die Kinder nicht auf dem Herzen lastet. Mag der Offizier den Pfarrer vielleicht um seine Ruhe und seinen Frieden beneiden, wenn er bei der Felddienstübung oder im Manöver den Pfarrherrn im schattigen Garten bei einem guten Buche sieht — die Idylle hat ihre traurige Kehrseite. Wo kein Vermögen in der Familie vorhanden oder die Stelle nicht gut dotirt ist (Fälle, die wohl als Regel anzusehn sind), da ist Sorge und Kummer im Pfarrhause oft reichlich vorhanden.

Und nun gar der Jurist! Das Studium und das Einjährig-Freiwilligenjahr fordern dasselbe wie bei den andern Fakultäten. Was aber erhält der Referendar für ein Einkommen? Nichts! Was giebt man dem Assessor? Zunächst wieder nichts! Wo bleiben jene 900 Mark, die auch hier nach beendetem Studium noch übrig waren? Sie reichen nicht weit. Das Semester anzugeben, wo von dem sich dem Staatsdienst widmenden Juristen mit Bestimmtheit auf ein auch nur bescheidnes Einkommen gerechnet werden kann, ist augenblicklich kaum möglich. Die Tagesblätter betonen das ja nur zu oft, dienen auch mit wahrhaft erschreckenden Zahlen, um die vorhandnen jungen (oder schon alten?) Juristen zu bezeichnen. Ob da wohl, wie beim Philologen,

noch die Verdopplung der Summe genügt, die dem Offizier die Laufbahn ermöglichte? Kaum. Auch die juristische Laufbahn hält keinen Vergleich aus mit der des Offiziers.

Möchte doch die Überzeugung davon, daß das Waffenhandwerk, das wir Deutschen mit Recht so hoch ehren, seinen Mann auch nährt, in den weitesten Kreisen des Volkes Wurzel fassen. Mancher Vater würde sich dann nicht veranlaßt sehn, vielleicht den sehnlichen Wunsch seines Sohnes nach dem bunten Rock als Thorheit zu bezeichnen, da die Erfüllung dieses Wunsches außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liege. Vielleicht würde sich dann manches mutige Herz, mancher kräftige Arm mit Freudigkeit dem Heeresdienst widmen, die ihm jetzt fern bleiben müssen, nur weil ein nicht genügend unterrichteter Vater der Meinung war, ein andrer, wenn auch vom Sohne weniger gern ergriffner Beruf sei seinen Verhältnissen angemeßner.

Bilder aus dem Universitätsleben

5. Der Landpfarrer von Bröhentien

Leipzig! Wenn ich das Wort höre, so ist mir, als ob der Herr riefe: Es werde Licht! und das Gewölk zerrisse vor meinen Augen, und alle Schleier und Schatten verflögen am Himmel, und die göttliche Sonne erfüllte mein Herz bis zum Grunde mit freundlichem Licht und belebender Wärme. Das ist eigentlich eine Lästerung, aber ich kann nicht anders, und wenn Sie erst so alt sein werden wie ich und zwanzig Jahre auf einer pommerschen Landpfarre gesessen und geschmachtet haben werden wie ich, dann wird Ihnen meine Begeisterung verständlich sein. Du altes, herrliches Leipzig!

Pfarrer Eichler ergriff sein Glas und ließ den köstlichen Rauenthaler, den er für uns, meinen Freund Fritz, den Theologen, und mich, aus dem Keller heraufgeholt hatte, mit einem andächtigen Augenaufschlag über die Zunge gleiten.

Es saß sich unsäglich gemütlich in dem Studirzimmer des Pfarrers. Die alten braunen Eichenmöbel, die sicher nicht für einen modernen Salon berechnet gewesen waren, die einfache, aber warme Wandvertäfelung mit ihren von dem Pfarrer selbst aufgemalten altdeutschen Sprüchen, die verräucherte Decke mit ihren vorstehenden Balken und die wohl aus alten Kirchenfenstern herrührenden Butzenscheiben, die den Blick begrenzten und Geist und Herz zur behaglichen Verinnerlichung zwangen, alles erinnerte uns unwillkürlich an

unsre Leipziger Stammkneipe, den Thüringer Hof. Und der duftende Rheinwein vor uns that das übrige und ließ uns ganz vergessen, daß wir in einem abgelegnen pommerschen Dörfchen saßen.

Wir hatten die Empfindung, als bestünde zwischen uns und dem Pfarrer schon seit Jahren eine alte, bewährte Freundschaft, und doch hatten wir ihn erst vor einer Stunde kennen lernen, als wir auf einer Ferienwandrung durch das Dorf Bröhentien zogen und das Lied vom fahrenden Schüler sangen:

Verfahrner Schüler Stoßgebet
Heißt: Herr, gieb uns zu trinken.

Wir waren mit diesem Gesange in einen Seitenpfad eingebogen und wollten gerade den letzten Vers anfangen, als wir hinter einer dichten Hecke am Wege gleichsam als Antwort eine mächtige Baßstimme hörten:

Einsiedel, das war mißgethan,
Daß du dich hubst von hinnen,
Es liegt, ich sehs dem Keller an,
Ein guter Jahrgang drinnen.

Wir stutzten, schwiegen still und blieben verwundert stehn. Was war das? Wer kannte das Studentenlied in dieser weltentrückten Gegend? Die Baßstimme hinter der Hecke klang so herzhaft, so freudig, fast jauchzend, daß wir zuerst lachend, dann aber mit voller Stimmentfaltung mit ihr im Trio weitersangen.

Die Töne hinter der Hecke waren immer näher gekommen; wir sahen auf, und über die Zweige und Blätter schaute das freundliche Gesicht des Dorfpfarrers mit dem schwarzen Sammetkäppchen. Er war auf eine Bank gestiegen, schwenkte seine lange Pfeife in der Luft, hob mit der Linken das Käppchen hoch und fuhr lustig fort, mit uns zu singen, daß ihm die runden Backen nur so zitterten:

Du heilger Veit von Staffelstein,
Verzeih mir Durst und Sünde!
Valleri, vallera, valleri, vallera.

Im Nu waren wir auf allen Vieren durch ein Loch der Hecke in den Garten gekrochen. Wir klopften uns schnell die Hosen rein und wollten uns dem Pfarrer nach allen Regeln des Anstands vorstellen; aber der faßte uns ohne weitres den einen rechts, den andern links unter den Arm, und ehe wirs uns versahen, war er mit den wildfremden Gesellen durch den Garten über den Hof in das weinumrankte Pfarrhaus getreten. Und da saßen wir denn nun seelenvergnügt mit dem alten Leipziger Studenten bei einem Glase Rheinwein, jeder mit einer langen Pfeife, und erzählten ihm von Klein-Paris, was uns gerade durch den Sinn kam: von Auerbachs Keller mit seinen Faustbildern und der Thomaskirche mit ihren Motetten, von der großen, stolzen Pleißenburg und den kleinen, wackligen Meßbuden, vom Rosenthal mit

seinem Knoblauch und vom Schützenhause mit seinen Sommerfesten, von der Gosenschenke in Eutritzsch und der Kuchenbäckerei auf dem Brandvorwerk, vom Konvikt im Paulinerhofe und vom Fechtboden im Gewandhause. Wiederholt unterbrach er uns und fragte nach dem alten Kreuzgang in der Universität. Wir beachteten die Frage wenig, denn was war von dem finstern, schmutzigen Gange weiter zu erzählen? Als wir aber auf das alte Gewandhaus in der Universitätsstraße zu sprechen kamen, fing er wieder von dem Kreuzgang an und fragte, ob es denn wahr sei, was er kürzlich in der Zeitung gelesen habe, daß alte Wandgemälde darin aufgedeckt und von Künstlerhand wiederhergestellt worden seien.

Wandgemälde? erwiderte Fritz, ach ja, vor einiger Zeit stand einmal monatelang ein Gerüst im Gange, und dann und wann pinselten zwei oder drei Männchen da oben herum. Aber sehen kann man nicht viel von dem, was sie gepinselt haben.

Sie werden sich wundern, sagte der Pfarrer, daß ich von dem alten Gange so viel Aufhebens mache, aber es giebt keine Stätte in der Welt, die so wichtig und bestimmend für mein ganzes Leben gewesen wäre, als dieser Kreuzgang.

Uns fiel ein, daß man von dort auch in die Universitätsbibliothek gelangte, und wir brachten das mit seinen Worten in Zusammenhang. Aber er winkte lachend mit der Hand ab: sein Erlebnis habe mit der Wissenschaft nichts zu thun, höchstens mit der Poesie.

Wir wurden neugierig und drangen in ihn, zu erzählen. Da stopfte er seine Pfeife, that ein paar Züge und sah schmunzelnd vor sich hin.

Ja, die Geschichte vom Kreuzgang — das ist eine ganz wunderliche Geschichte. Ich kam 59 im Oktober als junger Student nach Leipzig und geriet nach wenigen Tagen in das große Schillerfest hinein, das dort mit aller Gründlichkeit, Ausdauer und Begeisterung gefeiert wurde. Es herrschte bei dieser Gelegenheit unter den Professoren, den Studenten und der Bürgerschaft eine bewundernswürdige Einigkeit im Feiern. Aber mir armem Teufel kam das ganze Fest sehr ungelegen. Denn als ich mich um einen Freitisch im Konvikt bewarb, sagte mir der Dekan der theologischen Fakultät: Lieber Freund, kommen Sie nach dem Schillerfeste wieder. Und als ich den Professor Müller um Stundung der Kollegiengelder bat, wies er mich geschäftig zurück mit der Antwort: Lieber Freund, darauf kann ich mich vor dem Schillerfeste nicht mehr einlassen. Und so ging es mir noch zwei- oder dreimal. Kurz, ich hatte das Schillerfest gehörig im Magen, oder richtiger: ich hatte nichts im Magen, denn die Wurstsendung meiner Mutter war ausgeblieben, und die Festkommerse und Gastereien konnte ich nicht mitmachen, weil mir der Drache von Wirtin in der Johannisgasse die Miete pränumerando und damit meine ganze Barschaft abgenommen hatte. — Trinken Sie mal aus! Ja, das Glück

eines behaglichen Lebensgenusses weiß man nur dann zu schätzen, wenn die Jugend entbehrungsvoll gewesen ist.

Während der Pfarrer den Rest in die Gläser goß, bemerkte Fritz, die leitenden Kreise sollten ja damals gar keine rechte Teilnahme für das Schillerfest gezeigt haben. Wenigstens habe ihm das sein Vater erzählt.

Der Pfarrer klopfte den roten Lack von einer neuen Flasche und zog sie mit sichtlicher Anstrengung auf, sodaß sein Gesicht ganz rot wurde. Dabei stieß er zwischen den Zähnen hervor: Ja, die da oben! Wir Studenten und die Leipziger Bürgerschaft wurden damals durch die Behörden wiederholt aufgefordert, uns beim Feste nur ja recht ruhig und ordnungsmäßig zu verhalten, wie es ehrsamen Staatsbürgern gezieme. Vergessen Sie nicht, die Schillerfeier war nach 48 das erste allgemeine Volksfest in Deutschland, und da mochte manchen wohl ein Gruseln über die Haut laufen bei dem Gedanken, daß bei diesem Gelegenheitsfeste irgend eine kleine revolutionäre Bewegung ausbrechen könnte. Schiller, der Dichter der Freiheit, der Männerwürde und der allgemeinen Menschenliebe in tyrannos! — die Sache ist ja nicht unwahrscheinlich. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, in dem gemütlichen Leipzig dachte kein Mensch an Revolution. Freilich gab es auch in Leipzig Angstmeier und Schwarzseher genug. Im Annoncenteil des Leipziger Tageblatts habe ich damals manche Angriffe gegen „der Käuz und Uhus düstre Schar“ gelesen, die kein Verständnis für des Dichters „Himmelsfackel“ besäßen und in dem großen, hehren Feste nur einen „wüsten Lärm“ sehen wollten.

Der Pfarrer trat an sein Schreibpult, schloß ein Schubfach auf und nahm ein Päckchen gebräunter Zeitungen heraus. Sehn Sie, hier haben Sie das ganze Festprogramm der Leipziger Schillerfeier. Die Tage sind für mein ganzes Leben so bedeutungsvoll gewesen, daß ich mir die Blätter sorgfältig aufgehoben habe. Dieses rote Seidenbändchen hat meine Frau darumgebunden, fügte er mit leuchtenden Augen hinzu.

Er wollte das Päckchen öffnen, um uns einiges daraus vorzulesen, aber wir baten ihn, uns seine Erinnerungen lieber selbst zu erzählen. Und so begann er denn fröhlich zu plaudern von all den Vorbereitungen, von der Ausschmückung der Stadt und von der Vorfeier in Gohlis, wo alle Männergesangvereine Leipzigs unter Zöllners Leitung mit bunten Laternen vor dem Schillerhäuschen erschienen waren und dort inmitten einer nach Tausenden zählenden Volksmenge spät abends das Lied angestimmt hatten:

> Das ist der Tag des Herrn.
> Ich bin allein auf weiter Flur,
> Noch eine Morgenglocke nur,
> Nun Stille nah und fern!

Du lieber Gott! sagte er lachend, man hatte wohl kein andres Lied, worin von einem „süßen Grauen“ und einem „geheimen Wehn“ an einer geweihten

Stätte die Rede war, und so mußte Schäfers Sonntagslied herhalten. Dieses Lied hat mich seitdem überall verfolgt, wo nur ein deutscher Männergesangverein mit dem bekannten blechernen Tenor und grunzenden Baß eine Huldigung darzubringen hatte: morgens, abends, mittags und nachts, bei der Pensionirung des Dorfschulmeisters und bei der Hochzeit des Landrats, bei der Durchreise des Kronprinzen durch unsre Kreisstadt und bei der Eröffnungsfeier der Eisenbahn — alles waren „Tage des Herrn"! Übrigens schienen die Leipziger mit dem Sonntagsliede nicht ganz zufrieden zu sein, denn man stimmte dann noch Schillers Lied an die Freude an, und zwar mit solcher Inbrunst, daß sich bei dem Verse: Seid umschlungen, Millionen! viele sonst nicht gerade sentimental aussehende, wohlgenährte Leute in die Arme fielen und Thränen der Rührung vergossen. Für mich war damit die Vorfeier zu Ende, denn die Hauptsache für die meisten, das leckre Festessen und die gründliche Befeuchtung der Kehlen im Waldschlößchen, konnte ich natürlich nicht mitmachen. Was ich am zehnten November, ohne meinen Geldbeutel aufzuthun, genießen konnte, das genoß ich selbstverständlich redlich: den Aktus in der Universität, bei dem der kleine Preußenfresser Wuttke die Rede hielt und Grillparzer und Ludwig Richter zu Ehrendoktoren ernannt wurden, den großen Festzug der Innungen durch die Stadt nach dem Markte, wo der berühmte Pandektenlehrer Wächter den toten Dichter hochleben ließ, und abends den Fackelzug vom Augusteum nach dem „kleinen Joachimsthal" in der Hainstraße, wo Schiller gewohnt haben soll, und wo unter dem Gesange der Pauliner und nach einer Rede des Bürgermeisters Koch eine Gedenktafel enthüllt wurde. Aber zu solcher Begeisterung mit leerem Magen gehört Heroismus. Jetzt könnte ichs nicht mehr. Und wie wurde einem damals in Leipzig der Mund wäßrig gemacht mit Schillertorten, Mannheimer Schillerbrötchen, Marbacher Kücheln, Schillers Lieblingsgebäck, Schillerbraten, Schillerpunschessenz und andern leckern Sachen!

Aber Herr Pfarrer, sagte Freund Fritz, Sie wollten uns doch Ihr Abenteuer im Kreuzgange erzählen!

Kommt gleich, nur Geduld! Was ich zu berichten habe, ist ja kein Drama, auch keine kunstvoll gewebte Novelle, sondern nur ein einfaches Idyll, und darin kann man sich schon etwas gehen lassen.

Als ich am dritten Tage des Festes — drei ganze Tage nämlich dauerte der Jubel! — spät abends durch die Straßen wanderte und um die hellerleuchteten Wein- und Bierlokale schweifte, wo die unzähligen Vereine, Innungen und Korporationen „ihren" Schiller feierten, da war mir recht kläglich zu Mute. Herr des Himmels! man hatte doch auch „seinen" Schiller lieb und lebte in seinen Versen und schwärmte und litt mit seinen Helden. Man hätte doch auch gern einmal Zeugnis davon abgelegt und den Manen des Dichters, dem man so viele selige Stunden verdankte, ein Weihopfer gebracht. Aber

überall fehlte mir selbst das Eintrittsgeld, und so schlich ich denn traurig heim, mied die laut bewegten Straßen, ging quer über den ersten Universitätshof und wollte eben durch den kümmerlich beleuchteten Kreuzgang.

Als ich eintrat, sah ich eine hagre Gestalt vor mir, die sich von der Lichtung am Ausgange silhouettenhaft abhob. Sie griff mit den Händen bald nach der rechten, bald nach der linken Wand und machte dabei die wunderlichsten Sprünge. Nun war es freilich für jeden Menschen, der nicht Plattfüße hatte, ein Kunststück, auf den schmalen, trogartig ausgehöhlten Laufschwellen des Kreuzganges zu gehen, ohne zu torkeln. Aber die Bewegungen des Schwarzen waren denn doch zu gewaltsam und zu sprunghaft, als daß man dabei an einen nüchternen Menschen hätte glauben können. Ich hatte keine Lust, hier mit einem Betrunknen zusammenzugeraten, blieb stehn und wollte warten, bis er glücklich hinaus wäre.

Kurz vor dem Ausgange bekam er jedoch einen kräftigen Ruck nach links und flog dröhnend gegen eine mächtige Thür, die in die Lagerräume eines Weinhändlers führte. Dort hielt er sich krampfhaft an der Klinke der Kellerthür fest, schwankte eine Weile pendelartig hin und her, bis er mit dem Rücken glücklich die Holzfüllung und damit eine feste „Operationsbasis" für seine weitern Kämpfe mit den bösen Geistern gewonnen hatte.

Ich trat näher und hörte, wie er abgerissen und ärgerlich die Worte vor sich hinpolterte: Durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein andrer Weg — ist ja eine ganz falsche Betonung, ganz falsche Betonung! Und das nennt sich Schillerrezitator!

Aha, dachte ich, ein Opfer der Schillerfeier! Eine teuflische Freude vermischt mit bitterm Groll über mein Geschick packte mich, als ich nun die trunkfällige Gestalt vor mir sah, diesen traurigen Philister, dem es vergönnt gewesen war, den Dichter „programmmäßig" mitzufeiern.

Schauderhaft falsche Betonung! schrie ich ihm zu, schauderhaft! Was versteht so ein Schillerrezitator von der Betonung! Das muß ganz anders gemacht werden! Und nun brüllte ich ihm den ersten Teil des Tellmonologs ins Ohr, daß das ganze Gewölbe dröhnte. Bei der Stelle: Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen! packte ich ihn ingrimmig unter dem Arme, schüttelte ihn, daß ihm der Cylinderhut übers Gesicht flog, und schleppte ihn auf den zweiten Universitätshof, wo eine Gaslaterne brannte. Donnerstag und Freitag! ich hätte vor Schreck in die Erde sinken mögen! Der Unglückliche war niemand anders als Professor Müller!

Alle Wetter, riefen wir lachend, eine nette Überraschung! Und Fritz setzte hinzu: Da hätte ich sehen mögen, Herr Pfarrer, wie Sie nun davonstürzten.

Der Pfarrer schob sein Käppchen etwas zurück, blies ein paar Rauchwolken in die Luft und wollte weiter erzählen, als die Magd eintrat: Die Frau Pfarrerin ließe fragen, ob die Herren zum Abendbrot blieben.

Selbstverständlich, rief der Pfarrer, und Speckkuchen möchten wir heute haben, echten Leipziger Speckkuchen!

Als die Magd verschwunden war, fuhr der Pfarrer fort: Ja, anfangs dachte ich wohl an schnelle Flucht, noch ehe mich der Professor erkannt hätte. Aber ich bemerkte bald, daß er gar nicht in der Verfassung war, mich zu erkennen. Der unglückselige „Schillerrezitator," den er auf dem Feste gehört hatte, beschäftigte ihn dermaßen, daß er aus seinem Bannkreise nicht herauskam und sich allmählich, während er an meinem Arme vorwärts stolperte, in eine wahre Wut auf den Menschen hineintobte.

Ich wußte zwar nicht recht, um was es sich handelte, hütete mich aber vor Widerspruch und schimpfte zu seiner Befriedigung wacker mit. Nachdem wir ungefähr zwanzigmal stehen geblieben waren, hatte ich ihn glücklich über den Augustusplatz. Auf seine Vorträge konnte ich dabei wenig Acht geben, denn meine ganze Kraft und Aufmerksamkeit war völlig dadurch in Anspruch genommen, die gerade Linie soviel wie möglich einzuhalten. Nur eine Stelle seiner ästhetischen Irrgänge, die sich auf den Taucher bezog, ist mir in der Erinnerung geblieben. Der Mensch hat ja keine Ahnung davon, rief er aus, als wir über die Promenade wankten, daß der Hofstaat da oben auf der Klippe ein ordentliches Weingelage abgehalten hat! Alle die Männer umher und Frauen, der Knappen zagender Chor und die liebliche Tochter mit weichem Gefühl sind in sentimentaler Weinlaune. Nur der König ist seiner Würde gemäß bezecht, und da läßt ihn der Rezitator reden wie König Philipp und den Edelknecht wie Marquis Posa! Ein jämmerlicher Kerl, dieser Schillerrezitator!

Die frische Luft wirkte auf den Professor wie Gift; die dreitägige Feier schien alle seine Kräfte aufgezehrt zu haben, vielleicht war es auch der Schillerchampagner. Er klappte immer mehr zusammen, und ich war froh, als ich ihn glücklich in die Querstraße hineingesteuert hatte. Dort bewohnte er allein mit seiner Tochter ein kleines Gartenhaus.

Ich klopfte an die Thür. Sie wurde vorsichtig geöffnet, und ich schob den Professor langsam durch die Thürspalte. Dann hörte ich einen Aufschrei und eine angstvoll jammernde Stimme. Ich blickte in den Vorsaal und sah ein junges, etwa sechzehnjähriges Mädchen mit einer Lampe in der Hand rat- und hilflos vor der geknickten Gestalt des Professors stehn, der sich mit dem Cylinder auf dem linken Ohr gegen die Wand gelehnt hatte und im Anblick seiner Tochter vergeblich versuchte, Herr der Situation zu werden.

Ach Gott, rief sie schluchzend, Vater, lieber Vater, was ist dir denn? Dann stellte sie die Lampe weg und lief händeringend und weinend hin und her.

Ich muß sagen, daß mich diese Szene, so komisch sie war, doch etwas ergriff. Ich trat entschlossen ein, stellte mich dem armen, in ihrem Schmerze doppelt entzückenden Mädchen vor und suchte es mit einer Flut von Redens-

arten zu beruhigen. Dem Herrn Professor, sagte ich, ist etwas unwohl geworden, es ist aber durchaus nicht schlimm, liebes Fräulein, es hat keine Gefahr. Es scheint mir am ratsamsten, der Herr Vater geht gleich zu Bette. Man wird ihm dabei wohl etwas behilflich sein müssen.

O wie entsetzlich! rief sie und drückte das Taschentuch gegen die Augen. Denken Sie nur, gerade heute ist unser Mädchen ausgegangen, weil der Vater nicht zu Hause war; und nun bin ich mutterseelenallein! Du lieber Himmel, was fange ich nur mit dem kranken Vater an?

Der Alte stand mit gesenktem Kopf und geschloßnen Augen da, nur zuweilen zuckte es in ihm, wie ein schlummerndes und träumendes Gefühl verletzter Menschenwürde.

Ich bot dem lieben Kinde meine Hilfe an, und nachdem wir dem machtlosen und doch eigensinnigen Alten den Frack ausgezogen hatten, brachten wir ihn, so gut es ging, auf sein Bett.

Als ich mich von Fräulein Marie verabschieden wollte, bat sie mich inständig, sie doch nicht zu verlassen. Vielleicht würde es mit dem Vater schlimmer, und dann müßte der Arzt geholt werden, und sie habe niemand zu schicken, denn das Mädchen sei sicher zu Tanze. So saßen wir denn beide still und eingeschüchtert vor dem Bette des von dem Schillerfeste niedergeworfnen Professors. Aus dem Nebenzimmer hörte man das gedämpfte einförmige Ticken einer Wanduhr, sonst war alles still.

Der Professor schlief anfangs ruhig. Aber bald bewegte er sich lebhaft; die Bettwärme schien noch einmal alle wilden Geister in dem Schillerschwärmer wachzurufen. Es dauerte nicht lange, und er schwamm wieder in einem Meere von Sprüchen und Sentenzen aus Schillers Dramen und Balladen. Er war fabelhaft darin beschlagen, aber er warf in seinen Deklamationen die Zitate so wirr durch einander, daß einem zu Mute war, als hätte man ein Kaleidoskop vor den Augen.

Wir hörten anfangs traurig und ängstlich zu. Aber allmählich kam über uns dieselbe Stimmung wie über den Konzertbesucher, der ein Potpourri oder musikalische Wandelbilder hört und glücklich ist, wenn er weiß, daß dieses aus Robert dem Teufel und jenes aus der schönen blauen Donau stammt. Wir lebten schließlich ganz in den Schillerphantasien des Professors. Wir paßten genau auf. Das einemal sagte Marie ganz leise zu mir: Das ist aus der Klage der Ceres; ich nickte und fand für das nächste als Quelle den Kampf mit dem Drachen, und während so der Alte im Bette sein unerschöpfliches Füllhorn ausschüttete, flüsterten wir uns beständig die Titel der Gedichte zu und nickten vergnügt, wenn es stimmte. Nur einmal waren wir nicht einig, als der Alte sagte:

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.

Ich meinte bestimmt, es wäre aus der Jungfrau, aber sie wollte es in den Piccolomini gelesen haben. Da ich aber lebhaft auf meiner Meinung bestand, legte sie leise ihre Finger auf meine Hand und sagte: Pst, nicht so laut! In demselben Augenblick zitirte der Alte die herrliche Stelle aus der Glocke von dem Jüngling und der Jungfrau, von der Einsamkeit und der zarten Sehnsucht, von dem süßen Hoffen und der ersten Liebe goldner Zeit.

Sie zuckte leise zusammen, ein glühendes Rot flog über ihre Wangen; ich erfaßte ihre Hand und hielt sie bebend zwischen den meinen. Meine lieben Freunde, ich habe viele glückliche Stunden in meinem Leben gehabt, aber eine solche Seligkeit wie damals habe ich nie wieder empfunden. Ich hätte dem Mädchen zu Füßen sinken mögen!

Der Professor war, von seinen Deklamationen völlig ermattet, endlich eingeschlafen. Er atmete in langen Zügen, und eine heitre Ruhe lag auf seinem Gesicht, als hätten ihn die wilden Geister der Schillerfeier endlich verlassen. Ich spürte, daß aus dem Nebenzimmer ein kühler Luftstrom hereindrang, es mußte dort ein Fenster offen sein. Ich stand leise auf, schlich zwischen den Polstermöbeln des andern Zimmers hindurch und gelangte ans Fenster. Einige Blumentöpfe und eine kleine Gießkanne standen auf dem Fensterbrett — wohl ihre Lieblinge. Ich nahm eins nach dem andern behutsam weg und schloß das Fenster so leise wie möglich. Als ich wieder in das Schlafzimmer trat, sah ich, daß das arme Kind vor Ermattung auf dem Stuhle eingeschlafen war; sie hatte den Kopf gesenkt und saß mit gefalteten Händen vor dem Bett ihres Vaters.

Ich stand eine Weile auf der Thürschwelle und wußte nicht recht, was ich anfangen sollte. Eins von beiden mußte aber doch unbedingt wachbleiben, und das wollte ich denn mit Freuden thun. Ich blieb im Nebenzimmer, schloß die Thür ein wenig und setzte mich an den großen Tisch, der in der Mitte stand. Manchmal fielen mir vor Müdigkeit die Augen zu, aber ich riß mich immer wieder mit Gewalt empor. Endlich legte ich aber doch den Kopf auf den Tisch und dachte über die wunderbare Fügung nach, die mich armen Kerl hier in das Allerheiligste eines für mich scheinbar unnahbaren Gelehrten versetzt hatte. Ich dachte an das Mädchen, das liebe freundliche Geschöpf, das mir wie ein lichter Engel auf meinem dunkeln Lebenspfad erschienen war. Es wehte um mich wie Frühlingshauch. Mir wars, als säße ich wieder als Knabe daheim vor dem kleinen Försterhause und sähe die Strahlen der Morgensonne über die Tautropfen der Waldwiese zittern und hörte das Rauschen der Bäume und das Zwitschern der Vögel. Dann kam mein Vater, der Förster, und ich ging glückselig mit ihm nach dem Rehstand. Da setzte er sich hin mit mir; ich war ganz still, rührte mich nicht und wagte kaum die Augen zu bewegen, obgleich die Mücken um mich summten. Endlich kamen zwei Rehe langsam aus dem Gebüsch hervor, streckten die Köpfe vor, äugten nach rechts

und nach links und blieben hart am Rande des Gehölzes stehn. Dann erschien plötzlich mit mächtigen Sprüngen ein Bock und pflanzte sich mitten in der Lichtung auf. Ich sah, wie das stolze Tier zu uns herüberblickte, wie es stutzte — dann — ein furchtbarer Knall, ein Schrei — ich fuhr erschrocken auf, rieb mir die Augen und sah in der Morgendämmerung vor mir die Magd des Professors, die bei meinem Anblick vor Schreck den Kohlenkasten hatte fallen lassen.

Ich sprang entsetzt auf und stierte sie wie geistesabwesend an. Ich sah, wie sie gelähmt dastand und nach Luft schnappte, um Hilfe zu rufen. Diesen Augenblick benutzte ich und stürzte Hals über Kopf aus der Thür. Im Vorsaal ergriff ich irgend einen Hut, und während mir die gellenden Rufe: Ein Dieb, ein Dieb! nachschallten, stürmte ich durch den kleinen Garten auf die Straße. Dann lief ich wie ein gehetztes Wild über den Johannisplatz nach meiner Wohnung.

Meine Wirtin war schon auf und stand da, mit den Fäusten an den Hüften und mit einer Miene wie der leibhaftige Satan: Ei Herrjeeses! Das nennen Se solid? Sie sin mer e netter „solider Mieter." E Schwiemelante sin Se! Sich die ganze geschlagne Nacht rumzutreiben! Und Sie wollen Paster werden? Schämen sollten Se sich. Wie sehen Se aus? Wie ne Kalkwand! Nee so was!

So zeterte sie, während ich hastig ihren Milchtopf ergriff und ihn, ohne abzusetzen, austrank. Dann warf ich mich, wie ich war, ins Bett und schlief ein.

Als ich erwachte, war es elf Uhr vorbei. Ich sprang erschrocken auf, denn um elf Uhr begann die Vorlesung bei unserm Dekan, und die wollte ich wegen des Konvikts unter keinen Umständen versäumen. Es summte mir im Kopfe, als ich über den Augustusplatz ging. Das ganze Schillerfest mit seinen Aufzügen, Reden und Gesängen, die Nachtszene in der Wohnung des Professors, seine Deklamationen, das Schlafzimmer, mein Traum, die Dienstmagd, meine Flucht, alles ging mir wirr durch einander. Aus diesem Nebel aber traten immer deutlicher die Umrisse einer einzigen Gestalt hervor, die Wolken sanken, und schließlich sah ich im Geiste weiter nichts, als sie — das holde, liebenswürdige Geschöpf!

Ich kam zu spät nach der Universität; die Vorlesung hatte schon begonnen, die Höfe waren leer, und ich ging langsam und verstimmt im Kreuzgang auf und ab, ohne aufzuschauen.

Plötzlich hörte ich eine bekannte Stimme: Ah, da treffe ich Sie ja gerade!

Ich sah auf, und da stand sie vor mir! Ich war vor Überraschung und Glück ganz sprachlos und nahm nicht einmal den Hut ab. Aber sie gab mir die Hand und sagte: Ich wollte eben zum Pedell gehen, um mich nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Der Vater wollte an Sie schreiben und Sie bitten,

zu ihm zu kommen. Nun kommen Sie nur gleich mit! Sie haben übrigens Ihren Hut bei uns gelassen.

Ich griff nach meinem Hute. Wahrhaftig, es war ein fremder, und das merkte ich erst jetzt! Sie lachte — es klang mir in dem alten Gewölbe wie Engelsgesang. Dann gingen wir nach ihrer Wohnung. Dieser Weg aber wurde für mich der Anfang eines neuen Lebens: ich bin der glücklichste Mensch geworden, sehen Sie, und das alles nur durch den alten Kreuzgang!

Der Pfarrer machte eine kleine Pause und stellte seine Pfeife weg.

Was ist denn aus Fräulein Müller geworden? fragten wir gespannt.

Da kommt sie ja! rief der Pfarrer fröhlich lachend und wies auf die eben geöffnete Thür, wo die Frau Pfarrerin mit einer Kosteprobe duftenden heißen Speckkuchens erschien. Er eilte auf sie zu, nahm ihr den Teller ab und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Die Frau Pfarrerin wußte gar nicht, wie ihr geschah, sie wurde rot vor Verlegenheit und wehrte ihn mit einem Blick auf uns etwas unwillig ab.

Aber er rief: Laß nur, vor denen haben wir keine Geheimnisse, das sind Leipziger! Prosit, meine Herren! Stoßt an! Leipzig soll leben, hurra hoch!

Es war spät geworden, als wir uns von den lieben Pfarrersleuten verabschiedeten. Wir hatten zwei Meilen Wegs nach unserm Städtchen zurückzulegen und schickten uns an, den Weg durch die entzückende Sommernacht zu Fuß zu machen. Aber davon wollte der Pfarrer nichts wissen; er ließ die Braunen anspannen, der Knecht schwang sich auf den Wagen, und fort gings über das holprige Dorfpflaster nach der Chaussee. Wir fuhren eine kurze Strecke, dann bog der Wagen links in eine Landstraße, die uns durch einen dichten Buchenwald führte.

Der Weg war etwas sandig, und der Wagen bewegte sich langsam vorwärts. Die feierliche Stille, die milde Luft, das zauberische Mondlicht, das durch die Wipfel flutete, der lebendige, beseligende Eindruck, den das freundliche Pfarrhaus mit seiner Welt von Glück und Liebe in unsern Herzen zurückgelassen hatte, alles beschäftigte uns so, daß wir lautlos dasaßen.

Als wir durch einen dichten Laubgang fuhren, der, wie bei dem alten Kreuzgange, vorn eine kleine Lichtung zeigte, unterbrach Fritz das Schweigen: Kennst du die kleine Bergmann? Dunkle Augen, lange, schwarze Zöpfe, feine, zierliche Gestalt, ein himmlisches Mädchen! Ich treffe sie fast täglich nach zwölf Uhr auf dem Steinweg, wenn ich aus dem Kolleg komme. Herr Gott, wenn ich doch auch einmal das Glück hätte, den Alten im Kreuzgang an die Wand gelehnt zu finden! Mit welcher Inbrunst wollte ich den nach Hause schleppen!

Ich lachte laut auf, denn mir stand deutlich das Bild vor Augen: die mächtige, hünenhafte Gestalt Bergmanns und dazu als Schlepper über den Augustusplatz der kleine schmächtige Theologe.

Du lachst, sagte er ärgerlich; ja, giebt es denn noch einen andern Weg,

wie sich unsereins auf anständige Weise in diese mit Stacheldraht umgebne Professorengesellschaft hineinstehlen kann? —

Ich hatte diese Erinnerungen gerade niedergeschrieben, als ich davon hörte, daß nächstens auch der letzte Rest des alten Leipziger Universitätsgebäudes, das Paulinum mit seinem Kreuzgange, niedergerissen werden soll. So wirst denn auch du verschwinden, du alter Weisheitstunnel, durch den jahrhundertelang unzählige Meister und Jünger der Wissenschaft gewandelt sind, durch den wie durch einen mächtig flutenden Kanal dem deutschen Geistesleben jahrhundertelang neue Kräfte und Säfte zugeflossen sind. Für viele bist du wohl auch ein Kreuzgang in anderm Sinne gewesen. Wie mancher ist unter deinen Bogen mit gesenktem Haupte einher gewandelt, das Herz voll düstrer Zweifel und bittrer Enttäuschung! Aber wieviel stolze Hoffnungen, wieviel frische Jugendlust und wieviel echt deutscher Geist sind auch zwischen deinen Mauern fast vier Jahrhunderte lang getragen worden! So leb denn wohl. Ich werde deiner stets gedenken, wenn auch nicht mit der hohen Glücksempfindung des Landpfarrers von Bröhentien!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Caveant consules! Bei der amtlichen Veröffentlichung der beiden Caprivischen Erlasse vom 23. Mai 1890 und vom 9. Juni 1892 stehen wir vor einem vollkommnen Rätsel. Über die Erlasse selbst enthalten wir uns billig jedes Urteils, weil dies bei allen unabhängig denkenden Leuten sofort feststand. Aber was soll die Veröffentlichung? Glaubt man wirklich durch ein laut in die Welt hinausgerufenes Urteil von irgend welcher Stelle aus den Wert der Urteile des größten deutschen Staatsmanns herabsetzen oder gar vernichten zu können? Fürst Bismarck ist seiner persönlichen Bedeutung nach derselbe geblieben, der er vor dem verhängnisvollen 18. März 1890 war; ein feindliches Urteil ändert daran gar nichts. Und mit der Veröffentlichung des zweiten Erlasses hat man ihm die urkundliche Rechtfertigung für seine scharfe Kritik der gegenwärtigen Regierung in die Hand gegeben. Das war doch wohl nicht die Absicht. Man hüte sich, daß durch solche Dinge ein Gegensatz der ehrlichen monarchischen Empfindung mit der einfachen menschlichen Empfindung der Dankbarkeit gegen den Mitbegründer des Reichs hervorgerufen werde und gewisse noch keineswegs erstorbne, sondern nur zurückgedrängte und eingeschläferte Antipathien gegen das von Berlin ausgehende neue Nahrung erhalten. Wer Ohren hat zu hören, der hört das beides schon jetzt heraus. Daher noch einmal: Caveant consules, ne quid detrimenti imperium capiat!

Holland in Nöten. An einem Orte, wo wir es am wenigsten vermutet hätten, in der schlesischen landwirtschaftlichen Zeitung „Der Landwirt," fanden wir dieser Tage eine recht hübsche Beleuchtung des Verhältnisses von Kapital und Produktion von ganz demselben Standpunkte aus, den wir in unsern volkswirtschaftlichen Abhandlungen einnehmen. Der Artikel (Jahrg. 1888, S. 236) ist eine der Monatsschrift „Deutsch Land" entnommene Satire in Form eines Schreibens eines holländischen Rentners. Wir Holländer, heißt es darin, haben es bis vor kurzem gut gehabt. Wir besaßen riesig viel Geld, und die Großstaaten waren so freundlich, mehr Geld auf ihr Militär auszugeben, als sie hatten, und uns anzupumpen. Sparsame Leute, wie wir es sind, verbrauchten wir unsre Zinsen nicht, und mit unserm Kapital wuchs glücklicherweise die Geldnot unsrer Geschäftsfreunde. Industrie, Handel, selbst Landwirtschaft hatten wir nicht mehr nötig; hatten wir doch Geld genug, alles, was wir brauchten, im Auslande zu kaufen, natürlich ein jedes dort, wo es am billigsten zu bekommen ist. Die Arbeit ist für die Dummen; wir wählten das Couponabschneiden als das bequemste. Alles ging so hübsch, auf einmal fing die Not an. Niemand mochte mehr unser Geld. Jetzt wissen wir nicht mehr, wohin damit. [Es giebt zur Zeit mehr Kapitalansprüche in der Welt, als durch Arbeit verwirklicht werden können.] Der Zinsfuß sinkt, alle Papiere werden konvertirt. Wir legen unser Geld in Grund und Boden an, infolge dessen steigt dessen Preis, während die Verzinsung niedrig bleibt, denn bei der Billigkeit der Bodenprodukte können die Pächter keine hohe Pacht zahlen. Ja die Pächter fangen schon an, Raubbau zu treiben, um nur die Pacht herauszuschlagen, und mit der Zeit wird sich unser Acker- und Weideboden wieder in Heide und Moor verwandeln. Nun fängt man an, nach Schutzzöllen zu schreien. Die Schutzzöllner werden es so weit bringen, daß wir unsre Bedürfnisse wieder im Lande kaufen, daher auch selbst herstellen, uns mit Landwirtschaft und Fabriken werden plagen müssen. Für wen denn? Etwa für die Arbeiter? Ja, was setzen diese denn Kinder in die Welt, da wir doch gar keine Arbeiter brauchen! Um diesem Unheil zu steuern, haben wir auch schon einen Malthusianerbund gestiftet. Jetzt ist unsre einzige Hoffnung auf einen Krieg zwischen Österreich und Rußland gerichtet. Das heißt, so schlimm darf er nicht werden, daß die beiden einander ruiniren und dann keine Zinsen mehr zahlen können, sondern nur so, daß sie genötigt sind, neue Schulden zu machen und ihren Unterthanen mehr Steuern auszupressen als bisher. Mittlerweile scheint uns noch ein andrer Anlageplatz versperrt werden zu sollen: Nordamerika, wo wir bisher viel Land ankauften. Jetzt fangen aber die Amerikaner an zu räsonniren über die „Verschacherung des vaterländischen Bodens an fremde Kapitalisten." Wird uns diese Gelegenheit vollends versperrt, „was sollen wir armen holländischen Kapitalisten dann anfangen? Was denken Sie davon, wenn wir den Boden Deutschlands aufkauften oder große deutsch-holländische Hypothekenbanken einrichteten? Dann könnten wir armen geplagten Leute auch noch ein bischen von den deutschen Schutzzöllen profitiren. Bitte, helfen Sie mir doch mal überlegen, wo ich meine Millionen placiren kann!"

Der Nietzschianismus. Friedrich Nietzsche hat sehr begeisterte Anhänger. So bekennt einer von ihnen, Dr. Max Zerbst, in einer Streitschrift gegen einen Gegner, die er Nein und Ja! betitelt (Leipzig, bei C. G. Naumann, 1892): „Es kam eine große Sehnsucht über mich nach einem neuen Gotte, aber nicht nach einem, der über den Sternen thront, nein, nach einem frischen, fröhlichen Erdengotte, nach einem Siegfried im Reiche der Geister, nach einem machtvollen, über-

mütigen Drachentöter! Ich fand ihn in — Friedrich Nietzsche.“ Zwar ist dieser Prophet der Kraft und Gesundheit, der „blühenden Leiblichkeit,“ dieser „lachende Löwe“ vor der Hand nur ein armer Geisteskranker, aber wann hätte solches Mißgeschick eines Meisters jemals seine Jünger an ihm irre gemacht! Nietzsches Philosophie ist nicht neu; zu ihren ältern Vertretern gehört u. a. ein gewisser Karl Moor. Sie liegt auch heute so gut in der Luft wie in der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts. Der leidenschaftliche Heroenkultus, durch den sich nicht wenige aus der Erbärmlichkeit unsrer demokratischen, d. h. aus lauter gleich unbedeutenden Menschen und Verhältnissen bestehenden Welt zu erheben suchen, der Eifer für eine Schulreform, die auch dem Leibe gerecht werden soll, die Schneidigkeit und Kraftmeierei mancher studentischen und militärischen Kreise, die verzweifelten Anstrengungen der kräftigern Naturen, in dem alles verschlingenden sozialen Einerlei, das auch ohne Beihilfe der Sozialdemokratie überall zur Herrschaft gelangt, ein Stück Individualismus zu behaupten, das alles sind Äußerungen desselben Geistes. Beinahe dasselbe, was auch wir bei verschiednen Gelegenheiten mit andern Worten gesagt haben, meint Nietzsche, wenn er schreibt: „Keins von allen diesen schwerfälligen, im Gewissen beunruhigten Herdentieren (die die Sache des Egoismus als Sache der allgemeinen Wohlfahrt zu führen unternehmen) will etwas davon wissen und riechen, daß die «allgemeine Wohlfahrt» kein Ideal, kein Ziel, kein irgendwie faßbarer Begriff, sondern nur ein Brechmittel ist, daß, was dem einen billig ist, durchaus noch nicht dem andern billig sein kann, daß die Forderung einer Moral für alle die Beeinträchtigung gerade der höheren Menschen ist, kurz, daß es eine Rangordnung zwischen Mensch und Mensch, folglich auch zwischen Moral und Moral giebt.“ Nur die Rangordnung in der Moral erklären wir für falsch, und darin vorzüglich liegt der Hauptunterschied unsrer Auffassung von der Nietzsches. Wir glauben mit ihm, daß die Rangordnungen der Menschen notwendig seien, und daß der Vornehme, entsprechend seinem anders gearteten Pflichtenkreise, auch eine andre Gesinnung und Denkungsart notwendig habe als der Geringe, aber wir denken nicht, daß die andersgeartete Moral des Helden vor Gott mehr gelte als die des treuen Knechts oder des stillen Dulders. Auf Wertschätzung lassen wir uns in diesem Gebiete überhaupt nicht ein. Und daß das Christentum der niedern Menschenklasse über die höhere, der Sklavenmoral über die Aristokratenmoral zum Siege verholfen habe, ist auch nicht richtig. Das Mittelalter gilt im allgemeinen als eine Zeit des Faustrechts, und niemals haben die niedern Klassen lauter über Unterdrückung geklagt als heute. Was es gegenwärtig dem starken Individuum erschwert, sich geltend zu machen, das ist nicht das Christentum, sondern die Massenwirkung, die Anhäufung, der gleichartige Drill und die gleichartige Thätigkeit ungeheurer Menschenmassen, die den einzelnen, der sich hervorthun möchte, erdrückt, die ihn, wenn er z. B. mit der Eisenbahn reist, als ein lebendiges Packet unter unzähligen gleichartigen Packeten erscheinen läßt. Es ist wohl richtig, daß das Christentum mit seiner Vorliebe für das Kleine, Kranke und Schwache die Wirkung haben könnte, alles Große und Kühne, alles Gesunde und Starke zu erdrücken. Allein in Wirklichkeit geschieht das immer nur vorübergehend in engern Kreisen, und zur Entschädigung dafür hat der christliche Glaube seine eignen kühnen Helden erweckt und sittliche Größe von mancherlei Art erzeugt.

In einer Zeit, die so arm an wahrem Enthusiasmus ist, muß die enthusiastische und offenbar aus dem Herzen strömende Redeweise Nietzsches auf empfängliche Gemüter doppelt hinreißend wirken. Der vom Enthusiasmus ergriffne aber merkt

natürlich die Einseitigkeiten, Übertreibungen und Verdrehungen von Thatsachen nicht, woran Nietzsches Schriften nach den Proben, die wir davon kennen, reich zu sein scheinen. Die Art und Weise z. B., wie er den guten Sokrates schlecht macht, läßt mehr auf leidenschaftliches Vorurteil und Liebe zum Paradoxen, als auf Liebe zur Wahrheit schließen.

Biologie in der Schule. Erst jetzt ist uns der Bericht über eine vorjährige Vereinsgründung in die Hände gefallen, die einigermaßen das allgemeine Interesse berührt. In einer am 5. und 6. Oktober 1891 zu Braunschweig abgehaltnen Versammlung haben Lehrer einen „Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und in den Naturwissenschaften" gegründet. Der Bericht darüber ist im Pädagogischen Archiv veröffentlicht worden und im Sonderabdruck bei Herrcke und Lebeling in Stettin erschienen. Der einleitende Vortrag des Herrn Krumme bewegte sich ganz in jenen Gedankenreihen und Redensarten Preyers, die wir im ersten Vierteljahre des Jahrgangs 1890, S. 100—104 einer kurzen Kritik unterzogen haben, die gelegentlich einmal zu vervollständigen vielleicht nicht schaden könnte. Heute lassen wir uns darauf nicht ein, sondern bemerken nur, daß nicht die vielgescholtnen alten Sprachen daran schuld sind, wenn, wie auf S. 3 erzählt wird, in den Berliner Neuesten Nachrichten irgend ein Esel den Satz schreibt: „aus dieser Pendelbewegung der Erde gegen die Sonne ist ja auch Sommer und Winter zu erklären," und wenn sich Redaktion und Leser dergleichen Unsinn gefallen lassen. Wie die Jahreszeiten entstehen, das erfahren die Kinder in jeder Elementarschule. Wenn nun trotzdem auch viele der sogenannten Gebildeten solche einfache Dinge nicht wissen, so sieht man daraus, wie unzweckmäßig unser ganzes Schulwesen eingerichtet ist, und daß, je mehr Wissensstoff die Spezialisten aufhäufen, die Unwissenheit der Durchschnittsmenschen desto ärger wird. Gründliches, festes, klares Wissen ist bei der beschränkten Verstandeskraft des Durchschnittsmenschen nur durch Beschränkung auf eine kleine Menge ausgewählten Stoffs zu erreichen; die Vielwisserei, Vielschreiberei und Vielleserei unsrer Zeit muß daher notwendig Oberflächlichkeit, Unklarheit und Verwirrung erzeugen, nicht bloß in den Naturwissenschaften, sondern in allen Gebieten des Wissens. Die Zeitungsschreiber müssen, um leben zu können, Tag für Tag so und so viel Seiten zusammenschmieren, wie könnten sie jeden Satz überlegen, jedesmal, wo ihnen etwas unklar ist, ein Buch nachschlagen oder einen Sachkenner befragen? Zudem haben viele von ihnen angefangen, sich mit Schreiben ihr Brot zu verdienen, ehe sie noch etwas ordentliches gelernt hatten, und bei der ewigen Schreiberei bleibt ihnen keine Zeit, die Lücken ihres Wissens auszufüllen, das Gelernte durch Wiederholen zu befestigen. Die Redakteure sodann haben wieder keine Zeit, alles Eingesandte zu prüfen, und schließlich sagen sich Einsender wie Redakteur, daß es Luxus wäre, große Mühe und Sorgfalt auf das Zeug zu verwenden, das ja doch nur von Leuten, die ebenso oberflächlich sind wie sie selbst, gedankenlos verschlungen wird. Ob selbst der beste Unterricht dieser Zerfahrenheit, die eine Wirkung des modernen Lebens ist, steuern könnte, bleibt vor der Hand zweifelhaft. Natürlich ist nicht das geringste dagegen einzuwenden, sondern es verdient vielmehr alles Lob, wenn sich die Lehrer jedes Fachs bemühen, den Unterricht in diesem ihrem Fach so gut und fruchtreich wie möglich zu gestalten. Darauf will ja wohl auch der neugegründete Verein hinwirken, und zu diesem Zweck haben seine einzelnen Abteilungen eine Reihe von Vorschlägen und Forderungen aufgestellt, die zu prüfen uns die Sachkenntnis fehlt. Nur eine dieser Forderungen möchten wir ein

wenig beleuchten, deren Bedenklichkeit zu begründen unsre Sachkenntnis hinreichen dürfte.

Herr Ficke sprach „über die Wichtigkeit und Verwendbarkeit biologischer Gesichtspunkte im naturgeschichtlichen Unterricht.“ Er meinte: „Beobachtung und Beschreibung können für die Zwecke der Schule am besten mit Hilfe biologischer Gesichtspunkte zu einer wirklich planmäßigen erhoben werden, und die Auffindung der biologischen Gesetze bietet in demselben Maße, wie Systematik und Morphologie, Gelegenheit zum induktiven Denken, wie auch zur Übung in zusammengesetztern Denkoperationen. Als biologische Gesichtspunkte für den Unterricht in der Tierkunde empfehlen sich namentlich die Gestaltung der Ernährungs-, Atmungs- und Bewegungsorgane in ihren Beziehungen zum Aufenthalt und zur Lebensweise des Tieres. ... Vor allem verdienen die Beziehungen der Blumen zu den Insekten Beachtung, und ebenso die abweichenden Einrichtungen solcher Blüten, deren Bestäubung durch den Wind erfolgt. ... Wenn auch eine biologische Behandlung der Naturgeschichte an geeigneten Gegenständen schon in den untern Klassen mit Erfolg vorgenommen werden kann, so ist doch naturgemäß das reifere Alter schon infolge der Kenntnisse auf andern Gebieten der Naturwissenschaft für diese Art der denkenden Naturbetrachtung besser geeignet. Eine Wiederherstellung des Unterrichts in den obern Klassen ist daher für eine gedeihliche Entwicklung dieses Unterrichts im höchsten Grade wünschenswert.“

Was heißt denn das: biologisch? Ist damit bloß gemeint, daß neben der Systematik und Morphologie auch die Physiologie zur Geltung kommen, daß außerdem die Stellung jedes Geschöpfs im Haushalte der Natur, seine Beziehung zu andern Geschöpfen, die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung für die Erhaltung seines eignen Lebens und für andre Geschöpfe zur Sprache kommen soll? O nein! Zur Bezeichnung einer so alten Sache würde das neue Wort nicht gebraucht werden. Sondern man meint damit, daß das Geschöpf nicht vom Schöpfer zweckmäßig eingerichtet, sondern durch Anpassung an die äußern Verhältnisse, in die seine Vorfahren geraten sind, zweckmäßig geworden sei, und daß die verschiednen Arten der Tiere und Pflanzen allesamt von einfachen „Lebewesen“ abstammen, deren Nachkommenschaft durch Anpassung an verschiedne Umgebungen, Verhältnisse und Lebensbedingungen in eine solche Fülle verschiedner Gattungen und Arten auseinander gegangen sei. Daß die Schüler nebenbei auch mit dieser Hypothese bekannt gemacht werden, dagegen hätten wir nichts einzuwenden. Aber daß die Naturbeschreibung „biologisch behandelt,“ d. h. also daß die Hypothese für wissenschaftliche Wahrheit ausgegeben werde, darf die Unterrichtsverwaltung nun und nimmermehr gestatten, schon aus dem Grunde nicht, weil durch diesen Wechselbalg der Begriff der Wissenschaft zerstört, und Schüler, denen Biologie als Wissenschaft gelehrt wird, niemals zum Begriff der Wissenschaft gelangen können.

Von den Naturwissenschaften sind einige exakter, die andern beschreibender Art. Den Prüfstein der Exaktheit bildet der Eintritt eines vorbereiteten Erfolges (beim physikalischen und chemischen Experiment) oder eines vorausgesagten Ereignisses (bei der astronomischen Berechnung). Wenn es den Biologen gelungen sein wird, unter der Einwirkung der von ihnen gefundnen äußern Bedingungen Bienen, lippen- und röhrenblütige Pflanzen, Insekten von bestimmter Färbung, Parasiten u. s. w. entstehen zu lassen, dann wird die Biologie eine exakte Wissenschaft sein, eher nicht; bis dahin ist sie ein phantasievolles Hypothesengewebe. Die ältere Physiologie war, gleich der Anatomie, nur eine beschreibende Wissenschaft; sie wollte nur beschreiben, was in der Pflanze, im Tier vorgeht, soweit wir es zu erkennen ver-

mögen; sobald sie darüber hinausstrebte und Biologie wurde, verlor sie den Boden unter den Füßen und hörte auf, eine Wissenschaft zu sein. Wehe dem jungen Manne, dem die Dichtungen Häckels als Lehrbücher der Naturwissenschaften empfohlen werden! Dieser junge Mann wird niemals Phantasien von Thatsachen und Wirkungen von Ursachen unterscheiden lernen; er wird sich daran gewöhnen, das zu beweisende ganz gemütlich als bewiesen vorauszusetzen, und er wird weder in der Naturwissenschaft noch in irgend einem andern Gebiete des Wissens oder des Lebens jemals genau und richtig denken lernen.

Aber selbst wenn die verwerfliche Tendenz fehlte, die Grundlagen der exakten Wissenschaft zu Gunsten von Modetheorien und Lieblingsmeinungen zu zerstören, würden wir nicht dazu raten, die Naturbeschreibung bis in die Prima hinauf zu führen und den jungen Leuten mit den Geschichten Darwins, Lubbocks und Häckels von Regenwürmern, Ameisen, Schlupfwespen, Quallen, von Zuchtwahl und Kampf ums Dasein, von Symbiose und Mimicry die kostbare Zeit zu stehlen. Soll denn für die freie Thätigkeit gar nichts übrig bleiben? Soll der junge Mann niemals die Freude haben, außer der Schule oder nachdem er die Schule verlassen hat, manches zu erfahren oder zu lesen, wovon er in der Schule noch nichts vernommen hat? Herbart stellt den richtigen Grundsatz auf, daß Dinge, die sich der junge Mensch bequem durch Lektüre und Selbststudium aneignen kann, nicht in die Schule gehören. Würde demnach von allen politischen Rücksichten abgesehen und die Schule nur nach pädagogischen Grundsätzen eingerichtet, so dürften streng genommen nur die Anfangsgründe der alten Sprachen und der Mathematik, allenfalls noch das Französische gelehrt werden; Physik und Chemie nur darum, weil sich der einzelne die zu den Experimenten nötigen Werkzeuge, Apparate und Stoffe nicht anschaffen kann; dazu käme dann noch eine Anleitung zum Beobachten von Naturgegenständen und zum Zeichnen. Unsre sozialen Zustände und Staatseinrichtungen zwingen nun freilich, über dieses Notwendige hinauszugehen. Prüfungen werden vorgeschrieben, und wer ein Amt erlangen will, der muß sich u. a. eine bestimmte Anzahl von Namen, Jahreszahlen, Einwohnerzahlen einpauken lassen, obwohl das noch lange keine Geschichte und Geographie ausmacht, und er viel mehr wirkliche Geschichte und Geographie innehaben würde, wenn er ein einziges klassisches Geschichtswerk und einige gute Beschreibungen von Ländern und Landschaften durchgelesen hätte, ohne sich irgend etwas einzupauken. Also dergleichen Einrichtungen müssen wir uns gefallen lassen. Aber man hüte sich, den ohnehin ungehörig ausgedehnten Zwang ohne Not noch weiter auszudehnen! Die „Biologie“ enthält nichts, was ein mittelmäßiger Kopf nicht ganz leicht verstünde, alle Familienjournale sind voll davon, und dem Primaner, der sich einmal an leichter Lektüre erholen will, stehen Büchlein wie etwa die sehr hübschen Naturwissenschaftlichen Plaudereien von Dr. E. Budde (Berlin, Georg Reimer, 1891) dutzendweise zur Verfügung. Und außerdem, je mehr man die Schüler mit allem möglichen und unmöglichen Kram vollstopft, desto seltner werden die Gebildeten werden, die in den Elementen fest sind. Eine Wiederholung aller Elemente, der naturwissenschaftlichen wie aller andern, in der Untersekunda und Oberprima könnte nicht schaden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Antisemitismus in Hessen

Die antisemitische Bewegung ergreift immer weitre Kreise. Es geht mit ihr, wie mit der Diphtheritis: sie reicht bald so weit, als die gebildete Menschheit reicht. Wohin sie kommt, als ein Neues, Gewaltiges, Unwiderstehliches, da treten ihr alle Parteien entgegen. Was sich sonst in der Welt bis aufs Blut haßt, gegen den Antisemitismus geht es mit gleichem Eifer vor. Und doch dabei das unaufhaltsame Wachsen dieser Bewegung!

Die Sozialdemokraten sehen in ihr die gefährlichste Feindin, da ihr die Massen zu Gebote stehn; auch spielt der Jude in der Sozialdemokratie schon längst die erste Violine. Die Ultramontanen, von denen früher so manches scharfe Wort gegen die Juden fiel, aus deren Reihen der „Talmudjude" (von Rohling) hervorgegangen ist, und deren Gesinnungsgenossen in Österreich mit die lautesten Rufer im Streite sind, sie sind bei uns gegen die Juden eitel Liebe und Güte und können den Antisemitismus nicht hart genug verdammen.

Das kommt von den unnatürlichen Wahlbündnissen seit den letzten Reichstagswahlen. Man hat da so manchmal „Schulter an Schulter" mit Freisinn und Sozialdemokraten gegen Regierung, Konservative und Nationalliberale gefochten und bei den Stichwahlen manchen Sitz gewonnen oder an die Bundesbrüder abgegeben, daß die Freundschaft auch in der Friedenszeit zusammenhält. „Weihrauch, Knoblauch und Petroleum haben uns geschlagen," so telegraphirte das Komitee der nationalliberalen Partei im Wahlkreise Friedberg i. H. nach einer Wahlniederlage an den Fürsten Bismarck. Das ist der Dreibund, der unsre politische Lage so elend macht.

Daß der Freisinn den Juden liebt, und daß ihm der Name Jude schon lange heilig ist, ist ganz begreiflich. Er besteht zum großen Teil aus Juden;

seine Preß- und Wahlfonds spendet der Jude. Der Jude treibt ihm in Stadt und Land die meisten Stimmen zu, da ist es ein Gebot der Notwendigkeit und der Dankbarkeit zugleich, mit aller Treue und Aufopferung, die einem Hörigen zusteht, den Antisemitismus als das schlimmste Gift des Jahrhunderts zu bekämpfen.

Daß sich aber die Regierungen, die Nationalliberalen und ein Teil der Konservativen mit solcher Geflissentlichkeit gegen den Antisemitismus erklären, daß sie gegen die Ursachen, die die Bewegung immer wieder hervorrufen, blind zu sein scheinen und alsbald bei der Hand sind, den Antisemitismus als die „größte Schmach des Jahrhunderts“ zu bezeichnen, halten wir weder für recht noch für klug. „Die größte Schmach des Jahrhunderts“ — wie oft ist dieses Wort schon gegen den Antisemitismus gebraucht worden! Und doch, ja vielleicht gerade darum entwickelt er sich mit elementarer Lebenskraft weiter. Diese vernichtenden Verdammungsurteile schaden der naturgewaltigen Bewegung so wenig, als einst den bravi die Verfügungen der spanischen Regierung im Herzogtum Mailand, von deren Wortlaut und Erfolglosigkeit Alessandro Manzoni in seinen Promessi sposi so ergötzlich zu erzählen weiß.

Wir halten es nicht für klug, dem Freisinn die Kastanien aus dem Feuer zu holen; wir halten es nicht für recht, die Bewegung in dieser Art zu verurteilen. Es ist treues konservatives Bauernvolk, wenigstens in Hessen, dessen Notschrei in dieser Bewegung der Welt zu Gehör gekommen ist, wenn auch der Gang der Bewegung manches Trübe und Widerwärtige im Gefolge gehabt hat. In andern Gegenden mag es anders sein. Wir wollen hier nur von dem hessischen Antisemitismus und besonders von dem Antisemitismus in dem nördlich vom Main gelegnen Oberhessen reden.

Der auf dem Gebiete der unfreiwilligen Komik so fruchtbare Bürgermeister Ramspeck von Alsfeld begann einmal seinen Bericht an das Kreisamt mit den schönen Worten: „Das Großherzogtum Hessen ist ein vierseitiges Oblongum, das mit allen seinen Seiten an das Ausland grenzt.“ Der Mann hat ahnungslos einen Umstand ans Licht gestellt, der die Ausbildung eines spezifisch hessischen Vaterlandsgefühls sehr erschwert hat: das Ländchen hat zu viele Grenzen. Die drei „Provinzen“ werden von drei ganz verschiednen Stämmen bewohnt; in dem Gebiete Hessens lag einst eine ganze Musterkarte kleiner und kleinster Ländchen. Auch die Religion eint nicht, sondern trennt die Bevölkerung; die Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse sind die denkbar verschiedensten. Nichts hat diese willkürlich zusammengeschweißte Ländervereinigung zu einem Staate verbunden, als die gemeinsame Dynastie und Regierung und die gemeinsame Geschichte seit 1815. Trotzdem ist das Vaterlandsgefühl der Hessen heute in den drei Provinzen wohl gefestigt. Wenn die Rekruten singen:

Seid nur lustig, seid nur fröhlich,
Hesse-Darmstädter sein mir,

so kommt das aus dem Herzen, und wenn sich neulich am Sarge des Großherzogs Ludwig fast das ganze Land zusammenfand, so bezeugt auch das die Thatsache, daß hier am Rhein ein im Volke wurzelndes Staatswesen vorhanden ist.

Die Regierung ist seit zwanzig Jahren reichstreu und wird in nationalliberalem Sinne geführt; im deutschen Reichstage wie in den hessischen Ständekammern sitzen nationalliberale Abgeordnete. Der Freisinn kann nur in sehr abgeschwächter Gestalt ankommen, die wenigen Ultramontanen werden überall leicht niedergestimmt, konservative Kandidaten wurden hie und da einmal aufgestellt, aber sie blieben in der Minderheit.

Regierung und Kammer überboten sich seit Beginn der liberalen Ära in Gunstbezeigungen gegen die Juden. Ihre Schulen wurden vom Staate übernommen und mit den christlichen Schulen zu Kommunalschulen verschmolzen; der Judenlehrer wurde Kommunalschullehrer. Alle Schranken, mit denen sich eine frühere gewitzigte Zeit gegen das Judentum vorgesehen hatte, wurden niedergerissen. Man sah in dem Juden nur den gemißhandelten und unterdrückten Bruder, man konnte ihn nicht fest genug an das deutsche Bruderherz drücken.

Das heißt: in thesi. In praxi war es noch nicht so schlimm, als es in Preußen ist. Da der reich und nobel gewordne Jude gern nach Frankfurt a. M. zieht, so war die Zahl der studirenden Juden immer gering. Sie wurden nach wie vor nur Ärzte und Anwälte, weil in diesen Berufsarten am schnellsten zu verdienen ist. Das Lehrerpersonal an den Hochschulen, Gymnasien und Realschulen Hessens ist noch heute nahezu judenrein; es giebt keinen jüdischen Richter, noch weniger jüdische Verwaltungs-, Steuer- und Forstbeamte, auch sind in der hessischen Division keine aktiven jüdischen Offiziere. Die meisten städtischen Kasinos weigern sich grundsätzlich, einen Juden aufzunehmen. Einige Ausnahmen, die man hie und da mit Juden macht, die ihr Judentum aufgegeben zu haben scheinen, bestätigen die Regel. Auch weiß man sich gegen die Vordringlichkeit der Juden zu wehren. Mancher Stammtisch hat ein Schild mit der Aufschrift „Besetzt,“ d. i. hier darf kein Jude her. Die Bäder haben sich gegen die am Samstag erfolgende Überflutung mit Juden durch ein besondres Eintrittsgeld für diesen Tag vorgesehen.

Heute haben wir in Hessen den vollständigen Antisemitismus; schon hat er zwei Reichstagsmandate errungen, und er hofft zuversichtlich, bei der nächsten Reichstagswahl das ganze Ländchen zu erobern. Überall mehren sich die Abonnenten für den Böckelschen Reichsherold; überall finden unter ungeheuerm Zusammenlauf Volksversammlungen statt. Die vorgeschlagnen Resolutionen werden mit ungeheurer Mehrheit angenommen; viele Stunden weit kommen die Bauern her, um Böckel und Zimmermann zu hören, und sind Feuer und Flamme für diese Leute! Der das ganze Land bewegende Antisemitismus in

Hessen ist wohl der stärkste Beweis dafür, daß Hessen ein Staat mit festem Gefüge geworden ist.

Die höchsten Autoritäten des Landes haben sich aufs schärfste gegen den Antisemitismus erklärt; das Oberkonsistorium hat den evangelischen Geistlichen jede Teilnahme an der Bewegung untersagt. Und dennoch dieses riesige Wachsen. Woher kommt das? Nicht von oben, von den „Junkern und Pfaffen" und ihrem Anhang, wie man sich ebenso taktvoll als liebenswürdig ausdrückte, sondern die Bewegung kommt aus dem innersten Leben des Volks mit Naturgewalt heraus. Keine Gewalt wird sie unterdrücken oder ersticken. Die Bewegung ist da, sie wird zunehmen. Es gilt, mit ihr zu rechnen, sie zu studiren, das Berechtigte an ihr anzuerkennen, sie von ihren Schlacken zu reinigen und dazu zu helfen, daß auch sie zum Wohle des Vaterlandes ausschlage.

Den Hauptsitz hat der Antisemitismus auf dem flachen Lande, bei den kleinen und mittlern Bauern. Es fehlt zwar auch in den Städten nicht an Antisemiten, aber sie treten dort nicht besonders hervor. Warum gerade in den ärmsten Teilen des Landes, im Vogelsberg und seinen Ausläufern? Weil hier wirkliche soziale Notstände vorliegen.

Die hessische Regierung hat vor einigen Jahren auf Ansuchen der Landstände eine Erhebung über die Verschuldung der landwirtschaftlichen Grundbesitzer veranstaltet. Es wurde zum Beweise eins der am höchsten gelegnen Dörfer des Vogelsbergs nach dieser Seite hin genau untersucht. Da stellten sich ganz erschreckende Ergebnisse heraus. Die armen Leute, die dort oben in den Wäldern auf ihrem Gütchen mit magerm Ackerboden hausen, haben eigentlich gar nichts mehr. Auf dem Hause und Gütchen steht eine Hypothek, so hoch als nur möglich. Die Kühe im Stalle sind geborgt und können nicht bezahlt werden. Die Bauern müssen das Jahr hindurch hart arbeiten, sich in Nahrung und Kleidung auf das Allernotwendigste einschränken und können doch den Gerichtsvollzieher nicht abhalten! Es ist ein entsetzlich trauriges Bild.

Und sie alle haben denselben unbarmherzigen Treiber, der dieser Armut den letzten Groschen abpreßt. Das ist der Jude. Mag er Salme (Salomon) oder Kalme (Calman), mag er Itzig oder Jekof heißen, für den armen Bauer ist es immer dasselbe. Der Jude hat die Hypothek aufs Haus und kann den Bauer jeden Augenblick auf die Straße setzen. Der Jude hat das Vieh geborgt und nimmt es weg, wenn es der Bauer fett gefüttert hat, um ihm dafür wieder mageres einzustellen. Der Jude hat in magern Jahren Vorschüsse gegeben: der Bauer hat von der verschriebnen Summe vielleicht nur die Hälfte erhalten und muß die ganze Summe mit hohen Prozenten verzinsen. Einen Strick nach dem andern dreht sich der Hilflose, bis der Jude sieht, daß nichts mehr zu holen ist. Dann wird er grob, schimpft auch über den Leichtsinn, die Faulheit und Liederlichkeit der Bauern, wofür er sonst kein Wort hatte.

Dann klagt er ihn aus, der Staat muß ihm Handlangerdienste thun, der Bauer mit seiner Familie fliegt auf die Straße. Es ist der Kampf der Mücke mit der Spinne.

Daß der so auf die Straße gesetzte Bauer, der nur die Wahl hat, ob er in den Kohlenwerken Westfalens arbeiten oder zu Hause halb verhungern will, dem Juden gram ist, versteht sich von selbst, ebenso der, der dieses sein endliches Schicksal vor Augen hat und ihm hoffnungslos entgegengeht. Er flucht seinem Peiniger, er ballt die Faust gegen ihn, er haut ihn auch einmal durch oder wirft ihm die Fenster ein; aber solange er im Hause ist und dem Scheine nach noch etwas sein eigen nennt, muß er dem Juden Ordre pariren. Verzweiflung erfaßt ihn, der Schnaps wird sein Tröster. Auch den Schnaps liefert ihm der schmunzelnde Jude und lobt ihn, wenn er ein immer eifrigerer Kunde wird.

So sinkt ein Teil des Volks in vollständige Hörigkeit. Die Zustände werden schon ganz mittelalterlich. Früher hatte jedes Dorf seinen Raubritter, jetzt hat es seinen Juden. Auch das jus primae noctis hat seine moderne Wiederholung gefunden. Von manchem Handelsmann mit krummer Nase geht die Sage, es müsse ihm die Frau oder Tochter des Bauern zu Willen sein, damit er noch etwas mit der Ausklagung warte.

Bisher hatten die armen Leute niemand, der sich ihrer ernstlich annahm. Der Jude ist vorsichtig; der Thatbestand des Wuchers ist ihm nie nachzuweisen, dafür ist er ein viel zu geriebner Kriminalstudent. Der Richter mußte, wenn er auch innerlich über das schändliche Unrecht wetterte, seinen Spruch thun, der Gerichtsvollzieher mußte den Schuldner pfänden. In den Kreisen der nationalliberalen und auch der freisinnig gerichteten städtischen Bevölkerung war von jeher nur eine Stimme der Empörung über dieses Treiben; aber die Stimme wagte nicht laut zu werden. Man fürchtete intolerant gescholten zu werden. Man wollte es mit den einflußreichen Juden nicht verderben. Bei den Reichstagswahlen wurde hie und da ein vollständiges Wettkriechen veranstaltet um die Stimmen und die Beihilfe der lieben israelitischen Mitbürger deutscher Nation. Nun ist zweierlei möglich. Entweder der Bauer wird des Juden Höriger und hascht dankbar nach seinen Gnadenbrocken; der Jude wird sein Herr und — sein Held. Bei Kirmessen, in der Spinnstube, in der Schmiede, im Wirtshaus und im Backhaus sind es des Juden Familienverhältnisse, seine Freiereien, seine listigen Händel, seine Kunst, den Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen, die fast im Tone des Nibelungenliedes von den Bauern besprochen und bewundert werden. Wer es doch auch so könnte! Sie, die Bauern, sind doch auch kouragirte Kerle, denen es auf ein bischen Meineid nicht ankommt, aber — sie werden überführt und kommen ins Zuchthaus. Der Judenbann und die Judenknechtschaft lagen thatsächlich schon jahrzehntelang auf manchen Dörfern. Oder, es empört sich in dem

Bauern das deutsche und christliche Gefühl gegen den Juden, und das ist eben der Antisemitismus.

Es kommt aber noch manches andre hinzu, was dazu beiträgt, daß der Antisemitismus gerade jetzt zu einer brennenden Frage wird. Früher wußte der Jude seinen wachsenden Reichtum zu verbergen. Er fürchtete die Wiederkehr spanischer Vorkommnisse; er ging schmierig und lumpig einher, und erst zu Hause, im Kreise der Seinen, gönnte er sich Erholung und Genuß. Jetzt ist er äußerlich ganz anders geworden. Er kleidet sich städtisch; seine „Damen" haben die neuesten Moden. Er hat eine höhere Schule besucht und mehrere Jahre in fremden Städten zugebracht. Er gehört zu den „feinen" Leuten. Da erwacht in dem Bauern der Neid. Er hat von seinen Großeltern gehört, wie der erste Jude ins Dorf kam, arm und verlumpt; wie er am Sonntag seinen Rock versetzen mußte, um Geld zum Betriebe eines kleinen Geschäfts in Zwirn und Schnur zu bekommen und seinen Rock für den Schabbes wieder auszulösen. Die Söhne dieses „Bändeljuden" wurden schon Hausbesitzer und haben im Vieh- und Getreidehandel riesige Summen verdient. Von den Enkeln ist der eine ein renommirter Badearzt, der andre ein wohlbekannter Advokat, der dritte, der im Elternhause geblieben ist, ist sein Zwingherr, der nicht bloß ihn, sondern noch dreißig bis vierzig weitere Bauern in den Krallen hat. Mit dem Juden ist es ebenso vorwärts gegangen, wie mit der Familie des Bauern rückwärts. Er sieht aber die Hauptursache des Ruins nicht in seiner Faulheit und Liederlichkeit, nicht darin, daß er in seiner Dummheit und Unbesonnenheit, im Schnapsdusel einen verkehrten Handel nach dem andern gemacht hat, sondern allein im Juden. Warum hat er sich denn mit ihm eingelassen? Warum hat er nicht gerechnet? Warum hat er den Juden, der ihm alles dienstwillig besorgte, über sich walten lassen, wie eine Vorsehung?

Und noch etwas: der Antisemitismus, dessen Führer dem Christentum zum Teil kühl bis ans Herz hinan gegenüber stehn, findet auch bei den Bauern der ruhigen, fleißigen, unverschuldeten Dörfer der Wetterau (den „Muckerdörfern") so begeisterte Aufnahme, weil es viele Juden geflissentlich darauf anlegen, das christliche Volksgefühl zu verletzen.

Der heutige Jude betrachtet das Judentum als den eigentlichen Sitz der Kultur und Intelligenz. Das Christentum verachtet er von Herzen. Er hat seinen Renan und Strauß gelesen, die jüdisch-rabbinische Litteratur mit ihrem Hohn über den „gehenkten" Messias der Christen wird wieder unter die Leute gebracht. Mancher Stadtrabbiner und mancher „Bacher" auf dem Lande hat sich schon ernstlich mit dem Gedanken getragen, die „Gottgläubigen unter den Christen" ihrer Jehovahgemeinde „anzugliedern"! Früher hielten jüdische Herrschaften ihr Gesinde zur Kirche an; das dürfte kaum noch vorkommen. Wohl aber kommt es vor, daß sie ihren Dienstboten den Kirchenbesuch verbieten oder unmöglich machen. „Nu, biste aach fromm?" heißt es da. Sie versuchen

ihre „Bälle" mit Vorliebe auf den ersten christlichen Feiertag zu legen. Die Viehhändler haben sich wegen des am Montag in Frankfurt a. M. abgehaltnen großen Viehmarkts die Berechtigung erkämpft, ihr Vieh des Sonntags an die nächste Eisenbahnstation zu treiben. Sie richten das gerne so ein, daß sie an der Kirche vorbei kommen oder still halten, wenn die Glocken läuten. Früher war der Jude sichtlich bemüht, sich mit dem „Gallach," d. i. dem evangelischen Pfarrer, auf gutem Fuß zu halten; heute thut er ihm Schabernack an, wo er nur kann, auch wenn der Pfarrer gar nicht in Antisemitismus macht. Es ist also nicht so zu verwundern, daß auch in den „Muckerdörfern" und bei einem Teile der evangelischen Geistlichkeit antisemitische Stimmung herrscht.

Wir sehn also bei dem jetzigen Antisemitismus in Hessen Berechtigtes und Unberechtigtes durcheinander gähren. Berechtigt ist die Gegenströmung des deutsch-christlichen Volksgefühls gegen die zunehmende Verjudung überhaupt; berechtigt ist für Hessen der Wunsch, der auch von Fürst, Regierung und Kammer geteilt wurde, daß die Herren Juden in ihren Geschäften mit den armen Bauern etwas ehrlicher und barmherziger werden möchten. Berechtigt ist die Forderung, daß der Jude, als Gast im deutschen Volke, bescheidner werden und die Gefühle der christlichen Mehrheit achten lerne. Berechtigt ist das Vorgehen der Antisemiten, notorische Wucherer an den Pranger zu stellen und das Volk wirtschaftlich von den Juden unabhängig zu machen. Die Konsumvereine, die Vereine zu direktem Bezug landwirtschaftlicher Artikel, die Raiffeisenschen Kassen, die überall entstehen, wo der Antisemitismus Wurzel gefaßt hat, sind sehr segensreiche Einrichtungen. Auch die Einrichtung „judenreiner" Märkte und die Parole: „Kauft bei keinem Juden!" kann man den Leuten, die einen so schweren Kampf zu kämpfen haben, nicht übel nehmen. Die Juden, die ihr Geschäft ehrlich und redlich betreiben, bekommen schon Kunden. Berechtigt ist auch der Wunsch, nach wie vor die Juden von den höhern Staatsämtern fern zu halten, mit oder ohne Ausnahmegesetz. Mögen sie nach wie vor Ärzte und Advokaten sein, für jüdische Kreisräte, Richter, Forstmeister, Steuerräte und Gymnasiallehrer wird man sich im Hessenlande nicht erwärmen.

Zu verurteilen, und zwar aufs entschiedenste, sind die Roheiten und Gewaltthaten, die hie und da gegen Juden, ihr Eigentum und ihre Familie vorgekommen sind. Mit solchen Mitteln kämpft kein anständiger Mensch. So etwas ist am allerwenigsten christlich oder deutsch. Zu verurteilen ist ferner die Rede von dem Juden als einem „fremden Körper," der entfernt werden müsse. Das heißt doch nichts andres, als man solle die Juden totschlagen oder aus dem Lande treiben. Man fürchte den Einfluß des Judentums auch nicht zu sehr. Der deutsche Michel wäre Manns genug, es in den Schranken zu halten, wenn er nur einmal aufwachte. Die 600000 Juden, die wir bis jetzt in Deutschland haben, schaden uns nichts. Man suche nur das Ein-

wandern der russischen und österreichischen Juden zu verhindern. Mit denen, die wir bis jetzt haben, wollen wir schon fertig werden. Wir können sie auch nicht entbehren. Setzen wir einmal den Fall, über Nacht seien Böckels kühnste Wünsche in Erfüllung gegangen und die Juden alle tot oder jenseits der Grenze, man würde sie schwer vermissen. Unser Handel, unser Verkehr kann gegenwärtig ohne den Juden gar nicht bestehen. Unser Volk muß besser erzogen werden, und das kann ganz gut geschehen, auch wenn die Semiten bei uns bleiben. Selbst von dem unbarmherzigen Landwucherer kann man noch Gutes lernen. Nie sieht man einen solchen Juden betrunken; Tag und Nacht ist er bei seinem Geschäft. Im Judenhause lebt meist noch Gehorsam und Pietät. So grausam der Jude dem verschuldeten Bauern das Fell über die Ohren zieht, so zärtlich und besorgt ist er als Gatte und Vater.

Was soll aus dem ganzen Dinge noch werden? Man mache sich in Darmstadt nicht zu viel Sorgen. Die Bewegung wird von selbst in ruhigere Bahnen kommen. Es wird schließlich nicht anders werden, als wie es nach Buschs Buche einst Bismarck in Versailles sagte. Wir werden uns die Juden „eingliedern," die Antisemitenfrage wird verschwinden. Und zwar, indem wir das Beispiel befolgen, das längst von unserm höchsten und ältesten Adel gegeben wird.

In der zweiten hessischen Kammer hat neulich ein nationalliberaler Abgeordneter vom Lande für das Berechtigte im Antisemitismus ein gutes Wort gesprochen und davor gewarnt, die Antisemiten wie die Sozialdemokraten zu behandeln und zu bekämpfen. Das Wort des wackern Mannes wird gewiß nicht vergebens gesprochen sein. Zunächst ist es schon eine ganz gute Wirkung des Antisemitismus, daß das Judentum jetzt auch in Hessen anfängt, zurückhaltender und bescheidner zu werden. Und wenn die oberhessischen Bauern wenig darüber erbaut sind, daß die Regierung so entschieden gegen sie vorgeht, sie sind und bleiben doch das treueste Volk, das es giebt. Sie danken der Regierung, daß sie bis dahin das Beamtentum judenrein gehalten hat, und sie hoffen von ihr, wenn auch jetzt noch nicht, so doch später, Berücksichtigung ihrer Klagen und Wünsche.

Dynamit

(Schluß)

Zu den im vorigen Abschnitt bezeichneten Gefahren, die in der Energie der modernen Zerstörungsmittel wurzeln, kommt hinzu, daß leider wenig Aussicht vorhanden ist, daß die wesentlichen Ursachen der Gährung in den Massen, die zu den anarchistischen Ausbrüchen führt, werden entfernt werden. Die neue soziale Gesetzgebung ist der Ausdruck des Bestrebens einer pflichtbewußten Regierung, nicht bloß der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, sondern den Leiden der untersten Klasse Abhilfe, wenigstens Linderung zu bringen. Doch kann sich keine Regierung in der Hoffnung wiegen, jemals das Ideal des idealen Sozialdemokraten zu verwirklichen, das doch wesentlich darin besteht, einen Zustand zu schaffen, worin es keine leidende, keine entbehrende unterste Klasse, keine von dem Verdienst des Tages lebende, von Kapitalisten und Aristokratie abhängigen Arbeitermassen gäbe. Am wenigsten geeignet, sich diesem Ideal zu nähern, ist der Industriestaat. Hier liegt es in dem grundlegenden System der Volks- und Staatswirtschaft, daß sich große und schwankende Kapitalmengen anhäufen in den Händen einzelner, und daß sich ihnen gegenüber große und abhängige Arbeitermassen zusammenballen. Das Volk, dessen Hauptarbeit eine industrielle ist, arbeitet notwendig und zum großen Teil für die Ausfuhr, für andre Völker. Der moderne Verkehr verpflanzt die Möglichkeit industrieller Produktion sehr schnell in Länder, die bisher nur von fremder Industrie lebten. In früherer Zeit wachte der Staat eifersüchtig darüber, daß die Fertigkeiten des eignen Volks nicht von andern Völkern erlernt, daß die eignen Kenntnisse nicht auswärts verbreitet würden. Wo die Weberei blühte, suchte man keinen Weber aus dem Lande zu lassen, wo die Waffenschmiede berühmt waren, suchte man zu verhindern, daß Waffenschmiede zum Nachbar zögen, um ihre Kunst dort zu lehren. Vor dreihundert Jahren wäre man wohl nicht wie heute bestrebt gewesen, in China Fabriken zu errichten und damit den gelehrigsten Nachahmern, den begabtesten Technikern der Welt die Mittel aufzudrängen, die eigne Ausfuhr europäischer Waren nach China in diesem ungeheuern Absatzgebiet entbehrlich zu machen. Damals hätte man

sich auch gehütet, die besten Geschütze der Welt aus der eignen Werkstatt in Essen an alle Staaten, die sie wünschen, verkaufen zu lassen; man hätte auf den aus dem Verkauf nach auswärts dem Herrn Krupp und der unter ihm arbeitenden Menge zufließenden Gewinn verzichtet, um sich die Überlegenheit der eignen Geschütze über fremde möglichst lange zu erhalten. Heute ist man darin sorgloser, man ist auch weniger imstande zu verhindern, daß irgend eine Erfindung oder Entdeckung sofort Eigentum aller kulturverwandten Völker werde.

Eine Folge dieser Fähigkeit freier und schneller Verbreitung der industriellen Produktionsmittel ist, daß sich die Sicherheit und Stetigkeit der Absatzgebiete vermindert haben. Jahrhundertelang besaßen die alten Kulturstaaten Europas das Monopol der Industrie für Osteuropa, Amerika, einen Teil Asiens, jahrhundertelang hat England zäh und rücksichtslos sein Monopol der Fabrikarbeit nicht nur gegenüber seinen Kolonien, sondern auch Spanien, Portugal, der Türkei gegenüber festgehalten, was ihm hauptsächlich die Möglichkeit gewährte, große Reichtümer, aber auch eine außerordentliche Arbeitermenge in seinen Grenzen anzuhäufen. Die Monopolisirung der industriellen Produktion in diesem Sinne ist in neuerer Zeit geschwunden, und an ihre Stelle ist das eifrige Bestreben der Staaten getreten, sich möglichst schnell und möglichst vollständig industriell selbständig zu machen; das heißt: jeder Staat sucht die Industrie bei sich aufs lebhafteste zu fördern und die Einfuhr industrieller Erzeugnisse zu beschränken. So schließt sich Rußland seit Jahrzehnten industriell immer mehr ab, so hat Nordamerika ziemlich plötzlich durch die neueste Zollpolitik aufgehört, der offne Markt für alle Fabrikate Europas zu sein. Ein Beschluß der Regierung irgend eines Landes der fünf Weltteile, auf den unsre Regierung keinerlei Einfluß hat, kann plötzlich den verderblichsten Einfluß auf Hunderttausende, ja Millionen deutscher Bürger üben, weil sie bisher von dem Verkauf ihrer Fabrikate an jenen Staat lebten und nun ihres Absatzes beraubt worden sind. Solche Wirkung auf einige Staaten Europas haben wir vor kurzem bei Gelegenheit der Mac Kinley-Bill erlebt. Der Gang der Entwicklung zum Industriestaat führt zur Anhäufung von Reichtümern, aber auch zu erschütternden Rückschlägen und zu sozialen Mißständen, die unter Umständen die Wohlthat des aufgehäuften Geldes aufwiegen können. Ja ich meine, daß ein Volk, das sich vorwiegend von Industrie nährt, sich ungesund nährt und stets einer tötlichen Krankheit ausgesetzt ist. Es gleicht dem Schmarotzer: fehlt oder verschwindet der fremde Körper, von dem es zehrt, so geht es zu Grunde. Und heute bemühen sich die fremden Nährkörper sämtlich, so schleunig als möglich zu verschwinden.

Ein gesundes Verhältnis, scheint mir, wäre es, wenn die Industrie eines Landes ihren Schwerpunkt im Lande selbst, im Absatz daheim hätte, und die Ausfuhr nur in zweiter Reihe stünde. Von dem Augenblick an, wo die Industrie ohne die Ausfuhr nicht mehr lebensfähig wäre, wo der Überschuß an

Fabrikaten, der ohne Ausfuhr unverkäuflich bliebe, so groß wäre, daß der überwiegende Teil der industriellen Anlagen und Arbeiter dadurch zu Grunde gerichtet würde, von diesem Augenblick an hört die Industrie auf, eine Wohlthat des Landes zu sein und wird eine Gefahr. Es ist wie eine Hypertrophie eines Organs; eine Stockung des Blutumlaufs kann den ganzen Körper gefährden.

Zu dieser sozial-wirtschaftlichen Gefahr gesellt sich aber eine andre, die im Fall eines Krieges eintreten kann. Ein Land wie England ist zum größten Teil auf die Einfuhr von Nährmitteln von außen angewiesen. Sobald England von fremden Mächten zur See blockirt werden kann, ist es vom Verhungern bedroht. Die vier Millionen Menschen Londons, ein paar Wochen lang von der Zufuhr zur See abgesperrt, müssen einer Lage anheimfallen, in der die fürchterlichsten Beispiele von entfesselter Leidenschaft, die jemals bekannt geworden sind, in Schatten gestellt werden. Aber auch Deutschland, von der See abgesperrt und mit Österreich verbunden im Kampfe gegen Rußland, wäre heute in einer verzweifelten Lage trotz seiner Kriegskraft. Denn unsre Industriebevölkerung findet, von Jahr zu Jahr anwachsend, von Jahr zu Jahr weniger ausreichende Nährmittel im eignen Lande.

Dieser äußern Gefahr sucht England vorzubeugen durch Stärkung seiner Kriegsflotte, jener innern Gefahr, daß der Industrie der Absatz gebrechen könnte, durch unermüdliche Erweiterung seines Kolonialbesitzes. Auch Deutschland hat seit zwölf Jahren begonnen, sich nach neuen Landerwerbungen umzuthun. Doch hat es bisher kein Kolonialland gefunden, das seiner Industrie erheblichen Absatz bieten könnte, noch auch solches, wohin der Teil seiner Bevölkerung auswandern könnte, der bisher in der Heimat aus irgend welchen Gründen kein Genügen mehr fand. Solch ackerbauendes Kolonialland könnte es nur durch einen Krieg, eine Eroberung erwerben. Die Landbevölkerung drängt wie anderwärts, so auch bei uns, den Städten zu, und hier verwandelt sie sich großenteils in industrielle Bevölkerung. Das übermäßige Angebot industrieller Hände reizt das Kapital zu neuen industriellen Unternehmungen und fördert so noch mehr die über das gesunde Maß hinausgehende Massenproduktion von Waren, die erst einen Markt suchen müssen und, wenn sie keinen finden oder einen verlieren, soziale Mißstände und staatliche Gefahren hervorrufen. So wächst der industrielle Wasserkopf bedenklich an, und die Beine werden immer dünner, der Brotacker, von dem sich das Stadtvolk nähren sollte, wird im Verhältnis zu der Menge der Verzehrer immer ungenügender.

Man hat längst erkannt, daß das Volkswohl bei weitem am sichersten auf der Grundlage des Ackerbaus ruht. Es wäre überflüssig heute noch den längst gelieferten Beweis zu wiederholen, daß die Gesundheit des einzelnen wie der Massen am besten in den einfachen Verhältnissen des Landlebens mit seiner frischen Luft, seiner einfachen Kost, seiner Gleichmäßigkeit, seiner per-

sönlichen und gesellschaftlichen Ruhe erhalten wird. Diese Gesundheit hat dann auch die Stetigkeit, die Dauerhaftigkeit, die erhaltende Kraft zur Folge, die zu allen Zeiten und allerorten die Landbevölkerung vor den Städtern ausgezeichnet hat. Wenn Entwicklung und Leitung der Kultur vornehmlich in der Hand der Städter liegt, so hat das Landvolk die beßre Befähigung zu ihrer Erhaltung. Ein städteloses Land wie Rußland bleibt in der Kultur zurück, ein Volk von Städtern wie England oder Belgien ist der Gefahr ausgesetzt, das Gleichgewicht von Bedürfnissen und Mitteln der Befriedigung plötzlich zu verlieren und in heftigen Erschütterungen den Gang seiner Kultur auf lange hinaus zu unterbrechen. Ein starkes Übergewicht des Landvolks ist die beste Gewähr für gesunde und gesicherte soziale Verhältnisse.

Aber der heutige Berliner weist mit Stolz auf die Hunderttausende hin, die in Berlin zusammengepackt sind, und überall in Deutschland schwellen die Dörfer zu Städten, die Städte zu Großstädten an. Städtischer Geist und städtische Bedürfnisse wuchern hinaus aufs platte Land und ziehen den Landmann magnetisch vom Pfluge fort in die Werkstätten, die bunten Straßen, die erleuchteten Bierhallen, die Schauspiele der Stadt. Vielfach und dauernd ertönt die Klage, daß es auf dem Lande an Händen mangle, während die Städte von Arbeitern strotzen, die oft keine Arbeit finden. Das Ergebnis ist, daß immer mehr die Beschaffung der wichtigsten Lebensbedürfnisse, der Nährstoffe fremden Ländern und Völkern überlassen wird. Daraus folgt weiter, daß Deutschland in wachsendem Maße gerade in den unentbehrlichen Erzeugnissen von Fremden abhängig wird, während diese Fremden sich beliebig von dem Bedürfnis nach den weit eher entbehrlichen Erzeugnissen Deutschlands befreien können. Unsre Lage nach außen verschlechtert sich mit dem Überhandnehmen unsrer Industrie trotz der durch sie herbeigeschleppten Geldmengen, die überdies an sich nicht zu den dauerhaftesten Werten gehören.

Es gab eine Zeit, wo sich unter dem Bundschuh der verknechtete und mißhandelte Bauer zu Mord und Brand erhob wider die Herren. Wie heute der Landmann mit Schrecken auf die wilden Massen der städtischen Arbeiter blickt, die nur gewaltsam von der Erhebung zurückgehalten werden, so erschien dem damaligen Stadtbürger der Bundschuh als etwas Unerhörtes. Denn in dem städtischen Wesen herrschte Ruhe und Ordnung, Recht und Gesetzlichkeit, obwohl es an Reichtum und aufstrebender Kultur keineswegs fehlte. Aber die städtische Arbeit war wohlgeordnet, das Gemeinwesen selbst handhabte die öffentliche Gewalt, die unterste Klasse der Arbeiter war beschränkt in der Zahl, und durch die gesetzlichen wie physischen Hindernisse in der Bewegung des Volks wurde das Anstauen der Massen vermieden. Vor allem hatte die rohe Masse nicht die heutigen Mittel der Zerstörung in der Hand, der Bürger aber war ihr in den Waffen überlegen. Niemals hat die städtische Arbeit bei uns so geblüht, wie zu jener Zeit, und niemals ist die soziale Ordnung der Städte

fester gewesen. Die städtische Produktion hatte zwar ihren Absatz auch außerhalb des Weichbildes, außerhalb des eignen Staats, sogar außerhalb des Reichs; aber nur zum kleinen Teil wurde für ferne Länder gearbeitet, in der Regel fand die Ware ihren Markt im Reiche selbst. Dieses Gewerbe des Mittelalters stand in gesundem Verhältnis zum gesamten Volk und war lange Zeit hindurch das gesündeste Glied am Körper des Reichs. Erst die Großindustrie der Neuzeit ermöglichte den verhängnisvollen Umschwung: daß die Knechtung des Arbeiters vom Lande in die Stadt zog, daß der Landarbeiter ein freier, gesund lebender Mann und der Fabrikarbeiter der gefesselte, verkommende Knecht der Dampfmaschine wurde. Stadtluft macht frei, sagte der alte Rechtsspruch; in anderm Sinne kann es heute heißen: Landluft macht frei.

Je weitern Umfang die Industrie eines Landes annimmt ohne entsprechende Erweiterung des eignen Verbrauchs der Waare, um so bedrohlicher muß die anwachsende städtische Arbeitermasse der sozialen und staatlichen Ordnung werden. Entweder wir erwerben neue ackerbautreibende Länder, oder wir schränken unsre Industrie ein und befördern die Auswandrung der überschüssigen Kräfte; das wären die Mittel, das Mißverhältnis zwischen Fabrikvolk und Landvolk sich nicht weiter vergrößern zu lassen. Jedenfalls sollte der Staat, das Reich sich hüten, ohne Vermehrung des eignen Ackerbaues wie bisher es für seine heilige Aufgabe zu halten, der weitern Entwicklung der Exportindustrie bei uns mit allen Kräften beizustehen und noch mehr als bisher uns von den Bedürfnissen Rußlands, Nordamerikas oder Chinas abhängig werden zu lassen. Die Industrie kann in hoher Blüte stehen, ohne doch das Übermaß zu erreichen, von dem ab sie Schmarotzer wird in dem bezeichneten Sinne, abhängig von dem Willen und dem Leben eines fremden Volks.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, bei uns sei ja kein Ravachol, kein Anarchismus vorhanden. Ich meine jedoch, daß, da wir eine Sozialdemokratie haben, wir auch den Anarchismus haben werden. Wer an das Evangelium Bebels glauben kann, der kann auch an das Evangelium des Anarchismus glauben. Denn die gesunde Vernunft und der gebildete Verstand haben mit diesen sozialistischen Theorien nichts zu thun. Solange vom Stein bis zum Elefanten nicht die Gleichheit, sondern die Ungleichheit in allem herrscht, wird auch der Mensch die Herrschaft der Kraft über die Schwäche, die Unterordnung des einen unter den andern in der Wirkung wohl mildern, in Schranken halten, aber sie selbst niemals aufheben können. Herren und Knechte sind nicht durch die Bosheit der Menschen geschaffen worden, sondern durch die göttliche Weltordnung. Wenn das die Sozialisten eine Unordnung nennen, so stimmt es freilich damit zusammen, daß sie den Schöpfer dieser Ordnung auch gleich mit verwerfen; aber die Ordnung zu ändern vermag niemand. Nicht Vernunft und Kultur schufen die sozialen Theorien, sondern Leidenschaft, Wille, der Trieb nach Genuß, Besitz und Herrschaft. Und dieser

Trieb schreitet, wenn weder befriedigt noch durch stärkern Willen zurückgedrängt, von der Theorie des Sozialdemokraten sicherlich fort zu der Theorie des Anarchisten, von dem gesetzlichen Mittel zu dem gewaltsamen Mittel. Die Befriedigung ist unmöglich, also bleibt nur die Niederhaltung übrig.

Ein dauernd wirksames Gegengewicht gegen die sich organisirenden Massen würde ich nur in der Organisation der obern Klassen sehn. Nur seit die Macht der Stände gebrochen ist, seit alle politische Macht vom Staat und alle soziale vom Kapital aufgesogen wurde, seit die Gliederung des Volks verschwand, ist die niedre Masse dem Demagogen überantwortet worden und zur gefährlichen Macht gelangt. Besonders gründlich hat Preußen mit der alten Gliederung des Volks aufgeräumt. Der Soldat, der Staatsdiener hier, der Arbeiter dort, diese beiden Gruppen haben Organisation und Macht für sich, und sie suchen heute nach einer Verständigung. Wenn die Hauptsorge des Staats eine längere Zeit hindurch darin bestehen wird, Heer und Arbeiter zufrieden zu stellen, so wird den Gewinn der Arbeiter haben, aber auf Kosten des ganzen Volks und seiner Kultur und seiner Zukunft. Für die andern wird es zu enge werden in einem Staate, der sich Schritt für Schritt weiter wird gezwungen sehn, die Volksarbeit staatlich zu organisiren, um sie nicht ganz in die Hand des Handarbeiters geraten zu lassen. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen geht ihrem Abschluß entgegen. Inzwischen bringen die Streiks der Bergleute die Gefahr nahe, daß eines Tages Verkehr und Industrie im ganzen Reiche wegen Kohlenmangels still stehn. Diese Gefahr ist so groß, daß der Staat, wie er heute ist, die Kohlengruben wird verstaatlichen und den Abbau mit militärischer Disziplin betreiben müssen. Es ließe sich auch denken, daß, wenn das Abströmen des Landbauern in die Städte weiter fortschreitet und der Acker verödet, wiederum der Staat gezwungen sein wird, seine Gewalt einzusetzen, um den Landbauer am Leben zu erhalten, d. h. er wird den Ackerbau verstaatlichen müssen. Auch kann man sich denken, daß ein fortgesetzter Kampf der Staaten um ihre industrielle Unabhängigkeit, wie sie heute verstanden wird, den Absatz unsrer industriellen Waren so sehr ins Stocken bringen würde, daß Millionen unsrer Fabrikarbeiter brotlos werden, und daß dann wieder der Staat die Organisation der Industrie an sich reißen müßte, um einer weitern gefährlichen Überproduktion vorzubeugen. Damit wären wir an dem Hauptziel angelangt, das sich die Sozialdemokratie in ihrer Theorie gesetzt hat, wie denn der ganze Weg von der Verstaatlichung des Verkehrs an bis zu der des Ackerlandes und der Fabrik der ist, auf dem man den Sozialisten zum Gefährten haben kann.

Ich meine überhaupt, daß es eitel sei, vom Staate die Rettung vor dem Sozialismus zu erwarten. Der Staat mag helfen, aber die Hauptarbeit müssen die obern, die gefährdeten Klassen selber thun.

Der Staat ist an sich kein Gegner des Sozialismus; siegt heute der

Sozialismus, so wird sein Staat äußerlich wesentlich dieselben Formen zeigen wie der republikanische oder monarchische, insofern als auch er seine Gesetze, seine Gesetzgeber, seine Beamten haben wird, und sicherlich auch seine Soldaten. Was der Sozialismus anstrebt, ist ja gerade, daß alle Volksarbeit, alles Volksleben staatlich geregelt werde. Je stärker nun unser heutiger Staat ist, um so mehr ist er geneigt, alles selbst zu regeln. Unser Staat ist vermöge seines vortrefflichen Heeres und des gleich tüchtigen Beamtentums sehr stark und zeigt längst die Neigung, seine Kräfte im bürgerlichen Leben arbeiten zu lassen, oft mehr als nötig wäre. Es ist nun natürlich, daß diese bestorganisirten, gewaltigen Körperschaften: Beamtentum und Heer, sogleich zu Hilfe gerufen werden, wenn irgendwo eine Schraube los ist, und daß sie stets bereitwillig den Schaden auszubessern suchen. Gerade die Tüchtigkeit der Staatsorgane, gerade die Pflichttreue unsrer Beamten trägt dazu bei, daß die Vielregiererei um sich frißt wie Schwamm. Es ist soweit gekommen, daß vom Keller bis zum First kein Winkel und kein Nagel in unsern Häusern mehr außer dem Bereiche des Staats- oder des Gemeindebeamten liegt: der Beamte ist fast mehr Hausherr bei mir, als ich selbst. Denn dem Staat hat auch die Gemeinde das Vielregieren abgelernt. Das ist die heutige Ordnung, und ordentlich geht es bei uns ja freilich her, nur daß ein Mann, der gern seiner eignen Weise nachlebt, leicht vor lauter Ordnung seine menschliche Freiheit und Natur nicht mehr wiederfindet. Dieses Eindringen des Beamtentums in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ist sozialistischen Geistes, so monarchisch oder kommunal es auch aussehen mag; es ist das Zurückdrängen der Persönlichkeit durch den Massenwillen, die Allgemeinheit, das Aufsaugen des Einzelinteresses durch das Gesamtinteresse. Wir graben staatlich von oben her die Ungleichheiten ab und arbeiten so von oben her dem Sozialismus in die Hände, der dasselbe von unten her thut.

Indem wir den bezeichneten Weg der Verstaatlichung der Arbeit gehn und auf ihm durch den Sozialismus selbst vorwärts gedrängt werden, meinen wir, den Sozialismus zu bekämpfen, und die obern Klassen beeifern sich, dem Staate die Mittel zur Abwehr des Feindes zu mehren. Allein dieses selbe Anwachsen der staatlichen Macht in dem vermeintlichen wie in dem wirklichen Kampfe gegen den Sozialismus trägt doch wieder dazu bei, das sozialistische Wesen im Staate zu fördern. Selbst die großen vorbeugenden Gesetze über Altersversorgung, Unfallversicherung, Frauen- und Kinderarbeit u. s. w. verpflichten den Staat zu einem Eingreifen, einem Mitwirtschaften in der Volkswirtschaft, das den sozialistischen Geist im Staate weiter entwickeln muß und den gewollten Nutzen, wenigstens im Hinblick auf den sozialdemokratischen Gegner, vielleicht aufheben wird. Je weiter dem Staate der Kampf gegen den Sozialismus überlassen bleibt, um so sozialistischer wird der Staat werden. Beamte hier, Arbeiter dort werden alle öffentliche Macht an sich ziehen und

den dazwischen liegenden Kern des Volks aufzehren, der Stamm wird hohl, die Krone bricht, und der Sozialismus behält das Feld. Wenn sich eine Regierung dauernd bloß auf das Heer, die Beamten und die unterste Volksklasse stützt, so werden über lang oder kurz die Massen herrschen. Wir haben in Deutschland viel Partikularismus, Lokalgeist, Heimatssinn, Gemeindebewußtsein; der Leipziger steht für Leipzig ein, der Holsteiner für Holstein, der Baier für Baiern, auch der Deutsche für Deutschland, sofern es von außen bedroht wird. Aber wenn wir uns nach einem Gemeinsinn innerhalb des Reichs umsehen, der eine gewisse Gruppe von Reichsbürgern zusammenfaßte, so finden wir, von den politischen Parteien abgesehen, nur etwa drei solche umfassende Verbände: das Heer nebst der Marine, die Beamten, die Arbeiter. In den einzelnen Staaten dasselbe Bild. Der Soldat ist durchdrungen vom Korpsgeist, der Beamte auch. Jeder Fähnrich, jeder Gemeine ist stolz auf sein Regiment, hat das Bewußtsein, dahin zu gehören, steht dafür ein, findet darin den Quell seiner ständischen Ehre. Der Beamte fühlt sich als Mann seines Ressorts, als Teil einer festen Körperschaft; er verkehrt, wenn er Postbeamter ist, vorwiegend mit Postbeamten, mit Juristen, wenn er zum Richterstande gehört, er wahrt die Geheimnisse des kollegialen Lebens, er wird von dem Korpsgeist getragen, der in seiner Behörde gebietet, ob sie nun im Rathause oder in der Wilhelmstraße von Berlin sitzt. Mustert man nun, von hier anfangend, die andern Berufsklassen der Bevölkerung von dem genannten Gesichtspunkte aus, so wird man lange die Stufen hinunter zu wandern haben, ehe man überhaupt wieder etwas wie Korpsgeist findet. Der Student hat sein Korpsleben, von der Börse sagt man, daß sie ein eignes Leben führe; im ganzen ist es eine fast zusammenhangslose Menge, die sich allenfalls Sonntags mit Gesangsbändern und Gewerksschleifen schmückt. Zuletzt kommt man zum Fabrikarbeiter und findet einen stark entwickelten Gemeinsinn, mehr Korpsgeist, als in all den Zwischenschichten bis zu den in dem Soldaten- und Beamtenstaate Preußen obersten beiden Menschenklassen hinauf.

Die Begriffe von Ständen und Zünften erregen das Blut noch heute bei vielen, und gerade den Gebildeten. Obwohl von diesen niemand unter der Übermacht solcher Körperschaft zu leiden gehabt hat, weil ihre Macht längst gebrochen und sie nur in unbedeutenden Abbildern der frühern Herrschaftsformen fortleben, so haben doch Schule und Tradition den Widerwillen der Gebildeten gegen sie wach erhalten. Dennoch wird ähnliches geschaffen werden müssen, wie es unser Mittelalter hatte, wenn wir unsre sozialen Zustände befestigen wollen.

Schwache Ansätze zur Organisation des Gewerbes sind vorhanden: Schneider und Zimmerleute, Eisenindustrielle und Fabrikanten von Chemikalien haben ihre Vereine, ihre Satzungen; bricht ein Streik aus, so thun sich die gefährdeten Fabrikherren zusammen zur Abwehr. Aber kampffähig, stets gewappnet,

wie sie sein müssen gegenüber den heutigen feindseligen Arbeitermengen, sind sie nicht, und ebensowenig sind sie dazu fähig, innerhalb des Gewerbes Organisation der Arbeit und Disziplin im Geschäftsleben durchzuführen. Aber gerade hier müßte die disziplinare Machtvollkommenheit wesentlich vom Gewerbe selbst, nicht vom Staate ausgeübt werden. Der Staat vermag dem Einzelinteresse, der Persönlichkeit nicht gerecht zu werden, er erdrückt sie. Nur der Stand kann es, die Zunft, die Klasse, die Berufsgenossenschaft, kurz die soziale Gliederung. Wenn die Eisenindustrie in geschloßnen Verbänden der einzelnen Staaten geordnet, unter Leitung eines von den Verbänden beschickten Reichstinges, oder wie man nun eine solche oberste Amtung nennen will, vertreten wäre, wenn der Ting die Gewalt hätte, die Produktion zu regeln, eine Überproduktion niederzuhalten, gegen das „schlecht und billig" anzukämpfen, Klagen der Arbeiter anzunehmen, zu untersuchen, zu entscheiden, wenn er den Fabrikherrn zwingen könnte, Mißlagen seiner Arbeiter abzustellen, wenn er die Ausführung dessen, was die neuen Arbeiterschutzgesetze bezwecken, in der Hand hielte, wenn er auf Absatz und Marktverhältnisse Einfluß hätte, wenn er die Konkurrenz deutscher Eisenwaren unter einander in Schranken hielte, wenn er für die Ausübung seiner Gewalt dem Staat verantwortlich wäre, so würde die Eisenindustrie sicherer dastehn, der Fabrikant sich wohler befinden, der Eisenarbeiter weniger Grund zu Klagen haben, weniger der Mißleitung durch Volksschwätzer und Ehrgierige ausgesetzt sein. Wenn der Ackerbau in gleicher Weise bis zum Ting der deutschen Bauergutsbesitzer hinauf organisirt würde, so könnte er seine Interessen nach oben und unten besser wahren, als jetzt, wo er von der Industrie oft über den Haufen gerannt, im Reichstage von Leuten, die oft mehr persönlich-ständische als Ackerbaupolitik treiben, übel vertreten ist. Wenn die Tinge der Gewerbe, als Vertreter der schaffenden Arbeit einander nahe stehend, naturgemäß in einen gewissen Parallelismus, um nicht zu sagen Gegensatz zum Geldkapital gerieten, der ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Börse sichern müßte, so könnte das dem Giftbaum nur heilsam werden. Der Staat aber fände in solchen Körpern eine mächtige Stütze, er fände den Rettungsanker.

Der Beamtenstaat ist sehr leistungsfähig, wenn die Beamten gut sind; das zeigt Preußen und mancher andre deutsche Staat. Der Beamtenstaat ist unfähig zur segensreichen Leitung eines Kulturvolks, wenn die Beamten schlecht sind; das zeigt Rußland. Ist der Beamtenstaat stark durch ein tüchtiges Beamtentum, so wird er durch die im Laufe der fortschreitenden Verzweigung und Verfeinerung des Kulturlebens sich mehrenden Anforderungen an Organisation, Leitung im einzelnen, Aufsicht, gesetzliches und administratives Eingreifen zur Ausdehnung seiner Machtsphäre gedrängt und hält dieses Machtgebiet wirklich fest; er wird immer mehr Alleinherr im Volksleben, und indem seine Aufgaben zuletzt unerfüllbaren Umfang annehmen, indem er auf

den sozialdemokratischen Boden gerät, gerät er in Widerspruch mit seinem eigentlichen Zweck, er wird nicht mehr zum Förderer, sondern zum Hemmnis des Volkslebens. Ein Beamtenstaat wie Rußland, mit einem untüchtigen Beamtentum, reißt allerdings die Macht, den Einfluß immer weiter an sich; aber die untüchtigen Beamten sind nicht fähig, die lebendige Macht der zweckvollen Leitung des Volkslebens festzuhalten, sie fließt ihnen wie Wasser durch die Hände. Mit unverständiger Hand behandeln sie den zu pflegenden Baum, sie schneiden viel und scharf an ihm herum, aber der Stamm gedeiht nicht, sondern daneben schießen wilde Triebe auf. In Rußland wird für alles und jedes sofort ein Gesetz gemacht und ein Beamter dazu gestellt; nachher läßt der Beamte ruhig das Gras des grünen Lebens über das Gesetz wachsen, zum Segen des Volkswohls, das sonst an Gesetz und Beamten längst erstickt wäre. In den Händen des russischen Beamten bleibt dann die nackte Gewalt zurück, die eigentliche lebenspendende Macht entschlüpft seiner Hand. Bei uns ist die Fabrikation von Paragraphen ebenfalls im Schwange, aber indem der Beamte den Paragraphen mit Pflichteifer und Verständnis anwendet, indem er ihn lebendig erhält, erhält und erweitert er zugleich nicht die bloße Gewalt, sondern die organische Macht des Staates. Denn „was man nicht nutzt, ist eine schwere Last," und unter dieser Last seufzt Rußland. Dort aber schlüpft die gesunde Vernunft leicht durch die Maschen des staatlichen Netzes und rettet, wenn auch entstellt, die Macht der Gewohnheit und Volkssitte, die sonst sämtlich vom Staat verspeist würden. Bei uns hat der Staat mehr Achtung vor dem traditionellen natürlichen Volksleben, aber wo er es packt und zwingt, da setzt er seinen Willen an die Stelle der Gewohnheit des Volks, er vollbringt wirklich, was der russische Tschinownik nur scheinbar thut. Dieser zerstört, ohne zu bauen, unser Staat zerstört und baut Neues; und damit mehrt er seine Macht auf Kosten der freien Bewegung des Volkes, zweckvoll zwar und verständig, aber doch zwängend und engend.

Wollen wir Staat und Reich vor dem sozialen Zusammenbruch und dem Ansturm der Massen retten, wollen wir ihm Dauerhaftigkeit geben, so wollen wir ihm nicht alle öffentliche Macht aufbürden, so wollen wir ihn möglichst auch von dem entlasten, was ihn schon heute gefährdet. Wir sind bereits in einer Lebensfrage an die Grenze der staatlichen Macht gelangt. Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung, Kapitalsteuer, das sind Zeichen dafür, daß der Staat nicht weiter imstande ist, die wachsenden Geldbedürfnisse durch die Hände des Beamtentums allein zu befriedigen. Könnten Einkommen und Kapital von seinen Dienern allein gefaßt werden, der Staat von heute würde sich schwerlich an das Gewissen und den Willen des einzelnen wenden, um sein Geld zu bekommen; das ist die Art des „Rackers" nicht. Der Staat ist eifersüchtig für seine Macht und ein Besserwisser in allen Dingen; aber mit dem Verstaatlichen von allerlei Volksarbeit, mit dem Aufsaugen aller öffentlichen

Aufgaben wächst das Geldbedürfnis ins Maßlose, und der Staat gewinnt es über sich, nicht mehr bloß zu befehlen, sondern an das gute Gewissen der Menschen zu appelliren. Freilich mit Strafandrohung für Hinterziehung, mit amtlichem Beschnüffeln der Taschen aller Bürger, aber doch mit Aufopferung seines Allmachtsbewußtseins. Ich könnte mir wohl denken, daß diese und manche andre Staatssteuern besser aufgehoben wären in Rücksicht ihrer Anlage und Erhebung in den Händen von großen Berufsverbänden, als in denen des staatlichen Beamtentums. Vor Alters steuerten die Stände in runden Summen zum Staatssäckel. Warum sollten heute die Tuchmacher, die Leinweber, die Uhrmacher u. s. w. in der angedeuteten Weise zu Körperschaften geschlossen, nicht bloß Gemeinde-, sondern auch Staats- und Reichssteuern innerhalb ihres Gewerbes umlegen und aufbringen können? Warum sollten die Kohlenbergleute, die Droschkenkutscher, die Steinmetzen, die Arbeiter der verschiednen Gewerbe nicht gleichfalls ihre Steuern umlegen und aufbringen können? Warum sollte selbst die Börse nicht dasselbe thun, obwohl hier mehr als anderwärts die Mitwirkung und Kontrolle des Staates am Platze wäre? Wäre es nicht denkbar, daß ein Reichstag, in dem die Dinge aller Gewerke ihre natürliche Vertretung hätten, besser die Steuergesetzgebung handhaben könnte, als ein Reichstag, der bloß aus Vertretern redender und hörender Massenversammlungen besteht? Wäre es für den Einzelstaat nicht heilsam, zwischen sich und den wählenden und steuerzahlenden Massen Körperschaften zu haben, die ihn und seine Beamten den Blicken ein wenig verdeckten, die ihn zugleich in die Lage setzten, das Heer seiner Beamten zu verringern und damit sozusagen die Angriffsfläche an seinem Leibe einzuschränken?

Weil die in den Streiks zu Tage tretende Organisation der Arbeiter, z. B. in den Kohlengruben, für die Volkswirtschaft und die äußere Sicherheit des Staates bedrohlich wird, sucht man jetzt diese Organisation zu hindern durch staatliche Gewalt, gelegentlich ihr entgegenzuwirken durch zeitweilige Vereinigung der unmittelbar betroffnen Industrieherren. Man wird die Organisation auf diesem Wege nicht dauernd niederhalten, sondern nur immer gewaltsamer, aufrührerischer, wilder machen. Es wäre, wie mir scheint, besser, wenn der Staat offen die Organisation der Arbeitermassen selbst betriebe, aber zugleich auch die soziale und gewerbliche Organisation der Arbeitgeber. Man helfe den Arbeitern sich verbinden, aber man setze ihnen nicht den Staat entgegen, sondern Verbände der Arbeitgeber. Mögen die beiden eigentlichen Gegner ihren Kampf ausfechten mit den Mitteln, die mit Gesetz, Ordnung und Sicherheit von Person und Besitz verträglich sind; erst die Ausschreitung oder die Gefährdung andrer Interessenkreise rufe den Staat herbei. Überschreiten die Verbände der Arbeiter schon gegenwärtig die nationalen Grenzen, so können die Verbände der Arbeitgeber dem Beispiel folgen, und sie werden es, ohne die Hilfe der staatlichen Waffen gelassen, notgedrungen thun müssen. Vielleicht sehr zum Vorteil des

internationalen Friedens. Wendet sich dann die Wut der Dynamitbanden, wie vorauszusetzen ist, in erster Reihe gegen die Verbände, das Leben und Eigentum der Arbeitgeber, so ist es nur in der Ordnung, daß diese den ersten Stoß auszuhalten haben, und nicht der Staat, nicht die Träger der Staatsgewalt, nicht nationales Eigentum, nicht die Heiligtümer des Volkes. Der Staat kommt erst in dem Augenblick ins Treffen, wo die verbrecherische Handlung beginnt.

Provinzialordnung, Kreisordnung, Gemeindeordnung, kurz die territorialen Verbände vermögen bei der heutigen Energie des Verkehrs und dem über den ganzen Erdball reichenden Zusammenhange den Berufsinteressen nicht gerecht zu werden. Einem Kreistage kann man nicht zumuten, sich über die Lage des Strumpfwarenmarktes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Urteil zu bilden oder die Lohnsätze in diesem Gewerbe festzusetzen. Das vermag am besten ein Berufsverband, eine korporativ geschloßne Berufsgenossenschaft. Soll aber eine solche Körperschaft wirksam die Interessen des Gewerbes regeln, so muß sie Macht besitzen über Herren und Arbeiter ihres Gewerbes. Die Gewerbefreiheit, wie sie heute besteht, müßte fallen. Aber der Zwang, der darin läge, wäre federleicht zu tragen gegenüber dem Despotismus, dem wir zusteuern, wenn es bei der heutigen Ordnung bleibt. Wird der soziale Kampf bloß zwischen den Dynamitpolitikern und dem Staate weitergekämpft, so kommen wir zu unerträglicher Unfreiheit, sei sie nun heutiger staatlicher Ordnung oder künftiger sozialistischer Ordnung.

Aus Goethes Todesjahr

Drei Briefe von Friedrich Rochlitz

Mitgeteilt von Adolf Stern

Der vor wenigen Jahren von dem Freiherrn Woldemar v. Biedermann herausgegebne Briefwechsel Goethes mit Friedrich Rochlitz hat die Blicke auf einen Schriftsteller zurückgelenkt, der zwar, dank seiner eigentümlichen Stellung in der musikgeschichtlichen und musikwissenschaftlichen Litteratur, keineswegs vergessen, aber doch weiter in den Hintergrund gedrängt worden war, als seiner Bedeutung, seiner Bildung und seiner wahrhaft liebenswürdigen Natur entsprach. Eine

dankenswerte Vergünstigung ließ mich vor kurzem Einblick in eine Reihe noch ungedruckter Briefe des verdienstlichen Mannes gewinnen, unter denen sich namentlich drei unmittelbar zu einander gehörige, höchst interessante Briefe an seine Gattin aus dem August 1832 und aus Weimar zur Mitteilung an weitere Kreise empfehlen. Sie knüpfen insofern an den Briefwechsel Goethes mit Rochlitz an, dem die Grenzboten seiner Zeit eine eingehende Würdigung zu teil werden ließen,*) als die musikgeschichtlichen, mit historischen Konzerten verbundnen Vorträge, die der Leipziger Ästhetiker in jenem Sommer 1832 in Weimar hielt, noch bei Goethes Lebzeiten geplant worden waren. Rochlitz war im Mai 1831 in Weimar gewesen, um dem regierenden Großherzog Karl Friedrich, dem Gemahl der Großherzogin Maria Paulowna, seinen Dank für das Ritterkreuz des weißen Falkenordens, mit dem man ihn ausgezeichnet hatte, abzustatten. Er hatte bei dieser Gelegenheit mit Goethe, der wie Rochlitz selbst durch Unwohlsein am freien geselligen Verkehr behindert war, nur Briefe gewechselt. Es war die wunderliche Situation, die Goethe am 4. Mai 1831 mit den Worten bezeichnete: „Da ich Sie, teuerster Herr und Freund, nur einige hundert Schritte von mir entfernt, von gleichem Übel befangen und uns in solcher Nähe ebenso getrennt fühlte, als wenn Meilen zwischen uns lägen, so gab das einen bösen hypochondrischen Zug; wie ein mißlungnes Unternehmen, eine so nah und in der Erfüllung getäuschte Hoffnung nur störend in unsre Tage hineinschieben können.“ Rochlitz schied damals nicht ohne die Ahnung, daß er Goethe wahrscheinlich nicht wiedersehen werde. Aber sobald er sich in Leipzig in der Stille seines Hauses selbst einigermaßen erholt hatte, meldete er an Goethe als seinen dringenden Wunsch: „Ich möchte nach Weimar kommen und Ihnen, den höchsten Herrschaften, Herrn von Müller und manchem andern Freunde oder Zugeneigten das nun werden oder leisten, was ich damals gewollt, aber nicht vermocht.“ Er wollte dem von ihm verehrten Weimarischen Lebenskreise „gesellige und gewissermaßen gesellschaftliche Musik“ darbieten, und er durfte mit Recht sagen: „Sie — soweit ich sehe — könnte Alle vereinigen, die man vereinigt wünschte; sie, wohlgewählt, ließe zuverlässig Keinen leer ausgehen. Auf sie würde ich nun auch noch weit mehr eingerichtet seyn, als damals; und — es werde mir der Anschein von Unbescheidenheit vergeben — was ich eben da bieten könnte, kann man auf andere Weise oder durch einen Andern durchaus nicht erlangen; ich meyne: was und wie ein Anderer, wie weit er darin mir vorzuziehen sey, möchte er auch dasselbe gelernt haben, so besitzt er nicht, was ich besitze und in den Ideen dies zu fassen, zu ordnen, darzulegen und gelten zu machen, bleibt doch Jeder ein Anderer.“ Er schilderte sein Vorhaben anschaulich und vielverheißend: „Ich denke mich in einem ziemlich großen und nicht niedrigen Zimmer, umgeben von vier

*) Grenzboten 1887. Heft 48 und 49.

Sängerinnen und vier Sängern, je zwey zu jeder Stimme; neben mir Herr Häser, der von mir vorbereitet mich im Begleiten auf dem Pianoforte ablösen kann, wenn meine Kräfte nicht mehr ausreichen wollen. Vor uns, mit möglichst großem Zwischenraume, befinden sich die Zuhörenden. Mit den allereinfachsten Worten, in möglichster Kürze, lege ich eine Uebersicht des Zustandes, Sinnes und Zwecks deutscher und italienischer Tonkunst in einer ihrer Hauptperioden vor, und nach jedem Hauptmomente wird sogleich ein und der andre Gesang ausgeführt, der, was ich behauptet, beweist, es anschaulicher und in den Theilnehmenden lebendiger macht. Man bekommt durchaus nichts zu vernehmen, außer — dort, letzte Resultate lebenslänglicher Forschungen, hier von dem Allerschönsten, was an eigentlicher Kammermusik jeder Gattung die Welt besitzt und jemals besessen hat."

Freilich mußte Rochlitz seinem verlockenden Antrage gleich die Nachschrift hinzufügen, daß „die beunruhigendsten Nachrichten hinsichtlich der unseligen Cholera" (die im Sommer 1831 zum erstenmal als Würgengel durch Norddeutschland zog) „jedem Hausvater Bedenken einflößten, sich für etwas verbindlich zu machen, was ihn von den Seinigen entfernte." Aber das ausgeworfene Samenkorn war doch nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen; Goethes letzter Zuruf an den Leipziger Freund und Verehrer des Shakespearischen Time and hour runns throug the rougest day! (Goethe an Rochlitz, 11. September 1831) sollte sich bewahrheiten, im Sommer 1832 drohte keine Choleragefahr mehr, an Rochlitz erging die Einladung, die angebotnen musikhistorischen Vorträge und musikalischen Unterhaltungen am Weimarischen Hofe zu veranstalten.

Als er aber im August in der Musenstadt anlangte, fand er ein andres Weimar vor. Der Heros, der für ihn und Hunderttausende recht eigentlich Weimar bedeutet hatte, schlummerte in der Fürstengruft des Weimarischen Friedhofs. Die Zurückgebliebnen standen noch ganz unter dem erschütternden Eindruck des Ereignisses und hießen Rochlitz schon darum freudig und herzlich willkommen, weil sie in ihm einen der hingebendsten und verständnisvollsten Bewundrer des Genius ehrten. Das Leben machte sein Recht geltend, obwohl jeder in jedem Augenblick daran gemahnt wurde, was man verloren, freilich auch, was man in der geistigen Hinterlassenschaft des großen Toten behalten hatte. Rochlitz wurde, wie aus den Briefen hervorgeht, von dem Vertrauen der Nächststehenden berufen, den litterarischen Nachlaß mit zu prüfen. Es scheint schon damals die Absicht bestanden zu haben, die Goethischen Kunstsammlungen von der Familie zu erwerben, und es ist unklar, woran der Vorsatz der damals regierenden Großherzogin gescheitert ist. In den drei Briefen, die Rochlitz während dieser Wochen schrieb, scheint und klingt überall das Verlangen hindurch, sich in dem Anschauungs- und Bildungskreise zu behaupten, den der Gewaltige mit weitreichender Hand gezogen hatte, und ihm

reinsten Dank zu zollen, und doch liesen, wie sich erraten läßt, einzelne Menschlichkeiten zwischendurch. Die Briefe lauten:*)

1

Weimar, den 10 August 1832.

Nach meiner Gewohnheit fange ich schon heute einen Brief an Dich an, geliebte Henriette, ohngeachtet er nicht eher abgehen soll, bis ich Nachricht von Dir habe und kaum Etwas mit mir vorgefallen ist, was zu schreiben geeignet, will ich nicht in lange Schilderungen dessen verfallen, was weit besser einer mündlichen Unterhaltung aufgespart bleibt.

Es gehet mir wohl und mehr nach Wunsch, als ich erwartet hatte; so daß ich durchaus über nichts zu klagen wüßte, als über das allerunterste Stückchen meines ganzen Wesens. Daß ich hier in demselben Zimmer, bey denselben dienstfertigen Leuten wohne, die meine Art längst kennen und wie ich die Einrichtung schon längst ersonnen und in Uebung gebracht hatte: das ist schon eine Art guter Grundlage meiner Existenz. So weit man häuslich leben kann außer dem Hause, so weit lebe ich hier häuslich. Freylich habe ich nur die ersten Morgenstunden ganz und im Stillen für mich — von gegen 6 bis höchstens 9 Uhr: dann geht die Unruhe an und endet gewöhnlich erst in späteren Abendstunden. Das würde mir nun eben recht seyn — denn es sind meist angenehme Unruhen — wenn ich etwa 20 Jahre jünger wäre: so aber seufze ich doch zuweilen wie jener Hausvater am Wochenbett: Herr, hör auf zu segnen! Doch mags recht heilsam seyn, daß die alte stagnirende Masse einmal tüchtig umgerührt wird. Der Kanzler von Müller thut, was er nur ersinnen kann, mir das Leben angenehm zu machen. Er widmet mir alle seine freye Zeit den ganzen Tag hindurch. Er thut bey weitem zu viel, indem er den Maasstab von sich, in vollkräftigen Jahren und bey immerwährender Thätigkeit nach außen, nicht aus der Hand zu legen vermag. Seine Frau braucht eine Cur auf dem Guthe und kömmt nur von Zeit zu Zeit zur Stadt. Anders und weit mehr mir, wie ich nun bin, angemessen, machen es die Hoheiten; denn da waltet und dirigirt eine Frau. Man überhäuft mich durchaus nicht, läßt mir aber gerade das zukommen, was eben mir das Allerwertheste seyn kann, ohne mir zugleich eine Last aufzubürden. Jedes Andere, woran ich theilnehmen könnte, wird mir nur gemeldet, und zwar — damit ich ganz nach freyem Willen verfahre, nicht mir selbst Zwang auferlege — gleichsam blos durch die dritte Hand, durch den Ober-Hofmarschall, den Kanzler und dgl. Davon wird Vieles zu erzählen seyn. — Von Andern, die Dir bekannt wären, weiß ich nur die Frau von Goethe. Diese ist von Frankfurt zurück. Ich fand sie kränkelnd, unzufrieden (wegen der nun begonnenen Auseinandersetzungen mit den Kindern, wo sie sich durch das, was doch gar nicht anders sein kann, verletzt, zurückgesetzt glaubt) und entschlossen, sich von Weimar wegzuwenden. Sie ist nun eben ein von klein an verwöhntes Kind; mag, wie alle solche, kein Gesetz anerkennen, als das sie selbst gegeben oder doch zu geben Belieben tragen würde und sieht in

---

*) Adressirt sind alle drei Briefe gleichmäßig: „Ihro Wohlgeb. der Frau Hofräthin Rochlitz, geb. Hansen in Leipzig, Roßplatz, Schwarzes Roß.“ Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß unter dem „Fürsten“ und der „Fürstin“ der regierende Großherzog Karl Friedrich und die Großherzogin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar zu verstehen sind, daß „die Goethe“ Frau Ottilie von Goethe, geborne von Pogwisch, die verwitwete Schwiegertochter des Dichters ist, und daß mit Müller der Kanzler Friedrich von Müller gemeint ist.

jedem Widerstande eine Zurücksetzung, wo nicht einen üblen Willen, was dann ihre Opposition reizt, die ja doch vergebens seyn und nur ihr schaden muß. Dadurch erschwert sie alles; und auch ich — so scheint es wenigstens bis jetzt — werde in dieser Hinsicht nicht alle das wirken können, wozu ich mich bereit gemacht. Doch wird sie wenigstens jenen wichtigen Ankauf nicht hindern, weil sie ihn nicht hindern kann. Gegen mich ist sie dankbar und sehr artig.

Gestern hatten wir den ersten wahrhaft schönen Tag und der heutige scheint eben so schön zu werden. Was ich an Arbeiten mir mitgenommen, wird wohl eben in derselben Gestalt mit mir zurückkehren. Das ist kein Uebel: arbeiten kann ich zu jeder Zeit, nicht aber das thun, was bey mir an dessen Stelle getreten ist. Ich bin nämlich umgeben mit Goethes schriftlichem Nachlaß: mit dem, was gedruckt und mit dem, was nicht gedruckt werden wird. Ich schwelge darin und weiß vor der Fülle des Stoffs zum Denken und zum Genuß kaum wo aus noch ein. Je länger und je tiefer man in dieses Wundermenschen Seyn und Wirken, Wesen und Leben eindringt, je mehr wächst das Erstaunen und je deutlicher wird Einem der innerste Zusammenhang, die vollkommenste Einheit von Allem. Auch davon wird Vieles zu erzählen sein.

den 12ten.

Guten Morgen, meine liebe Frau! guten Morgen Ihr Alle, groß und klein! denn nun glaube ich gewiß Euch Alle wieder beysammen, und hoffe gesund: dann wird es auch an Heiterkeit nicht fehlen, denn es fehlt nicht an Liebe; und wo Liebe ist, da ist auch Heiterkeit, wenigstens in der Grundstimmung, selbst bey manchem, was sonst betrübte. Nun hoffe ich auch auf Nachrichten und sehne mich darnach. Gott gebe, daß sie günstig sein können!

Wenn ich neulich schon von vielfältigen Unruhen sprach, so müßte ich es jetzt von noch viel mehreren; denn zu allem Früheren ist nun noch das Geschäftmäßige getreten, weshalb ich hier bin: jene Angelegenheiten (Durchsicht, Prüfung) mit dem — wie man nun, nachdem Alles zusammengetragen worden, erst sieht — wahrhaft kaum übersehbaren Nachlaß Goethes; und jene musikalischen Abende, den unsrigen im verwichenen Winter aehnlich. Zu letzteren machen die Vorbereitungen weit größere Weitläufigkeiten, als ich vermuthet hatte und rauben mir nur allzuviel Zeit und Kraft, obschon ich blos anzuordnen oder sonst Resolutionen zu geben habe. Uebermorgen (Dienstag) um 6 Uhr beginnt die erste dieser Unterhaltungen; die zweyte folgt Freytag; dann in künftiger Woche wieder Dienstag und Freytag: und nun genug! Denn obgleich, ist die Sache einmal im Zuge, die Schwierigkeiten geringer seyn werden, so bleiben sie doch noch anstrengend genug, daß ich das Ende möglichst nahe herbeyrücken werde. Ist aber für diese Sache einmal das Ende da, so wird auch das Ende meines Aufenthalts sehr bald folgen; denn mit jener ersten eigentlich durchzukommen, wäre unmöglich, wenn ich auch noch vier Wochen bliebe. Indessen will ich bitten an den angegebnen Tagen mir den Daumen zu halten. Es ist kein Spaß. Die Elite der ganzen Stadt kömmt in Bewegung und ich prügelte mich selbst aus, wenn es mir nicht gelänge diesen Credit zu rechtfertigen.

Unter den Capiteln, wovon zu erzählen seyn wird, wäre auch das: „die Fahrt nach Buttstädt."

Ich werde gestört — —

den 14ten.

— — — — —

Ihr alle glaubt nicht, wie ich Euch, selbst in dem Strudel der Beschäftigungen

und Zerstreuungen, der, alles Widerstrebens und Ablehnens ungeachtet, fast täglich wächst, vermisse und mich wieder unter Euch zu sehnen anfange. Indessen: was aus guter Absicht und mit Ehren begonnen ist, muß hindurch, dann aber soll mich auch nichts zurückhalten; selbst nicht das bis zur Uebertreibung gütige, fürsorgende, zutraulich entgegenkommende, zutraulich ermunternde Benehmen der vortrefflichen, so höchst liebenswürdigen Fürstin, welcher es der Fürst — so viel er irgend kann — nachzuthuen eifert und, wie er nun ist, dabey nicht selten so über die Schnur hauet, daß ich kaum weiß, wie ich dabey mich nehmen soll. Ich muß mich sehr in Acht nehmen, im lebhaft laufenden Gespräch mir nichts entwischen zu lassen, was wie ein Wunsch aussieht, und nicht einmal einer ist, sondern wie es heraus, auch von mir vergessen worden — sonst, ehe ich michs versehe, ist es da. Daß ich mich dessen nicht etwa gegen Dich berühmen will, sey hoch und theuer versichert; ich rechne es auch gar nicht mir selbst zu, sondern die Sache ist: diese geist- und seelenvolle Frau bedarf der Nahrung für Geist und Seele; diese gab ihr vornehmlich Goethe; der ist dahin; und nun umgeben von leeren blos schmeichlerischen Hofleuten — und durchfliegenden Fremden, die der Natur der Sache nach sich doch nur auf weltliche Neuigkeiten und dgl. beschränken — ich sage: diese Frau fast verlassen in jener Hinsicht, sehnt sich, seit sie dies ist, nach dergleichen Stoff und greift nach dem, der ihr ihn bietet und sich ihres Zutrauens nicht überhebt — heiße dieser nun Hinz oder Kunz. Willst Du davon künftig mehr wissen, so erinnere mich an den „gestrigen Abend in Belvedere." Ich, meines Theils, werde ihn lebenslang nicht aus der Erinnerung verlieren. Aber nun denke Dir auch für mich aeltlichen ruhebedürftigen Mann die stete Aufregung und Anstrengung, wenn ich Dir gerade den gestrigen Tag skitzire: In der Nacht, vor Hitze und dem Nachklang des Sonntags sehr wenig geschlafen; von 5—8 Uhr erst die gewohnten, dann für die unmittelbare Folge nöthigen Beschäftigungen; von 8 bis nach 10 Uhr Hauptprobe der heute vorzutragenden Gesänge im Fürstensaale, welche Probe ich — nachdem der Kapellmeister zuvor Alles aus dem Rohen einstudirt hat — selbst halten und dirigiren muß, da die Sänger und Sängerinnen nicht die Festigkeit und Geübtheit der Leipziger für solche Sachen besitzen; zu Hause von da bis nach 12 Uhr Besuche solcher Art, daß ich die Thür nicht verriegeln kann; nun Umkleiden, und von gegen 1—2 Uhr im Goetheschen Hause mit den Vormündern beschäftigt; von nach 2 bis gegen 6 Uhr bei der Goethe in kleiner, aber sehr gewählter Gesellschaft gespeiset und im Garten Kaffee getrunken; halb 7 Uhr vom geh. Rath v. Müller im Wagen zum Thee und Abendessen in Belvedere abgeholt; um 11 Uhr zurück nach Hause. — —

Wider Willen bin ich ins Schwätzen gekommen, doch wohl nur um mit Dir, liebste Henriette, länger zu thun zu haben. Nun aber auch genug! Schreibe mir ja bald wieder; u., wenn Du kannst, nicht zu kurz. Grüße stehen schon oben. Euer guter Engel sey mit Euch!

Dein

Rchl.

2

Weimar, den 17 Aug. 32.

Nicht sowohl, Dir einen Bericht zu senden, meine Liebste, denn es muß bey der Abrede bleiben: sondern nur, um mit Dir zu schaffen zu haben, wonach ich mich sehne, fange ich einen Brief an. Daß ich Nachrichten von Dir und den Unsrigen, erwünschten heitern Nachrichten verlangend entgegensehe: das brauche ich nicht erst zu versichern. Wiewohl jeden Tag von früh bis spät Abends arg ab-

getrieben, bin ich gesund, frisch und fröhlich. Was wollt' ich nicht? Immerfort beschäftigt mit Gegenständen, die ich hochachte, liebe und denen ich gewachsen bin: jeden Tag ihren und meiner Bemühungen guten, wahrhaft nützlichen und bedeutenden Einfluß vor Augen; Alles mit nur all zu verschwenderischer und dankbarer Freude erkannt und belohnt: was kann einem Manne, besonders höheren Alters, Schöneres begegnen? was ihn stärker reizen, alle Kräfte dran zu setzen? was ihm einen reicheren volleren Genuß gewähren?

„Alle Kräfte"; eben darum aber muß ich — da das Maas der Eintheilung nicht von mir abhängt und selbst nicht von denen Personen, welche mir vorzüglich wohlwollen, wie nun die Dinge sich in einander verflechten — eben darum muß ich, eingedenk meiner 62 Lebensjahre, den Faden, was mir auch die Hand halte, so bald abreißen, als nur irgend thunlich. Und das soll auch geschehen und ist schon angekündigt.

Jetzt nun vorerst meinen Dank, daß Du am Dienstag offenbar meine Bitte stattfinden lassen und mir den Daumen gehalten hast. In meinem ganzen Leben, so viel ich irgend weiß, ist mir ein freyer mündlicher Vortrag über eine Stunde lang und ohne ein Papierschnippselchen zur Nachhülfe [nicht] so gelungen. Die Herrschaften und ihr Hof, die Minister und was sonst in solche Versammlung gehört — ungefähr 80 Personen, etwa zwey Drittheile Herren — haben mich, als ich nur einmal gegenübersaß, nicht einen Augenblick genirt. Dein ist dies Gelingen: das liegt am Tage. Darum o liebes Kind, mach' es doch heute wieder so — mit dem Daumen nämlich! und die folgenden zwey Abende desgleichen!

Von dem, was eine Erzählung abgeben kann, führe ich den gestrigen „Tag in Tiefurt" vor Allem an. Und hiermit für heute: Amen; denn nun will ich meine Thür verschließen und mich zu besinnen anfangen, wovon um sechs Uhr gepredigt werden soll.

Sonnabend, d. 18ten.

Nun ja! gepredigt ist worden und eher zu viel als zu wenig. Gesungen ist worden, und gleichfalls eher zu viel als zu wenig. Angestrengt haben wir uns nach Möglichkeit: und doch — Ach, liebe Frau, ich fürchte sehr, Du bist vergeßlich oder zerstreut oder wer weiß was gewesen und hast den Daumen nicht gehalten! Es war wohl Alles recht gut und alle Leute waren auch recht wohl zufrieden: aber es verlief ein Jedes nicht so frisch und rund, und der Enthusiasmus war nicht so licht und laut, wie neulich. Den geheimen Grund und Zusammenhang weiß, außer mir, Niemand. Man schiebt es auf die alle Kraft auflösende Gewitterhitze, die durch Menschenzahl und viele Lichter noch vermehrt wurde und wahrlich kaum erträglich war, die Köpfe betäubte, die Stimmen ermattete; und ich lasse die Leute dabey. Aber — aber! Nun vergiß mir nur die beyden Tage der künftigen Woche den Daumen nicht!

Den Goetheschen Angelegenheiten widme ich täglich mehrere Vormittagsstunden und fange nun an durchzublicken. Alles dies würde mir sehr erleichtert worden seyn, hätte sich nicht getroffen, daß ich den alten würdigen, mit Recht berühmten Meyer nahe am Todte gefunden hätte. Zwar bessert es sich nun mit ihm: aber er darf noch immer Niemand sprechen.*) Die Dinge zeigen sich im Ganzen weit anders als ich und alle Andere, von denen ich weiß, sie sich gedacht haben. Der Goethe hat auch in seinem Sammeln mit der unwandelbaren Consequenz gehandelt,

*) Heinrich Meyer, der „Kunscht-Meyer" Goethes, erholte sich nicht, er starb am 14. Oktober 1832.

die nun einmal sein Eigenthum war und nach welcher er ganz nichts berücksichtigte, als seine Bedürfnisse und Wünsche — die geistigen nämlich. Sonach muß, wer damit zufrieden seyn soll, Etwas von denselben Bedürfnissen und Wünschen, er muß — was dies voraussetzt — auch Etwas von denselben Kenntnissen Neigungen und Absichten in sich tragen. Das ist nun freylich nicht Vieler Sache und kann es nicht seyn: wie nun da, wenn es gekauft werden soll und zwar von Einem, aber nicht für Einen, sondern für Viele, für Jeden, der es benutzen kann und will? Wohlwollendes Vertrauen darf nie getäuscht werden: ich habe daher die Fürstin Etwas von meiner Ansicht des Ganzen — vorläufig wenigstens ahnen lassen. Die wahrhaft edle Frau hörte mir ernst und sehr aufmerksam zu, ließ mich ganz ausreden und sagte dann: Ich habe fast so Etwas vermuthet, da unser einziger wahrer Kenner (Meyer) sich eines Ausspruches enthielt und die Dilettanten in enthusiastischen Lobpreisungen sich verloren, die recht gut seyn mögen, aus denen man aber nichts lernt. Doch lassen Sie einem Jeden seine Weise. Goethe hat im Leben so Vieles für mich gethan: billig daß ich im Todte Etwas für ihn an den Seinigen thue u. s. w.

Doch was rede ich Dir von Dingen vor, die nur mir nahe liegen — —

In diesem Augenblicke kam der Gelbrock mit Deinem lieben Briefe mich auf das Erfreulichste überraschend; denn ich hatte ihn erst Sonntag oder Montag erwartet. Desto herzlicher ist mein Dank und da Du mir fast nur Günstiges hast schreiben können und es mir, theure Frau, so liebreich und freundlich geschrieben hast, desto lebendiger meine Freude. Laß mich den Brief kurz durchgehn damit ich ihn noch besser genieße.

Du bist gesund, thätig, genießest heiter das Dir verliehene Gute und hältst über das Bedenkliche Dich an die beruhigende Hoffnung. Alles das gut und schön und sehr erfreulich. Aus dem Völkchen um Dich ist nun ein Volk geworden, ein fröhliches, Dich liebendes Volk. Auch gut und schön: nur aber vergiß nicht, was Du mir versprochen, nämlich, Dich nicht zu übernehmen, den Schwarm nicht zu nahe und zu lange an Dich kommen zu lassen, besonders aber Deine Morgenstunden Dir frey und ruhig zu erhalten! — — — —

Endlich meine Zehe! Die war wirklich recht schlimm: unterwärts geschworen, der ganze Fuß entzündet; ich mußte jeden Weg im Wagen machen, selbst in der Stadt. (Fast Alles in des guten Müllers Wagen, den er mir aufdringt.) So war es aber nur bis zum dritten Tage. Da, auf einem Spaziergange im Park zu Belvedere mit dem Großherzog merkt mir dieser ab, daß ich nicht gut fortkann und ich muß ein Wort davon sagen. Kaum bin ich nach Hause, so ist auch schon der Hofchirurgus da und schafft gar bald — erst Linderung der Schmerzen, dann Hülfe. Jetzt und schon die ganze Woche kann ich — in Schuhen, die ich zum Glück bey dem trockenen warmen Wetter tragen kann — ohne Schmerz, ja fast ohne alle Empfindung, über Stock und Stein. Ueberhaupt: der vielfältigen, täglichen Unruhe und Geistesanstrengung ungeachtet, befinde ich mich vollkommen wohl; wenn ich auch von den fetten Tafeln nicht fetter zurückkommen sollte.

Mit diesem Zurückkommen soll es übrigens bey dem bleiben und aus den angeführten Ursachen, wie ich neulich geschrieben habe. Dienstag über acht Tage werde ich wieder zu einem Theile der Eingeweide des schwarzen Rosses. Einen Wagen aus Leipzig brauche ich nicht: mein Wirth fährt mich rascher, einen Thaler wohlfeiler, und ich bin dann auch für unvorhergesehne Zufälle gesichert. Weil ich

aber nicht vergeblich mich möchte erwarten lassen — denn die Anzahl heftigster Sehnsuchten, die jetzt auf mich gerichtet seyn werden, müßte, auch nur um einen Tag getäuscht, eine furchtbare Ravage unter Euch anrichten: so werde ich zuvor noch einmal schreiben.

Und nun lebe wohl, meine liebe Frau, in, mit und unter der Schaar, die sich um Dich versammlet. Sage ihnen Allen meine freundlichsten Grüße: Allen und Jedem besonders. Es kömmt mir komisch vor, in diesem Augenblick, wo ich sie mir überzähle, zu bemerken, daß einem solchen weiblichen Personale gegenüber Paul der ansehnlichste Mann im Hause ist. Ist denn Julius auch gegen die Dresdner Damen hübsch galant und zärtlich? Meinem Bruder laß wissen, bitte ich, daß es mir wohlgeht.

Sonntag, d. 19ten.

Nur noch ein einfaches, unnöthiges Postscript, liebste Henriette! unnöthig, weil nichts hineinkömmt, als was Du längst weißt. Mitten unter alle dem, was mir hier nur allzureichlich und allzugünstig wiederfährt — weil Weimar nun einmal durch seine vormaligen eminenten Geister gewohnt ist, Geistiges hochzuhalten, mitunter wohl auch um selbst für geistig hoch angesehen zu seyn, und weil die Näherstehenden jenes mein doppeltes eigentliches und allerdings anstrengendes Geschäft mir allzusehr verdanken: — mitten unter alle diesem sag' ich, sobald mir eine einsame ruhige Stunde wird, denke ich Deiner mit Liebe und mit sehnendem Verlangen nach Dir, den Unsrigen und unserer Häuslichkeit. Lernet man doch erst *wie* lieb man manches hat, wenn mans entbehrt! Thue doch auch darum, liebe Frau, was Du vermagst, Deine Gesundheit und Kraft nicht zu übernehmen; auch darum, daß Dein Mann, wenn er zurückkömmt — so viel dies von Dir abhängt — sich Deines Wohlseyns erfreuen und sorgenbefreyt in seinem Hause still hinleben könne! Er lebt ja dann auch für Dich und die Du liebst. — Von ganzem Herzen

Dein

Alter.

3

Weimar. Mittwoch, den 22sten Aug. 32.

Guten Morgen, meine geliebte Frau! Möge mein Blatt Dich und Alle, die Dich umgeben, gesund und heiter finden! Es ist das letzte, das Du von mir diesmal erhältst; wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, die ich dann melden würde. Ich bin gesund und überstehe das Alles, was ich hier mir selbst zumuthe oder was von reger Theilnahme mir zugemuthet wird, zu meiner eigenen Verwunderung, ohne den geringsten Nachtheil für mein Befinden. Was meine Abreise anlangt, so wird es bey dem bleiben, was ich neulich geschrieben. Gäbe ich, wie freylich von allen Seiten in mich gedrungen wird, einige, ja mehrere Tage zu: so würde sich das Bisherige immer wieder fortwickeln und der Faden dann doch wieder ebenso zerrissen werden müssen. Möglich wäre es, daß ich nicht ausweichen könnte, den Dienstag noch hier zu bleiben, mithin die Mittwoch Abends anzukommen, indem man vorhat fortan jedes Jahr Goethe's Geburtstag (eben den 28sten) auf eine würdige stille Weise feyerlich zu begehen; was diesen Dienstag zum erstenmale geschehen wird. Aber, stets gespannt und gereizt, wie ich hier ohnehin bin, gestehe ich, diese Feyer zu scheuen. Auch möchte ich nicht gern den letzten Eindruck einen schmerzlichen seyn lassen.

Schon sind die Hauptmomente der mir noch übrigen Tage festgesetzt. Da

ich nichts näher liegendes zu schreiben habe, bevor ich Deinen Brief erhalten, und mich doch gern mit Dir unterhalten möchte: so gebe ich Dir sie an. Gestern Abend war die dritte musikalische Versammlung: für mich und die Sänger die schwierigste von allen. Um in der historischen Anordnung zu bleiben und doch die drängende Zeit nicht auszudehnen, hatte ich unser beyder diesmaliges Pensum zu groß machen müssen. Die Unterhaltung dauerte drey volle Stunden. Wir hatten aber auch nicht weniger und nichts Geringeres abzuthun, als: Pergolesi, Hasse, Seb. Bach und Händel. Alles, Wort und Werk, gelang über mein Erwarten, und zum Schluß — während der Arie Er war verachtet — und nach dem darauf folgenden Chor: Hoch thut euch auf ihr Thore der Welt — beydes, wie Du weißt, aus dem Messias — ereignete sich noch eine besondere Scene, welche die tiefe Rührung aufs höchste steigern mußte, aber der mündlichen Erzählung aufgespart bleiben muß. Hierauf und beym Scheiden sagte die Fürstin, die stets Fassung und Haltung behauptet, jeden Ueberschwang wieder in sanfte Umgränzung zurück zu leiten: „Nun heute kann Ihnen doch wohl kein Wunsch übrig geblieben seyn!“ „Und doch einer.“ „Welcher?“ „Daß die Meinigen hätten gegenwärtig seyn können.“ „O, kommen Sie bald wieder und bringen sie mit: Alle! Alle! Wir wollen thun, was wir nur können, daß sie gern unter uns verweilen.“ Du magst Dir denken, liebste Henriette, was ich erwiedern und wie ich bewegt seyn mußte. Doch ich wollte ja vom Künftigen, nicht vom Vergangenen sprechen. Heute speise ich (um 3 Uhr wie allemal) mit den Herrschaften, dann soll mit ihnen eine Spazierfahrt ich weiß noch nicht wohin stattfinden. Morgen Vormittag soll eine Schlußconferenz in der Goetheschen Angelegenheit gehalten werden, mit der Goethe, den Vormündern und dem Executor testamenti, unserem Müller, worauf wir um 2 Uhr bei der Goethe essen und den Nachmittag im Goetheschen Garten (im Park) der eben in köstlicher Blumenpracht pranget, zubringen. Gegen Abend halte ich die Hauptprobe für den Freytag. Diesen Tag — wie ichs bey jedem aehnlichen eingerichtet — überläßt man mich ganz meiner Vorbereitung, bis Schlag 6 Uhr die Unterhaltung beginnt. Wir werden uns da mit Haydn und Mozart beschäftigen; und für den gänzlichen Abschluß habe ich noch eine besondere Idee, von welcher ich jetzt um so weniger sprechen kann, da ich selbst noch nicht weiß, ob ich sie ausführen werde. — Im Gespräch war mir einmal entschlüpft, daß ich mit Müller den (Du weißt ja wohl?) historisch merkwürdigen Wald von Ettersberg besuchen würde. Das war aufgefangen und dem Müller gesteckt worden, er solle es verschieben; und nun führen die Herrschaften mich selbst dahin. Es soll den Mittag im Jagdschloß daselbst gespeiset und dann umher gestreift werden. Das geschieht den Sonnabend. Den Sonntag: Tafel in Belvedere und nach derselben werde ich mich von den Herrschaften beurlauben. Den Montag: Abschiede, Einpacken und dgl. Die vortreffliche Witterung erleichtert, begünstigt und verherrlicht mir fast Alles, was ich vornehme; und es thut mir wohl, mir zu denken, daß dies mit dem, was Du liebste Frau vornimmst oder die Unsrigen vornehmen, eben so seyn wird. Deß allen ungeachtet, glaube mir, daß ich Eurer Aller stets gedenke, nicht nur mit herzlicher Neigung, sondern wohl auch in der Stille mit wahrer Sehnsucht. Gerade jetzt habe ich diese ins Freundliche ableiten wollen und deshalb so Vieles im Grunde Unnöthige geschrieben.

Sonnabend, den 25sten.

So habe ich nun wieder ein Geschäft hinter mir, das zwar viele Mühe und Anstrengung gekostet, das aber auch Vielen — darunter den bedeutendsten Menschen des Ländchens — große Freude gemacht, den Geistern einen, ihnen ganz neuen

fremden und würdigen Stoff geboten, sie dafür gewonnen hat und dessen nähere Folgen schon als wohlthätig sich zeigen, dessen entferntere Folgen man noch nicht ahnen kann.

Der gestrige Abend war wirklich ein überaus schöner und sein Schluß ins Innerste greifend. Mehr darüber vielleicht mündlich: genug, meine Kräfte reichten aus und Alles lief glücklich zu Ende. Heute endige ich nun auch das zweite — jenes Goethesche Geschäft; dann neige sich Alles dem Abschiede zu. Ich schreibe dies einfache Wort in einer sonderbaren Mischung der Gefühle. Wie so Alles dahingeht, an das Dahingehende sich ein Neues knüpft: Jedes gut und schön, wenn wir es also zu fassen und zu gestalten wissen; wenn es in uns steht, wie es soll, daß wir es also zu fassen und zu gestalten vermögen! Nichts aber ohne treue Prüfung und Darbringen seiner Selbstigkeit! wohin denn paßt, was schon das Urdocument unsrer heiligen Schriften sagt: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben auf Erden.“ — Doch genug! Es hat eben früh 6 Uhr geschlagen: bald werde ich ein Schreiben von Deiner lieben Hand in der meinigen halten. Dies wird meinen Blick mehr von dem abwenden, was dahingeht und an das heften, was neu sich wieder anknüpft — wie schon gesagt: Jedes gut und schön, unter den angegebnen Bedingungen; und diese will ich redlich erfüllen.

Der erwünschte Brief — sogar ein zwiefacher — ist gekommen: aber er bringt mir nicht die erwünschte Nachricht von Deinem Wohlbefinden, liebste Henriette, und wirft damit einen trüben Schatten in mein Inneres — eben darum auch über mein Äußeres. Zwar hat die freundliche Marie versucht, ihn aufzuhellen; ich bemühe mich auch ihre beruhigenden Ansichten mir anzueignen: es will mir aber noch nicht recht gelingen. Darum will ich auch lieber zu schreiben abbrechen; und ich kann es um so eher, da wir ja den Dienstag, wenn auch spät am Abend, einander sehen. Gebe Gott, daß es in Heiterkeit geschehen könne. Bis dahin Allen, vom Ersten bis zum Letzten, meine herzlichen Grüße. Mit treuem Antheil der Liebe und Freundschaft

Dein

Rchz.

Den Briefen selbst ist nichts hinzuzufügen. Wie sie treu und doch so gewinnend den Charakter ihres Schreibers spiegeln, so gewähren sie ein höchst anschauliches Bild der kleinen Welt, in der sie sich bewegen, der Zustände und Stimmungen, die in Weimar in den ersten Monaten nach Goethes Tode vorherrschten, sie bleiben liebenswürdige Zeugnisse einer Zeit, die zwar schon sechzig Jahre hinter uns liegt, aber doch denen nicht fremd geworden ist, die es wissen und festhalten, wie segensreich die Bildung jener Zeit auf die Menschen jener Zeit gewirkt hatte, in denen sie reif geworden und rein geblieben war. Daß Friedrich Rochlitz zu diesen Menschen in erster Reihe gehörte, ist schon oft zur Genüge gesagt worden und braucht am wenigsten hier angesichts dieser Briefe wiederholt zu werden.

Die akademische Kunstausstellung in Berlin

Von Adolf Rosenberg

Es soll in diesem Jahre das letzte mal sein, daß eine Einrichtung im Kunstleben Berlins, die über hundert Jahre bestanden, freilich sich nicht gerade immer bewährt hat, ihr verbrieftes Vorrecht übt. Die dreiundsechzigste Ausstellung der königlichen Akademie der Künste soll die Reihe abschließen, die 1786, bald nach dem Tode des großen Königs, begonnen hat. Wie in so viele Einrichtungen des Berliner Lebens, deren Bestand bis in alle Ewigkeit hinein gesichert schien, hat der gewaltige Umschwung seit 1871 auch in die Kunstausstellungen der Akademie den Keim des Todes gelegt. In dem Grade, als sich die notwendigen oder vermeintlich notwendigen Repräsentationspflichten Berlins als der Hauptstadt des deutschen Reichs mehrten, mußten auch alle öffentlichen Unternehmungen der Reichshauptstadt damit gleichen Schritt halten. Wir hatten bis 1874 aller zwei Jahre eine Kunstausstellung gehabt, die oft glänzend und überraschend, immer aber gediegen und achtbar ausfiel. Dann wurden Jahresausstellungen durchgesetzt, von denen sich zehn Jahre lang keine einzige über die Mittelmäßigkeit erhob, und um diesem Jammer ein Ende zu machen, entschloß man sich zu internationalen Kunstausstellungen, deren erste durch das Säkularfest der akademischen Kunstausstellungen (1886) veranlaßt wurde. Der Rückschlag blieb nicht aus: auf das fette Jahr 1886 — fett nur deshalb, weil die Einnahme an Eintrittsgeldern größer war als je zuvor — folgten vier magre Jahre, und nachdem der Berliner Künstlerverein zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums 1891 abermals eine internationale Ausstellung veranstaltet hatte, die die von 1886 an Umfang, Bedeutung und materiellem Erfolg weit übertraf, ist in diesem Jahre wieder ein Rückschlag eingetreten, der freilich erwartet worden ist, und zu dessen Abwehr oder Abschwächung man mehrere Mittel versucht hat.

Das wichtigste ist ein in aller Stille vorbereiteter Plan einer gründlichen Umgestaltung der großen Berliner Ausstellungen. Die Urheber dieses Plans sind anscheinend so vorsichtig und klug wie nur möglich zu Werke gegangen. Sie haben sich die alte Gegnerschaft zwischen Akademikern und unabhängigen Künstlern zu nutze gemacht und nach dem Sprichwort Duobus litigantibus

tertius gaudet eine Art Vorsehung spielen wollen, die die einander oft widerstrebenden Interessen der Akademie und der im Künstlerverein ihren Mittelpunkt findenden unabhängigen Künstler — es kommen dabei sowohl Macht- als Geldfragen in Betracht — zu versöhnen, am Ende aber eine noch im Dunkel gehaltne Persönlichkeit zum Meister aller Dinge unter staatlicher Autorität zu erheben sucht. Dieser Plan, der, wie man sich erzählt, besonders in einzelnen Kreisen der Düsseldorfer Künstler lebhafte Unterstützung gefunden haben soll, ist aber vorläufig gescheitert, und zwar — ganz gegen die Weltweisheit des angeführten Sprichworts — durch das einmütige Zusammenwirken der streitenden Parteien. Nach mehreren Beratungen von Vertretern der Akademie und des Künstlervereins ist der Entwurf zur Begründung einer „Landes- und Kunstausstellungs-Gemeinschaft“ ohne eingehende Erörterung grundsätzlich abgelehnt und ein neuer aufgestellt worden, der beiden Körperschaften gleiche Rechte gewährt, eine ersprießliche Thätigkeit in gemeinsamem Interesse sichert und der Ministerialbehörde nur das Recht der Oberaufsicht und die Entsendung eines Beirats einräumt.

Dieses entschloßne Vorgehen muß der Akademie als hohes Verdienst angerechnet werden, auch dann noch, wenn man bedenkt, daß es sich in diesem Streite auch für sie um Kopf und Kragen handelte. Es ist sehr leicht und immer der Wirkung auf urteilslose Leser sicher, wenn sich ein Kunstkritiker aus der Gefolgschaft der naturalistischen Litteratur in die Brust wirft, auf die Akademiker schimpft und beantragt, alle Antikenklassen, Aktsäle und Meisterateliers von Staatswegen abzuschaffen. Darum ist es für den, der die Kunst höher stellt, als die Schlagwörter und Kriegsrufe fanatischer Parteigänger, eine tröstliche Beobachtung, daß sich in diesem Punkte, um den sich die Lebensinteressen des Ganzen wie der Einzelnen drehen, die Akademiker ihrer Würden und Vorrechte entäußert, daß sich Künstler mit Künstlern zusammengefunden haben.

Zugespitzt hat sich dieser Kampf zwischen staatlicher Autorität, Überlieferung und Interessengemeinschaft erst, als die dreiundsechzigste Ausstellung der Akademie längst eröffnet war. Die akademische Körperschaft scheint aber gewußt zu haben, daß ihr schwere Kämpfe zur Behauptung ihres alten Ansehens bevorstehen, und sie hat darum an ihre Mitglieder den Ruf ergehen lassen, durch Sonderausstellungen alter und neuer Werke zu zeigen, daß die Akademie keine Bewahranstalt verstaubter Perücken und verrotteter Zöpfe sei. Dieser Aufforderung sind die Mitglieder der Akademie leider nicht so bereitwillig und eifrig nachgekommen, wie es der Würde dieser Körperschaft geziemt hätte und zur Widerlegung billigen Spotts und Hohns nötig gewesen wäre. Es ist überall nur Stückwerk zu stande gebracht worden, das dem Kenner der heimischen Kunst wenig oder nichts Neues bietet und dem Fremden eine lückenhafte, zum Teil sogar höchst unvorteilhafte Vorstellung von der neuern deutschen

Kunst gewährt. Man hat in Berlin, München, Paris und London schon Sammelausstellungen der Werke Adolf Menzels gesehn; aber keine ist in ihrem Inhalt und nach ihrer äußern Einrichtung kläglicher ausgefallen, als die auf der letzten Ausstellung der Akademie. Knaus ist mit einer stattlichen Anzahl älterer und neuerer Werke vertreten; aber sie lassen nicht erkennen, worin eigentlich die nationale Bedeutung dieses Meisters für uns liegt. Es sind meist Bildnisse von Herren, Damen und Kindern aus den Kreisen der Berliner Geldaristokratie, an und für sich fesselnd durch die scharfe, geistvolle Charakteristik, die so viel vom innern Leben giebt, als überhaupt herauszuholen ist, und durch die bestechende Technik, die geschmackvolle Anordnung, die zwar aus dem Studium der alten Niederländer, insbesondre Terborchs und Meissoniers, abgeleitet sind, daneben aber auch einen modernen und einen persönlichen Zug haben. Aber von dem Genremaler Knaus, der früher so tief in das deutsche Volkstum und die deutsche Volksseele hineingeschaut hat, daß die Franzosen vor solchen Bildern wie vor neuen Offenbarungen standen und ausnahmsweise einmal nicht von Nachahmung ihrer Kunst und von deutschen Philistern reden konnten, sieht man in dieser Sonderausstellung nichts. Die kartenspielenden Schusterjungen, ein altes, durch den Stich verbreitetes Bild, und die Schulknaben, die auf dem Erdboden liegend mit einander raufen, bieten für diesen Ausfall eine nur mäßige Entschädigung, wenngleich der Humor dieser Darstellungen in einer Zeit, wo der Mehrzahl der deutschen und ausländischen Genremaler der Humor gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint, dankbar begrüßt werden muß.

Am reichsten und vielseitigsten ist die Sonderausstellung Eduard von Gebhardts gestaltet worden, auf den alle, die es mit unsrer Kunst ernst meinen, mit nicht geringerm Stolze blicken als auf Menzel und Knaus. Je mehr sich Fritz von Uhde, von dem man eine Verinnerlichung der religiösen Malerei in Übereinstimmung mit der modernen Anschauung von der Gleichberechtigung aller Menschen vor dem Mittler erwartete, in naturalistische Schrullen und koloristische Experimente verliert — der „Ostermorgen" (Christus erscheint der Magdalena als Gärtner) ist ein besonders bezeichnendes Beispiel für die letzten Ausartungen seiner Manier —, desto höher steigt Eduard von Gebhardt in unsrer Schätzung. Wie Uhde, bietet uns auch Gebhardt meist nur Malerei aus zweiter Hand. Aber die erste Hand, aus der er sie entnimmt, ist doch eine deutsche, während wir bei Uhde niemals vergessen und übersehen können, daß er seinen Naturalismus nicht der Natur, sondern zuerst den Franzosen abgesehen hat. Gebhardt hat dagegen sein Bestes von den alten, uns stammverwandten Niederländern, von Dürer und von Holbein gelernt, und da man durch Hasser und Neider den Wert seines eignen Besitztums am besten kennen lernt, wissen wir auch längst, was wir an Holbein besitzen, zu dessen einsamer künstlerischer Höhe alle Prahlsucht der Franzosen ihren Jean Clouet

nicht hinaufzuschrauben vermocht hat. Fast alle schlechten Holbein haben sich in neuerer Zeit als gute Clouets entpuppt, und auf diese Thatsache sollten wir ein höheres Gewicht legen als auf die Ehrenbezeugungen, die die französischen Naturalisten für ihre deutschen Schüler abfallen lassen, auf die Medaillen und ehrenvollen Erwähnungen, die Liebermann, F. von Uhde, G. Kuehl, Fräulein Dora Hitz, Fräulein Breslauer und andern zuteil werden, oder gar auf die Herrn Liebermann erwiesene Ehre der Mitgliedschaft der Société nationale (d. h. doch „französischen") des beaux-arts. Ein Franzose würde eine solche Auszeichnung von deutscher Seite mit Entrüstung und tragischem Pathos zurückweisen, der Deutsche nimmt sie als „internationaler" oder vielmehr „supranationaler" Mann ruhig an und freut sich vielleicht auch darüber, daß die Zeitungen davon Notiz nehmen und die Unparteilichkeit der Franzosen rühmen. Das geschieht ein Jahr nach der Berliner Kunstausstellung von 1891, die den Franzosen wieder einmal den Anlaß zur Enthüllung ihres pöbelhaften, von der Straßenrevolte diktirten Chauvinismus gegeben hat!

Eduard von Gebhardt hat sich an seine Vorbilder aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nur insoweit angeschlossen, als er von ihnen die Trachten, die eigentümliche Befangenheit der Körperbildung, die die Wahrheit über die Schönheit stellt, oder vielmehr das Zufällige an einem Individuum einem aus einer Reihe von Einzelwesen abstrahirten Typus vorzieht, die mehr auf scharfe Betonung der Lokalfarben als auf Gesamtton und Stimmung haltende Färbung und gewisse Einzelheiten der äußern Anordnung angenommen hat. Sein eignes künstlerisches Verdienst liegt in der Charakteristik der Köpfe, in der Analyse der Seele, in der Herauslösung des geistigen und seelischen Lebens selbst aus anscheinend stumpfsinnigen Wesen. Aus einer großen Zahl von Studienköpfen nach der Natur lernen wir sein Verfahren kennen, wie er allmählich der Persönlichkeit, die er für seine Zwecke brauchbar erfunden hat, beizukommen sucht, wie er die charakteristischen Züge immer stärker hervorhebt und am Ende den Kopf zum Gefäß einer religiösen Empfindung oder zum Träger eines begeisternden oder sittlich erhebenden Gedankens macht. Das ist auch eine Art von Idealisirung, bei der auch ein häßlicher Kopf gleichsam von innen heraus veredelt wird. In den fertigen Bildern, denen diese Naturstudien gedient haben, in denen aus der evangelischen Geschichte wie in den Einzelfiguren und Genreszenen aus dem Reformationszeitalter, sind Umgebung und Trachten mit den aus dem modernen Leben gezognen Menschen so eng verwachsen, daß nur selten eine Figur an Maskerade oder an die Pose des Modells erinnert. Wie innig Eduard von Gebhardt trotz seiner altertümelnden Neigungen mit der Natur vertraut ist, erfahren wir noch besser aus seinen Bildnissen, in denen er weder mit Holbein noch mit Quentin Massys liebäugelt, sondern ohne Mittelsleute auf die Natur losgeht. Was

er uns an alten und jungen Herren und Damen, an jovialen, weinfrohen und in sich gefestigten Naturen, die sich ohne besondre seelische Empfindlichkeit ihres Daseins freuen, oder an nervösen Gemütsmenschen, an Denkern und Grüblern vorführt, hat zwar meist einen philiströsen Zug, aber es ist doch Natur, und zwar gesunde Natur, und das ist sehr viel in einer Zeit, wo der Begriff Natur zum Schlachtruf für eine Horde von Sansculotten geworden ist, die die schlimmsten Schändungen an dem Heiligtum der Natur verüben.

In Berlin haben wir freilich noch keine Ursache zu schwerer Klage. Wenn Akademie und Künstlerverein auch oft im Streite lagen, so sind sie doch in der Bekämpfung der schädlichen Einwirkungen des Naturalismus und in der Ausschließung seiner groben Ausschreitungen einig gewesen. Aus den Erlebnissen einer Kunsthandlung, die mit den Erzeugnissen des Naturalismus jahrelang ein verderbliches Spiel getrieben hat, werden andre, die den Versuch machten, mit ihr zu wetteifern, vielleicht eine heilsame Lehre gezogen haben. Hoffentlich wird ein öffentliches Ärgernis wie die „Ausstellung der Elf" nicht so bald wiederkehren. Es müßte denn sein, daß sich das deutsche Volksgewissen am Ende ganz einschläfern ließe und der deutsche Michel wieder in seiner Glorie erstünde.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erlangen die Sonderausstellungen der Akademiker, von denen die des Aquarellisten Passini, des Landschaftsmalers Gustav Schönleber in Karlsruhe und der Hauptwerke des im vorigen Jahre gestorbenen Geschichtsmalers Gustav Spangenberg durch ihren Umfang und ihren Inhalt wenigstens ein richtiges Bild der künstlerischen Individualitäten geben, trotz ihrer Lücken und Schwächen gewissermaßen eine pädagogische Bedeutung. Den jungen Stürmern und Drängern kann nicht oft und eindringlich genug das, was wir besitzen und besessen haben, und was sie gegen höchst zweifelhafte Theorien und Experimente preisgeben wollen, vor Augen geführt werden. Leider hat man sich aber mit der Vorführung nachahmenswerter Muster, in denen entweder das nationale Element zu starker Geltung kommt, oder die sich durch hohe Entwicklung der malerischen und bildnerischen Technik auszeichnen, nicht begnügt. Vielleicht aus Furcht, daß die Räume des großen Gebäudes wegen der Münchner Konkurrenz nicht anständig gefüllt werden könnten, hat man auch Sonder- und Sammelausstellungen von solchen Künstlern zugelassen, deren Berechtigung zu einer solchen Bevorzugung stark bezweifelt werden muß. Mit diesen Sammelausstellungen ist in den letzten Jahren von spekulativen Kunsthändlern ein so arger Mißbrauch getrieben worden, daß die Akademie, oder wer sonst für die Anordnung der Ausstellung verantwortlich ist, diesen Weg nicht hätte betreten sollen. Wenn ein Künstler die Akademie durchgemacht hatte und durch ein Staatsstipendium, einen akademischen Preis oder die Unterstützung eines reichen Vaters oder Onkels in die Lage gekommen war, eine Studienreise nach Italien, dem Orient oder

Südamerika zu machen, war es das erste, was er nach seiner Rückkehr in die Heimat that, daß er, teils aus eignem Antrieb, teils freilich auch durch die Ausstellungswut der Kunsthändler veranlaßt, eine Sammelausstellung seiner unterwegs in Öl und Aquarell gemachten Studien und Zeichnungen veranstaltete, um der staunenden Welt zu zeigen, welch neues großes Genie über Nacht entstanden war. Wenn mit solchen Ausstellungen ein ethnographisches oder geographisches oder ein andres wissenschaftliches Interesse verbunden war, konnte man sie sich noch gefallen lassen. Aber am Ende kamen allerhand naturalistische Gernegroße und Sensationsmacher hergelaufen und kramten ihren ganzen Atelierplunder vor den Augen des Publikums aus. Eine Aufwärmung derartiger Ausstellungen war also mindestens überflüssig und jedenfalls nicht geeignet, das Ansehen eines von so vielen mißlichen Nebenumständen begleiteten Unternehmens zu heben. Wenn wir auch die Aquarelle des Münchner Hans von Bartels — Strandlandschaften, Dorfansichten, Straßenbilder und Innenräume aus Holland, Rügen, Bornholm u. s. w. — wegen ihrer gesunden Naturanschauung und ihrer großen Kraft in der malerischen und plastischen Darstellung gern wiedersehen, so darf man doch, selbst angesichts des Guten und Besten, nicht vergessen, daß das Wesen der modernen Ausstellungen darin liegt, daß sie uns den Fortschritt, nicht das Verharren oder, wenn ein Fortschritt nicht zu finden ist, doch stofflich immer etwas Neues zu bieten haben, wenn sie nicht ihre Berechtigung verlieren sollen. Mit den Sonderausstellungen von Hans Thoma, Franz Stuck, Wilhelm Trübner u. a. hätte uns die Ausstellungsleitung aber aus rein ästhetischen Gründen verschonen müssen, um so mehr, als alle bisherigen Massenaufzüge dieser Sonderlinge der modernen Malerei aller Orten auf den entschiednen Widerstand des großen Publikums gestoßen sind.

Es ist überflüssig, noch weiter die Gründe zu erörtern, die trotz eines reichen, zum Teil wertvollen Materials den ungünstigen Gesamteindruck einer Ausstellung herbeigeführt haben, zu der weder die Veranstalter noch die Aussteller großes Vertrauen gehabt zu haben scheinen. Aus allen Ecken und Enden guckt auch hier, wie auch auf andern Gebieten unsers öffentlichen Lebens, Zerfahrenheit, Planlosigkeit und Ermattung heraus, und darüber kann nur eine Zusammenziehung aller Kräfte nach dem Innern, nicht eine Zersplitterung nach allen auswärtigen Seiten, ein Wettlauf um eine Weltausstellung u. dgl. m. hinweghelfen. Wichtiger als diese traurige Beobachtung, die wir hier nicht weiter ausführen wollen, obwohl Grund genug dazu vorhanden wäre, ist für unsern Zweck die Frage, ob die Berliner Kunstausstellung von 1892 neben dem bekannten Alten, was meist immer noch gut ist, auch etwas Neues und Verheißungsvolles gebracht hat, natürlich soweit die deutsche Kunst in Betracht kommt. Diese Frage kann im allgemeinen, wenn auch nicht für jeden Zweig der Malerei und Plastik im besondern — von der Architektur sehe ich hier

wegen ihrer dürftigen Vertretung ab —, bejaht werden. Am meisten, deutlichsten und wirkungsvollsten stellen sich, wie seit zwanzig Jahren stets, die Fortschritte der Landschaftsmalerei dar, die in keinem Lande der Welt zu gleicher Vielseitigkeit entwickelt worden ist, und zwar sowohl nach der technischen wie nach der stofflichen Seite. Der den Germanen im Blute steckende Wandertrieb, der schon so viel Unheil angerichtet hat und noch anrichtet, schlägt hier einmal zum Segen aus. Als die Franzosen vor sechzig Jahren den Orient für die Landschafts- und Genremalerei entdeckten oder „eroberten," wurde großes Hallo erhoben, das noch heute nachklingt, weil man sich in Frankreich gewöhnt hat, alles Nichtfranzösische schlechthin als minderwertig anzusehen und die deutsche Landschaftsmalerei unbesehn als romantisch, phantastisch, stimmungslos und akademisch zu verdammen. In Wahrheit haben die deutschen Landschaftsmaler in neuerer Zeit Eroberungen gemacht, von denen sich die Franzosen trotz ihrer weit ältern Kolonialpolitik nichts träumen lassen. Wir legen dabei nicht den entscheidenden Wert auf die Neuheit des Motivs. Ferdinand Bellermann und Eduard Hildebrandt haben schon vor vierzig Jahren südamerikanische Urwald- und Flußlandschaften gemalt, und demnach würde ein junger Berliner Maler namens Karl Oenike, der zwei Jahre lang in Brasilien, Paraguay und Argentinien seine Studien gemacht hat, nicht als Entdecker zu gelten haben. Aber welch ungeheuern Fortschritt in der Technik, in der unbefangnen, von keiner romantischen Schönfärberei angekränkelten Art des Sehens und in der Wahl der Motive, die keinen Unterschied zwischen dem dankbar malerischen und dem schlichten, an sich reizlosen Naturausschnitt macht, stellen die Landschaften Oenikes dar, insbesondre die „Palmenlichtung im Urwald von Paraguay," über der trotz der tropischen, alle Mitteltöne gleichsam aufzehrenden Beleuchtung ein Hauch poetischer Stimmung schwebt! Nicht die Ausdehnung ins Weite ist das Hauptverdienst der neuern deutschen Landschaftsmalerei, sondern die mit dieser Ausdehnung gleichen Schritt haltende Entwicklung der Darstellungsmittel, die den atmosphärischen Erscheinungen und dem plastischen Charakter, dem Wechselnden wie dem Bleibenden gerecht werden. Manche dieser malerischen Entdeckungsreisen fallen freilich in das Gebiet jugendlichen Sports, dessen geglückte Thaten man noch nicht in die Jahrbücher der deutschen Kunstgeschichte eintragen darf. Wir machen aber die Beobachtung, daß auch ernste, gereifte Männer und Greise ungeachtet aller drohenden Strapazen und Entbehrungen immer wieder zu der Quelle zurückkehren, aus der ihre Phantasie und ihre Gestaltungskraft die erste Begeisterung geschöpft haben. Auch dieser Drang nach häufigem, unmittelbarem Verkehr mit der Natur gehört zu den Eigentümlichkeiten des deutschen Volkscharakters, die wir in hohen Ehren zu halten haben. Daß er sich bisweilen zum Heroismus und zur Selbstaufopferung erhebt, haben wir erst vor kurzem an dem Orientmaler Wilhelm Gentz erfahren, der noch ein Jahr vor seinem Tode seinen siechen

Körper nach Nordafrika trug, weil es ihn trieb, die bei einem frühern Aufenthalt in Tunis und Marokko gewonnenen Eindrücke zu vertiefen und darnach sein weiteres Schaffen einzurichten.

Gewisse Richtungen der Landschafts- und Marinemalerei sind freilich Zierpflanzen einer Liebhaberei, deren Dauerhaftigkeit nicht zu berechnen ist. Seit 1888 hat sich in Berlin eine Kolonie von Marinemalern gebildet, die so schnell an Mitgliedern zugenommen hat, daß ein Zusammenhang zwischen dieser Neubildung und den Neigungen des jetzigen Kaisers klar ist. Eine Pflanzstätte hatte die Marinemalerei immer in Berlin; jetzt ist sie aber zur Treibhauskultur geworden. Ein gleiches gilt von der Nordlandsmalerei, von den Schilderungen norwegischer Fjorde, Gebirgsthäler, Inseln und Strandlandschaften. Sie hatte früher, schon seit dem Ende der vierziger Jahre, ihren Sitz in Düsseldorf gehabt, dessen Akademie die norwegischen und schwedischen Kunstjünger an sich zog und festhielt. Jetzt hat Düsseldorf seine führende Rolle an Berlin abgegeben, wohin die deutschen und skandinavischen Nordlandsmaler übergesiedelt sind, vielleicht in der Meinung, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist. Daraus hat sich eine Massenproduktion entwickelt, der man zum Glück nicht nachsagen kann, daß sie an Tiefe und Gründlichkeit verliere. Es ist sogar ein förmlicher Wettlauf entstanden, der sich bisweilen, ganz wie beim Sport, um ein bestimmtes Motiv dreht. Drei unsrer ersten Nordlandmaler, Adelsteen Normann, von Eckenbrecher und Fritz Grebe, haben das Naeröthal von Stalheim aus gemalt, jeder in einer andern perspektivischen Verschiebung der das Thal überragenden Spitzen und Kuppen, und die Berliner Marinemaler haben mit einander gewetteifert, alle Nüancen des Meerwassers bei ruhiger, leicht bewegter und stürmischer See, bei allen nur möglichen Wandlungen des Dunstkreises zu ergründen und koloristisch festzuhalten, und zwar mit einer Virtuosität, daß man am Ende doch zu dem Glauben geführt wird, daß die Kunst — wenigstens in einzelnen ihrer Gebilde — der Natur gleichkommen könne. Die Marinen mit Schiffsporträts und mit Darstellungen von Schiffsmanövern, die Jagd- und Tierstücke und die militärischen Genrebilder, die sich hoher Neigung erfreuen, wollen wir nicht nach ihrem künstlerischen Verdienst beurteilen. Aber eines kommt zum andern, und schon die Wahrnehmung eines Schutzes, einer Förderung von hoher Seite ist ein Sporn für die Kunst, auch wenn diese Förderung zunächst mehr an dem Stoff als an der künstlerischen Form haftet.

Aus der Landschaftsmalerei und zwar aus ihrer jüngern realistischen Richtung, die hauptsächlich nach dem Ausdruck einer starken Stimmung strebt, ist auch das Bild erwachsen, das auf unsrer Kunstausstellung in Bezug auf selbständige Erfindung und die Bethätigung eignen Denkens die erste Stelle einnimmt: eine nach Art der mittelalterlichen Triptycha aus drei Abteilungen, einem breiten Mittel- und zwei schmälern Flügelbildern, bestehende, durch ihren

Inhalt zusammenhängende Komposition von Ludwig Dettmann. Der Künstler hatte bisher in Strand- und Dünenlandschaften, in Flußuferpartien, in Schilderungen von Wiesen, Feldern und blühenden Obstgärten eine glückliche Begabung für die Erfassung des Stimmungsgehalts und ein malerisches Darstellungstalent gezeigt, das die Öl-, Aquarell-, Gouache- und Pastelltechnik mit gleicher Fertigkeit beherrschte, bisweilen auch in dem Streben nach starker, plastischer Wirkung zu tadelnswerten Ausschreitungen neigte. In dem dreiteiligen, in Öl gemalten Bilde, das den Titel „1. Mose 3" trägt, ist der Landschaft zwar eine hervorragende Stellung eingeräumt, aber die Figuren haben daneben eine durchaus selbständige Bedeutung und sind darnach auch mit großer Sorgfalt, man möchte fast sagen im großen Stil durchgeführt. Das Motiv, der Sündenfall, der Fluch der Erbsünde und die Erlösung durch den Mittler, der der Welt Sünde trägt, ist im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein beliebter Gegenstand künstlerischer Darstellung gewesen. Allgemein bekannt sind die cyklischen Bilder der beiden Cranach. Wie ganz anders im Vergleich zu jenen pedantischen Schriftauslegungen hat aber der moderne Maler diesen Gedanken gestaltet! Im Hintergrunde des linken Flügelbildes steht der Engel mit dem flammenden Schwerte vor dem verlornen Paradiese. Vor ihm breitet sich eine dicht mit weißen Lilien, den Sinnbildern der Unschuld, besäte Wiese aus, die ein Bächlein von dem Vordergrunde scheidet, wo sich im Grase die Schlange, die Verführerin, ringelt. Auch ohne die typischen Figuren des ersten Elternpaars ist diese Symbolik so deutlich, daß sie überall verständlich ist, wo man die Bibel liest und kennt, und mit solchen Voraussetzungen darf jeder Künstler rechnen, so lange die menschliche Gesittung und Bildung in dem Zusammenhange ihrer Entwicklung noch nicht unterbrochen ist. Es ist gewiß bezeichnend, daß selbst ein Künstler, der nach seiner ganzen Naturanschauung durch und durch Realist ist, die Symbolik nicht entbehren kann, obwohl es ihm geglückt ist, für einen uralten Gedanken eine neue und eigentümliche Ausdrucksform zu finden. Diese tritt noch stärker in dem Mittelbilde hervor, das an und für sich völlig realistisch erfunden und ausgeführt ist, aber durch den Zusammenhang mit den Flügelbildern auch eine symbolische Bedeutung erhält. Bei Sturm und Regen im Spätherbst bewegt sich ein armseliger Leichenzug eine zwischen Feldern bergan führende Landstraße aufwärts: ein von zwei Männern gezogner Handwagen mit dem Sarge darauf, zwei andre Leichenträger dahinter und dann ein paar Leidtragende, die mit aufgespannten Schirmen gegen Wind und Regen kämpfen. Links vom Wege Landleute, die beim Kartoffelausmachen in ihrer Arbeit inne halten, im Hintergrunde ein paar Gestalten, die, im Regen und Nebel nur undeutlich sichtbar, scheu zurückblicken. Es ist der modern-realistische Kommentar zu den Worten der Schrift: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut

auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.“ Über diesen trost- und hoffnungslosen Fluch hebt das rechte Flügelbild hinweg. In himmlischen Sphären empfängt der Heiland der Welt, nicht in thronender Majestät, sondern in der Gestalt, in der er auf Erden gewandelt ist, die Gläubigen, denen das Himmelreich ist. Der Maler hat sich auf drei Figuren beschränkt, wohl in der Absicht, keinen Vergleich mit klassischen Darstellungen des jüngsten Gerichts herauszufordern. Ein weltlicher oder geistlicher Fürst in prunkvollem, mittelalterlichem Ornat kniet demütig vor dem Erlöser, neben ihm steht ein greiser, auf Krücken gestützter Bettler, und zwischen ihnen blickt ein kleines Mädchen aus dem Volke scheu zu Christus auf, hinter dem das Kreuz und rechts und links davon ein gothischer Dom und eine italienische Kuppelkirche, vermutlich die Sinnbilder des Protestantismus und des Katholizismus, sichtbar sind.

Wir wollen uns bei Betrachtung dieses Bildes des Sprichworts erinnern, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht. Aber es ist doch ein Ansatz vorhanden, aus dem die Hoffnungen für die Fortbildung und die Zukunft der religiösen Malerei, die durch die Entartung des Uhdischen Naturalismus grausam gestört worden sind, wieder belebt werden könnten. Dieses Anzeichen einer bessern Zeit steht auf unsrer Ausstellung nicht vereinzelt da. Auch die ideale und die historische Malerei hat einen neuen, verheißungsvollen Aufschwung genommen, die eine in einem großen auf Gobelinleinwand gemalten dekorativen Bilde, das einen Elfenreigen am buschigen Ufer eines Flusses an einem Sommerabend mit großer Anmut und fein entwickeltem Schönheitsgefühl schildert, von Max Koch, die andre in einem Vorgang aus den Kämpfen der Römer und Germanen (Rettung eines von römischer Übermacht verfolgten Germanen und seiner Familie in das Dunkel der heimischen Wälder und Sümpfe) von Ernst Henseler in Berlin und in dem durch höchst energische und mannichfaltige Charakteristik der zahlreichen Figuren ausgezeichneten, in überlebensgroßem Maßstabe ausgeführtem Gemälde „Professor Steffens begeistert zur Volkserhebung im Jahre 1813 zu Breslau“ von Arthur Kampf in Düsseldorf.

Schon diese Bilder allein würden die Erinnerung an die letzte der unter dem Protektorate der Akademie veranstalteten Kunstausstellungen eine Zeit lang lebendig erhalten, wenn nicht auch noch die Bildhauerkunst ein Wort mitzusprechen hätte. Wir haben noch niemals zuvor eine so große Fülle von Bildwerken in kolossalem Maßstabe in einer Kunstausstellung vereinigt gesehen wie hier in diesem Jahre. Die in Auftrag gegebnen Denkmäler für die beiden ersten Kaiser des neuen deutschen Reichs gehen schnell ihrer Vollendung entgegen, und die Künstler beeilen sich, wenigstens Teile des Geschaffnen zu zeigen. Manches erhebt sich nicht über die Schablone, manches ist auch dürftig, weil

die Mittel gefehlt haben; aber das meiste ist doch groß gedacht und würdig ausgeführt, so besonders die beiden mit Sockelfiguren versehenen Reiterdenkmäler Kaiser Wilhelms des Ersten für Elberfeld und Mannheim von Gustav Eberlein. Im Durchschnitt steht die Plastik in allen ihren Zweigen, von der monumentalen bis zur Kleinbildnerei, höher als die Malerei. In der Kleinplastik sind die deutschen Bildner den italienischen an Fingerfertigkeit gleich, an Schönheitsgefühl sogar überlegen, und an ganz eigentümlichen Schöpfungen fehlt es auch nicht. Der „Philosoph von Sanssouci in seinen letzten Stunden,“ Friedrich der Große, im Lehnstuhl sitzend, von zwei Windspielen umgeben, von Harro Magnussen ist eine Charakterstudie, in der der Naturalismus zur Natur zurückgekehrt ist und doch in der Ergründung einer seelischen Stimmung Großes geleistet hat, und die nackte Gestalt eines jungen, auf einem Ruhebett schlummernden Mädchens von Robert Toberentz ist eine vollendete Verkörperung der Kunstlehre: Kunst und Natur sei eines nur! Trotz der unvorteilhaften Gesamterscheinung der Berliner Kunstausstellung ist also nicht der mindeste Anlaß vorhanden, das Ungeschick der Unternehmer etwa mit dem Hinweis auf einen Rückgang unsrer Kunst zu entschuldigen.

Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Erstes Kapitel

das mit einer Zeitung anhebt und mit einer Predigt schließt

Ich hatte meine Ziegen eingetrieben und saß, die Stunde des Mittagessens erwartend, mit gekreuzten Beinen auf dem Arbeitstische des Vaters, der heute auswärts schneiderte. Vor mir auf meinen Knieen lag der neue Uniformrock des Polizeidieners Gartumb von Schillingsberg. Dem stolzen Kleidungsstücke aus zweierlei Tuch fehlten, damit es in schönster Vollendung prange, nur noch die großen gelben Messingknöpfe. Diese sollte ich annähen.

Aber meine Hände lagen einstweilen müßig im Schoß, und ich sah durch das offne Fenster, zwischen den hochroten Geranienblüten hindurch, nach dem Hause unsers Nachbars drüben, des Gerbers, der mit einem Zeitungsblatt in der Hand vor seiner Thür stand und zwei mit Rechen und Sensen von der Heumahd heimkehrenden jungen Bauern etwas vorlas.

Der Herr Nachbar von der Eichenlohe hielt für sich keine Zeitung; er mußte sie beim Ochsenwirt mitgenommen haben, wo er die zahlreichen täglichen Schoppen zu trinken pflegte, deren er bedurfte; denn die Gerber sind allezeit durstige Leute, weil sich ihnen der feine Lohenstaub in die Kehle setzt und immer hinuntergespült sein will.

Diesmal schien der Meister Appel einen Krug mehr als sonst getrunken zu haben; denn sein Gesicht leuchtete noch röter als gewöhnlich, und seine nervigen Arme mit zurückgewickelten Hemdärmeln und geballten Fäusten gestikulirten mit großer Heftigkeit. Er hatte auch den einen Zipfel seiner safrangelben Schürze in den Gürtel hinaufgesteckt und rauchte statt seiner kurzen Pfeife eine Cigarre, zwei Umstände, die bei ihm auf eine außergewöhnliche Stimmung hinzudeuten pflegten.

Nachdem der Meister die Lesung beendet hatte, schien er deren Inhalt den beiden Hörern zu erläutern. Am häufigsten und zugleich am lautesten klang dabei der Name Preußen an mein Ohr.

Meine Neugierde erregte aber dieser Name nicht, denn ich verband damit nur sehr undeutliche Vorstellungen. Bei unserm Schulmeister Langbein hatten wir darüber nichts erfahren, auch in meinen lateinischen Stunden beim Pfarrer war er nicht vorgekommen; nur vom Vater wußte ich, daß man damit ein deutsches Land und Volk bezeichnete. Auch hatte mir der Vater früher in der Kinderzeit allerlei Geschichten von einem berühmten König der Preußen erzählt, den man den alten Fritz oder auch den großen Kurfürsten nannte, und den mein Vater sehr bewunderte, besonders weil er einen ehemaligen Schneidergesellen zum General gemacht hatte, der dafür dem König später mehr als hundert Schlachten gewann. So wenigstens erzählte es mein Vater. Nicht in Büchern hatte ers gelesen, wie überhaupt das Lesen von Gedrucktem nicht seine Sache war; aber er hatte es von den Preußen selbst gehört, und den alten Fritz und seinen Schneidergeneral hatte er mit eignen Augen gesehen, nämlich wie sie abgegossen sind in der großen Stadt Berlin, der Hauptstadt der Preußen, wo mein Vater im Anfang der fünfziger Jahre sieben Wochen lang in Arbeit gestanden hatte.

Ich dachte deshalb an die Preußen nicht viel anders und nicht viel klarer als etwa an die Perser, von deren großem König Cyrus ich sehr rührende Geschichten in einem alten Buche gelesen hatte, oder an ein gewisses Volk der Franken und ihren König Dagobert, der unter dem Kaiser Octavianus einen gewissen gottlosen Mohrenkönig besiegt hatte. Ohne mir also weitere Gedanken zu machen, verwunderte ich mich doch über die erschrocknen Gesichter, womit die zwei Bauern drüben den Gerber anstierten.

Dann kamen über die Brücke zwei andre, ältere Männer mit ihren Frauen und Töchtern. Der Gerber rief ihnen schon von weitem zu, und diesmal verstand ich das Wort Krieg. Die Ankömmlinge stutzten. Ich aber

schnellte vom Tisch empor, und ehe man drei zählen konnte, stand ich im Haufen bei den übrigen, die sich bald durch Neuankommende noch vermehrten.

Ein tolles Durcheinanderreden schlug da an mein Ohr.

Jesses, wenn nur die Russen nicht kommen!

Die Preußen sind auch nicht weit davon, die werden uns schön kahl fressen.

Sie sollens bleiben lassen; wir wollen ihnen schon auf die Finger klopfen; wir jagen sie nach Rußland.

Aber die Preußen mit dem Zündnadelgewehr, wenn die uns nur nicht heimleuchten.

Was will Preußen gegen Österreich, gegen Österreich und Baiern und Württemberg und Hessen und Sachsen und Hannover; Preußen muß verlieren, und wenn es schlimm geht, ist auch noch Napoleon da und sind die Franzosen da, die lassen uns nicht von den Preußen einsacken.

Jesses, die Franzosen, wollen denn die Franzosen kommen? Von denen erzählt man sich gar nichts gutes.

Lieber Franzosen als Preußen!

Wir brauchen die einen nicht und brauchen die andern nicht, sie können beide daheim bleiben.

Ihr müßt es ihnen halt nur sagen, Blessenvogt.

Was wollen denn die hungrigen Preußen?

Satt essen wollen sie sich bei uns, habt ihrs noch nicht gemerkt? und unsern Wein wollen sie saufen.

Schleswig-Holstein wollen sie in die Tasche stecken, die Langfinger, und das will Österreich nicht leiden.

Was ist denn das, Schleswig-Holstein?

Schleswig-Holstein meerumschlungen, Schleswig-Holstein stammverwandt!

Was geht uns das an, das ist weithin.

Was uns das angeht? Wenn man dem Teufel den Finger giebt, nimmt er die ganze Hand. Zuerst gehts an Schleswig-Holstein und dann an uns, so weit ist das gar nicht aus einander. Österreich soll aus Deutschland hinausgeworfen werden, und uns macht man dann nach und nach preußisch. Wenn euch das nichts angeht, dann könnt ihr heim gehen und euch ins Bett legen.

Wenn nur die Franzosen nicht kommen!

Unser König ist ein Freund Napoleons, die Franzosen thun uns nichts, die hauen nur die Preußen.

Wenn nur mein Jörgmichel nicht grad bei den Soldaten wär.

Ja, müssen denn unsre Soldaten auch in den Krieg? Großer Gott im Himmel, da schießen die Preußen meinen Anton tot.

Jesses, und mein Bernerd, der bei den Dragonern in Ludwigsburg steht!

Mehrere Weiber brachen in lautes Heulen aus.

Der Polizeidiener Kappes näherte sich der Gruppe, alle sahen sich mit erschrocknen Gesichtern um, und einen Augenblick lang herrschte allgemeines Schweigen.

Der Mann der öffentlichen Ordnung machte ein furchtbar ernstes Gesicht. Mit militärisch straffer Haltung blieb er vor dem Volkshaufen stehn. Von mehreren Zetteln in seiner Hand brachte er einen seiner Brille näher, und indem er fast die Stimme eines Feldherrn annahm, las er: Lienhard Reichenbühler. Damit streckte er den Zettel einem der anwesenden jungen Burschen entgegen, der einen Blick darauf warf und leicht erblaßte.

Lienhard war ein zurückgezogner Mensch von sanftem Charakter, ein wenig Mutterkind, nicht ganz und gar Bauer, sondern er betrieb neben der Landwirtschaft gemeinsam mit seinem Vater auch ein kleines Töpfergeschäft, worin er für sehr geschickt galt.

Johann Peter Mütsch, las der Kriegsbote unterdessen weiter.

Der Träger dieses Namens, ein armer Bursch und Knecht beim Blessenvogt, nahm die Nachricht anders auf, als der erste. Hurra! rief er aus, hätt net glaubt, daß ernst is; nun aber nix als drauflos, und mach mir kein so Gsicht, Linerd, im Krieg gehts lustig zu.

Holla, du nimmsts Maul groß voll, du Tagdieb, du Nichtsnutzer, rief der Blessenvogt, aber wer soll mein Heu machen und meine Ernt schneiden?

Macht euch keine Sorg, wir reiten mit den Gäulen drüber, dann ist sie schon gschnitten, rief der Knecht übermütig. Jedenfalls gräm ich mich nicht, daß ich sie nicht zu schneiden brauch, und euer hartbacken, schimmelig Brot, Blessenvogt, gönn ich euch auch; zu weit nach Preußen nein, wo der Pumpernickel anfängt, kommen wir Schwaben doch nicht, und unterwegs giebts beßres.

Nach und nach verlor sich der Haufe. Das Durcheinanderschreien hatte aufgehört, seitdem der Krieg in so bestimmten Zeichen an die Leute herangetreten war, und ziemlich kleinlaut ging alles auseinander.

Die einberufnen Soldaten, sechs im ganzen, mußten ohne Zögern abmarschieren. Dabei gab es viel Thränen, aber auch viel tapfre Reden. Der Pfarrer Bartholomes erschien ebenfalls beim allgemeinen Abschied. Von ihm hörte ich zum erstenmale das Wort Bruderkrieg. Aber unsre Soldaten durften mit Gottvertrauen in den Kampf ziehen; ihre Sache war eine heilige, sie verteidigten nicht nur ihren König und ihr Vaterland, sondern auch ihre heilige Religion.

Diese Ansprache hinderte nicht, daß Lienhard Reichenbühler zuletzt mit seiner Mutter um die Wette weinte, während sich der Hannpeter Mütsch den Abschiedstrunk schmecken ließ und deutlich zu erkennen gab, daß es ihm ziemlich gleichgiltig sei, was er verteidige, wenn er nur gegen Sichel und Sense den Säbel eintauschen durfte. Sein Wesen steckte die andern an, und als sie dann aufbrachen und, von der Schuljugend begleitet, zum Dorf hinauszogen,

just an unserm Häuschen vorbei, über die Haselbachbrücke, sangen sie mit lauten Stimmen:

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.

Sogar der Lienhard sang leise mit. Ich schaute ihm zum Fenster hinaus nach, und er that mir leid, weil ich seine Mutter unter einer benachbarten Hausthür stehn und heftig weinen und schluchzen sah. Da dachte ich nicht, daß ich ihn allein wiedersehen würde, und in welchen entsetzlichen Augenblicken.

Unterdessen hatten die fortziehenden Krieger das schöne Morgenrotlied beendigt, und ich hörte von ferne den Hannpeter mit machtvoller Stimme einen andern, derbern Gesang anstimmen, der seinem Geschmack mehr zusagte.

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Und der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Und im Kriege wird keiner verschont

hörte ich sie brüllen, wobei sie die einfache Melodie durch tausend willkürliche, abenteuerliche Schnörkel verzierten.

Ich mußte immer an den bleichen Lienhard denken. Er war, wiewohl acht Jahre älter, eine Art Freund von mir. Mit meinem Paten Rothermund verwandt, war er viel zu diesem ins Haus gekommen und hatte dabei, als wir, Rothermunds Olga und ich, noch jünger waren, uns jedesmal etwas mitgebracht, meist ein freies Erzeugnis seiner Kunst, kleines niedliches Spielgeschirr oder buntfarbige, vogelgestaltige Bildungen, auf denen man pfeifen konnte. Er war in solchen Dingen sehr erfinderisch. Ebenso hatte ich ihn mit meiner kleinen Freundin oft in seiner Töpferwerkstatt besucht und mit Erstaunen der Drehscheibe zugeschaut, die so schnell lief, daß das Auge ihr gar nicht folgen konnte, wobei es mir immer wie ein Wunder erschien, wenn bei so schwindliger Drehung unter der Hand des Töpfers der feuchte Thonklumpen auf der Scheibe seine Gestalt veränderte, wenn er in die Höhe wuchs, sich aushöhlte, sich bald bauchig weitete, bald halsartig einschnürte, seine Bildung immer deutlicher wurde, bis die Scheibe still stand und das fertige Gefäß nur mit einem Draht von dem Scheibenrund abgeschnitten zu werden brauchte, um in der Trockenkammer aufgestellt zu werden. Die zur Fahne gerufnen waren längst über alle Berge; ich dachte aber noch immer an den Lienhard.

Begierig war ich nun, was mein Vater über den Krieg sagen würde.

Beim Abendessen sollte ichs erfahren. Mein Vater verwunderte sich über den Mut Preußens, Österreich den Krieg zu erklären. Gute Soldaten habe Preußen, und gute Generale, das müsse ihnen der Neid lassen. Und wenn der alte Fritz noch lebte, der große König und Kurfürst, und sein General

Derfflinger, der ehemalige Schneidergesell, wer weiß! Aber auch so noch werden sie den Österreichern genug zu thun geben.

Was du für scheckiges Zeug redst, man meint, du wärst ein Preußenfreund, rief Nepomuk Rothermund, der Pate, der zu uns herübergekommen war. Sie werden schön ankommen, die Berliner Hungerleider. Zu thun geben? Dummheiten! Sind wir gar nichts? Denk einmal: Österreich mit Ungarn, Baiern, Württemberg, Baden, Hessen, dann Sachsen, Hannover; die Preußen sind nicht recht im Kopf, sonst würden sie daheim bleiben.

Ich hätte gar zu gern erfahren, was Schleswig-Holstein sei; denn das seltsame Wort, das der Gerber Appel so begeisterungsvoll ausgesprochen hatte, reizte mich sehr durch seinen fremdartigen Klang. Mein Vater, der einige Jahre in Hamburg gewesen und oft nach Altona hinüber gekommen war, wollte mir eben antworten, als der Nachbar Gerber mit lautem

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland

die Thüre aufriß und, selber leicht wankend, in die Stube hereinstürmte. Die abermalige geheimnisvolle Deklamation erhöhte nur meine Neugierde. Aber sie für den Abend noch befriedigt zu sehn, blieb keine Hoffnung; die Unterhaltung gestaltete sich zu aufgeregt, als daß ein armer Junge dabei hätte zu Worte kommen können.

Der Tag war ein Samstag, und am andern Morgen, mitten im Gottesdienst, schlugen zum drittenmal die dunkeln und doch so eindrucksvollen, einer Verschwörungsformel ähnlichen Worte an mein Ohr:

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Schleswig-Holstein stammverwandt.

Der Pfarrer Bartholomes rief sie von der Kanzel herunter, und lange sprach er von diesem Schleswig-Holstein. Wir hätten das Land erobert, wir, und die Österreicher, die „Großdeutschen" (ein neues aufreizendes Rätsel für mein Ohr), gegen den Willen von Preußen; wir mit unserm Blut hätten Schleswig-Holstein gewonnen, und die Preußen wollten das Land in die Tasche stecken. Da habe Österreich Recht, es nicht leiden zu wollen, und wir dürften es ebenfalls nicht leiden. Aber das sei nicht der wichtigste Punkt. Um Größeres handle es sich. Österreich solle aus Deutschland hinaus, damit Preußen darin allein Herr sei. Dann müßten wir preußisch werden. Seither hätten auch die Katholiken in Deutschland leben dürfen, weil Österreich dagewesen sei, der katholische Kaiserstaat. Nach Österreichs Beseitigung aber hätten die Katholiken keinen Schutz und Schirm mehr, und es müßte ihnen übel ergehn. Darum seien auch von den Evangelischen einige preußisch gesinnt, einige Katholikenfresser und Dummköpfe nämlich; die Mehrzahl aber sei dennoch gegen

Preußen, wenn sie uns gleich gern das Unglück gönnten. Aber die wüßten auch, was sie von den Preußen zu erwarten hätten, nämlich zehnmal so hohe Steuern und zehn Jahre Kasernenzeit für ihre Söhne, für alle ohne Ausnahme. Und die Pastoren könnten es sich an den Fingern ausrechnen, daß dann die schönen Pfarrstellen im Lande von ausgehungerten Preußen besetzt würden. Es nütze darum den Preußen nichts, die katholische Religion in Deutschland ausrotten zu wollen, die Evangelischen in Schwaben wollten dennoch nichts von ihnen wissen. Das beweise aber zur Genüge, welche Gäste diese Preußen sein müßten. Um so mehr sollten wir Katholiken sie verabscheuen und in inbrünstigem Gebet Gott um den Sieg unsrer Waffen bitten, der übrigens gar nicht zweifelhaft sei; denn der Kampf sei zu ungleich, die Übermacht zu sehr auf unsrer Seite: Sie müssen verlieren, die Preußen, es ist nicht anders denkbar. Sie können schon deshalb nicht siegen, weil ihr Krieg ungerecht ist, ein Krieg gegen deutsche Brüder, ein himmelschreiender Bruderkrieg!

Dann sprach er noch von einem Kreuzzug, einem heiligen Kreuzzug, was ich nicht verstand.

So lang wie an diesem Sonntag hatte der Pfarrer Bartholomes noch nie gepredigt, und doch war ihm dabei, vielleicht zum erstenmale, niemand eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Akademisch. Die Kritik der „Jüngstdeutschen,“ wenn man angesichts des rohen Absprechens und der hohlen Phraseologie dieser Litteraturapostel noch von einer Kritik sprechen darf, hat die Wirkung gehabt, daß ein Teil unsrer Zeitungen und sonstigen Tagesblätter mit dem Schlagwort „akademisch“ um sich wirft, von akademischer Poesie und akademischer Malerei spricht, womit alle nicht der modernsten Richtung angehörigen Schöpfungen bezeichnet und gebrandmarkt werden sollen. In dem vollen Bewußtsein, daß das Wort „akademisch“ von alter Zeit her — und im ursprünglichen, eigentlichen Sinne des Worts mit gutem Recht — einen schlimmen Klang hat, daß es eine leblose, dem Zusammenhange mit der Natur entfremdete, an die äußerliche Nachahmung äußerlich überlieferter Formen gebundne Kunst bezeichnete, im Fanatismus für ein sogenannt Neues, was zwar nicht akademisch, aber oft in der kläglichsten Weise konventionell erscheint, hauptsächlich doch wohl in beliebter Gedankenlosigkeit wird die Beschuldigung, ein Werk, ein Talent, eine Richtung wären akademisch oder doch wenigstens akademisch angehaucht, Tag für Tag gegen Leistungen und Bestrebungen ausgespielt, auf die es schlechter paßt, als die Faust aufs Auge. Und jene angenehme Mehrheit unsers lesenden Publikums, die

sich längst entwöhnt hat, mit den Worten irgend einen Begriff zu verbinden, betet die Beschuldigung gläubig nach und wird am Ende selbst überzeugt, daß alles, was sich nicht naturalistisch geberdet, schon deshalb akademisch sei. Es ist ungefähr, als wenn gegen jede Kleidung, die nicht zerrissen und zerschlissen ist, die Behauptung geschleudert würde, daß sie geckenhaft sei. Auf diese Weise könnte ein Mensch, der im einfachsten, aber in anständigem Rocke, ja nur in reinlicher Bluse einhergeht, dazu kommen, unter die Modenarren gerechnet und „Gigerl“ genannt zu werden. Unsre zu Zeiten von geradezu unglaublich flachen und bildungslosen Gesellen bediente Tagespresse scheint die Worte: innerlich, vornehm, reif, schön und anmutig, klar, durchgebildet, plastisch, stilistisch rein mit dem Wort akademisch nicht nur für sinnverwandt, sondern für völlig gleichbedeutend zu halten. Durchaus lebensvolle, innerlich warme, aus dem eigensten Leben ihrer Dichter hervorgegangne Werke müssen sich gefallen lassen, mit dem Worte akademisch abgefertigt zu werden.

Nun wirkt es geradezu verderblich, wenn einem leidlich feststehenden Begriffe plötzlich ein durchaus andrer Sinn untergelegt wird, denn die herrschende Verwirrung in ästhetischen Dingen ist ohnehin groß genug, und wenn es so weitergeht, würde akademisch noch zum Ehrennamen für alle gut geschriebnen und die lichtern Erscheinungen des Lebens mit künstlerischer Freude wiedergebenden Bücher werden. Es ist jedoch im höchsten Maße wünschenswert, daß der Unterschied zwischen lebensvollen und leblosen Dichtungen, zwischen wirklichen Schöpfungen und bloßen Nachahmungen, zwischen Empfindung und Anempfindung weder vergessen noch verwischt werde. Die unterschiedslose Geringschätzung, die der litterarische Anarchismus über alle Leistungen verhängt, die den revolutionären Stempel nicht tragen, würde erst dann zur ernsten Gefahr für unser geistiges Leben werden, wenn wir umgekehrt verlernten, in der Gesamtmasse der als akademisch verunglimpften Dichtung die echt schöpferischen Naturen und Werke zu erkennen. Es ist lange her, daß Friedrich Hebbel in einem seiner schönsten Epigramme daran gemahnt hat, nicht mit dem Joche das Maß zu zerbrechen, und die Frage aufwarf: „Wer setzte Barbaren im Ungebundnen die Grenze?“ Aber Mahnung und Frage sind heute mehr als je am Platze, wo das mißbrauchte Schlagwort „akademisch“ die Luft durchschwirrt. Am letzten Ende wird doch wieder das wundervolle Wort des Dichters gelten:

> Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
> Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt;
> Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,
> Wären sie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?
> Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
> Wiederholt und doch jährlich im Lenz sich erneut:
> Alt sind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Rosen,
> Frisch ist der Duft, und im Kranz thut sich der Meister hervor!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Ethik in der Gegenwart

Man könnte fragen, ob es richtig sei, Gegenstände wie die christliche Ethik an dieser Stelle zur Sprache zu bringen. Man könnte sagen, so etwas gehöre in die theologischen Fachblätter oder in Erbauungszeitschriften. Und es ist auch noch nicht lange her, daß dies die allgemeine Meinung der gebildeten Kreise war. Religiöse Fragen waren von der Behandlung ausgeschlossen; man redete nicht gern davon, man überließ die Kirche und das Christentum den Frauen und Kindern und glaubte durch die Philosophie, durch die Spekulationen der Naturwissenschaften und durch den Kultus der Kunst (und der Künstler) einen ausreichenden Ersatz gefunden zu haben.

Inzwischen hat sich doch gezeigt, daß diese Ersatzmittel niemand befriedigten, daß Leute, die sich für hochgebildet und vorurteilsfrei gehalten hatten, merkwürdigerweise selbst ein religiöses Bedürfnis hatten. Man empfand es auf die Dauer als unerträglich, die Endfragen in der Schwebe lassen zu sollen, und sehnte sich nach einem endgiltigen, sichern Worte, und wenn es auch die Behauptung eines Glaubenssatzes gewesen wäre. Auch im Leben, im Volke zeigte sich das Christentum als unentbehrlich. Und so traten denn die religiösen Fragen wieder in den Vordergrund, und gegenwärtig bilden sie überall da, wo Sinn für geistige Güter vorhanden ist, den Gegenstand ernster Erwägungen.

Hierbei scheint nun die christliche Ethik von besondrer Wichtigkeit zu sein, da sie einen Vereinigungspunkt darbieten könnte für solche, die sich auf Grund von Glaubenssätzen nicht zu vereinigen vermögen. Ob dies zu hoffen ist, wird davon abhängen, ob die christliche Ethik abgetrennt von dem christlichen Glauben etwas selbständiges darstellt. Auch ist die Frage von Bedeutung, ob dieser christlichen Ethik die treibende Kraft innewohnt, die von manchem

an ihr gerühmt wird, oder ob sie so ohnmächtig ist, wie von der andern Seite behauptet wird.

Drei Meinungen stehn sich jetzt fast unvermittelt gegenüber. Nach der einen wird man aus den gegenwärtigen Nöten nur dann herauskommen, wenn man zur christlichen Weltanschauung zurückkehrt, wenn man der Religion die ihr gebührende Stellung einräumt und der Kirche die Stützung des Thrones überträgt. Diese Meinung, von der wir annehmen wollen, daß sie bei allen denen, die sie vertreten, auch ehrlich gemeint sei, hat zu dem Bündnisse des Zentrums und der konservativen Partei und zur Aufstellung eines Schulgesetzes, wie des vom Grafen Zedlitz eingebrachten, geführt, sie beherrscht die kirchlichen und die der Kirche nahestehenden Kreise. Nach der zweiten Meinung ist von Kirche und Christentum nicht viel zu halten, vielmehr hat eine allgemeine Sittlichkeit an die Stelle der christlichen zu treten. Diese allgemeine Sittlichkeit hat sich mit dem zu decken, was bürgerlich anständig und ersprießlich ist, was dem allgemeinen Nutzen entspricht und durch die Staatsgesetze geboten oder verboten ist. Nach der dritten Meinung endlich ist „sittlich" ein Wort ohne eine bestimmte Bedeutung. Sittlich ist der Mensch oder die Sache, die nützen, unsittlich sind die, die schaden. Im Grunde genommen giebt es nur ein Gebot, das des Egoismus, und das „heilige Wissen" zeigt, was dem Ich erreichbar und was unerreichbar ist. Was man sonst sittlich nennt, sind Vorurteile, Reste untergegangner oder dem Untergange verfallner Kulturen.

Daß diese letzte Sittenlehre die Vorfrucht des Sozialismus bildet, und daß bei dieser Herrschaft die Welt eigentlich nur zufolge einer merkwürdigen Inkonsequenz bestehen kann, ist einleuchtend. Ebenso einleuchtend ist, daß die an zweiter Stelle angedeutete Lehre, da sie die Moral des herrschenden Teils der Gesellschaft ist, mit dieser Gesellschaft oder dem Staate steht und fällt. Was aber ist von der ersten Meinung zu halten?

Es scheint logisch unanfechtbar zu sein, daß man, wenn unter der Herrschaft der christlichen Weltanschauung alles gut und schön war, und wenn man, nachdem dieser Boden verlassen war, die bittersten Erfahrungen gemacht hat, zu der christlichen Weltanschauung und christlichen Ethik zurückkehren müsse, und daß dann der frühere Zustand wieder eintreten werde. Ja, wenn! Manche bestreiten aber, daß unter der Herrschaft der christlichen Moral alles gut und schön gewesen sei. Wir geben das zu, ohne deshalb an dem Werte, auch an dem praktischen Werte der christlichen Ethik im geringsten zu zweifeln. Es ist auch nicht gleichgiltig, ob man einen Schritt vorwärts oder rückwärts thut. Man kann keinen Schritt seines Lebens rückwärts thun, und es geht das auch im Leben der Völker nicht. Auf eine Arznei, die früher geholfen hätte, die dann geschmäht wird, kann ich später nicht wieder zurückgreifen, denn statt des medicamentum heilt nun nur noch ferrum oder ignis. Dies wird von den Freunden der christlichen Weltanschauung offenbar übersehen, wenn sie

dem Staate raten, er möge der Kirche nur die nötige Freiheit und den nötigen Auftrag geben, sie werde mit ihrer christlichen Ethik schnell alles wieder zurecht bringen. Man kann, was in einem Menschenalter geworden ist, nicht zwischen heute und morgen ungeschehen machen; es fragt sich auch, ob das Heilmittel, das unsern Vätern geholfen hat, heutzutage, nachdem die Krankheit so weit vorgeschritten ist, Heilkraft besitzt. Wenn aber die Vertreter der christlichen Weltanschauung ihre Zuversicht aus der Erwägung ableiten, daß die christliche Ethik das beste sei, und daß alles, was gut ist, auch wirken müsse, so kann man immerhin das erste zugeben und doch aus der Erfahrung die Lehre ziehen, daß das gute keineswegs immer das wirksame sei.

Aber ist es auch richtig, daß die christliche Moral etwas so Wertvolles sei, wie von kirchlicher Seite behauptet wird? Die Gegner haben viel an ihr auszusetzen: sie bilde kein System, sie gehe von keinem einheitlichen Prinzip aus, sie habe keine feste Abgrenzung und spiele in den Eudämonismus über. Sie sei nicht gegliedert, nicht logisch durchdacht, sie habe keine klaren Begriffe, sie sei mystisch, sie enthalte — überhaupt nichts neues. Man kann alle diese Einwände gelten lassen, ohne von dem Werte dieser Ethik etwas preiszugeben. Sie stellt wirklich kein System dar, aber gerade das ist einer ihrer größten Vorzüge. Denn sie ist keine papierne, sondern eine wirkliche Lebensweisheit. Und im natürlichen Leben geht nichts systematisch zu. Auch die reinliche Zergliederung der Motive, wie sie die Aufgabe des Philosophen ist, kommt im wirklichen Leben nicht vor. Hier ballen sich Mengen von Vorstellungen, Erinnerungen, Wünschen zusammen, hier wirken nicht einfache, sondern höchst zusammengesetzte, wohl selbst hinter der Schwelle des Bewußtseins liegende Kräfte wider einander. Will einer diese Kräfte in Bewegung setzen, so wird es ihm am schlechtesten gelingen, wenn er sie auseinanderwickelt und einzeln beurteilt und anredet. Am besten geht es dann, wenn einer das Kommandowort kennt, das die Masse in Bewegung setzt. „Logische" Redner sind nicht immer die wirksamsten, sondern die mit treffenden Worten Vorstellungsmengen der Zuhörer zu wecken und zu bewegen verstehn.

Schopenhauer macht sich das Vergnügen, die Motive der verschiednen philosophischen Moralen auf ihre Kraft zu prüfen. Er setzt den Fall, daß es möglich sei, einen Nebenbuhler ohne Gefahr aus dem Wege zu räumen. Aus welchen Gründen könnte nun diese That unterlassen werden? Man könnte sagen: Ich bedachte, daß die Maxime meines Verfahrens in diesem Falle sich nicht geeignet haben würde, eine allgemein giltige Regel für alle möglichen vernünftigen Wesen abzugeben, indem ich ja meinen Nebenbuhler allein als Mittel und nicht zugleich als Zweck behandelt haben würde. Oder man sagt mit Fichte: Jedes Menschenleben ist Mittel zur Verwirklichung des Sittengesetzes, also kann ich nicht, ohne gegen das Sittengesetz gleichgiltig zu sein, einen vernichten, der zu dieser Verwirklichung beizutragen bestimmt ist. Oder man

sagt nach Wollastone: Ich habe überlegt, daß jene Handlung der Ausdruck eines unwahren Satzes sein würde. Oder man sagt nach Hutcheson: Der moralische Sinn, dessen Empfindungen, wie jedes andern Sinnes, nicht weiter erklärlich sind, hat mich bestimmt, es sein zu lassen. Oder nach Adam Smith: Ich sah voraus, daß meine Handlung gar keine Sympathie mit mir in den Zuschauern erregt haben würde. Oder nach Christian Wolf: Ich erkannte, daß ich dadurch meiner eignen Vervollkommnung entgegenarbeiten und auch keine fremde fördern würde. Oder nach Spinoza: Homini nihil utilius homine: ergo hominem interimere nolui.

Man fühlt die Lächerlichkeit, Thaten mit solchen Erwägungen begründen zu wollen. In Wirklichkeit erwägt kein Mensch in dieser Weise. Schopenhauer selbst begründet die Unterlassung des Mordes, indem er den betreffenden sagen läßt: Wie es zu den Anstalten kam, und ich deshalb für den Augenblick mich nicht mit meiner Leidenschaft, sondern mit jenem Nebenbuhler zu beschäftigen hatte, da zuerst wurde mir deutlich, was jetzt mit ihm eigentlich vorgehen sollte. Aber nun ergriff mich Mitleid und Erbarmen, es jammerte mich sein, ich konnte es nicht übers Herz bringen: ich habe es nicht thun können. Mitleiden! Der Begriff ist offenbar zu eng und nur unter Voraussetzung der schlechtesten aller Welten Schopenhauers und unter der grilligen Annahme begreiflich, daß das Leben aus einer fortlaufenden Kette von Leiden bestehe. Erweitert man „Mitleid“ in „Mitgefühl,“ so hat man das christliche Motiv der Liebe. Und in der That hat auch Schopenhauer sein Mitleid und vieles andre nirgend anders her entnommen, als aus der christlichen Ethik. „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses, so ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung.“ Das ist die Summe der christlichen Ethik.

Was hier Liebe genannt wird, ist offenbar kein „Begriff“ in philosophischem Sinne. Begriffe sind Abstraktionen, und Abstraktionen sind leer. Darum erweisen die Theologen ihrer Sache keinen Dienst, wenn sie für ihre Ethik einen Grundbegriff suchen und aus diesem, wie der Taschenspieler aus seinem Hute, lauter schöne Dinge hervorholen. Das Wort Liebe enthält vielerlei in ungesondertem Zustande. Sie ist eben so gut Wohlwollen wie Mitleid, wie Zuneigung, wie Pflicht, wie Gefühl. Sie ist auch bei jedem Menschen etwas andres, Pflicht bei dem einen und mystisches Empfinden bei dem andern, aber bei allen eine Kraft, die den ganzen Menschen packt. Sie ist etwas, das dem wirklichen Fühlen und Handeln des Menschen entspricht, theoretisch anfechtbar, praktisch das höchste. Das Wort: „Liebe deinen Nächsten“ war nicht neu. In den heiligen Briefen der Inder steht es geschrieben, im Alten Testamente wird es als die Summe der Gebote bezeichnet. Aber neu war an dem neutestamentlichen Gebote, daß diese Liebe unbedingt, auch dem Feinde gegenüber und allgemein, auch dem Unbekannten und Unwürdigen gegenüber geübt werden soll. Das ist eine Höhe, zu der sich eine in griechischer Weise ästheti-

sirende Moral, zu der sich auch Plato mit seiner freiwilligen, doch nur in seiner Republik geltenden Gerechtigkeit nicht erhob. Uns ist dies Wort ein Gemeinplatz geworden, man findet es in jedermanns Munde, die Logen habens zur Religion gemacht, und alle, denen es zu unbequem ist, etwas bestimmtes kleines für den Nächsten zu thun, verstecken sich hinter diesem höchsten Gebot und reden sich ein, ein Gefühl allgemeiner Menschenliebe sei christliche Ethik. Aber das ist ein Mißbrauch. Der christlichen Ethik liegt nichts ferner als Gefühlsseligkeit, sie ist durch und durch praktisch. Ein gewisser Zug der Unthätigkeit ist erst später durch die Mystik oder durch die Dogmatik hineingetragen worden.

Das besondre der christlichen Sittenlehre besteht also nicht darin, daß der Kreis der Pflichten erweitert worden wäre — was fehlt mir noch? fragt der reiche Jüngling des Evangeliums, und Christus verweist ihn auf die alten zehn Gebote und fordert deren Erfüllung, aber im tiefern Sinne —, das besondre ist die Kraft des Beweggrundes, die sie schafft. Wir können hier nicht an der Frage vorübergehn, ob es zu billigen sei, daß die christliche Moral den Lohn als Beweggrund gebraucht. Der Lohn ist als Beweggrund offenbar sehr wirksam; aber er ist kein ethisches Motiv. „Man muß das Gute thun um des Guten willen.“ Aber was bedeutet diese „rein ethische“ Formel anders als: um des Lohnes willen, der in dem Bewußtsein einer guten That liegt. Genau dasselbe ist im Evangelium gemeint, wenn wir lesen: Es wird euch solches alles wohl gelohnet werden, denn es steht dabei: im Himmel, worunter der Zustand der sittlichen Vollendung gemeint ist. Die das Gute thun, um von den Leuten gelobt oder belohnt zu werden, haben nach dem Worte Christi ihren Lohn dahin. Doch soll nicht bestritten werden, daß die christliche Moral nicht bloß den Lohn kennt, der im Himmel ist oder von Gott als dem höchsten Gute gespendet wird. Das entspricht ganz der Art der christlichen Ethik; die sich nicht bloß an die erleuchteten Geister wendet, sondern auch an die Kinder. Die meisten Menschen bleiben ja zeitlebens Kinder. Auf Kinder aber machen rein ethische Beweggründe gar keinen Eindruck, sondern nur Lohn und Strafe. Die in der That selbst liegende Belohnung verstehen sie nicht, sie brauchen eine über ihnen stehende lohnende und strafende Autorität, sie brauchen auch die Aussicht auf einen Lohn, den sie begreifen können. So gut wie Christus die Wahrheiten des Evangeliums in Gleichnisse faßte, so stellt er auch den innern Lohn im Bilde des äußern dar. Er faßt sein Sittengesetz in die volkstümliche und allgemein verständliche Regel zusammen: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch. Hier wird sogar der Egoismus zu einem Maßstabe und Beweggrunde selbstlosen Handelns genommen. Es ist genau dasselbe, wie wenn Christus im Gleichnisse sagt: Machet euch Freunde im Himmel mit dem Mammon der Ungerechtigkeit. Der Eudämonismus im Christentum bedeutet also eine sittliche Vorstufe, in der der äußere Lohn gleichnisweise vor dem innern steht.

Einen Antrieb zum Guten entnimmt die christliche Ethik ferner daraus, daß das sittliche Ideal in konkreter Gestalt in der Person des Erlösers, als „des schönsten der Menschenkinder," dargestellt wird. Dies ist von großer pädagogischer Bedeutung. Wenn Cicero schreibt: Wenn man die Tugenden leibhaftig sehen könnte, so würden sie eine große Liebe zu ihrer Schönheit einflößen, so giebt die christliche Ethik das leibhaftige Bild im Vorbilde des Meisters. Dieser tritt dem Jünger gegenüber nicht fordernd, sondern gebend, als ein Wohlthäter, der den Menschen aus tiefster Not erlöst und in die höchste Glückseligkeit versetzt. Daß sein Gebot erfüllt werde, gebietet also nicht allein der Wert dieses Gebots, sondern auch die brennende Pflicht der Dankbarkeit. Das sind „feurige Kohlen auf dem Haupte," ein Antrieb allerstärkster Art. Thu es um meinetwillen! ist sein Gebot, du darfst ein weniges von der großen Pflicht der Dankbarkeit, die auf dir liegt, abtragen, wenn du mein Gebot erfüllst.

Endlich richtet die christliche Ethik die Aufmersamkeit nicht auf einen einzelnen Fall oder eine gedachte Reihe von Fällen, sondern auf die Summe aller Handlungen und kommt zu dem Schlusse, daß diese Summe nicht zu erfüllen ist. Es bleibt ein großer Rest — „zehntausend Pfund." Von diesem Reste geht sie aus. Nicht allein in der Weise, daß sie zum Bewußtsein bringt, was alles noch zu thun ist, was offenbar viel wirksamer ist, als wenn einer betrachtet, was er schon gethan hat, sondern indem sie lehrt, daß Gottes Barmherzigkeit denen gegenüber, die Buße thun, das heißt, die die Lage der Dinge mit Beschämung anerkennen und das lebhafteste Verlangen haben, zu bessern und gut zu machen, was sie irgend können, Nachsicht üben wolle. Und zwar um desselben Erlösers willen, der die größte That der Liebe durch seinen Tod am Kreuze gethan hat.

Die christliche Ethik, von der ich hier ein paar Grundlinien gezeichnet habe, ist also weit davon entfernt, eine verschwommene, gefühlsselige Weltanschauung darzustellen, die mit den wirklichen Dingen nichts zu thun hat, sondern sie ist eine Pflichtenlehre, der ganz bestimmte Aufgaben gestellt sind, und die mit einer Kraft zur That ausgerüstet ist, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Aber die Wirkung dieser Kraft ist an Voraussetzungen gebunden. Wer der christlichen Moral ihren Glaubensuntergrund nimmt, nimmt ihr das Leben. Das, was übrig bleibt, erscheint den widersittlichen Kräften des Lebens gegenüber schwach. Auch ist die christliche Ethik da ohne Wirkung, wo der sittliche Ernst fehlt, wo man sich mit einer formalen Gesetzmäßigkeit seines Handelns begnügt, wo die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des sittlichen Urteils vermißt wird. Der Boden, den das göttliche Gebot vorfindet, ist keinesfalls gleichgiltig; es bleibt, auf ungeeigneten Boden gebracht, ebenso wirkungslos wie das Weizenkorn, das auf den Weg fiel. Da nun der Boden nicht nach Belieben geschaffen, die Umstände nicht durch Vorschriften oder Wünsche ge-

ändert werden können, so entscheiden über die Wirkung des christlichen Sittengesetzes auch Gründe, die gar nicht in diesem Sittengesetze liegen. So wirksam dieses Sittengesetz ist, wenn die nötigen Voraussetzungen gegeben sind, so unwirksam ist es, wenn diese Voraussetzungen fehlen. Die christliche Ethik bedarf einer Vorgeschichte, als deren oberster Autor Gott gilt. Er schafft, indem er Erfahrungen machen läßt, indem er anstößt, erinnert, Augen und Ohren öffnet, die in dem Menschen vorhandnen sittlichen Kräfte freimacht, das Instrument, das imstande ist, den Ton jenes „königlichen Gesetzes der Freiheit" wiederzutönen. Dies alles wird begriffen unter der Lehre von der Wirkung des heiligen Geistes. Daher spricht Christus zu seinen Gegnern: Wer von Gott ist, höret meine Stimme; ihr seid nicht von Gott, darum höret ihr nicht.

Diese Lehre führt in ihren Folgerungen zu der äußersten Unfreiheit, wie denn wirklich in der Richtung eines Paulus, Augustinus und Luther die Lehre von der vorausgehenden göttlichen Wirkung und der Unfreiheit des menschlichen Willens ausgebildet worden ist. Aber nur in der Theorie; in der Praxis stehen alle drei auf dem entgegengesetzten Standpunkte und lehren, daß Gott wolle, daß allen geholfen werde und daß man annehmen müsse, die göttlichen Veranstaltungen seien überall da vorhanden, wo sich ein Mensch sittlich zu entscheiden habe.

Es wäre interessant, dieser Frage, die uns zu dem Problem der Verantwortlichkeit führt, weiter nachzugehen, sie liegt aber außer der Richtung unsers Weges. Es genüge, gezeigt zu haben, daß nach christlicher Lehre die christliche Moral nicht als ein unfehlbar wirkendes Universalmittel angesehen wird.

Wenn nun jetzt von kirchlicher Seite die christliche Moral als das einzige Heilmittel der Zeit angepriesen wird, so ist richtig: eine soziale Frage giebt es nicht, wo einer seinen Nächsten liebt wie sich selbst, auch da nicht, wo einer in christlicher Geduld das Übel verträgt. Eine Heilung der sozialen Frage ist nur denkbar, wenn der Geist der christlichen Moral Große und Kleine beherrscht. Leider steht nur das Wörtchen „wenn" im Wege, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß dieser Stein des Anstoßes weggewälzt werde. Daß die christliche Moral so große Dinge aus eigner ihr innewohnender Kraft vermöge, wird mit großer Freudigkeit behauptet, aber es ist eine Selbsttäuschung, es ist eine Annahme, die durch die christliche Lehre selbst widerlegt wird. Wenn nun dem Staate angepriesen wird, was die Kirche alles leisten würde, wenn sie zur Stütze des Throns gewonnen würde, so geht man von einem Irrtum aus. Die Kirche kann die Kraft, die sie hat, zur Stütze des Throns verwenden, sie wird aber kein Loth an Kraft gewinnen, wenn ihr diese Aufgabe ausdrücklich gestattet wird. Im Gegenteil, sie wird ihrer eigentlichen Aufgabe entfremdet und in die Versuchung geführt werden, die staatliche Kraft ihren kirchlichen Zwecken dienstbar zu machen. Und darauf

dürfte es auch auf gewisser Seite abgesehn sein. Ein Baum im tropischen Urwalde, der, von Lianen umsponnen und erdrückt, morsch in dieser Umklammerung hängt — das ist das Bild des Staates, in dem sich die Kirche mit Erfolg zur Stütze des Throns emporgeschwungen hat. Hier liegt die kranke Stelle des verfloßnen Schulgesetzes, hier liegt auch der Fehler in der Rechnung kirchlicher Unternehmungen zur Bekämpfung staatsstürzender Parteien. Die christliche Ethik ist ein Band, aber keine Kette, sie fördert die wollenden, aber sie zwingt nicht die widerstrebenden. Diesen bringen der Staatsanwalt und der Hunger viel triftigere Gründe bei, als das Gebot der Liebe. Es geschieht nicht zum Nutzen der Kirche, wenn man sie zum Kampfe gegen den Sozialismus aufbietet. Die Kirche führt nicht das Schwert, sie thut Samariterdienste. Ihre Aufgabe ist Bewahrung, Pflege, Heilung. Auf dem Schlachtfelde kämpfender Interessen hat sie nichts zu thun. Sie sollte den kleinen, aber wichtigen Zug des Evangeliums nicht übersehen, worin berichtet wird, wie Christus einem Menschen, der ihn bat: Sage meinem Bruder, daß er das Erbe mit mir teile! antwortete: Wer hat mich zum Richter oder Erbteiler über euch gesetzt?

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die soziale Frage und andre den Bestand der Kirche bedrohende Fragen für diese nicht vorhanden seien. Im Gegenteil, sie hat ein lebhaftes Interesse daran zu nehmen, sie hat mit aller Kraft zu verhindern, daß ihr von ihrem Eigentum etwas verloren gehe, und sie hat die Aufgabe, das verlorne wieder zu gewinnen. Sie hat sich auch nicht bloß auf erbauliche Redensarten zu beschränken, sondern Ursache und Art der Krankheit zu studiren. Aber sie thut dies alles in eigner Sache. Sie hat es nicht mit Zeitkrankheiten, nicht mit sozialen Nöten, sie hat es mit der Krankheit am eignen Leibe und mit den sittlichen Gebrechen der eignen Glieder zu thun. Sie thut auch über ihren Bezirk hinaus ein gutes Werk, wenn sie betont, daß soziale Nöte doch im Grunde in sittlichen Gebrechen liegen. Man fängt an, dies jetzt zu übersehen, und hofft alles Heil von einer bessern Gesetzgebung; aber auch die beste Gesetzgebung wird die Unzufriednen nicht zufrieden machen. Freilich wird ebenso wenig die Predigt oder gütliches Zureden Leute, die aus ihrem sittlichen Gleichgewichte herausgerissen sind, wieder in den frühern Zustand zurückführen. Was bleibt übrig? Nur das Muß, die bittere Erfahrung. Die Sache ist bereits in einen Zustand gekommen, wo nur noch drastische Mittel anwendbar sind. Wo die Vernunft ein Ende hat, bleibt eben nur der Zwang übrig. Es ist recht schön, zu glauben, man könne die Staatsform und die gegebnen Ordnungen preisgeben und auf sozialdemokratischem Boden die christliche Moral aufbauen; aber es ist doch nur ein Traum. Eine wahre Volkspädagogik wird nicht auf die kräftigen Mittel verzichten zu Gunsten feinerer, die einen gesunden sittlichen Organismus voraussetzen, die aber bei verdorbnem Magen gar nichts wirken.

Die christliche Ethik der Gegenwart hat, wenn auch die Grundzüge dieselben geblieben sind, in den verschiednen christlichen Kirchen ein verschiednes Gepräge gewonnen. Auf katholischer Seite tritt die kirchliche Vorschrift an die Stelle des freien Entschlusses. Die Kirche ist die Mutter, die ihre Kinder bevormundet. Ein Kind fragt man nicht viel, sondern man verlangt, daß es vor allen Dingen gehorche. Das ist pädagogisch unzweifelhaft richtig. Denn die große Menge der Menschen erreicht niemals die Mündigkeit, und wenn auch einzelne Personen Erfahrung und Besonnenheit gewinnen, so bleibt doch das Volk im großen und ganzen immer ein Kind. Demnach ist es ganz praktisch, daß die katholische Kirche den Gehorsam zur vornehmsten christlichen Tugend macht und verlangt, daß man der Kirche, die für alles die Verantwortung auf sich nimmt, vor allen Dingen gehorche. So erleben wir, daß in Trier ein „heiliger Rock“ ausgestellt wird, dessen Echtheit an maßgebender Stelle gar nicht behauptet wird. Die Sache ist eine Kraftprobe, ein sittliches Exerzitium über das Thema des Gehorsams. Aber die Sache hat doch auch ihre übeln Seiten. So wohlthätig es sein mag, einem Kinde die Verantwortung abzunehmen und es auf den simpeln Gehorsam zu beschränken, so schädlich ist es dem Kinde gegenüber, das zu überlegen anfängt, seine Autorität durch die rohe Kraft geltend zu machen und etwaige Einwände durch den Befehl: Gehorche! niederzuschlagen. Man zerbricht mit dem Willen leicht auch den Charakter. Oder man knickt ihn wenigstens an, ein Verfahren, dessen Folgen schon lange zu spüren sind. Oder man erzieht sich bei denen, die sich nicht brechen lassen, fanatische Feinde. Es entsteht die Gefahr, daß über der Form des Gehorsams der sittliche Inhalt vernachlässigt werde. Das ist kein sittlicher Gewinn.

Die Sittenlehre der katholischen Kirche richtet ferner ihre Aufmerksamkeit auf die einzelne That. Auch das ist praktisch und pädagogisch richtig. Sie stellt bestimmte Aufgaben und fordert bestimmte Leistungen. Sie stellt auch für jede dieser Leistungen einen entsprechenden Lohn in Aussicht und lehrt, daß das Werk als solches, nicht bloß in Bezug auf das Gesamtverhalten des Menschen verdienstlich sei. Es wird also alles wohl aufgerechnet. Bleibt eine Pflicht unerfüllt, so tritt sie selbst mit ihrem Schatze guter Werke ein. Daß eine solche Lehre einen außerordentlich starken Antrieb enthält zur That, zur Entsagung, zu guten Werken, die ja alle wohl angeschrieben werden, ist einleuchtend, ebenso aber auch, daß die Höhe und Würde des sittlichen Ideals darunter leiden muß. Die Tugend wird ein Geschäft, das Ziel des christlichen Wandels ist ein wohlgefülltes Sparkassenbuch mit himmlischen Einlagen. Natürlich giebt das die katholische Lehre nicht zu; sie macht genug Vorbehalte, aber in der Praxis ist es wirklich so. Noch bedenklicher ist es, wenn die Kirche sich selbst zum Objekt für die christliche Liebesthätigkeit macht, und ganz schlimm steht es mit der Lehre von der Übertragbarkeit guter Werke. Wir

enthalten uns, geschichtliche Beispiele zu geben, sonst wäre es leicht genug, zu zeigen, was man auf Grund dieser Lehre aus der christlichen Ethik gemacht hat.

Auf evangelischer Seite ist man bestrebt gewesen, der rein sittlichen Forderung ihr volles Gewicht zu bewahren. Die persönliche Verantwortung wird durch keine Bürgschaft der Kirche gemindert, die einzelne That ist nicht Gegenstand besondrer Wertschätzung, da die Summe aller Thaten immer unzureichend bleibt. Das Bewußtsein der Unzulänglichkeit aller sittlichen Leistung beherrscht alles, und so treten als höchste sittliche Gebote allem andern voran Buße und Glaube; Buße, die das sittliche Unvermögen anerkennt, und Glaube, der sich des göttlichen Ersatzes getröstet. Daher ist Glaube und Buße, Buße und Glaube das A und O der evangelischen Predigt. Darüber kommt aber nun wieder das wirkliche Leben mit seinen Anforderungen an die sittliche Kraft und sittliche Reife der Gemeindeglieder leicht zu kurz. Ja die christliche Ethik nimmt in dem Lehrgebäude der evangelischen Kirche eine merkwürdig untergeordnete Stelle ein, sie wird nebensächlich, gleichsam anmerkungsweise behandelt. Glaube und immer nur Glaube! Wo bleibt das Werk? Nun, das liegt, sagt man, in dem Glauben drin, denn der rechte Glaube muß sich auch bethätigen. Ganz recht, aber es ist ein Unterschied, von welcher Seite man eine Sache anfängt, ob von der nächstliegenden oder von der fernerliegenden; denn hier könnte es geschehen, daß es bei allem guten Willen zum nächstliegenden nicht komme. Dies ist ein Mangel der evangelischen Kirche, der bis auf ihre Anfänge zurückreicht. Ist man doch sogar einmal soweit gegangen, die Schädlichkeit guter Werke zu lehren, und hat doch mehr als einmal das innere und äußere Bedürfnis des Menschen gegen den dogmatischen Formalismus Einspruch erheben müssen!

Diese Erscheinung hängt freilich damit zusammen, daß die evangelische Lehre im Widerstreite mit der katholischen entstanden ist. Dabei sind alle Unterscheidungslehren mit größter Schärfe ausgebaut, alle Wege, die zur katholischen Kirche zurückführen könnten, sorgfältig vermauert worden. Und dazu gehört in erster Linie die Lehre von den guten Werken, also die christliche Ethik. So gleicht die Lehre der evangelischen Kirche dem alten Athen, als man nach den Perserkriegen Tempel, Altäre und alles in die Stadtmauern hineingebaut hatte. Man muß zugeben, daß die evangelische Kirche in Gefahr ist, trotz ihrer geläutertern Ethik in Bezug auf thatsächliche Wirkung der katholischen Kirche nachzustehn.

Also soll man einer Neuformulirung der Lehre das Wort reden? Nein. Formulirt ist auf dem Papiere nachgerade genug. Theoretische Gründe und Thaten können uns nichts helfen. Die beste und, wie es scheint, gegenwärtig auch einzig mögliche Formulirung ist die des praktischen Christentums.

Auch in der Beurteilung andrer Rechtsformen, besonders derer des Staats, zeigt die Ethik beider Kirchen bedeutende Unterschiede. Nach katholischer

Lehre ist es die Kirche selbst, die alle wirklichen Rechtsformen erst schafft und alle wirklichen Rechte erst überträgt. Sie unterscheidet menschliches und göttliches Recht, hält aber die Tugenden der Heiden für glänzende Laster und den Staat für ein totes, mechanisches Ding. Erst wenn die Kirche ihren Auftrag erteilt, wird Recht Recht und Sitte Sitte. Es ist keine bloße Frivolität gewesen, wenn man Karl dem Fünften einreden wollte, daß er einem Ketzer das Wort nicht zu halten brauche. Der Ketzer hat eben kein Recht. Das ist die Folgerung längst festgesetzten päpstlichen Rechts. Diese Folgerung widerstreitet aber so sehr dem natürlichen Rechtsbewußtsein, daß man sich natürlich hütet, so etwas unverhüllt zu lehren; doch im Geheimarsenal der Kirche wird diese Waffe gegen den Staat wohl aufgehoben. Es ist doch eine Rückkehr zu vorchristlichen Anschauungen, wenn es innerhalb und außerhalb der Kirche verschiednes Recht geben soll.

Wenn nun nach dieser Lehre die katholische Kirche dem nicht katholischen Staate nur soviel Recht einräumt, als ihr beliebt, so ist es dem protestantischen Staate nicht zu verdenken, wenn er auf seiner Hut ist. Man wendet ein: Das ist ja alles nur Einbildung, das ist eure protestantische Katholikenfurcht, eine reine Gespensterfurcht. Wann hat die katholische Kirche dem Staate gegenüber ihre Schuldigkeit nicht gethan? Etwa 1864, 1866 oder 1870? Nun, das fehlte auch noch, daß die Kirche in solchen Zeitläufen den Staat im Stiche lassen wollte; dennoch geschieht manches nicht, was geschehen sollte, und im geheimen geschieht manches, was nicht geschehen sollte.*)

Nach biblischer Lehre ist jede Obrigkeit von Gott, und es ist keine, die nicht von Gott wäre, jegliche Rechtsordnung ist ein Teil der göttlichen Weltordnung, und der Christ ist gehalten, unterthan zu sein, nicht um des Zwanges, sondern um des Gewissens willen. Dies ist der Standpunkt der evangelischen Kirche, der sich auch darin zeigt, daß die evangelische Kirche zum Staate in nähere Beziehungen getreten ist, als ihr selbst gut ist.

Eine Untersuchung darüber anzustellen, was die christliche Ethik nicht geleistet hat, liegt uns fern. Diese Frage könnte leicht zu einer ungerechten Beantwortung führen. Man könnte, indem man aufzählt, was Bismarck alles nicht geleistet hat, ein Bild von ihm entwerfen, das im einzelnen richtig sein kann, aber im ganzen nicht die mindeste Ähnlichkeit hätte. Auch ist es leichter, mit kräftigen Strichen Sünden zu zeichnen, als herauszufinden und zu würdigen, was im stillen gutes geleistet worden ist. Und das ist die Art der christlichen Ethik, die darum leicht unterschätzt wird, weil sie nicht bestimmte

*) Einen bedenklichen Zug können wir aus dem Jahre 1866 verbürgen. Damals wurde das achte Armeekorps in Halle ausgeladen, und wir Studenten tranken manches Glas mit den lustigen Rheinländern. Da hat uns mehr als einer gesagt, ihr Pfarrer hätte ihnen geboten: Schießt nicht auf eure Glaubensbrüder! Es scheint also doch, daß das größere Verdienst damals auf seiten der preußischen Disziplin gelegen hat.

und augenfällige Erfolge aufzuweisen hat. Ihr Einfluß wirkt viel weiter, als man zugiebt, auch in Kreisen, die äußerlich mit dem Christentum gebrochen haben; sie umgiebt uns wie die Luft, die wir atmen. Was die Luft bedeutet, spürt man auch erst, wenn sie zu mangeln anfängt.

Die christliche Ethik ist wie alles in der Welt vor der Entartung nicht sicher, sie wird zur Verkehrtheit, wenn sie die Form bewahrt, aber den Geist entfliehen läßt, ja sie ist nach einer gewissen Seite hin dem Verderben leichter ausgesetzt, als eine kühl überlegende Verstandesmoral. In dem Maße nämlich, als das sittliche Urteil lebhafter, als der Wunsch brennender wird, daß das auch geschehe, was man als recht erkannt hat, in dem Maße ist die Möglichkeit gegeben, daß der Eifer zum Fanatismus wird, das heißt, daß man sich um des guten Zweckes willen in den Mitteln vergreift. Unter Christi Jüngern waren es nicht die schlechtesten, die, empört über den Unglauben der Juden, sagten: Willst du, daß wir Feuer vom Himmel fallen und diese Stätte verzehren lassen sollen? Christus antwortete: Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? In ähnlicher Weise sind jene betrübenden Erscheinungen in der Geschichte, wo man im Namen der Religion oder der Kirche Unrecht gethan hat, darauf zurückzuführen, daß man vergessen hatte, welchem Geiste man diente, daß sich der gute Wille — wenn ein solcher überhaupt noch dawar — in den Mitteln vergriff. Wir wollen milde urteilen, wir lernen an unserm eignen Beispiel, wie sehr irren menschlich ist.

Die sittliche Arbeit der Menschheit an sich selbst ist eine mühsame, eine Sisyphusarbeit. Jedes Geschlecht muß von neuem anfangen. Es ist das thörichtste, was es giebt, das neunzehnte Jahrhundert für geförderter zu halten als irgend ein andres Jahrhundert. Auf dem Bilde von Leys „Die letzte Kanone“ sieht man, wie Eisenbahnzüge gen Himmel fahren. So denken sich manche den Fortschritt dieses Jahrhunderts. Aber es ist die Frage, ob es überhaupt einen allgemeinen Fortschritt giebt. Im Menschen — ich meine nicht den einzelnen, sondern den Gattungsbegriff — steckt doch nach wie vor die alte Bestie, die zivilisirter thut, als sie ist. Wir müssen es als ein Verdienst von Gregorovius anerkennen, daß er uns in seiner Schrift „Der Himmel auf Erden“ mit grausamer Deutlichkeit die Möglichkeit gezeichnet hat, daß die Bestie einmal wieder losbrechen könnte. Davor schützen werden uns am wenigsten die, die das liebe Tierchen streicheln und als harmlos darstellen. Aber vielleicht auch die nicht, die jetzt die christliche Weltanschauung und die christliche Ethik als das letzte und einzige Hilfsmittel preisen.

Wenn die christliche Ethik nicht die Kraft haben sollte, einen äußersten Verfall aufzuhalten, so schelten wir sie darum ebenso wenig, als wir das Brot dafür verantwortlich machen, daß Leute am Branntwein zu Grunde gehen.

Das ärztliche Studium der Frauen*)

Von Wilhelm Buchner

Der 30. März 1892 ist ein wichtiger Tag in der Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland: das preußische Abgeordnetenhaus hat ein Bittgesuch des Frauenvereins Reform, das die Zulassung von Frauen zum medizinischen Studium und zu diesem Zwecke die Erlaubnis zur Ablegung der Reifeprüfung an einem Gymnasium beantragte, der königlichen Staatsregierung zur Erwägung überwiesen.

Seit Jahrzehnten schon ist in Deutschland der lebendigste Wunsch rege nach Ärztinnen, natürlich zur Behandlung der Frauen selbst; denn an Ärzten leiden wir wahrlich keinen Mangel. Es giebt zahlreiche Krankheitserscheinungen, von denen einem Weib nur höchst ungern, nur unter dem Drange der eisernen Notwendigkeit dem Arzte Mitteilung macht. Die Gefahr liegt nahe, daß diese Mitteilung so lange hinausgeschoben werde, bis es zum heilenden Eingriff zu spät ist, und so mag gar manches teure Leben dem weiblichen Zartgefühl zum Opfer gefallen sein, seit jene Maria von Burgund, die Gemahlin Kaiser Maximilians des Ersten, nach einem unglücklichen Sturz vom Pferde sich nicht entschließen konnte, die Hilfe eines Arztes anzurufen und lieber in der Blüte der Jugend starb. Man mag es thöricht finden, aber schon die Möglichkeit genügt, den Ruf nach Ärztinnen für Frauenkrankheiten berechtigt erscheinen zu lassen. Anderwärts, nicht nur in Nordamerika, das dem alternden Europa in solchen Dingen weit voraus ist, in Frankreich, in der Schweiz, in Italien, sogar in dem sonst so zurückhaltenden England und Schottland ist dem weiblichen Geschlecht das medizinische Studium eröffnet. Schon im Heldengedicht des Mittelalters kommt Tristans Mutter Blancheflour als Ärztin verkleidet zu dem todwunden Geliebten; den deutschen Frauen der Gegenwart ist, wenigstens in der Heimat, jede Möglichkeit, zum Nutzen ihrer Mitschwestern Heilkunde zu studiren, verschlossen. Warum?

Da wehrt sich zunächst gegen die Zulassung der Frauen zum ärztlichen

*) Wir haben diesem Aufsatze die Aufnahme nicht verweigern wollen, obwohl er keineswegs in allen Stücken unsern Anschauungen entspricht. Unsre abweichende Meinung werden wir in einem der nächsten Hefte aussprechen. D. R.

Studium die Ausschließlichkeit der akademischen Senate, die von der Zulassung von Studentinnen eine Herabsetzung der Wissenschaft befürchten. Es wehrt sich ferner dagegen der Eigennutz der Ärzte, die in den Ärztinnen unbequeme Mitbewerberinnen fürchten. Es wehrt sich auch dagegen der Chor der sentimentalen Anhänger des Hergebrachten, deren ganze Weisheit darin besteht, zu behaupten: das Weib gehört nicht in die Öffentlichkeit, das Weib gehört ins Haus, obwohl wir doch wissen, daß ein starker Prozentsatz unsrer Mädchen gebildeten Standes, aber in wenig vermögenden Verhältnissen erwachsen, unverehelicht bleibt, weil sich entweder keine Gelegenheit zur Ehe darbot, oder weil sie nach Ed. von Hartmanns Ansicht thöricht genug sind, nicht ohne Herzensneigung heiraten zu wollen. Und zu diesen Hindernissen, die bisher dem ärztlichen Studium der Frauen entgegengestanden haben, gesellt sich noch ein weiteres: die Gewerbeordnung legt zwar dem Weibe kein Hindernis in den Weg, den ärztlichen Beruf auszuüben; aber die deutschen Universitäten bieten ihm nicht die Möglichkeit zum Studium, und thäten sie es auch, so ist doch das medizinische Studium abhängig von einer Reifeprüfung, wie sie nur am Gymnasium möglich ist, und dazu gehört Griechisch und Latein und höhere Mathematik, Wissensgebiete also, die dem weiblichen Geschlechte bisher völlig verschlossen waren und wohl auch, besonders begabte Persönlichkeiten ausgenommen, dauernd verschlossen bleiben werden. Daraus ergiebt sich ein wunderbarer fehlerhafter Zirkel: die deutsche Frau, die die erforderlichen Kenntnisse nachweist, darf in Deutschland die ärztliche Praxis üben, aber sie findet in Deutschland keine Lehranstalt, wo sie sich die zur Reifeprüfung für die Universität erforderlichen Kenntnisse erwerben, keine Universität, wo sie Heilkunde studiren kann. So sind denn die wenigen mutigen und thatkräftigen deutschen Frauen, die sich bisher zur ärztlichen Praxis in einigen unsrer Großstädte emporgerungen haben, überall, nur nicht in Deutschland gebildet, in Zürich, Paris, England. Seltsame Zustände!

Dabei ist es der gesamten Bewegung für das ärztliche Studium der Frauen sehr nachteilig gewesen, daß die russischen Studentinnen, die sich in Zürich den medizinischen Studien widmeten, bisweilen in unliebsamer Weise zu zeigen schienen, diese Studien seien mit der Bewahrung einer idealen Weiblichkeit nicht vereinbar, und für ein echtes deutsches Gemüt ist mit vollem Rechte nichts widerlicher als ein Weib, das sich unweiblich geberdet. Man hielt es für unvereinbar mit der guten Sitte, daß ein junges Mädchen, auch wenn es die scheinbar unübersteiglichen Schwierigkeiten der Vorbildung überwunden hatte, gemeinsam mit jungen Männern im Kolleg sitzen, auf der Anatomie arbeiten sollte. Man forderte daher nicht bloß besondre Mädchengymnasien für die Vorbereitung, sondern auch Frauenkurse für Studentinnen der Heilkunde oder gar besondre Frauenuniversitäten. Das war natürlich auch wieder arg übers Ziel geschossen, denn derartige Einrichtungen würden Geldmittel

fordern, die zu dem wirklichen Ergebnis kaum im Verhältnis stehen würden. Dazu kam noch etwas. Ein Teil der Frauenvereine, die sich bildeten, um diese Bewegung im Fluß zu erhalten, fand es zweckmäßig, nicht bloß die Forderung aufzustellen, daß den Frauen der Zugang zum medizinischen Studium eröffnet werde, sondern da sie einmal am Fordern waren, so forderten sie gleich das Recht zum Studium überhaupt, und dagegen sträubte sich unser gesunder deutscher Menschenverstand, der von Juristinnen und Theologinnen ebensowenig wissen will wie von weiblichen Offizieren. So thaten eifrige Widersacher und übereifrige Freunde das ihrige, den gesunden Kern der ganzen Sache nicht gedeihen zu lassen. Und wenn sie es gar mit der Begründung thaten, daß bei dem in der Gegenwart stetig schwerer werdenden Kampf ums Dasein dem Weibe die Berechtigung zu jeder Thätigkeit offenstehen müsse, die bisher in dem Alleinbesitze des Mannes gewesen ist, so war das freilich nicht das richtige Mittel, weitere Kreise für diese Bestrebungen zu erwärmen.

Bei alledem ist es sehr erklärlich, daß thatkräftige Frauen bestrebt waren, ihr Geschlecht aus den bisherigen Zuständen herauszuführen. In dieser Richtung arbeitete vor allem seit dem Jahre 1888 der Frauenverein Reform, der seine Mitglieder in einer Reihe größerer Städte von Deutschland, Österreich und der Schweiz hat; Vorort ist gegenwärtig Weimar, Leiterin eine Frau J. Kettler, die eine Reihe von Abhandlungen über diese Fragen geschrieben hat, eine Monatsschrift „Frauenberuf" herausgiebt und jedenfalls eine sehr thatkräftige Frau ist.*) Der Zweck des Vereins geht dahin, eine Steigerung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts durch Erschließung der auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe zu erzielen, „und zwar vertritt der Verein die Ansicht, daß die Frau gleich dem Manne zum Studium aller Wissenschaften Zutritt haben soll, nicht aber auf vereinzelte derselben, wie Medizin oder das höhere Lehrfach, beschränkt werden darf." Zu diesem Zwecke will der Verein vorzüglich wirken für Errichtung von Mädchengymnasien mit demselben Lehrplan, wie ihn die auf die Universität vorbereitenden Knabenschulen haben, für Erlangung des Rechts für diese Mädchengymnasien, Abgangszeugnisse zum Studium an den Universitäten auszustellen, für die Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium auf Universitäten und andern wissenschaftlichen Hochschulen, für Erlangung der staatlichen Erlaubnis, die auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe, deren Ausübung einer Genehmigung der Behörden bedarf, auch wirklich auszuüben, soweit das praktisch durchführbar ist, und sofern die betreffenden Prüfungsnachweise geliefert sind.

Schon durch die Bemerkung „soweit das praktisch durchführbar ist" wird ausgesprochen, daß es eine Anzahl von Gebieten männlicher Thätigkeit giebt,

*) Vgl. übrigens den Aufsatz: Der Frauenverein Reform in Heft 2, 51. Jahrg. D. R.

die nicht so ohne weiteres dem Mitbewerb weiblicher Kräfte offen stehen. Daher hätte der Frauenverein Reform von Anfang an seine Ziele besser darauf beschränkt, dem weiblichen Geschlecht den ärztlichen Beruf zu erschließen; dadurch daß er auf allen Gebieten der Wissenschaft der Mannesarbeit den weiblichen Wettbewerb entgegenstellt, hat er bisher auch seinen Erfolg auf dem engbegrenzten Gebiete beeinträchtigt, wo dieser Erfolg erwünscht gewesen wäre.

Frau Kettler ist neuerdings namentlich bemüht, durch Petitionen an den Reichstag und an die verschiednen deutschen Regierungen und Volksvertretungen ihre Ziele zu fördern. Über eine derartige Eingabe an den Reichstag wurde am 11. März 1891 zur Tagesordnung übergegangen, nachdem sich die Mehrheit gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium ausgesprochen hatte. Eine ähnliche Petition kam im Mai 1891 im preußischen Abgeordnetenhause zur Verhandlung; sie sprach die Bitte um Errichtung eines Mädchengymnasiums oder Zulassung des weiblichen Geschlechts zur Ablegung der an den bestehenden Gymnasien eingeführten Reifeprüfung aus. Die Bitte war begründet durch den Hinweis auf die große Zahl der aus den breiten Schichten des sogenannten gebildeten Mittelstands, der Beamten, Offiziere, Künstler, hervorgehenden Mädchen, die, auf bescheidne Mittel beschränkt, nicht zur Ehe gelangten und daher der Ausbildung zur Erwerbsthätigkeit bedürften. Es sei wünschenswert geworden, daß auch einzelne Teile der auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe der heranwachsenden Mädchenwelt erschlossen würden. Die Petition erbat demnach die Errichtung von Mädchengymnasien mit dem gleichen Lehrplan und dem Rechte der Entlassung zum Studium auf Universitäten und andern Hochschulen und infolge davon die Zulassung der Frauen zu allen auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufen, „soweit das praktisch durchführbar ist.“ Allerdings ließen es die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse in Deutschland wie die physische (!) Natur (!) des weiblichen Geschlechts als thöricht erscheinen, die Zulassung der Frau zur Ausübung aller Berufe zu fordern; dagegen (!) sei vor allem (!) die Zulassung zur Ausübung des ärztlichen Berufes zu fordern. Der Frauenverein Reform hat also verständigerweise bereits Wasser in seinen Wein gethan.

Der Berichterstatter Seyffardt hob sehr richtig hervor, daß die Petition in einem Atem sehr weitgehende und verhältnismäßig beschränkte Forderungen stelle. Halte man sich an die erstern, so werde man leicht zu einer abweichenden Stellung gelangen; sehe man von den großen Theorien ab und fasse nur die praktischen Einschränkungen ins Auge, so komme man zu einem viel günstigern Ergebnis. Es sei Pflicht und Schuldigkeit, der aus dem Bedürfnis der Gegenwart erwachsenen Frauenfrage, die in der Steigerung der Erwerbsfähigkeit und Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts ihr hervorragendstes Ziel finde, Beachtung und Unterstützung zu gewähren; Deutschland sei in dieser Beziehung hinter andern Kulturnationen, jedenfalls hinter Franzosen, Eng-

ländern und Amerikanern zurückgeblieben. Es gebe in Deutschland tausende und abertausende von Mädchen gerade in dem gebildeten Mittelstande, denen unsre gesellschaftlichen Verhältnisse die Ehe, unsre Wirtschafts- und Unterrichtsverhältnisse versagten, sich eine bescheidne Existenz zu schaffen. Die Petition verlange zuerst alle wissenschaftlichen Berufe, dann zunächst und vor allem die Ausübung des ärztlichen Berufs. Man habe außerdem wissenschaftliche Vorbereitung für den Beruf der Lehrerin gefordert; aber der Wunsch, mehr Lehrerinnen auf der Oberstufe höherer Mädchenschulen zu beschäftigen, gründe sich weniger auf die wissenschaftliche als auf die gemütliche Bedeutung eines erhöhten Einflusses weiblicher Mitwirkung. Man werde doch wohl Bedenken tragen müssen, dem in erster Linie stehenden Verlangen nach Errichtung eines Mädchengymnasiums zuzustimmen; einstweilen dürfte die Zulassung von privatim ausgebildeten Mädchen zu den Prüfungen an den bestehenden Gymnasien oder einigen von ihnen, wobei gleichzeitig die Berechtigung zum Besuche wenigstens einer deutschen Universität ausgesprochen werden müßte, vollständig genügen. Der Berichterstatter schlug demnach vor, über den ersten Antrag der Petition zur Tagesordnung überzugehen, den zweiten, die Zulassung zur Reifeprüfung der Gymnasien, der königlichen Regierung zur Erwägung zu überweisen.

Der Regierungskommissar Geheimer Oberregierungsrat Dr. Schneider empfahl über beide Anträge zur Tagesordnung überzugehen. Der Zeitpunkt sei übel gewählt, weil das Gymnasialwesen eben in einer Wandlung begriffen sei. Der Vorschlag der Frau Kettler gefährde unsre Mädchenbildung und -Erziehung. Die Gymnasiasten blieben in der Regel bis zum zwanzigsten Jahre und würden in den letzten Jahren gerade besonders angestrengt; es sei bedenklich, in diesen Jahren Mädchen eine andauernde sitzende Thätigkeit zuzumuten. Unser Mädchenschulwesen sei in glücklicher Entwicklung, die man nicht stören dürfe, das geschehe aber, wenn man verlange, daß die Mädchen zu den Bildungszielen auf denselben Wegen kämen wie die Knaben. Die Rücksicht auf die verschwindend kleine Zahl der zukünftigen Ärztinnen könne ungünstig auf den Charakter der höhern Mädchenschule wirken, wie es schon die Rücksicht auf die Vorbildung einzelner Schülerinnen für den Lehrberuf thue. Nach längerer Verhandlung für und wider wurde dem Antrage des Berichterstatters gemäß beschlossen; übrigens kam die Frage wegen des Schlusses der Session im Hause der Abgeordneten nicht mehr zur Verhandlung.

Frau Kettler ließ sich aber durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken, sondern richtete — wohl Ende 1891 oder Anfang 1892 — an verschiedne deutsche Abgeordnetenhäuser einen etwas veränderten Antrag. Die Zeitungen haben über den Erfolg dieser Gesuche berichtet. Hessen lehnte, soviel mir erinnerlich ist, ab; im badischen Abgeordnetenhause legte die Unterrichtskommission in der Sitzung vom 5. März 1892 folgenden Antrag vor:

1. Das in der vorliegenden Petition hervortretende Streben der Frauen nach Erweiterung ihrer Erwerbsmöglichkeit, insbesondre durch Erschließung einzelner auf wissenschaftlicher Vorbildung beruhenden Berufe, ist gerechtfertigt und teilweise erfüllbar. 2. Keinesfalls darf der Frau ein Beruf unter leichtern Bedingungen zugänglich gemacht werden als dem Manne. Es muß darum für alle gelehrten Berufe das Maturitätsexamen gefordert werden. 3. Zur Ablegung dieser Prüfung können Inländerinnen dem Examen an einem der bestehenden Gymnasien zugewiesen werden. Dagegen ist die Schaffung von Mädchengymnasien zur Zeit ebenso unthunlich wie die Zuweisung von Mädchen zum Unterricht an den bestehenden Knabengymnasien. 4. Der Besuch von Vorlesungen an der Universität kann auch fernerhin ausnahmsweise und widerruflich solchen Frauen gestattet werden, bezüglich (!) deren (!) die Fakultät es für zulässig erklärt. Er ist denjenigen Inländerinnen zu gestatten, welche das Abiturientenexamen abgelegt haben und im übrigen den für Studirende geltenden Erfordernissen genügen. 5. Die Großherzogliche Regierung wolle auch fernerhin die Entwicklung der Frauenfrage wohlwollend im Auge behalten.

Es entspricht durchaus dem Wesen des badischen Landtags, daß er durch den Vertreter der Regierung wohlmeinend unterstützt, den Antrag der Kommission annahm und die Petition der Großherzoglichen Regierung zur Kenntnisnahme überwies.

Wenige Tage darnach, am 11. März 1892, kam dieselbe Frage in der Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses zur Verhandlung. Es lagen zwei Petitionen vor. Die des Berliner Vereins „Frauenwohl,“ daß den Frauen nach erlangter privater oder durch Teilnahme am öffentlichen Unterricht gewonnener Vorbildung die Ablegung (Erlangung?) des Reifezeugnisses an preußischen Gymnasien und Realgymnasien gestattet werde, können wir hier, da sie in der Verhandlung kaum erwähnt wurde, übergehen. Der Vorstand des deutschen Frauenvereins „Reform“ zu Weimar, vertreten durch die unermüdliche Frau Kettler, wiederholte mit geringer Änderung den Antrag vom vorigen Jahre, daß a) einem vom Verein „Reform“ zu errichtenden Mädchenhumangymnasium (!) das Recht zur Abhaltung der zum Universitätsbesuche berechtigenden Maturitätsprüfung seiner Schülerinnen zuerkannt werde, sobald und solange diese Anstalt bezüglich ihres Lehrplans und der Qualifikation ihrer Lehrkräfte genau den Anforderungen entspricht, welche diesbezüglich (!) jeweils (!) für die bestehenden Humanitätsgymnasien gelten; b) den mit dem Reifezeugnis entlaßnen Schülerinnen dieses Mädchengymnasiums der Besuch der medizinischen und philosophischen Fakultät der preußischen Universitäten gestattet werde; c) bis zur Errichtung eines solchen Mädchengymnasiums einstweilen die Zulassung von Mädchen zur Ablegung der Maturitätsprüfung an einem der bestehenden Humangymnasien und den dort mit gutem Erfolge geprüften der Besuch der genannten Fakultäten gestattet werden möge.

Der Berichterstatter v. Kölichen erkannte an, daß die Reichs-Gewerbeordnung der Ausübung der ärztlichen Praxis durch Frauen nicht im Wege

stehe, sondern daß es ihnen nur durch die gegenwärtige Einrichtung der höhern Unterrichtsanstalten unmöglich gemacht sei, die Bedingungen der Zulassung zur ärztlichen Prüfung zu erfüllen. Diese Gestaltung der höhern Unterrichtsanstalten aber sei Sache der Einzelregierungen. Ebensowenig schließe die Prüfungsordnung für Ärzte das weibliche Element aus. Das Hindernis liege also darin, daß Frauen auf preußischen Universitäten zum Studium der Medizin bisher nicht zugelassen worden seien, oder doch nur ganz ausnahmsweise mit besondrer Genehmigung des Ministers. Der Berichterstatter erwähnt den Beschluß des badischen Abgeordnetenhauses, wonach der Besuch von Vorlesungen ausnahmsweise und widerruflich Frauen gestattet ist, bezüglich (!) deren (!) es die Fakultät für zulässig erklärt; er vergißt aber zu erwähnen, daß es Inländerinnen gestattet ist, die die Reifeprüfung abgelegt haben, daß also das badische Abgeordnetenhaus eine solche Reifeprüfung als möglich und vielleicht einst durchführbar betrachtet. Der Berichterstatter erkennt an, daß es Pflicht der Gesellschaft und des Staats sei, der Frau gesicherte Lebens- und Existenzbedingungen offen zu halten; der Wettbewerb, der den Männern durch die Frauen entstehe, dürfe kein Grund sein, die Frauen an der Erlangung neuer Erwerbsquellen zu hindern. Auch müsse er das Bedürfnis von Ärztinnen für Frauenkrankheiten anerkennen; es sei deshalb nicht richtig, sie grundsätzlich vom Besuche der Universitäten auszuschließen. Aber es sei ebenso unrichtig, das geforderte Mädchengymnasium in allen Punkten dem Knabengymnasium gleich zu machen; nur die Ärztin, die zugleich im besten und höchsten Sinne die Weiblichkeit bewahrt habe, werde das Vertrauen ihrer Patienten gewinnen und damit die Konkurrenz der Ärzte besiegen können. In welcher Weise die Vorbildung der Mädchen für die Universität und das medizinische Studium zu regeln sei, könne allein von der Staatsregierung richtig geprüft werden.

Der Regierungskommissar Geheimer Oberregierungsrat Dr. Schneider erklärte, daß bereits am 28. Februar 1892 der Kultusminister v. Zedlitz aus eigner Entschließung die Universitätskuratoren ersucht habe, sich über die Frage zu äußern, ob und wieweit eine Abänderung der Bestimmungen ratsam erscheine, wonach Frauen weder als Studirende aufgenommen noch als „Gastzuhörerinnen" zugelassen werden dürfen. Er erkannte einen gesunden Kern in den Bestrebungen der Bittstellerinnen an; das Verlangen nach Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frau sei bei den gegenwärtigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft durchaus berechtigt, Frauen und Mädchen würden ärztliche, namentlich wundärztliche Hilfe in manchen Fällen lieber von einer Frau als von einem Manne begehren. Dagegen sei es bedenklich, den von den Bittstellern vorgeschlagnen Weg einzuschlagen; der Gedanke, daß die Mädchen ihren Bildungsgang unbedingt auf demselben Wege zu nehmen hätten, wie die heranwachsende männliche Jugend, sei falsch. In einer Zeit, wo gegen den

bisherigen Unterricht der Knaben laute Anklagen erhoben würden, sei es doppelt bedenklich, den Unterricht der weiblichen Jugend in diese Bahnen hinüberzuführen und zu behaupten, daß die höhere Bildung der Mädchen durch Gymnasien und Universitäten gehen müsse. Man brauche bloß den Namen Moltkes zu nennen, um sich zu vergegenwärtigen, daß jemand auch auf anderm Wege zu hoher Bildung kommen könne, und ähnliche Beispiele hoher Bildung ohne Gymnasium und Universität gebe es unter unsern Offizieren und Industriellen mehr. Es sei daher Pflicht der Unterrichtsverwaltung, entsprechende eigne Wege für die Mädchen zu suchen, aber die Erfüllung dieser Pflicht erfordre besonnene Prüfung.

Bei der Verhandlung in der Kommission sprachen sich fast alle Mitglieder im Sinne des Berichterstatters und des Regierungskommissars aus; ebenso wurde mit zehn Stimmen gegen eine der Antrag des Berichterstatters angenommen: über die Petitionen, soweit sie die Errichtung eines Mädchengymnasiums und die Zulassung zum philosophischen Studium betreffen, zur Tagesordnung überzugehen, soweit sie die Zulassung zum medizinischen Studium und die Erlaubnis zur Ablegung des Maturitätsexamens an einem Gymnasium beantragen, der Königlichen Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen.

(Schluß folgt)

Tuiskoland

Die Chemie hat man wohl scherzend eine Kunst, alles in alles zu verwandeln, genannt, und die drei Wissenschaften der vergleichenden Sprachenkunde, der vergleichenden Mythologie und der Prähistorie laufen ungefähr auf dieselbe Kunst hinaus. Wirken sie, wie in dem am Fuße dieser Seite genannten Buche,*) zusammen, um uns über Dinge, die vor der Geschichte geschehen sind, zu belehren, dann läßt die Reihe in einander übergehender Wandelbilder, die uns vorgeführt werden, an verwirrender Buntheit und Unbeständigkeit nichts zu wünschen übrig, und wer sich nicht schwindelfrei fühlt, der möge so schnell wie möglich hindurcheilen. Mit der Hervorhebung dieses von dem Gegenstande untrennbaren Übels soll kein Vorwurf gegen den Verfasser ausgesprochen werden, der

*) Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, [der] Edda, [der] Ilias und Odyssee. Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte. Glogau, C. Flemming, 1891.

mit achtunggebietender Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn aus der Sache gemacht hat, was sich immer daraus machen läßt, und den ein edler Patriotismus zum Forschen und Schreiben begeistert: der arischen Rasse, vor allem unsrer deutschen Nation, die mit den Skandinaviern zusammen die Vorzüge dieser Rasse am reinsten und vollständigsten bewahrt hat, will er den ihr gebührenden Rang unter den Völkern der Erde schon in den Urzeiten sichern. Aus dem Norden haben nach ihm kimmerische Einwandrer jenen Sagenstoff gebracht, dessen schönste Bearbeitung uns in den homerischen Gedichten vorliegt. Die Urverwandtschaft aller arischen Völker und ihrer Sagen haben andre Forscher längst nachgewiesen; sein Bestreben geht dahin, „den Namen der Edda als einer Urgroßmutter der arischen Überlieferung zu rechtfertigen und damit im Einklang die Urheimat der Arier in Nordeuropa zu erkennen." Nachdem er auf dem Wege der Sagenvergleichung gefunden hatte, was er suchte, und die Ergebnisse dieser Forschung, die den größten Teil des Buchs ausmachen, bereits niedergeschrieben waren, erachtete er es für nützlich, „gleichsam als Einleitung" noch eine Übersicht der seine Ansicht bestätigenden Ergebnisse der Sprachforschung und der prähistorischen Studien voranzustellen. Er hat sich dabei vorzugsweise an die Arbeiten von Penka angeschlossen, obwohl er dessen Ansicht nicht ganz teilt, daß die Arier aus Skandinavien stammten. Ich halte, sagt er, „eine so enge Begrenzung des mutmaßlichen Heimatsgebietes nicht für angezeigt, da das gesamte mittlere und nördliche Europa seit Urzeiten von der arischen Rasse bewohnt gewesen ist, und wenn ich meinem Buche den Titel »Tuisko-Land« vorgesetzt habe, so geschah dies nur in dem Sinne, daß der uralte, in alle indogermanischen Sprachen übergegangne Name des arischen Adam, Mani (Manu) dem Mannus entspricht, den Tacitus einen Sohn des Tuisko nennt, welcher sich uns als der richtige Eschenvater [!] des germanischen Isko, Ask oder Aschanos (Askanius), des persischen Mashya (Meschia) und des griechischen Eschengeschlechts (den Iscävonen des Tacitus vergleichbar) entschleiert hat." Uns, das will sagen, dem Verfasser; denn uns andern, müssen wir gestehn, erscheint der „Eschenvater" immer noch stark verschleiert.

Der Verfasser beginnt damit, daß er das „Trugbild" einer indogermanischen Rasse zerstört. Die Semiten bildeten so gut wie die Mongolen eine von der arischen verschiedne Rasse. Nichtarier seien von Südosten aus bis ins nördliche Europa vorgedrungen, Arier aus dem europäischen Norden nach dem Süden gewandert, wo sie überall den herrschenden Stand bildeten. Die Urbevölkerung Griechenlands sei nach dem Zeugnis alter Bildwerke semitisch gewesen (zum Beweise wird ein Vasenbild aus dem mykenischen Funde Schliemanns abgedruckt und auf die Ägineten in der Münchner Glyptothek hingewiesen), und nur seine Helden bezeichne Homer als blond. Dasselbe Verhältnis finde sich in Indien. Die Heimat der Arier hätten einige in Armenien,

andre am Fuße des Hindukusch gesucht. Nach der ersten Annahme würde Arminius soviel wie der Armenier bedeuten. „Wir brauchen aber dafür nicht soweit zu gehn; denn der Name der Arias und Arimannen verbreitete sich nicht nur über das ganze persische Reich bis Baktrien, sondern auch Thrakien führte im Altertume den Namen Aria, und das ostpreußische Ermland hat nach den Ari- oder Hermannen (Hermiones) seinen Namen empfangen. Und hier liegt die Sache um so bedeutsamer, als bekanntlich die litauische Sprache unter allen lebenden Sprachen diejenige ist, welche dem Sanskrit am nächsten steht. Überdem ist für Armenien die Thatsache verhängnisvoll, daß die ältesten Denkmäler des Landes in einer nichtarischen Sprache abgefaßt sind." Demnach hätte Litauen am meisten Aussicht, als Urheimat der Arier im engern Sinne anerkannt zu werden, und so wäre jener Bibelforscher des vorigen Jahrhunderts — sein Name ist uns entfallen — gerechtfertigt, der das Paradies nach Ostpreußen verlegte.

Von Pamir, dem „Dach der Welt," meint Krause, könnten die Arier unmöglich herabgestiegen sein. Denn im Vendidad, im alten Gesetzbuche des Zoroaster, werde „das Samen- oder Ursprungsland der Arier, Airyana-vaeja", als ein eisiges Land beschrieben, das zehn Monate Winter und nur zwei Monate Sommer habe. In Pamir sei freilich der Winter kalt, der Sommer aber heiß und lang. Auch hätten die Inder ursprünglich, gleich den Nordländern, in ihrer Zeitrechnung nach Wintern gezählt. Und der alte gemeinsame Wortschatz der arischen Völker enthalte zwar Ausdrücke für Schnee und Eis, für Winter und Frühling, nicht aber für Sommer und Herbst. Dem gegenüber hat Professor A. Hillebrandt, der auch über Penka sehr abfällig urteilt, in der „Schlesischen Zeitung" auf Johannes Schmidt, Professor der indogermanischen Sprachforschung in Berlin, verwiesen, der gezeigt habe, daß alle der Sprachvergleichung entlehnten Beweise für den europäischen Ursprung der Arier unhaltbar seien: das „grundsprachliche" Lexikon enthalte auch eine Bezeichnung für Sommer. Darin wird man Krause beistimmen müssen, daß die Entstehung einer weißhäutigen, blondhaarigen und blauäugigen Rasse in einem heißen Lande physiologisch unmöglich sei.

Bei dem Übergange zum prähistorischen Teile seiner Untersuchungen sagt Krause: „Es ist die Frage, ob wir nicht aus dem Regen in die Traufe geraten, wenn wir uns nun mit unsern Zweifeln an die junge Wissenschaft der Prähistorie wenden. Einer solchen noch in den Kinderschuhen befindlichen Wissenschaft weittragende Fragen vorzulegen, kann nicht ohne Bedenken geschehen." Die Bedenken sind sehr berechtigt, aber nicht deswegen, weil die Prähistorie eine noch sehr junge Wissenschaft ist, sondern weil sie auch nach Jahrtausenden niemals wird Geschichte werden können. Unbeschriebne Steindenkmäler, Gräber mit ihrem Inhalt an Gebeinen, Ziecaten und Gefäßen, urweltliche Wohnstätten mit Speiseüberresten und Werkzeugen können uns zwar

sagen, daß irgend einmal ein Volk von solcher Körperbeschaffenheit und Größe, von diesem bestimmten Kulturgrade in dieser Gegend gehaust habe, und aus der Bodenschicht, in der ein gewisser Fund gemacht wird, können die Geologen vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit sein Alter bestimmen, aber ob das fragliche Volk von Norden oder von Süden an den Fundort gelangt sei, darüber können die Bestandteile des Fundes keine Auskunft geben; das könnten nur geschriebne Urkunden und Nachrichten, die eben leider nicht vorhanden sind. Krause selbst ist auch besonnen genug, aus den „megalithischen Denkmalen," die er betrachtet hat, weiter nichts zu schließen, als „daß sie von einer dolichokephalen (langschädligen) Rasse herrühren, bei der persönliche Tapferkeit und Heldentum im höchsten Ansehen standen. Ferner ist deutlich eine große Vorliebe für das Wasser zu erkennen; denn längs der baltischen und atlantischen Küsten, auf den Inseln und Halbinseln, an dem untern Laufe und den Mündungen schiffbarer Flüsse zieht sich die dichteste Reihe dieser Denkmale hin, während das Binnenland Europas auffallend arm an denselben (!) geblieben ist. Man kann aus dieser Eigentümlichkeit der Verbreitungsweise zwei Schlüsse ziehen, erstlich den unsichern, wenn auch nicht gerade verwerflichen, daß der mit Wanderblöcken besäte Gürtel Nordeuropas gewissermaßen von selbst zur Errichtung solcher Denkmale aufforderte, und daß daher hier das Ursprungsland der Sitte zu suchen sei; zweitens, daß die Wanderungen dieses Volks vielfach zu Wasser mittels Küstenschiffahrt in kleinen Kähnen geschehen sein dürften." Also nur den Ursprungsort einer Sitte, nicht den eines Volks glaubt er hier gefunden zu haben. Sehr hübsch ist die Charakteristik der lang- und kurzschädligen Menschen: die erstern geborne Krieger, Herrscher, Organisatoren und — Protestanten, die andern zum Arbeiten und Dienen geschickt und dem Katholizismus zugeneigt. Doch weist Krause mit gerechtem Unwillen die schon 1814 von Peyroux de la Cordonnière aufgestellte Behauptung zurück, daß die „aktive Rasse" allein Kultur schaffe; woraus dann weiter die Folgerung gezogen worden ist, die „passive" sei von der Natur zur Sklaverei bestimmt. Wie immer die Rassen sich ursprünglich unterschieden haben mögen, heute findet man oft genug lange und kurze, kluge und dumme, regierungsfähige und regierungsbedürftige Schädel in ein und derselben Familie beisammen, und mit einer auf anthropologische Unterschiede gegründeten Politik würde man nicht weit kommen.

Was endlich die Mythologie anlangt, so ist längst bekannt, daß die Götter ursprünglich Personifikationen von Naturmächten waren, und daß die Sonne im Norden als die wohlthätigste aller Gottheiten verehrt zu werden pflegt, während sie im Süden, wo ihre Strahlen nicht selten den Menschen und seine Saaten töten, eine Doppelnatur annimmt, als bald wohlthätige, bald schreckliche Gottheit. Ferner daß die zu Fanatismus und Wollust hinneigenden Semiten den feindlichen Sonnen- oder Feuergott mit grausamen Menschen-

opfern, die fruchtspendende Mutter Erde mit allerlei Unzucht geehrt haben. Darauf baut nun Krause eine Betrachtung auf, in der es heißt: „Die Barbaren können von sich sagen, daß sie besser waren als ihr Ruf; denn so hoch ein Tacitus ihre guten Eigenschaften schon im Altertum gepriesen hat: ihre größten Verdienste um die Menschheit konnte er nicht rühmen, weil er sie nicht kannte, und weil von ihnen keine geschichtliche Aufzeichnung meldet, ihre weltbewegende Rolle als Träger und Verbreiter einer erhabnern Weltanschauung und Religion, als alle die dunkeln Völker besaßen, zu denen sie kamen. Es war ihr eigentümliches Schicksal, daß diese ihre zivilisatorischen Thaten bis auf den heutigen Tag vergessen werden mußten, weil sie dieselben (!) nicht selbst aufzeichnen konnten, und weil wir von ihnen nur auf den äußersten Umwegen Kunde erhalten, sodaß wir gezwungen sind, das Bild der altnordischen Gedankenwelt aus indischen, persischen, griechischen und römischen Schriften zusammenzusuchen. Denn die ältesten eignen Niederschriften erfolgten ja so spät, daß irgend ein Vergötterer der griechischen und römischen Gedankenwelt die nordische als einfaches Nach- oder Spiegelbild, wenn nicht als Plagiat derselben (!) verdächtigen konnte, wie es denn bisher meistens mit vollem Gelingen geschehen ist." Sogar für ein Plagiat der „Christuslegende" haben einige neuere Gelehrte, die Krause bekämpft, manche Eddasagen erklärt. Das wird zwar nicht richtig sein, aber daß die christlichen Lehren und Legenden, die christliche Weltansicht und Frömmigkeit bis ins zweite Jahrtausend neben dem nordischen Götterglauben hergegangen sein sollten, ohne Einfluß auf ihn zu üben, das ist doch wohl nicht denkbar. Die ungeschlachten und rohern, wenn auch nicht gerade unsittlichen Züge, die auch in den Edden noch vorkommen, dürften in der ursprünglichen nordischen Göttersage weit häufiger gewesen sein.

Über die höhere Sittlichkeit der nordischen Religion sagt Krause: „Die Antigone des Sophokles ist ein gepriesenes Drama; aber wie armselig sticht ihr ethischer Gehalt gegen die Lehren der Sigurdrifa im Eddaliede ab, sich des Toten anzunehmen, wo er auch im Felde gefunden werde, ihn zu bestatten und für seine Seele zu beten [dieser Zug ist doch gewiß christlichen Ursprungs!], ohne daß ein Unterschied gemacht wird, ob er fremd oder befreundet sei. [Der Schwerpunkt des Antigone-Dramas liegt doch wohl nicht in der Pietät gegen die Toten, sondern in der Behauptung des individuellen Gewissens gegenüber dem Staatsgesetz.] Als fernere Grundsäule der ethischen Höhe dieser arischen Weltanschauung steht der Preis, welcher der Treue und Wahrhaftigkeit des Mannes, der Unverletzbarkeit des Weibes zugebilligt wird, worüber dasselbe Sigurdrifa-Lied herrliche Ratschläge enthält. Die Tiefe der nordischen Weltanschauung bewährt sich darin, daß der Germane sogar über die Götter seiner eignen Vorzeit sich zum Richter aufwarf, Odin und einen Teil seiner Genossen ihrer moralischen Unzulänglichkeit überführte und die Lehre von der Götterdämmerung aufstellte, die aus der innersten Überzeugung hervorging, daß die

ältere Weltanschauung zum Falle reif sei. [Aber jene moralisch unzulänglichen Göttergestalten waren doch gerade ein Produkt und Spiegelbild des ursprünglichen nordischen Geistes, und zu welcher Zeit, ob vor oder erst nach Christus, dem Volke ihre Unzulänglichkeit klar geworden sein mag, ist bei dem gänzlichen Fehlen schriftlicher Zeugnisse schlechterdings nicht auszumachen.] Wir kennen kein ähnliches Gericht über veraltete Göttervorstellungen bei Griechen und andern Kulturvölkern. Sie vertuschten die Schwäche ihrer Fabeln, suchten ihnen einen andern Sinn beizulegen, aber die Forderung, daß etwas höheres an die Stelle ihrer Zeusreligion treten müsse, kam ihnen nicht. [Den Weisen der Griechen und Römer ist sie bekanntlich gekommen, und das Volk stöberte in allen orientalischen Kulten herum und ergriff dann gierig den Christenglauben, weil es eben nach besserm verlangte.] Diese Vergeistigung würde sich im Norden vollzogen haben, auch wenn das Christentum nicht gekommen wäre [was in diesem Falle geschehen sein würde, kann niemand wissen], wie sie sich in Indien zu einer Religion des Mitleids mit aller Kreatur aufgeschwungen hat [die den Kühen Mitleid erweist, die Witwen aber erbarmungslos verbrennt]. In der Balderlegende, die bedeutend älter ist als das Christentum, bereitete sich eine Erlösungslehre und eine strenge Scheidung der Lehren von gut und böse vor [oder vielmehr Scheidung von gut und böse in der Lehre?], und es ist hervorzuheben, daß das griechische Epos so vollendete Verkörperungen der Schuldlosigkeit, die schnödem Verrat zum Opfer fällt, wie Balder und Siegfried, nicht besitzt."

In den nun folgenden fünfundfünfzig Abhandlungen über Gegenstände der vergleichenden Mythologie stützt sich der Beweis für die Abstammung der arischen Götter aus dem Norden vorzugsweise auf drei Thatsachen: daß die Griechen selbst ihre Gottheiten aus dem Lande der „frommen Hyperboräer" einwandern lassen und von Belehrungen berichten, die sie diesem weisen und gerechten Volke verdanken; daß der den griechischen und indischen Göttern zu Grunde liegende Naturmythus auf ein nördliches Land hinweist; und daß in den südlichen Sagen viel Ungereimtes vorkommt, das erst aus den nördlichen Parallelsagen verständlich wird. Wir lassen alle drei Beweisarten gelten, wenn auch der Verfasser ihre Beweiskraft hie und da überspannt. Warum soll z. B. die Sage von Boreas und Chione, dem Nordwind und seiner Tochter, dem Bergschnee, nicht auch am Balkan entstanden sein können, der im Winter ganz gründlich zu verschneien pflegt? Und bewunderte Alkibiades den Sokrates nicht u. a. deshalb, weil er bei starkem Frost, wo sich die andern entweder gar nicht oder nur in Filzschuhen hinauswagten, unbeschuht herumspazierte? Von Italien und Griechenland wenigstens kann es wohl nicht gelten, wenn Krause sagt: „Schon in den Mittelmeerländern haben die Jahreszeitenfeste keinen rechten Boden mehr. Wie kann man den Frühling mit Inbrunst begrüßen, wo der Winter nur ein paar Monate dauert, wo immergrüne Ge-

sträuche und Bäume kaum einen Verlust der Vegetation im Winter merken lassen, und höchstens einige Frühlingsblumen daran erinnern, daß für die Pflanzenwelt ein neuer Abschnitt beginnt?" So viel ist allerdings richtig, daß in Ägypten ein Sonnenwendfest nicht volkstümlich werden kann, und daß von Italien aus nordwärts die Inbrunst der Frühlingslust wächst.

Zur Veranschaulichung der dritten Art von Beweisführung heben wir den Baldermythus heraus, zu dem Krause in der Geschichte von den Söhnen des Krösus die griechische Parallele findet. Folgendermaßen faßt er seine Untersuchung zusammen. „1. König Odin hat zwei Söhne, von denen der eine, ein Muster aller Vollkommenheit, von Göttern und Menschen geliebt wird, der andre durch einen Naturfehler (er ist blind) von der Thronfolge ausgeschlossen erscheint. König Krösos von Lydien hat zwei Söhne, von denen der eine durch seine Tugenden alle Altersgenossen überstrahlt, der andre durch einen Naturfehler (er ist taub) von der Thronfolge ausgeschlossen erscheint. 2. Die Asen haben böse Träume, nach denen ihrem allgeliebten Balder von einer unheimlichen Waffe Gefahr drohe. Krösos träumt, daß ein spitzes Eisen seinen geliebten Sohn Atys töten werde. 3. Frigga nimmt alle Geschöpfe in Eid, ihrem Sohne nicht schaden zu wollen. Krösos entfernt alle eisernen Waffen aus dem Bereiche des Sohnes. 4. Balder wird jung vermählt, seine Gattin heißt Nanna, Atys wird jung vermählt, seine Mutter heißt Nana. 5. Die Asen machen sich ein Vergnügen daraus, auf Balder zu schießen, weil kein Geschoß ihm schaden kann. Atys giebt sich dem Jagdvergnügen hin, weil er den Zahn des Ebers nicht zu fürchten braucht. 6. Sein eigner Bruder tötet ihn (den Balder) unabsichtlich. Ein Freund, durch dessen Versehen bereits ein Bruder ermordet wurde, tötet den Atys unabsichtlich. 7. Dem Loki wird Schuld gegeben, den Mord veranlaßt zu haben. Die Schuld an dem Tode des Atys wird einem Gotte beigemessen. 8. Das unschuldige Werkzeug wird trotzdem ebenfalls ermordet. In der andern Sage entleibt sich der schuldlose Mörder am Grabe. Man wird sogleich bemerken, daß die wenigen, in diesen beiden Erzählungen nicht übereinstimmenden Stellen in der Edda bei weitem beßres Gefüge zeigen, als in der Herodotischen Fassung. Denn wenn man auch nicht wüßte, daß der betreffende Sagenkreis aus demjenigen der Götterzwillinge hervorgegangen ist, von denen einer den andern tötet, so sieht man doch nicht ein, weshalb, um das Maß der Leiden des Krösos voll zu machen [vielmehr nicht voll zu machen! oder soll das folgende »nicht« hinter »weshalb« gedacht werden?], nicht der eigne Bruder den andern »aus Versehen« tötet, sondern erst noch ein Fremder herbeigezogen wird, der schon seinen eignen Bruder versehentlich getötet hat, als ob zu diesen Versehensmorden einige Übung gehörte! Wozu ist dieser von der Natur vernachlässigte Bruder überhaupt vorhanden, da er doch den Verlust mindert, anstatt ihn zu mehren? Der Naturfehler selbst ist in der nordischen Fassung ganz wohl motivirt; denn

Hödur ist der Sohn des oft blind oder einäugig gedachten Odin; er ist, nachdem die Dioskurenmythe mit der solarischen zusammengeflossen war, außerdem der Vertreter des lichtarmen, finstern, blinden Wintergottes. So spricht alles dafür, daß der nordische Baldermythus schon vor drei Jahrtausenden vorhanden war, daß er zu Herodots Ohren [dem Herodot zu Ohren!] kam, ohne völliges Verständnis zu finden, und dadurch (?) in verballhornter Gestalt in die lydische Geschichte verwebt wurde."

Hierzu möchten wir uns einige Bemerkungen erlauben. Es vergeht kein Monat, wo man nicht in der Zeitung von irgend einem dummen Jungen läse, der mit einem Schießgewehre gespielt und ein Geschwister oder sonst jemand erschossen hat. Auch absichtliche Brudermorde aus Eifersucht, Neid, Habsucht kommen in allen Jahrhunderten vor. Selbstverständlich ist der Ermordete stets der beßre Bruder. Nun ist es ja gar nicht zu bezweifeln, daß sich die mythenbildende Phantasie namentlich im Norden die Nacht als den schlimmern Bruder des Tages und als seinen Mörder gedacht und nach Phantasiebrauch bald dem Tage das Tagesgestirn, bald der Sonne den Tag untergeschoben hat. Aber muß darum jede Brudermordgeschichte ein Naturmythus sein, da doch Brudermorde leider nichts so ganz seltnes sind? Und kann nicht so ein Ereignis am Hofe des Krösus wirklich vorgekommen sein, wenn es auch vielleicht von der Sage ausgeschmückt worden ist? Trügende Träume und Orakel aber sind ein in den alten Sagen so häufig vorkommender Zug, daß wir darum, weil er auch in die Geschichte des Krösus mehrfach verwebt ist, die Hauptereignisse dieser Geschichte noch nicht für unwahr zu halten brauchen.

Und diesen Gedanken weiterspinnend, sagen wir ferner: gewiß haben die Alten überall, wie es auch der Psalmist thut, in der Sonne bald einen glänzenden Helden gesehen, der aus seinem Zelte hervorgeht, die ruhmvolle Bahn zu laufen, bald einen Bräutigam, der sich des Morgens, strahlend von Glück und Schönheit, vom Lager erhebt. Aber hat es in alten Zeiten nicht auch wirkliche Helden und wirkliche Bräutigame gegeben, und muß jeder Held, jeder Bräutigam und Ehemann, der in alten Geschichten vorkommt, unbedingt ein Sonnengott sein? Denn selbstverständlich gelten den modernen Mythologen, auch unserm Krause, Achilleus und Odysseus für Sonnengötter. Und nicht minder sollen alle Geschichten von Ehemännern, die nach langer Abwesenheit zu ihren Gattinnen heimgekehrt sind, Variationen des Sonnenmythus sein, als ob nicht solche Geschichten auch bei uns noch zuweilen vorkämen! Und jedes junge frische Mädchen ist ja allerdings eine Frühlingsgöttin — als solche wird Nausikaa bezeichnet —, aber zum Glück ist sie doch meistens kein bloßer Mythus, sondern nebenbei auch ein wirkliches Mädchen, und die liebliche Tochter des Phäakenkönigs wird doch so menschlich geschildert, sie ist doch so aus dem Leben gegriffen, daß der Gedanke an ein menschliches Modell weit näher liegt, als an einen nebelhaften Mythus.

Weit annehmbarer klingt die Behauptung, die Sage von der Erbauung Troias durch Apoll und Poseidon sei der vom Bau der Asenburg durch einen Riesen nachgebildet und nur in der nordischen Form verständlich, wo der Baumeister, der in einem Winter die Burg vollenden wollte, der Winter selbst war, und sein windschnelles Roß, das des Nachts die Steine herbeischaffte, der eisbildende Nordostwind. Ob aber der Troianische Krieg, „ursprünglich nichts als eine Göttersage, die Wiedererkämpfung der Sonnengöttin [Helena] von den Unterwelts- und Kälteriesen darstellte," mag dahingestellt bleiben. Alle Titanenkämpfe sollen die Überwindung der Feuergötter durch die Lichtgötter, deren Kultus schließlich den der erstern verdrängte, zum Gegenstande haben; warum nicht, wie man bisher glaubte, die Überwindung der Naturkräfte überhaupt, unter denen allerdings das Feuer eine große Rolle spielt, durch den Menschen oder durch menschenähnlich gedachte Götter? Wüten doch im Norden die Kälteriesen weit schlimmer als die Feuerriesen. Und andrerseits wieder, warum muß es gerade ein nordischer Kältegott sein, der in Italien und Indien so häufig Kühe, d. h. Wolken stiehlt? Das besorgt doch dort und gewöhnlich auch noch bei uns der Hitzegott weit gründlicher. Natürlich gehört auch der Prophet Elias — bei der Erklärung seines Namens ist uns ein wenig schwindlig geworden — zu den Feuergöttern. Weniger hätten wirs uns vom guten Pan versehen. Als Probe für die Art und Weise, wie Krause Mythen behandelt, geben wir folgende auf die Pansage bezügliche Stelle wieder.

„Derjenige, der den alten Feuergott entthront hat, war der Lichtgott der spätern Zeit, und darauf bezieht sich höchst wahrscheinlich auch die Sage vom Wettstreit des Apoll mit Pan (Marsyas) in der Musik. Denn Pan war zugleich der Gott der fröhlichen, einfachen Hirtenmusik gewesen, nur übertraf ihn Apoll durch Kunstmusik, zog ihm das Fell über die Ohren und nahm seine Herden in Besitz, d. h. er entthronte den alten Feuergott auch als Hirtengott. Wir müssen uns erinnern, daß die Feuergötter in den Ruf gekommen waren, die Sonne bei der Gewitterschwüle zu umarmen und zu umhüllen, und so heißt Bali, Panis Vater, in Indien gerade so der Umhüller, wie der Feuergott Vritra. Nun kommt der Sonnenkämpfer Thor oder Zeus und zieht der Ziege Amalthea oder dem Ziegengott Pan, dem Sonnenusurpator, die Haut vom Leibe, um sich selbst darin (?) zu kleiden oder sie als Donnersack zu verwenden; denn eine Art »Knüppel aus dem Sack« blickt hindurch, wenn Zeus sein Ziegenfell schüttelt. Auch der Kunstrichter Midas mit den Eselsohren, der dem Pan den Preis zuspricht, hat eine weite Verbreitung, sowohl in der Tierfabel, als im irischen und mongolischen Märchen. Der Esel gehört eben zu den Freunden des Pan; aber nicht bloß, weil er ein bespötteltes Tier war, wurde er den Feuergöttern zugesellt. Das Märchen von der Eselshaut, in die sich das schöne Mädchen verbirgt, oder der glänzende Lucius (bei Apulejus) verwandelt [in die Eselshaut?], sowie die Eigenschaft des eselsgestaltigen Midas,

alles, was er berührt, in Gold zu verwandeln, scheinen alle auf den indogermanischen Mythus zurückzugehen, daß der Feuergott die Sonnenjungfrau in Gestalt einer umschattenden eselsgrauen Wolke umarmen wollte, wobei aber die goldnen Ohren des Midas (im mongolischen Märchen), d. h. die goldnen Spitzen und Ränder der Wolke, den Verräter abgeben."

Auch Rotkäppchen und der Däumling werden an den Himmel versetzt. Das vom Wolf gefreßne Rotkäppchen bedeutet die verfinsterte Sonne, und Däumling ist der kleine Stern, der auf dem mittelsten Stern der Deichsel des großen Himmelswagens oder auf dem mittelsten Zugtier reitet. Der Rotkäppchensage schreibt der Verfasser ein Alter von fünftausend, der Däumlingsgeschichte eines von dreitausend Jahren zu. Und damit wir Nordländer ja keines Ruhms ermangeln, muß auch der Priapkultus von uns herstammen. Allerdings bemerkt der Verfasser mit den Worten Rudbecks, dieser Kult sei im Norden ein „höchst ehrbarer" gewesen; er sei aber auch hier von den Frauen besorgt worden, „für die sich an den Gedanken der Unfruchtbarkeit die höchste Verachtung knüpfte."

Das Spiel der Volksphantasie in den Mythen und Sagen zu verfolgen, gehört zu den angenehmsten Beschäftigungen und ist auch nicht ohne Nutzen, sofern sich ja in der verschiednen Gestaltung desselben Sagenstoffs, an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten die verschiednen Volkscharaktere und Kulturzustände wiederspiegeln. Aber zur sichern Beantwortung prähistorischer Fragen wird dieses Studium so wenig wie irgend ein andres führen, weil eben von den Dingen, die sich vor aller Geschichte ereignet haben, irgendwelche historisch zuverlässige Kunde schlechterdings nicht zu erlangen ist. Und bei der Frage, die Krause zu beantworten unternommen hat, waltet noch dazu der eigentümliche Umstand ob, daß wir noch gar nicht einmal wissen, was sie für einen Sinn hat. Was soll das heißen: Urheimat der Arier? Das Land, in dem die Arier auf Eschenbäumen gewachsen, oder von Gott erschaffen worden sind, oder sich aus Menschen andrer Rasse oder aus Tieren entwickelt haben?

Viererlei glauben wir ohne alle prähistorische Gelehrsamkeit mit voller Klarheit zu erkennen und ganz bestimmt zu wissen. 1. Daß es edle und unedle Menschenrassen giebt. 2. Daß die Arier unter den edeln Rassen die edelste sind. 3. Daß diese Rasse die Fülle ihrer körperlichen Vorzüge nur in einem solchen Lande erwerben oder wenigstens bewahren konnte, das einen ordentlichen, erfrischenden Winter hat, und solche Länder giebts in Hochasien auch. 4. Daß sich die Fülle ihrer geistigen Vorzüge nur in Europa entfalten konnte. Aber über ihren Ursprungsort vermag schon darum keine Wissenschaft Auskunft zu geben, weil nicht einmal der Begriff des Ursprungs oder der Entstehung feststeht und wissenschaftlich auch gar nicht festgestellt werden kann. Man bekennt sich entweder zum Schöpfungswunder oder zur Darwinischen Hypothese. Im ersten Falle ist als zweites Wunder die Verzweigung der Nachkommen des

Urmenschen in Rassen anzunehmen. Dieses braucht nicht als plötzlich wirkend gedacht zu werden, sondern Gott kann es so gefügt haben, daß natürliche Ursachen die erforderlichen anatomischen und physiologischen Veränderungen allmählich hervorbrachten. In einer kalten Gegend kann man sich den Urmenschen nicht gut denken, weil für Wesen mit nackter, zarter Haut schon eine gewisse Summe von Erfahrungen und erworbnen Fertigkeiten dazu gehört, einen nordischen Winter lebendig zu überstehen, besonders da die menschliche Kindheit so lange dauert. Man wird daher annehmen müssen, daß Adam in einem milden Klima entweder als Arier erschaffen worden ist, daß aber nur die von seinen Nachkommen, die nordwärts zogen, die Merkmale der arischen Rasse festhielten und weiter entwickelten, oder daß er ein brauner Mensch von einer weniger edeln Bildung war, und daß die Veredlung eines Zweiges seiner Nachkommenschaft teils auf asiatischen Gebirgen, teils in Europa vor sich gegangen ist. Glaubt man an die Darwinische Hypothese, so nimmt man als Stammväter des Menschengeschlechts ein Geschlecht geschwänzter Baumtiere an, das sich in die Gattungen der Vierhänder und der ungeschwänzten Zweihänder verzweigte. Die Menschenrassen können dann eine aus der andern oder sämtlich unmittelbar aus verschiednen Arten der zweihändigen Alalen entsprungen sein. (Alalen: Menschen ohne menschliche Sprache, nennt Häckel unsre unmittelbaren Vorfahren.) Nimmt man das letztere an und zugleich, daß die Arier in Nordeuropa entstanden seien, so müßte ein Zweig der Alalen, ehe sie sich zu vollkommnen Menschen entwickelten, nach Nordeuropa gewandert sein. Da aber die Affen nur im heißesten Klima fortkommen und gegen Kälte sehr empfindlich sind, so ist anzunehmen, daß ihre von denselben Vätern abstammenden, also auch in derselben Heimat entstandnen Brüder ebenfalls für ein Tropenklima organisirt gewesen sein mögen. Demnach ist es wahrscheinlich, daß nicht eine vormenschliche dem Affengeschlecht näher stehende Art von Wesen im Norden die Stammväter der Arier abgegeben haben, sondern daß es wirkliche vollendete Menschen gewesen seien, deren Fähigkeit, sich allen Arten von Klima anzupassen, ja bekanntlich die aller Tierarten übertrifft. Der Ausdruck: Ursprung der Arier in Nordeuropa, würde also den Sinn haben, daß sich dieser edelste Menschenschlag hier aus einem unedlern, entweder aus einem der noch jetzt lebenden oder aus einem längst ausgestorbnen, entwickelt habe. Ehe nicht in dieser Weise festgestellt wird, was man mit dem Ursprunge der Arier meint — und das wäre eben nur auf dem Wege eines willkürlichen, also ganz unwissenschaftlichen Übereinkommens möglich —, scheint uns die Frage nach deren Urheimat gar keinen Sinn zu haben.

Robert Schumanns gesammelte Schriften

Als Robert Schumann kurz vor seiner letzten Krankheit seine in den Jahren 1833 bis 1844 für die Neue Zeitschrift für Musik verfaßten Aufsätze ordnete und zum Druck vorbereitete, bemerkte er mit Freuden, daß er in der langen Zeit, seit über zwanzig Jahren, von den damals ausgesprochnen Ansichten fast gar nicht abgewichen war. Seit dem Erscheinen seiner gesammelten Schriften sind nun zweimal zwanzig Jahre verflossen, aber noch heute gilt, was Schumann darin niedergelegt hat. Seine Urteile haben sich bewährt, seine Hoffnungen sind erfüllt, kühne Weissagungen sind bestätigt worden. Und dem klassischen Gehalt entspricht die Schönheit der Sprache, durch die sich Schumann den besten deutschen Schriftstellern angereiht hat.

Vor kurzem sind seine Schriften von F. Gustav Jansen*) neu herausgegeben worden, und damit ist das schon vor Jahren von Spitta ausgesprochne Verlangen nach einer „alles umfassenden und originalgetreuen Ausgabe" befriedigt worden. Es sind zwei stattliche Bände, gegen die beiden ersten Ausgaben (die dritte war nur eine Titelauflage) reich vermehrt. Hinzugekommen sind zunächst Arbeiten, die Schumann schon vor 1833 in Zeitschriften veröffentlicht hatte, die heute verschollen und kaum noch auffindbar sind.**) Schumann hat auch für politische Zeitungen geschrieben, namentlich für die Leipziger Allgemeine: Konzertberichte und kurze, oft begeisterte Hinweise auf einzelne Künstler. Einige dieser kurzen Notizen finden wir schon in dem Anhange zu Schumanns Leben von Hermann Erler (1887), der auch schon die meisten Aufsätze gesammelt hat, die Schumann nicht in seine Auswahl (so nennt er seine Schriften) eingereiht hatte. Sie betragen ungefähr den achten Teil der Schriften und sind mit Auslassung des Unwesentlichen und der von Wieck und Banck verfaßten beiden Aufsätze (Erler II 235, 265) auch von Jansen wieder aufgenommen worden. Doch sind Erler immer noch ver-

---

*) Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Vierte Auflage, mit Nachträgen und Erläuterungen von F. Gustav Jansen. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892.

**) Beiträge von Schumann sind noch zu vermuten in der Prager Zeitschrift Ost und West, 1837 bis 1842, in der Eisenbahn 1840 und der Wiener Musikzeitung 1841. Vielleicht stöbert einer unsrer Leser diese vielgesuchten Bände irgendwo auf.

schiedne Arbeiten Schumanns entgangen, die Jansen zuerst gebracht und womit er nun die möglichste Vollständigkeit erreicht hat. Nur eine größere Abhandlung Schumanns hätte noch hinzugefügt werden können, die zwischen Noten versteckt ist, nämlich die Vorrede zu den ersten Paganinietüden (Werk 3). Diese wundervolle Darstellung mit ihren zahlreichen Notenbeispielen zeigt, durch welche Mittel Schumann dem Klavier neue Wirkungen abzugewinnen wußte. Hier sieht man die Grundlage seiner eignen Klaviertechnik. Nimmt man noch den Aufsatz „über die Pianofortetüden, ihrem Zwecke nach geordnet“ hinzu, so läßt sich eine vollständige Schule des höhern Klavierspiels darauf aufbauen. Die genannte Vorrede gehört zu dem Trefflichsten, was Schumann geschrieben hat.

Hier, in den zahlreichen, eingehenden Besprechungen von Etüden, hören wir den praktischen Musiker. Als solcher zeigt sich Schumann aber auch, wenn er in den Partituren Beethovens und Bachs lange durchgeschleppte Fehler aufdeckt, wenn er eine C. M. von Weber zugeschriebne Komposition für untergeschoben erklärt. Vor allem aber offenbart sich seine musikalische Seele darin, daß sie für alles Echte in der Kunst unmittelbares Verständnis hat, mochte es alt oder neu sein.

In Ausdrücken der höchsten Bewunderung spricht Schumann von Johann Sebastian Bach; „der größte Komponist der Welt ist er.“ Einer Zeit, die sich „erst auf Beethoven besann,“ hielt er vor, welche Schätze in Beethovens letzten Quartetten lägen. „Dem menschlichen Geiste kann kaum etwas Wunderwürdigeres geboten werden als diese Schöpfungen, denen in ihrem alle menschlichen Satzungen überschwebenden Ideenfluge von andrer neuerer Musik gar nichts verglichen werden kann.“ Welch ein herrliches Bild giebt er von der C-moll-Symphonie (in dem ersten Aufsatze über das Beethovendenkmal), welche Verehrung weiht er der großen Leonorenouvertüre, „dem Ergreifendsten vielleicht, was die Musik überhaupt aufzuweisen hat.“ Heute weiß das ja jeder, aber vor sechzig Jahren war es Schumann, der Beethovens Bedeutung zum erstenmale ganz erfaßt hatte. Weit über hundertmal nennt er Beethovens Namen in seinen Schriften. Oft gedenkt er Mozarts, des „frischen, lebensreichen,“ treffend urteilt er über Haydn, Gluck und Weber, vor allem feiert er Franz Schubert, den er schwärmerisch liebte. „Er war der Höchste nach Beethoven.“ Schumanns Aussprüche über Schubert sind wahre Bausteine zur Musikgeschichte, die mit Schumann und den andern Tondichtern seiner Zeit gerade in eine neue Periode trat. Auch über diese zeitgenössischen Künstler geben Schumanns Schriften die beste Auskunft.

Mehr als einmal hat Schumann die Bedeutung eines neu auftretenden Komponisten gleich nach seinem ersten Werk für alle Zeiten festgestellt. Auch hier erkannte seine musikalische Seele die verwandten Geister. So huldigte er Chopin, über dessen Don Juan-Variationen er schrieb: „Ich beuge mein Haupt solchem Genius, solchem Streben, solcher Meisterschaft.“ Chopin wurde von

Rellstab leidenschaftlich bekämpft; Schumann begleitete seine Laufbahn mit liebevollster Teilnahme und doch frei von aller Parteilichkeit. Er bewunderte seine Schwärmerei, seine Grazie, seine Glut und seinen Adel, aber er verkannte auch nicht seine Wunderlichkeit und seine krankhafte Überspanntheit. Er lobte es wohl, wenn andre Komponisten Chopins zarte Wendungen nachahmten, doch „seine sonstigen Kräuseleien und Säuseleien sollten sie nicht nachmachen. Chopin bezaubert damit, an andern sind sie nicht auszustehen."

Auch auf Berlioz hat Schumann zuerst hingewiesen. In seiner sorgfältigen Zergliederung der Symphonie „Aus dem Leben eines Künstlers" sucht er das Bestreben zu rechtfertigen, poetischen Gehalt durch die Musik auszudrücken. Dieses Streben war ihm erfreulich, da es übereinstimmte mit seiner eignen Auffassung der „Tondichtkunst." Schumann trat mit seinem günstigen Urteil über den von den Franzosen selbst erst jetzt beachteten und gar zum Nationalhelden erhobnen Berlioz damals aller Welt gegenüber. Fetis, dessen Aufsatz über Berlioz Schumann übersetzt, auch Jansen wieder abgedruckt hat, ließ an dem jungen Neuerer kein gutes Haar. Auch Mendelssohn urteilte sehr ungünstig über ihn und wollte nicht einmal seine Instrumentirung gelten lassen. Auf Schumann übte Berlioz trotz des vielen beleidigenden und für ein deutsches Ohr ungewohnten in seiner Musik einen unwiderstehlichen Reiz aus. Doch gesteht auch er: „Man weiß nicht, ob man ihn ein Genie oder einen musikalischen Abenteurer nennen soll. Wie ein Wetterstrahl leuchtet er, aber auch einen Schwefelgestank hinterläßt er; stellt große Wahrheiten hin und fällt bald darauf in schülerhaftes Gelalle."

Innige Freude empfand Schumann an den Werken von Bennett, Stephen Heller und Adolf Henselt, sehr schön spricht er auch über Field, Cramer und Ludwig Berger. Gerechte Würdigung finden Moscheles und Hummel, Spohr, Lachner, Loewe und Hiller, Taubert, Dorn und Marschner, Gade und Rietz. Hoch über alle aber stellt er Mendelssohn, „die gebildetste Künstlernatur unsrer Tage, in allen Gattungen gleich eigentümlich und meisterhaft wirkend. Ihm gebührt die Palme unter den Zeitgenossen." Schon durch eine Ouvertüre habe er sich unsterblich gemacht: „es wäre genug Ruhms an der Sommernachtstraumouvertüre, die andern könnten andre Komponistennamen tragen."

Auch bei Robert Franz und Joachim Raff erkannte Schumann nach den ersten Werken, wie sie sich entwickeln würden. Von dem jungen Rubinstein hat er nur noch eine kleine Komposition erwähnt, ehe er sich von der Zeitschrift zurückzog. Aber 1853 ergriff er noch einmal das Wort, um der Welt das Erscheinen von Johannes Brahms zu verkünden. Es war die letzte große Freude seines Lebens, daß er diese Weissagung aussprechen konnte, deren glänzende Erfüllung wir heute erleben.

Neben den Komponisten wird uns eine Reihe ausübender Künstler vor-

geführt, allen voran Clara Wieck, die unvergleichliche Künstlerin, der es in einem an Freuden und Prüfungen reichen Leben noch zu sehen vergönnt ist, wie sich der Ruhm und die Werke ihres Gatten über die ganze Welt verbreitet haben.

Blicken wir aber auch auf die Kämpfe, die Schumann als Redakteur zu führen hatte. Er stritt gegen die unkünstlerische Richtung, die nur auf äußerliche Virtuosität ausging; er wehrte sich gegen die Charakterlosigkeit der Allgemeinen musikalischen Zeitung, die sich zur Schutzpatronin der Mittelmäßigkeit gemacht hatte, die stets „am Vortrefflichen eine mangelhafte Seite herauszukehren und selbst das Stümperhafte nicht ohne Verdienst zu finden wußte.“ Er meinte, das Zeitalter der gegenseitigen Komplimente gehe zu Grabe, und er wolle zu seiner Belebung nichts beitragen. Indem er sich so von einer unwahren Höflichkeit lossagte, sprach er denselben Gedanken aus wie Lessing (Dramaturgie St. 41): „Wenn die Höflichkeit darin besteht, daß man einem auch in solchen Stücken Recht giebt, wo er sich schämen müßte, Recht zu haben, so weiß ich nicht, was beleidigender und einem freien Manne unanständiger sein kann als diese verzweifelte Höflichkeit.“ Mit demselben Sinne für Wahrheit übte er freilich bisweilen eine herbe Kritik; zornig loderte er auf, wenn er die Würde der Kunst gefährdet sah. So sprach er sich gänzlich ablehnend gegen die Hugenotten aus, und rückhaltlos verwarf er das Oratorium von A. B. Marx. Gegen die Philisterhaftigkeit „lebloser, leichtsinniger und handwerksmäßiger“ Kompositionen ist er nicht müde geworden zu kämpfen.

In seinem tiefgegründeten Sinne für Wahrheit dachte aber Schumann stets darauf, jede Einseitigkeit des Urteils zu vermeiden; darum ließ er so entgegengesetzte Charaktere wie Florestan und Eusebius sich über dieselbe Komposition aussprechen. Dadurch kommt Leben und Farbe in die Kritiken, der Leser wird zu innerlicher Beteiligung herangezogen, um Rede und Gegenrede selbst abzuwägen. Übrigens versteht man Florestan und Eusebius erst recht, wenn man sie auffaßt als die beiden großen Gegensätze aller Musik selbst, die sich zu einem harmonischen Ganzen vereinen. Als solche rein musikalische Charaktere werden sie uns erkennbar in der ersten und siebenten Novellette von Schumann (F-dur und E-dur), wo die Hauptsätze rasch und feurig sind wie Florestan, die Mittelsätze zart und singend wie Eusebius. Wir finden sie auch ungesucht bei Beethoven, denn das Adagio der Cis-moll-Sonate steht dem Finale gegenüber wie Eusebius dem Florestan. Ja jedes rechte zweite Thema eines Satzes steht zu dem ersten in diesem Verhältnis; man denke nur an die Coriolanouvertüre!

Was aber der Kritiker Schumann mit seiner musikalischen Seele empfunden hatte, das stellte er auch herrlich dar in der Sprache des Dichters. In treffenden Bildern giebt er den Eindruck dieser Kompositionen wieder. Nur ein Beispiel. Nachdem er Mendelssohns Violinkonzert gehört hat, schreibt er

an ihn darüber: „Kritisiren nach dem ersten Hören eines solchen Stücks kann ich nicht — aber mich ganz hingeben. Dann drängt sich mir wohl ein Bild auf, und daß ichs nicht verschweige, welches es war, das einer Grazie, die auf Augenblicke, wie sich selbst vergessend, von leidenschaftlichern Regungen ergriffen wird, sodaß sie wie die Muse selber anzusehn ist; gleich malen möchte ich es." Wohl versteht er es auch, ein Musikstück mechanisch zu zergliedern, und dabei verschmäht er es nicht, den geringsten Unregelmäßigkeiten in seinem Bau nachzuspüren. Doch hält er immer die für die höchste Kritik, „die durch sich selbst einen Eindruck hinterläßt, dem gleich, den das anregende Original hervorbringt. Das ist freilich leichter gesagt als gethan und würde einen nur höhern Gegendichter verlangen." Er selbst war aber ein solcher Dichter, und darum kann man seine Kritiken mit Genuß lesen, selbst ohne die besprochnen Musikstücke zu kennen. Aber man wird höchst begierig gemacht, sie kennen zu lernen, man möchte sich womöglich eine kleine Bibliothek anlegen von all den Kompositionen, die in Schumanns Schriften genannt sind. Darum hat Jansen mit Recht der neuen Ausgabe viele Notenbeispiele hinzugefügt, besonders aus Werken, die nicht in jedem Notenschranke zu finden sind.

Schumanns Kritiken erschienen zuerst im Jean Paulschen Gewande, aber das legte er mit der Zeit ab. Sein Stil wird später ganz anders, er gewinnt ein wahrhaft klassisches Gepräge, er ist anmutig, glänzend, ruhig, klar und überzeugend. Man lese nur die in Wien geschriebne Vorrede zum Jahrgange 1839, den Aufsatz über Schuberts C-dur-Symphonie oder die goldnen Haus- und Lebensregeln. Daß sich ein Schriftsteller von unfreier Nachahmung eines einflußreichen Vorbildes so zur Selbständigkeit erhebt, dafür wird es wohl nur wenige Beispiele geben. Moltke gehört zu ihnen, dessen erste Abhandlung (Holland und Belgien seit ihrer Trennung unter Philipp II.) ebenso gut von Schiller verfaßt sein könnte; aber schon seine türkischen Briefe zeigen volle Selbständigkeit des Stils. Beiden gemein ist auch ein reiches Gemüt und eine Fülle von Humor. Namentlich den Tadel kleidet Schumann gern humoristisch ein. „Herz, mein Herz, warum so traurig?" ruft er bei dem in der ernsten Tonart D-moll gehenden Klavierkonzert von H. Herz, und weist dann nach, daß das ganze Werk aus Reminiscenzen zusammengeflickt ist. „Sogar eine Stelle aus Beethovens neunter Symphonie kommt darin vor, die doch Herz gewiß nicht kennt." Von einer Sonate eines andern sagt er, der letzte Satz würde neu sein, wenn es keinen letzten aus der F-moll-Sonate von Beethoven gäbe; über eine Serenade von Tedesco: „Wer kein Musiker ist, sollte nicht musiziren"; von Balfe: „Er ist ein wahrer musikalischer Taugenichts." Welch ein Humor, wenn er einen Kantor vom Lande in die Musikstadt kommen läßt: „man legt ihm Neustes vor, von nichts will er wissen, endlich nimmt er eine Sonate mit, die erste von Chopin (op. 35). Zu Hause fällt er her über das Stück — aber schon nach der ersten Seite

wird er bei allen heiligen Musikgeistern darauf schwören, ob das ordentlicher Sonatenstil oder nicht vielmehr wahrhaft gottloser. Aber Chopin befindet sich im Kantorat, und vielleicht wird in derselben Behausung einst ein romantischerer Enkel die Sonate finden, spielen und für sich denken: der Mann hatte doch so Unrecht nicht."

Mit großer Freimütigkeit behauptet Schumann seine selbständige Stellung dem Publikum gegenüber. „In höchsten Dingen, sagt er, kommt es auf die Meinung des Publikums gar nicht an. — Das Volk will so wenig als möglich nachdenken. — Die Mehrzahl ist nicht über die ersten Anfänge musikalischer Bildung und Empfindung hinausgekommen. — O Drittel vom Publikum, man sollte dich in eine Kanone laden, um das zweite der Philister tot zu schießen."

Sehr anziehend ist es, zu beobachten, wie Schumann selbst in seinen Tonschöpfungen befolgte, was er als Kritiker ausgesprochen hatte. Vor allem hält er auf gesangvolle Führung der Hauptstimmen. „Kühne Melodien mußt du finden!" Er lobt sinnige Rückblicke, und an den Durchführungsteilen und den Rückgängen zum Thema will er den Wert einer Komposition messen. Wie schön hat er alle diese Anforderungen selbst erfüllt! Einmal hatte er die Komponisten aufgemuntert, kurze Konzert-Allegros zu schreiben. Er selbst schrieb deren drei, und als er das erste (in A-moll) nicht beim Verleger anbringen konnte, baute er es zu dem Klavierkonzert op. 54 aus.

Die neue Ausgabe ist von der Verlagshandlung aufs würdigste ausgestattet worden. Höchst anerkennenswert sind auch die Bemühungen des Herausgebers, durch ein genaues Inhaltsverzeichnis, durch Register über die besprochnen Werke und die Personen uns schnell zurecht zu weisen. In dem Register sind zuverlässige Angaben über Lebenszeit, Wohnort und Lebensstellung der besprochnen Komponisten zu finden, die herbeizuschaffen für Jansen gewiß keine geringe Arbeit gewesen ist. Die Vorrede über Schumanns Entwicklung als Schriftsteller bedarf keines Wortes, sie ist vor kurzem schon in diesen Blättern gedruckt worden. Voll biographischer Gelehrsamkeit sind die ausführlichen Anmerkungen am Schluß der Bände, wo Erläuterungen gegeben werden über Schumanns Mitarbeiter an der Zeitschrift, über die Davidsbündler — die als ordentliche Mitarbeiter auf dem Titelblatt der Zeitschrift unter den andern Namen angeführt wurden —, über seine Kämpfe mit Fink, Banck und Schilling, über das Leipziger Musikleben. Auch über Schumanns Verkehr mit Bennett und Henselt, über sein Leben in Dresden erfahren wir viel neues aus Briefen und Tagebüchern. Das Theaterbüchlein wird ergänzt durch gelegentliche Äußerungen, die sich in dem Feuilleton der Zeitschrift über die Opern des Tages vorfinden. Sie reichen bis zum Tannhäuser. Auch Besprechungen von Schumanns ersten Werken werden mitgeteilt, die in Rellstabs Iris, in Gottfried Webers Cäcilia und im Wiener musikalischen Anzeiger er-

schienen waren. In Fußnoten giebt Jansen, was zum Verständnis des Textes*) nötig ist.

Bei der Durchsicht des Textes hat Jansen die neue Zeitschrift verglichen und nach dieser den Druck besorgt. Mancher Druckfehler, der aus der ersten Ausgabe noch in die zweite und auch in die Reclamsche Ausgabe übergegangen war, ist dadurch beseitigt worden. Mitunter mußte Jansen auch die Lesarten der Zeitschrift verwerfen, weil offenbare Druckfehler oder auch kleine Irrtümer in Zahlenangaben u. dgl. vorlagen; solche Unrichtigkeiten hat er verbessert, und das ist gewiß kein Unrecht gegen Schumann, der selbst sagt, „die seligen Meister müßten wohl manchmal lächeln, wenn von ihren Werken einige mit allen den Fehlern hinüberklängen, wie sie Zeit und Gewohnheit, auch wohl ängstliche Pietät habe stehen lassen.“ Bisweilen war der Herausgeber darauf angewiesen, durch Vermutungen den vom Verfasser beabsichtigten Sinn herzustellen, um einen ohne Anstoß lesbaren Text geben zu können.**) Ein andermal hat Jansen dem Verständnis dadurch nachgeholfen, daß er die Wortstellung leise geändert hat. Einmal ist Schumann in der Eile eine falsche Präposition entschlüpft: II 145 abweichend mit; Jansen hat geändert: abweichend von. Daß I 238 worein mit worin vertauscht worden ist, ist wohl nur ein Druckfehler. I 216 schreibt Schumann: „Es scheint mir, als ob sich der Komponist noch zu sehr vor seinem Gedichte, als ob er ihm weh zu thun fürchte.“ Die Stelle macht den Leser stutzig, der Herausgeber hat sie lesbar gemacht. Unklar und einer Änderung bedürftig sind noch zwei Stellen; II 300 müßten vier Wörter (gewiß auch sehr günstig) gestrichen, II 365 zwei Wörter geändert werden (mit Genuß in: gewiß) oder ausfallen.

In seiner lebensvollen Sprache ist Schumann nicht vor Provinzialismen zurückgeschreckt; diese muß man doch wohl gelten lassen. Wenn Schumann in anspruchlos, Hochzeittag das Genetiv-s unterdrückt, so folgt er darin Jean Paul, ebenso wie in der Auslassung des sogenannten Hilfszeitwortes. Wo Härten dadurch entstehn, hat es Jansen zuweilen eingesetzt (I 247: Grillparzers Bruder scheint ein Talent, das sich freilich noch aus dem Rohen herauszuarbeiten [hat]); es immer zu thun, hat er sich wohl nicht für berechtigt gehalten.

Die Orthographie mag dem Herausgeber manche unruhige Stunde ge-

---

*) Der Name Fiormona (I 124), den Jansen nicht erklärt, ist der Titel eines Heinsischen Buches über Italien. Wer der alte berühmte Lautenist Rohhaar und wer Hidschnuh-Chan-Wurzach gewesen sind, vermögen wir freilich auch nicht zu sagen; vielleicht sind unsre Leser belesener als wir.

**) So schlägt Jansen mit Recht vor I 265, abhalten in veranlassen zu ändern. II 277, Z. 24 setzt er richtig: nicht zu vermissen — für: zu vermissen. Er hätte auch noch I 298, 2: wenn nicht des Druckes unwert — ändern können in: wenn auch nicht des Druckes unwert.

kostet haben. Das Auge des heutigen Lesers erträgt es nicht, seyn, Himmelfarth, hohlen und die vielen überflüssigen Doppelvokale zu sehn. Schumann hat so geschrieben, und für seine Zeit war er unzweifelhaft im Recht. Wir sind jetzt durch die halbe Reform der Orthographie in eine leidige Übergangszeit geraten, deshalb hat Jansen manche zweckmäßige Änderungen vorgenommen, wenn er sie auch nicht mit gleichmäßiger Strenge durchgeführt hat. Er hat wenigstens angestrebt, alles entschieden veraltete aus dem Text fern zu halten.

Jansen hat mit seiner gewissenhaften Arbeit alle Freunde Schumanns zu herzlichem Danke verpflichtet. Möge nun auch die neue Ausgabe recht weite Verbreitung finden!

Gera Hermann Budy

Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Zweites Kapitel

Wie Einer schlafend in den Krieg zieht

Ungefähr vier oder fünf Wochen waren vergangen. Die Hinterwinkler hatten beim schönsten Wetter das schönste Heu gemacht, und der Blessenvogt hatte dabei viel geflucht, weil er keinen Ersatz für den Hannpeter bekommen hatte und darum das Doppelte hatte arbeiten müssen als sonst; aber die Arbeit war zuletzt doch gethan worden.

Alles ging seinen ruhigen Gang wie jedes Jahr, man merkte in Hinterwinkel wenig davon, daß mitten im Vaterlande der blutige Krieg wütete. Die Bauern berechneten, wieviel teurer sie den Hafer unter solchen Umständen verkaufen würden, und freuten sich des Gewinns. Daß ihnen selbst keine Unannehmlichkeit aus dem Krieg erwüchse, dafür sorgten ja die Soldaten.

Zwar liefen einige dunkle Gerüchte um, daß die Hannoveraner eine Schlacht gegen die Preußen verloren und daß die Preußen in Böhmen sogar die Österreicher fast besiegt hätten. Allein diesen Berichten glaubte man nicht, oder man hielt sie wenigstens für sehr übertrieben. Einige Hinterwinkler Soldaten hatten Briefe nach Hause geschickt, aus denen hervorging, daß die entscheidende Schlacht noch gar nicht geschlagen sei, und daß Preußen auf alle Fälle unterliegen müsse.

Verschiedne Bauern wollten in der letzten Zeit wiederholt Kanonenschüsse gehört haben; sie wurden aber ausgelacht. Man erklärte den Schall für fernes Donnern, und nichts schien glaublicher in diesen Tagen des Juli.

Dann verbreiteten sich aber auf einmal sehr beängstigende Nachrichten. Unsre Soldaten seien bereits über den Odenwald zurückgewichen, der Krieg komme immer näher. Die Kanonenschüsse wurden deutlicher, manche Leute machten sich daran, ihre Schätze zu vergraben, Schätze, wie man sie in Hinterwinkel besaß. Dabei ließ die Arbeit nach; man stand vor der Ernte, es fehlte nicht an Getreide, das schon reif war, aber niemand mochte Hand anlegen.

Keiner war aufgeregter als ich. Und dabei fühlte ich mich glücklich, oder vielmehr, ich fühlte mich frei. All das Elend, das sich, durch eigne und fremde Schuld, durch äußere Verhältnisse und innere Anlage veranlaßt, wie giftiger Mehltau auf mein junges Lebensgefühl gelegt hatte, und das mich nicht weniger zu verderben drohte, weil es vielleicht nur in meiner Einbildung bestand, es zeigte sich plötzlich wie verflogen, aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht mehr dran dachte.

Ich lebte und webte statt dessen ganz in den großen Vorgängen der Zeit. Zwar wußte ich wenig von ihnen, nicht mehr als das übrige Hinterwinkel, und hatte von Einzelheiten des Krieges nicht die geringste Vorstellung. Umso geschäftiger zeigte sich meine Phantasie, nach ihrer Art die Dinge zu sehen oder vielmehr mir zu zeigen, im Wachen und im Träumen. Ich lebte den ganzen Krieg im Geiste mit, ich dichtete ihn mir, groß, gewaltig, eine Epopöe mit ungeheuerlichen Umrissen, nach Reminiscenzen aus dem Kaiser Octavian und den vier Haimonskindern. Ich wurde ein Schlachtendenker in des Worts verwegenster Bedeutung. Meine Bilder und Vorstellungen, voll Blut und Rauch, ließen an phantastischer Originalität nichts zu wünschen übrig.

Dabei zeigte ich mich auch sonst wie verwandelt, ich betrug mich gegen jedermann lieb und freundlich wie in der frühern Kindheit. Alle gemütlichen und geistigen Auswüchse der Flegeljahre schienen auf einmal überwunden. Nur ein Wunsch blieb mir: das in der Phantasie vorgestellte einmal auch mit leibhaftigen Augen schauen zu dürfen.

Durch diesen Wunsch stand ich freilich wieder im Widerspruch mit ganz Hinterwinkel, und hätte man meine Gedanken gewußt, so wäre ich sicherlich dafür geprügelt worden. Aber ich konnte mir nicht helfen. Mochte der Krieg ganz Hinterwinkel verheeren und Jammer und Elend mit sich bringen, wenn ich ihn nur sehen durfte, den geheimnisvollen, unheimlich wilden Gesellen. Ich war in meiner Jugend immer so. Wenn irgendwo ein Feuer ausbrach, gleich wünschte ich, das ganze Dorf möchte davon ergriffen werden, um mich an dem schrecklichen Schauspiel weiden zu können. Wenn sich bei Tauwetter, im Februar oder März, der sonst so nüchterne Haselbach übernahm und die Gassen von Hinterwinkel in eine einzige gelbe Pfütze verwandelte, daß die Bauern

mit dem Vieh im Stall und den Sauerkrautkufen im Keller ihre Not hatten, schmerzte mich nichts mehr, als daß zuletzt das Wasser wieder zu sinken begann. Die andern Buben des Dorfs zeigten sich, wie in so vielem, auch in diesem Stück ganz anders. Sie verwiesen mir meine sündhaften Wünsche, wenn ich sie vor ihnen laut werden ließ.

Diesmal nun ging mein Wunsch in Erfüllung, nicht auf Kosten der lieben Hinterwinkler, aber fast auf meine eignen.

Eines Morgens früh saß ich droben auf der Schillingsberger Höhe — dem kahlen Buckel gegenüber — am Saum des schönen Sindelwaldes; denn ich hatte gerade gar nichts zu thun. Weder mit den Gänsen noch mit den Geißen fuhr man um diese Zeit auf die Weide, und der Vater wußte mich auch nicht zu beschäftigen, er blieb selber fast ohne jede Arbeit. Ich saß also am Waldsaum und träumte Schlachten.

Den Waldsaum entlang kam ein altes Weib auf mich zu, in dem ich bald die Hanne Strohmelker vom „kleinen Dörfle“ erkannte.

Kleines Dörfle — so hieß das dem Dörrhof, wo meine Eltern wohnten, entgegengesetzte Ende von Hinterwinkel, die Heimstätte der Allerärmsten, zum Teil wirklicher Bettler und Gauner.

Die Hanne Strohmelker war kein Bettelweib. Sie nahm es vielleicht nicht zu genau mit dem Mein und Dein und hatte wohl schon mehr als einen Krautkopf stibitzt, pflegte auch, wenn sie sich abends durch die Gemüsegärten nach Hause schleppte und niemand in der Nähe gewahrte, bald da bald dort eine Hand voll Bohnen oder eine gelbe Rübe mitzunehmen, was ihr, wie sie meinte, sehr gut und den Bauern nicht wehe that; denn sie verteilte weise ihren Diebstahl unter soviel Eigentümer als möglich. Ihr Brot im wörtlichen Sinn aber verdiente sie redlich mit Steinklopfen. Sie betrieb dieses Geschäft Sommer und Winter, bei Frost und Hitze, bei Wind und Regen, und da sie die Feldsteine klopfte, die die Bauern von ihren Äckern weg auf die „Wüstungen“ karrten, auf dieselben unangebauten Stellen, die auch als Geißweiden dienten, so führte uns unser Beruf oft zusammen.

Die Hanne hatte auf mich von der ersten Kinderzeit an immer einen unheimlichen Eindruck gemacht; nicht so wohl weil sie im Geruch einer Hexe stand, als weil sie einer Hexe auf ein Haar ähnlich sah. Aus ihrem eingefallnen Gesicht ragte eine unerhört dünne und lange Nase hervor, an deren Spitze immer ein brauner Tropfen hing, weil sie fleißig Tabak schnupfte. Noch abschreckender aber wirkte auf mich ihre Kleidung. Diese bestand im Sommer nur in einem groben Hemd und einem einzigen vielgeflickten Unterrock. Das Hemd ließ die entfleischten Schultern ganz bloß und verdeckte auch die sonnverbrannte, welke Brust nur wenig. Aber auch der einzige Rock war ihr hinderlich, wenn sie mit ausgestreckten, gespreizten Beinen dasaß und die geklopften Steine vor sich häufte; sie schob ihn dann zurück, unbekümmert um

die sich dabei entblößenden Beine und Kniee. Dann bot sie einen entsetzlichen Anblick für mich.

Und doch gestaltete sich mit der Zeit eine Art Freundschaft zwischen uns. Ich sah, daß ihr meine Gesellschaft wohl that, und wollte nicht stolz gegen sie scheinen. Deshalb gesellte ich mich manchmal zu ihr und hörte ihre Klagen an, ihre Auseinandersetzungen über soziale Ideen, über arm und reich, die sie aller drei Worte mit dem Ausruf: „O du kreuzsterbender Heiland!" unterbrach. Man hat oft seltsame Freunde während seines Lebens.

Besonders weichherzig und weinerlich wurde die Rede der Hanne, wenn sie das Gespräch auf ihren Cyprian lenkte. Sie hatte als junges Mädchen in Nürnberg gedient und war mit diesem Cyprian nach Hinterwinkel zurückgekehrt. Sie sprach gern von ihm, wenn sie auch sehr dabei greinen mußte; sie rühmte seine Schönheit und seinen Witz, gelegentlich auch seinen Vater, einen blauen Reiteroffizier. Wenn ihr Cyprian bei ihr wäre, meinte sie, so ginge es ihr besser, dann wäre sie nicht wie eine Vogelscheuche jedem Wetter ausgesetzt. Das bildete ihr ewiges Lied. Aber der Cyprian hatte fast seit zwanzig Jahren nichts von sich hören lassen. Beim Dorfschmied hatte er vier Jahre lang in der Lehre gestanden, dann war er fortgezogen, und seine Mutter hatte nichts wieder von ihm gehört.

Auch heute fing sie von ihrem Cyprian an. Wo er nur sein mochte! Gewiß lebe er noch; ihr Mutterherz sage ihrs täglich, das könne nicht lügen. Am Ende sei er gar unter die Preußen gegangen und Soldat geworden. Das sehe ihm ähnlich, das habe er von seinem Vater. Aber dann möchten sich die schwäbischen Knollfinken, die Kraut- und Knöpflisschwaben vor ihm in Acht nehmen.

Während diesen Reden der Hanne kam ein Fuhrwerk des Weges, desselben Weges, der, ohne daß man ihn Straße nennen konnte, die Fahrverbindung nach Schillingsberg herstellte, das an der großen Landstraße lag. Es war ein Leiterwagen, mit zwei Braunen bespannt, und als Fuhrmann erkannte ich Jakob Schmitz von Langacker, genannt Schmitzenjockel, eine bekannte Persönlichkeit. Er redete mich an, und ich hörte zu meiner größten Verwundrung, daß der Schmitzenjockel in den Krieg ziehe, wirklich in den Krieg, weil er zu Proviantfuhren gedungen sei. Der alte Hauderer, selber ein ehemaliger Soldat, las die Wirkung seiner Mitteilung in meinem Gesicht.

Wenn d' kein Schneider wärst, sagte er blinzelnd, würde ich sagen, du solltest mitkommen, könntest was sehen und hören.

Die Anspielung auf den Schneider rührte mich nicht, ich fühlte mich im Augenblick keineswegs als solchen. Ich erklärte dem Jockel, daß ich nichts lieber thäte, wenn meine Eltern nur wüßten, wo ich bliebe, und sich nicht ängstigten.

Die Hanne könne es ja meinen Eltern ausrichten, meinte Jockel. Wenn

sie meinem Vater sagte, daß ich beim Jakob Schmitz von Langacker sei, so wisse er mich wohl aufgehoben und habe keine Angst um mich.

Die Hanne erklärte sich bereit, die Botschaft zu übernehmen. Sie mache sich daraus kein Gewissen, sagte sie; ich würde meiner Mutter ja doch nicht von der Schürze weglaufen; wenn ich nur einmal erst einen Flintenschuß hörte, würde ich von selber umkehren und mich nach Hause schleichen, ich sei kein Cyprian. Wo das auch herkommen solle bei einem Schneider! Dieser Hanne Strohmelker mußte ich zeigen, daß sie sich in mir geirrt habe. Ich unterdrückte alle Bedenken und stieg unverweilt zu Jakob Schmitz auf den Wagen — mit klopfendem Herzen.

In Schillingsberg stießen noch drei Fuhrwerke zu uns, und die Fahrt ging von nun an rascher. Wir kamen in neue, mir noch fremde Gegenden, durch unbekannte Dörfer und kleine, alte Landstädte, wo bald der altertümliche Bau eines Rathauses, bald die Kirche durch Größe und Schönheit, bald ein lang heraushängender Löwe oder Engel, eine Sonne oder eine Rose, ein wilder Mann oder drei Mohren in ehrwürdigem Rost oder in neustrahlender Vergoldung meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten und mein Erstaunen erregten.

In den Fuhrleuten dagegen erweckten diese Dinge etwas andres, nämlich die Erinnerung an ihren Durst, wodurch die Fahrt dann immer eine Verzögerung erlitt. Der Schmitzenjockel war der Durstigste, er gab jedesmal zuerst die Losung aus. Er war auch ein Schalk. Ihr seid Narren, wiederholte er bei jeder Einkehr, wir verlieren durch einen kurzen Aufenthalt gar nichts, und durch einen langen ebensowenig; denn wenn die Preußen in ein paar Wochen von Berlin bis in den Odenwald gelangt sind, brauchen wir uns wohl nicht groß anzustrengen, um mit ihnen zusammen zu stoßen, wir dürfen nur ein wenig warten, und das thut man bei dieser Julihitze am besten im kühlen Wirtshaus. Kommen wir dann nicht zum Kriegsschauplatz, so wird der Kriegsschauplatz zu uns kommen, umgekehrt als bei dem falschen Propheten Muhammed, der einem Berge befohlen hatte: Komme! und als der keine Lust dazu zeigte, sich selber zu dem Berge auf den Weg machte, eingedenk des Sprichworts, daß der Gescheitste nachgiebt. Für die Gescheitsten gelten wir Schwaben nun gerade nicht, aber vielleicht geben wir diesmal dennoch nach, ausnahmsweise. Die andern, gute Patrioten, schimpften wegen solcher Reden; aber die Einkehr machten sie jedesmal redlich mit.

Ich allein fühlte mehr Durst nach Kriegsschauplätzen als nach Bier und Wein. Aber ich wurde nicht um meine Meinung gefragt und mußte wacker mittrinken. Der Jockel besonders bot mir aller Augenblicke sein Glas. Daß du Courage kriegst, sagte er lachend. Ich mochte wohl aussehn, als ob ich ihrer nötig hätte; auch war mir in der That nicht ganz wohl zu Mute. Wenn ich an meine Mutter dachte und ihre Angst um mich und was der Vater zu meinem Auf- und Davongehn sagen würde, wäre ich am liebsten umgekehrt

und in einem Atem nach Hinterwinkel zurückgelaufen. Nur die Scham vor den Fuhrleuten hielt mich davon ab, obwohl diese selber, den Jockel ausgenommen, bedenkliche Gesichter zu meinem Abenteuer machten. Ja manchmal schien mir, als ob sogar Schmitzenjockel halb bereute, mich verführt zu haben, und mir nur darum seinen Wein so reichlich gönnte, weil er das begangne Unrecht einigermaßen gut machen wollte. In meiner kleinlauten Stimmung sprach ich denn auch dem Bier und Wein eifrig zu, weit mehr als ich gewohnt war, und wurde je länger je aufgeräumter. So vergaß ich nach und nach alle Gewissensbisse, die mir bis dahin die Freude an meinem ersten größern Ausflug in die Welt trotz der merkwürdigen Umstände dabei etwas vergällt hatten, und sah den kommenden Dingen immer kühner entgegen.

In solcher Verfassung befand ich mich — es mochte ungefähr gegen sieben Uhr abends sein —, als plötzlich die erste Kriegserscheinung vor uns auftauchte. Auf einer Querstraße sprengte sie an uns vorüber, in voller Karriere, ein gelber Dragoner, mit Schweiß und Staub bedeckt, auf einem Gaul, der weiße Schaumflocken hinter sich warf.

Ich griff mir unwillkürlich an die Brust, das Herz drohte mir still zu stehn, mein Atem stockte. Ich erwartete, daß es jeden Augenblick hinter den Hügeln hervorbrechen würde, in farbigen Schwärmen, zu Roß und zu Fuß, in kämpfender oder fliehender Wildheit.

Aber es geschah nichts; außer friedlich arbeitenden Landleuten zeigte sich nichts Bewegliches in der fruchtbaren, gesegneten Hügellandschaft, die sich um uns her ausbreitete. Die Bauern in den Dörfern nannten mehrere Ortsnamen, wo wir unsre Württemberger finden würden; doch sprachen sie damit nur Vermutungen aus, etwas Sicheres wußten sie nicht.

Ich mußte aber immer über den jagenden Dragoner nachdenken. Was der nur für eine Aufgabe haben mochte, so allein durch die Welt zu rasen! Und wenn er nun dem Feind in die Hände fiel —

Wir fuhren auch die Nacht hindurch, und der Wein, der mich, im Bunde mit der Kriegserwartung und den alten Fuhrmannsgeschichten des Schmitzenjockel, lange genug aufgeregt hatte, übte endlich die entgegengesetzte Wirkung: die Augenlider wurden mir schwer, ich vermochte sie mit der größten Mühe nicht mehr offen zu halten. Dann drohte ich von meinem Sitze herabzusinken und wurde vom Jockel nur gerade noch so aufgefangen. Ich fühlte mich noch von ihm in den Wagenkorb zurückgelegt, zwischen Decken und Tücher, und mit dem nächsten Atemzug versank ich in tiefen Schlaf.

Beim Aufwachen verwunderte ich mich nicht wenig, als ich nicht auf unsrer stillen Bodenkammer in meinem Bette lag, sondern in einem Wagenkorb, auf offner Straße, zwischen städtisch an einander gereihten Häusern, gerade unter einer riesigen Laterne, die auf den ersten Blick mit einer ungeheuern rostigen Kette am Himmel aufgehängt schien.

Doch leuchtete nicht die Laterne, sondern die flammende Julisonne, die noch höher am Himmel hing und schon seit langer Zeit angezündet und aufgezogen sein mochte. Auf der Straße wimmelte es von Soldaten.

Im Schlafe war ich, ohne zu wissen wie, mitten in den Krieg geraten, als ob mich ein Wunschmantel hineingetragen hätte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom wissenschaftlichen Materialismus. Man muß es den beiden alten Knaben, Büchner und Vogt, lassen, daß sie sich rechtschaffen Mühe geben, mit den übrigen jungen Alten unsers Jahrhunderts Schritt zu halten. Ludwig Büchner unternimmt, so viel wir wissen, noch Vortragstourneen und hat voriges Jahr wieder ein Erbauungsbuch für die reifere Jugend: Das goldne Zeitalter, oder das Leben vor der Geschichte (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur) herausgegeben, worin er das Idyll des voreiszeitlichen Menschen anmutig beschreibt und die Abschnitte seiner Entwicklungszeit sehr genau auf 78000, 33000 u. s. w. Jahre angiebt. Etwas Neues haben wir in seinem Buche nicht gefunden, ausgenommen den Bericht über die musikalischen Affen. Die Schimpanse sollen förmliche Konzerte aufführen, sie erzeugen in größerer Gesellschaft Töne durch Aufschlagen auf hohle Baumstämme und schreien dazu; da hätten wir also Chorgesang mit Xylophonbegleitung. Karl Vogt wendet sich in seinem Buche: Die Menschwerdung (Leipzig, Ernst Wiest, 1892) an die Gelehrten. Er sucht darin alle Veränderungen in der Welt als die Ergebnisse eines Kreislaufs abwechselnder Verdichtung und Verdünnung der Weltsubstanz klar zu machen. Wenn eine „Weltzone," wie gegenwärtig die, der unser Sonnensystem angehört, Wärme ausstrahlt, so befindet sie sich „als Trägerin emissiver Potentiale in der absteigenden Phase des Kreisprozesses," ihre Körper sind in der Verdichtung begriffen und gehn der Erstarrung entgegen. Ist der Endzustand eingetreten, dann empfängt diese Zone wieder Wärme aus den benachbarten Zonen, ihre Körper werden wieder in Gas aufgelöst, und die Entwicklung beginnt von neuem. Der jeweilige Zustand des organischen Lebens auf den Planeten hängt von dem gleichzeitigen Zustande der betreffenden Weltzone ab. „Jedesmal, wenn die Sonne in den untern Teil ihrer Bahn, in die höher gespannten Ätherregionen eintritt, nehmen die sämtlichen physikalischen Prozesse an Intensität wieder zu. Es entstehen neue Arten, die den physikalischen Konstellationen der neuen säkularen Entwicklungsperiode angepaßt sind, während die alten nicht angepaßten zu Grunde gehen." Sehr schön und sehr klar! Nun fehlt weiter nichts, als daß man ein paar Trillionen Jahre auf einem dem Kreisprozesse entrückten ganz unparteiischen Sterne leben und von da die periodische Weltwerdung beobachten könnte, um zu sehn, ob und wieweit die Hypothese wahr ist. Näher als der Anfang oder das Ende eines solchen Kreislaufs liegt uns die

eigne Seele. Deren Geheimnis verspricht uns Vogt zu enthüllen, denn nach dem Titelblatt soll seine Untersuchung abschließen „mit der vollständigen Lösung des Willensproblems, des Problems der juridischen Verantwortlichkeit und des teleologischen Prinzips in der menschlichen Weiterentwicklung." Die „vollständige Lösung des Willensproblems" ist jedoch recht dürftig ausgefallen; sie beschränkt sich auf die Beschreibung des Kampfes zwischen dem Hungergefühl und der Abneigung gegen eine widerliche Speise in der Seele oder, vogtisch gesprochen, im Gehirn eines Menschen. In Beziehung auf die Verantwortlichkeit ist anzuerkennen, daß Vogt die thörichte Lehre Lombrosos von der angebornen Verbrechernatur zurückweist. Er glaubt, daß durch die Zwangseinwirkung des Erziehers die Gehirnbahnen ebenso in die richtige Lage gebracht werden können, wie die Finger des kleinen Kindes beim Anfassen des Löffelstiels, und betrachtet die Strafjustiz als Volkserziehung, die Strafen demnach als Abschreckung vom Bösen und Zwang zum Guten, wobei die Wörter gut und böse das dem Gesellschaftskörper zuträgliche und schädliche bezeichnen. Seine Teleologie endlich sucht zwischen Pessimismus und Optimismus hindurchlavirend zu dem Ideal der Freiheit, des absoluten Menschenrechts und der uneingeschränkten Menschenwürde zu gelangen, wobei die gegenwärtige Lage der Menschheit und die sozialen Aufgaben in einer von unsrer Auffassung nicht gar weit abweichenden Weise beurteilt werden. Wie freilich die Freiheit verwirklicht werden soll, wenn alles Handeln mit Notwendigkeit aus der teils angebornen, teils durch Erziehungseinflüsse gebildeten Beschaffenheit des Gehirns hervorgeht, wie die gerade im Besitze der Macht befindlichen dahin gebracht werden sollen, daß sie nicht die Gesundheit des Gesellschaftskörpers fortwährend mit ihrem persönlichen Wohlbefinden verwechseln, wenn es keinen Gott mehr giebt, dem sich alle verantwortlich fühlen, und wie ohne das psychische Element der sittlichen Ideen die Gehirnbahnenleitung jemals über das roheste Streben nach leiblichem Wohlbehagen hinausführen kann, darauf bleibt uns Vogt die Antwort schuldig.

Sind die Hypothesen des materialistischen Monismus bewiesene Ergebnisse der exakten Wissenschaft, oder sind sie es nicht? Im ersten Falle wird man auf die Verwendung religiöser Vorstellungen bei der Jugend- und Volkserziehung verzichten und aufhören müssen, über die Gottlosigkeit der Sozialdemokratie zu jammern. Im zweiten Fall werden sich die Herren Professoren endlich einmal herablassen müssen, dem Volke reinen Wein einzuschenken in Beziehung auf das, was in anatomischer, physiologischer, geologischer Beziehung feststeht und was nicht. Wir wollen eine ganz bestimmte Frage stellen. Edward Aveling hat bei Dietz in Stuttgart eine übrigens gar nicht üble Darstellung der Darwinischen Theorie herausgegeben. Darin stellt er u. a. S. 129 ff. die Behauptung auf, der niedrigste Mensch stehe in anatomischer Beziehung dem höchsten Affen näher als dem höchsten Menschen. Ist das wahr, oder ist es nicht wahr? Wir glauben, daß sich diese Frage mit absoluter Sicherheit und Genauigkeit beantworten läßt, und ist sie einmal beantwortet, so muß die richtige Antwort in allen naturwissenschaftlichen Lehrbüchern stehn, so gut wie der Pythagoräer in allen Handbüchern der Planimetrie, und falsche Angaben dürfen so wenig mehr geduldet werden, wie etwa das Perpetuum mobile in einem Lehrbuche der Physik.*)

---

*) Diese Frage ist kürzlich von einem Zoologen mit aller nur wünschenswerten Entschiedenheit beantwortet worden. Otto Hamann in Göttingen hat in seinem Buche: „Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre" (Jena, bei Costenoble) von einer Menge sogenannter „biologischer Thatsachen" nachgewiesen, daß sie — keine Thatsachen sind. D. R.

Pferdefleisch. Von den verschiedensten Seiten strengt man sich gegenwärtig wieder einmal an, das Pferdefleisch populär zu machen. Man führt den überflüssigen Beweis, daß es genießbar und unschädlich sei, und erklärt es für eine Lächerlichkeit, daß Leute, die ohne allen Widerwillen Schweinefleisch verzehren, eines thörichten Vorurteils wegen das Fleisch des weit reinlichern Pferdes verschmähen. Wie das „Vorurteil" entstanden ist, wird von diesen Aposteln der praktischen Nüchternheit nicht weiter untersucht. Da jedoch die Ursache zweifellos auf dem sittlichen Gebiete liegt, und da wir allen Grund haben, auch die unscheinbaren Keime einer sittlichen Weltanschauung zu achten und zu fördern, so lohnt es sich wohl, einen Blick auf die Entstehung dieses eigentümlichen ungeschriebnen Speiseverbots zu werfen.

Mustern wir die wenigen Zeugnisse, die uns von der Einführung des Verbots in Deutschland Kunde geben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es von den christlichen Sendboten verbreitet wurde, zunächst, wie es scheint, im bewußten Gegensatze zu den Pferdeopfern und Pferdeschmäusen der Germanen. So ist ein Erlaß des Papstes Zacharias an Bonifatius erhalten, worin fibri et lepores et equi silvatici, außerdem einige Arten wilden Geflügels verboten werden. Daß dieser Erlaß nicht sofort durchgriff, beweist eine Stelle aus einer St. Galler Handschrift, die uns belehrt, daß ums Jahr 1000 sogar Mönche noch das Fleisch des Wildpferdes genossen:

Sit feralis equi caro dulcis in hac cruce Christi.

Aber veranlaßte den Papst wirklich nur die Abneigung gegen den germanischen Heidenbrauch zu seinem Verbote? Wie kommt es denn, daß er gleichzeitig auch Hasen, Geflügel u. s. w. untersagte? Auf die christliche Lehre kann er sich ebenso wenig berufen, denn das Christentum kennt ja im scharfen Gegensatz zum Judentum keine Speiseverbote. Es bleibt nur ein Ausweg: man empfand damals bereits in Italien und in den römischen Kulturländern überhaupt jenen Widerwillen gegen das Pferdefleisch, den auch wir jetzt größtenteils besitzen. Das Vorurteil gegen den Hasen, das wir noch jetzt bei vielen Naturvölkern wiederfinden, ist nicht auf Deutschland übertragen worden, im Gegenteil auch im Süden geschwunden, der Abscheu vor Pferdefleisch dagegen hat sich eingebürgert und an Kraft noch gewonnen.

Wir verstehen das, wenn wir bedenken, daß das Pferd nicht allein verschmäht wird: der Hund, der in der Urzeit Europas eine willkommne Speise war und noch jetzt bei den untersten Volksklassen nicht unbeliebt ist, wird ebenso gemieden. Hier nun ist es jedem, der einen anhänglichen Hund besitzt oder besessen hat, leicht möglich, sich den Grund der ganzen Abneigung zu vergegenwärtigen: der Gedanke, seinen treuen Gefährten zu schlachten und zu verzehren, wird ihm als eine Art sittlichen Frevels erscheinen — mit einem Worte, der Hund ist unser Freund geworden, dessen Zutraulichkeit wir erwidern, den wir aber nicht als Braten auf unserm Tische sehen möchten. Damit haben wir aber auch die Ursache des Pferdefleischverbots gefunden.

Im Grunde beruht diese Entwicklung auf derselben Vorstellung, die das Verschwinden des Kannibalismus begünstigt, auf den viele Völker schon vor dem Eingreifen der Europäer verzichtet haben. Menschenfleisch ist jedenfalls genießbar, und es muß in den Augen eines Naturmenschen sehr unpraktisch erscheinen, daß wir nach einer Schlacht oder nach einer Hinrichtung nicht wenigstens noch den möglichsten Nutzen von den Getöteten ziehen. Es ist zweifellos eine sittliche Ursache

— Mitleid vor allem —, die uns vor dem Kannibalismus zurückschrecken läßt; aber äußerlich tritt diese Stimmung zunächst als Ekel zu Tage.

Daß wir gerade das Pferd aus der Reihe der Schlachttiere gestrichen haben, hängt mit der Entwicklung unsers Volkslebens zusammen; das Pferd ist eben zum besondern Liebling der arischen Kulturvölker geworden. Anderwärts tritt das Rind an seine Stelle, so in Indien, China, selbst im alten Rom, wo das Töten eines Pflugstiers, eines socius hominum in rustico opere, wie Varro sagt, mit Verbannung bestraft wurde. Die brahmaistischen und buddhistischen Tötungsverbote, die alle lebenden Wesen einschließen, wachsen aus derselben Wurzel, und so wenig wir geneigt sein mögen, uns diesen Anschauungen anzuschließen, so kann uns doch die statistische Notiz ein wenig zum Nachdenken anregen, daß unter den indischen Eingebornen Verbrechen weit seltner vorkommen als unter uns.

Und das ist es ja auch, was die Beseitigung des „Vorurteils“ gegen das Pferdefleisch in einem bedenklichen Lichte erscheinen läßt. Alle sittlichen Gefühle und Grundsätze hängen unter einander zusammen und stützen sich gegenseitig, und es ist immer voreilig, vom bloßen Nützlichkeitsstandpunkte über sie urteilen zu wollen. In der Schonung des Pferdes haben wir den Rest einer freundlichen Weltanschauung bewahrt. Ob sich dieser Rest freilich halten lassen wird, ob er überhaupt noch berechtigt ist, nachdem die Maschine das Pferd allenthalben zurückgedrängt und seiner bevorzugten Stellung beraubt hat, das ist eine Frage für sich.

Augengift. Dieser Tage ist uns eine „Novität“ der Kunstindustrie zu Gesichte gekommen, die wir noch mehr der Gesundheitspolizei als der ästhetischen in aller Form zu denunziren wünschen: ein Briefpapier, das mit winzigen Figürchen in allen Farben und Gold dicht besät ist. Welcher geistreiche Musterzeichner diesen Unsinn erfunden, und welcher „Papierkonfektionär“ ihn ausgeführt hat, wissen wir nicht, wohl aber, daß dem Leser eines Briefes auf solchem Papier zu Mute wird, als litte er an den sogenannten mouches volantes im allerhöchsten Grade, und ebenso läßt sich vermuten, daß die Briefschreiberinnen — denn auf Damen ist das Ding natürlich berechnet — den Zweck, sich die Augen gründlich zu verderben, durch den Gebrauch dieses Papiers schnellstens erreichen werden. Man kann allerdings sagen, das Publikum sei ja nicht gezwungen, auf jede Dummheit hineinzufallen; aber so gut der Verkauf andrer Gifte überwacht wird, dürfte auch Schutz gegen Augengift verlangt werden. Und wer in solchen Fällen über Bevormundung klagt, der — würde ja dankbar dafür sein, wieder einen neuen Grund zum Klagen zu erhalten. Unsrerseits benutzen wir die Gelegenheit, auch über die immer häufigere Anwendung magerer, fadendünner Schriftlettern zu klagen. Wir haben ohnehin etwas unter unsrer gothischen Druckschrift zu leiden, und in keinem Lande, wo man sich der lateinischen Buchstaben bedient, macht man diese so dünn und kritzlich, während die Schriftgießer in Deutschland es zu wege bringen, sogar Antiqua durch Haarstriche weniger lesbar zu machen. Man vergleiche nur einmal ein englisches oder französisches kleingedrucktes Buch mit einem deutschen in lateinischen oder gar in gothischen Lettern! Mit Recht erheben die Augenärzte stets aufs neue ihre Stimme gegen den schlechten Druck von Schulbüchern; mögen sie sich auch derer annehmen, die ohnehin im Dienste der Wissenschaft ihren Augen so viel zumuten müssen und doch auch verurteilt sind, neue Bücher und Zeitungen zu lesen.

Berichtigung. In Heft 22 d. J. veröffentlichten wir einen Aufsatz vom Reichsgerichtsrat Dr. O. Bähr über die Reichstagswahlen. In Heft 26 gaben

wir über dasselbe, für uns zunächst rein akademische Thema einem uns zugesandten Aufsatz Raum, dessen Verfasser die Zweckmäßigkeit der Bährschen Vorschläge bestritt und andre Vorschläge machte. Dabei war ihm ein Mißverständnis untergelaufen, das von uns übersehen wurde. Er hatte den Vorschlag Dr. Bährs, daß die Wähler nach ihrem Einkommen in verschiedne Klassen geteilt und die abgegebnen Stimmen verschieden gezählt werden sollten, wobei als der Multiplikator für die Stimmen aus den Klassen mit höherem Einkommen nicht nur die Zahlen 2, 3 u. s. w., sondern weit höher aufsteigende gedacht waren, dahin verstanden, daß der Millionär vielleicht tausende von Stimmen erhalten sollte. Diesen Gedanken weist Herr Dr. Bähr in einer uns zugesandten Berichtigung als unsinnig zurück, und er beruft sich dabei auf seinen auf Seite 388 stehenden, nicht berücksichtigten Nachsatz: „Als selbstverständlich sehen wir es an, daß von einer gewissen Höhe des Einkommens aufwärts keine Steigerung der Stimmberechtigung mehr eintritt.“ Unter dieser Höhe des Einkommens hatte sich Herr Dr. Bähr, wie er sagt, etwa ein Einkommen von 10000 Mark gedacht.

Litteratur

Am Tiber. Novelle von Grazia Pierantoni-Mancini. Autorisirte Übersetzung von Therese Höpfner. Berlin, Georg Reimer, 1892.

Die vorliegende Novelle aus der italienischen Gesellschaft der Gegenwart ist nicht ohne Feinheit und seelische Wahrheit, aber trüb und verstimmend, weil sie wiederum die unerquickliche innere Auflösung einer Ehe darstellt, die von Haus aus mit Resignation auf Seiten der Frau geschlossen worden ist, in deren weitern Verlauf es aber an Resignation gebricht. Die Unvereinbarkeit eines nervösen Künstlernaturells mit der plumpen Tüchtigkeit eines erfolgreichen Strebers jüngster Gattung ist mit lebendigem Anteil und guter Beobachtungsgabe geschildert; freilich muß sich der arme Ingenieur Fulvius Terzani seinen in rastloser Arbeit erworbnen guten Appetit als eine besonders schlimme und verletzende Eigenschaft anrechnen lassen. Bemerkenswert und für Italiener rühmlich erscheint der strenge Maßstab, den die geschilderte Gesellschaft ebenso wie die unglückliche Heldin selbst an die Tugend und die innere Reinheit einer verheirateteten Frau legen. Die Übersetzung scheint sehr gut zu sein; ein paar Italianismen, die allzuwörtlich verdeutscht sind, wären leicht zu beseitigen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Emin Pascha und die deutsche Kolonialpolitik

Er ist eine im höchsten Grade verschieden beurteilte Persönlichkeit, dieser Dr. Emin. Man weiß nicht einmal recht: soll man ihn Pascha, Exzellenz, Reichskommissar nennen; zuweilen möchte man fragen: ist er das noch, oder ist er es einst gewesen, oder ist er es überhaupt nie gewesen? Wie seine äußere Stellung, so verschwommen, so unklar, so dunkel erscheint sein Charakter, erscheinen seine Absichten, seine Pläne, seine Fähigkeiten. Er ist ein afrikanisches Rätsel, eine Sphinx, gleich dem rätselhaften Kontinent, in dem er so lange gehaust hat, daß er sich nicht wieder von ihm zu trennen vermag, dem er seinen von ihm selbst so genannten „fadenscheinigen" Ruhm verdankt. Undankbares Europa! Wie zweifelhaft, wie unsicher, wie vergänglich ist die Berühmtheit, die du denen verleihst, die sich unter der brennend heißen Tropensonne um die Ausbreitung deines Einflusses, deiner Kultur und deiner Macht abmühn! Tausend Federn haben sich in tausend Zeitungen zu diesem gebrechlichen Machwerk von Gegenwartsruhm zusammengethan, aber der große Forscher hat gar nicht nach solchem Ruhm getrachtet, er hält sich schon dadurch für belohnt, daß er für sein eifriges und gewissenhaftes Streben den bessern, den wahren Lohn in sich selber findet. In Wirklichkeit wirst du, Europa, von Emin mit jenem schmälernden Beiwort seines Rufes kritisirt; er würdigt deine lahme Anerkennung nicht, er spottet über deine seltsame Anmaßung, sein Wesen völlig zu verstehen, wie das Land Afrika bis jetzt deiner allzuhastigen Begierde gespottet hat, seiner als Besitzer froh und als Kolonisator Herr zu werden. Was hat man nicht alles von Dr. Emin Pascha gehofft und erwartet, und was hat man nicht über ihn zusammengeredet, -gefabelt, -geschmäht! Emin, der Phantast, heißt es, der Plänemacher, der Unzuverlässige und Wankelmütige, der Unberechenbare, der Störenfried! Er will über Tabora in den fernen Westen ziehen,

und keine oder nur spärliche Nachrichten von ihm gelangen an die Küste des Ozeans. Man wirft ihm vor, daß er nicht mehr und nicht breit genug über die Bagatellen des Alltagslebens dienstlich Bericht erstattet. Man vergißt, daß auch andre Reisende zuweilen in die dunkle Ferne untergetaucht sind, daß sie sogar verschwanden und wieder gesucht werden mußten, und daß sie dann auch ihrerseits, wie Emin jetzt, ohne die ersehnten Mitteilungen von dem Verlaufe der Dinge in der übrigen Welt geblieben waren. Sollten sich die Zeiten so geändert haben, daß man nun auch gegen die „Afrikaner" nach europäischer Art schärfer und peinlicher geworden wäre, daß man seine Anforderungen in jeder Hinsicht gesteigert und sich die schlechte Gewohnheit zugelegt hätte, zu schelten, wenn diese in einem Lande, wo die Zeit noch keinen Preis, keinen Geldwert hat, nicht alsbald mit europäischer Geschwindigkeit erfüllt werden? Oder sollte die Verbindung mit der Politik auch dem Afrikaforscher das Leben erschweren und verbittern? Jedenfalls können Gegner, Mißgünstige und Unzufriedne die Kolonialpolitik auf keine leichtere und bequemere Weise schlechtmachen, als wenn sie deren Träger um ihr sauer erworbnes Ansehen bringen.

Emin war, so sagte man, unterwegs nach seiner geliebten Äquatorialprovinz; er wollte, sagten andre, sich in die von dem großen Stanley entdeckten Waldestiefen zu irgend einem nur ihm selbst bekannten Zweck versenken; er wollte vielleicht an die Westküste oder nach Kamerun, nur um auch seinerseits, wie man meinte, der staunenden Welt das nicht mehr neue Kunststück einer „Durchquerung" vorzumachen; er wollte — ja, das war eben das Schlimme, daß niemand wußte, was Emin wollte, und daß man also annehmen zu müssen glaubte, Emin wisse es selber nicht. Die einfachste und deshalb begreiflichste Erklärung war, Emin habe freiwillig und auf eine seinem erkornen Namen („der Getreue") wenig entsprechende ungetreue Manier seinen Abschied aus dem strammen deutschen Dienst genommen, natürlich um sich in schnöder Gesinnung den besser zahlenden Briten anzubieten. Man weiß jedoch nun aus den in der letzten Zeit eingetroffnen Briefen und insbesondre aus dem im Junihefte von Petermanns Mitteilungen erschienenen ausführlichen Berichte von Emins wackerm Begleiter, Dr. Stuhlmann, daß man sich unnötig und übermäßig aufgeregt und geängstigt hat.

Eine gewisse Freiheit des Handelns hatte sich Emin bei der Ausführung der ihm im allgemeinen abgesteckten Ziele vorbehalten. Unmöglich konnte ihm von vornherein in jenen so unvollständig erforschten nordwestlichen Gebieten Deutschostafrikas zwischen dem Viktoria Nyansa, dem Tanganika und den andern westlichen Seen eine gebundne Marschroute vorgeschrieben werden. Es ist mehr als zweifelhaft, ob der Reisende, als er sich ins Innere verlor, über die so wie so nicht ganz klaren Grenzverhältnisse in jenen Landstrichen genügend unterrichtet war. Sein ursprüngliches Vorhaben hatte er mehrmals vorher bezeichnet. Er beabsichtigte, in Bukoba, dessen außerordentlich günstige

und wichtige Lage ihm von Dr. Karl Peters empfohlen worden war, eine Station zu gründen, und er hat sich ein Verdienst erworben, indem er diese Station allem Anschein nach in musterhafter Weise anlegte. Dann wollte er das Karawanendurchzugsland Karagwe womöglich dem deutschen Handel gewinnen, auf jeden Fall aber dem deutschen Einflusse sichern und endlich ein von Europäern nie zuvor betretnes, sagenumwobnes Land erschließen, Ruanda, dessen kräftige Bewohner selbst die sogenannten Araber, was Emin in einem seiner Briefe erwähnte, und was man mit Unrecht angezweifelt hat, bis jetzt von ihren Grenzen fern zu halten gewußt haben. Das waren die ihm vorschwebenden und mit aller Deutlichkeit vorher bezeichneten Ziele. Über das dem Expeditionsführer durch die Stärke seiner Mannschaft auferlegte Maß von Beschränkung müssen die Meinungen notwendig verschieden ausfallen. Der Vertreter des Reichskommissars hielt seine Macht zur Errichtung und Besetzung einiger größern Stationen für ausreichend; Wißmann selbst war der Ansicht, daß Emin durch den geringen Umfang seiner Expedition in seinen Bewegungen eingeengt sei. Nachdem nun Emin an der Grenze der Landschaft Ruanda angekommen war, mußten sich alle die Schwierigkeiten, die einst auch Stanley veranlaßt hatten, seitwärts auszuweichen, vor ihm auftürmen, mußte wiederum die Wahrscheinlichkeit zu Tage treten, daß der gerade Weg durch dies feindliche Gebiet nicht erzwungen werden könnte, sodaß sich der Versuch einer Lösung der Aufgabe mit einer Umgehung der Hindernisse empfehlen mochte. Als sich eben in diesem Zeitpunkte Gerüchte verbreiteten, daß Emins ehemalige sudanesische Soldaten in der Nähe seien, lag wohl nichts näher, als eine Rekognoszirung in nördlicher Richtung zu unternehmen, wozu übrigens verschiedne Gründe raten konnten, nicht bloß der Wunsch, eine den Eingebornen überlegne Truppe anzuwerben, sondern auch die Notwendigkeit, die vielleicht von den Mahdisten und unter Umständen auch von den „Ägyptern" gefährdete Rückzugslinie offen zu halten. Bekanntlich haben es die Engländer unterdessen nicht verschmäht, die ehemals ägyptischen Soldaten, die ein gänzlich unabhängiges Leben führten und zu der Regierung des Khedive, nachdem sie Stanleys letzter Aufforderung zur Rückkehr, seinem Ultimatum nicht nachgekommen waren, in keinerlei Beziehung standen, mit offnen Armen aufzunehmen und gegen die widerspenstigen Waganda zu verwenden. Auch an Emins Karawane schlossen sich eine Anzahl Sudanesen an, aber er scheint allerdings vergebens nach einer vorteilhaften Gelegenheit in den Ländern am Albert-Eduard- und Albertsee ausgeschaut zu haben; er war gezwungen, nach Süden umzukehren, ohne auf der West- und Nordwestseite von Ruanda etwas wesentliches ausgerichtet zu haben. Auf alle Fälle hat aber doch sein Zug den nicht verächtlichen Wert einer Rekognoszirungsfahrt, durch die wir über die uns von den Mahdisten, Arabern und Eingebornen drohenden Gefahren aufgeklärt worden sind.

Es wäre also möglich, daß das so lange versperrte Ruanda nach wie vor undurchdringlich bliebe, und daß sich auch fernerhin von Karagwe nach dem Tanganika nur die eine Straße östlich von Ruanda durch das Flußgebiet des in den Tanganika mündenden Malagarasi böte. Es scheint fast, als ob man am besten thäte, gewisse afrikanische Landschaften bis auf weiteres sich selbst zu überlassen und allmählich ringsherum zu isoliren, bis sie zur freiwilligen Ergebung gezwungen sein werden. Emin ist jedoch bis jetzt nicht nach Bukoba zurückgekehrt, und er hat es vielleicht vorgezogen, trotz des großen Übelstandes, der in seiner immer zunehmenden Augenschwäche liegt, sich einen Weg zum Nordende des Tanganika zu suchen, denn er besitzt, darüber ist kein Zweifel, in hohem Maße die Kraft der Selbstüberwindung und die Energie, sich gegen körperliches Leiden bis zum äußersten zu wehren. Was nun auch die weitern Geschehnisse sein mögen, man hat zuviel Aufhebens davon gemacht, daß Emin überhaupt über die nördliche Endlinie unsers Interessenkreises, den ersten südlichen Parallelkreis, hinausgegangen ist, und besonders, daß er stets seiner Expedition die deutsche Flagge hat vorantragen lassen. Welche schlimmen internationalen Verwicklungen konnten denn die Folge sein? Thatsächlich waren diese Landstriche noch von keiner europäischen Nation, auch den Engländern nicht, in wirklichen Besitz genommen, und zwischen den Führern zweier sich zufällig begegnenden Karawanen hätte eine Besprechung genügt, um Feindseligkeiten zu verhüten und das wahrscheinlich größere Anrecht des einen vor dem andern festzustellen. Emin konnte gar nicht anders, als seine Flagge offen zeigen; er war auf diesem unbekannten und freien Gebiete in einer ähnlichen Lage, wie der Kapitän eines Schiffs auf dem offnen Meere, der gegebnenfalls auch seine Flagge zu zeigen verpflichtet ist. Kurz vorher hatte er erst durch eine Vereinbarung mit dem englischen Beamten Gedge den Zwang zur Flaggenführung für die Boote deutscher und englischer Nationalität in den beiden Hälften des Viktoriasees festgesetzt, und bald darauf wurde die Bedeutung der Flagge durch die Erlebnisse des Vizefeldwebels Kühne von der Station Bukoba erwiesen, denn die Wasesse hielten Kühne bei seiner Landung auf der Insel Sesse zuerst für einen Engländer und wollten ihn niedermachen, begrüßten ihn aber freudig, nachdem sie die deutsche Flagge erkannt hatten. Dazu kommt die Unbestimmtheit der Grenzen in den Gegenden westlich vom Viktoria Nyansa, besonders um den Albert-Eduard- und auch um den Albertsee, wo sich deutsche, englische, kongostaatliche und in Zukunft möglicherweise auch französische Ansprüche berühren. Emin konnte darüber im Zweifel sein, wenigstens westlich vom dreißigsten Meridian, an dem der Kongostaat theoretisch, aber bis heute noch nicht thatsächlich seinen Anfang nimmt, wem gegenüber er sich etwa einer Grenzverletzung schuldig machen und wofür er hier eine Verantwortung auf sich laden könnte.

All den gegenteiligen Aussprüchen, all den Verdrehungen und Ver-

unglimpfungen gegenüber, die das Beginnen Emins hat über sich ergehen lassen müssen, scheuen wir uns nicht, offen eine abweichende Meinung auszusprechen, und wollen nun abwarten, wem die Zukunft Recht geben wird. Aber wie auch die Beurteilung der Ereignisse schließlich ausfallen mag, Emins Charakter und Intelligenz scheint uns durch nichts in ein schlechteres Licht gerückt zu werden, und nichts nötigt zu der Annahme, daß etwa „nicht alles gesund“ in Emin Pascha gewesen sei, eilige Worte, die dem Reichskanzler von Caprivi in einer Erwiderung auf eine feine kolonialfeindliche Äußerung Herrn Ludwig Bambergers entschlüpften. Aber ganz abgesehen von dem Werte oder der Wertlosigkeit des Abstechers nach Norden, den sich Emin mit einigem Recht erlaubte, ohne daß damit zukünftige Grenzüberschreitungen, wenn hier überhaupt eine stattgefunden hat, für entschuldigt ausgegeben werden sollen, hat die Expedition verschiedne nicht unwichtige Ergebnisse gehabt. Bei dem für uns Deutsche in mancher Hinsicht so ungünstigen englisch-deutschen Abkommen von 1890 wurde, wohl auf Betrieb Stanleys, der auf seiner sogenannten Eminbefreiungstour mit dem Bantustaat Ankori, zu dem der Staat Mpóroro in einer Art Abhängigkeitsverhältnis stand, Verträge abgeschlossen hatte, ein „Berg Mfumbiro,“ auch wenn er südlich von dem ersten Parallelkreis südlicher Breite liegen sollte, den Engländern zugesprochen. Niemand hatte bis dahin den Berg berührt oder bestiegen; er war nur von mehreren Reisenden in weiter Ferne gesehen worden. Niemand konnte auch sagen, ob er zu Mpóroro gehöre, ob der Name Mfumbiro irgend ein richtiger Name sei, ob es nur ein Berg, ein Gebirge oder eine Bergkette sei. Wie viel oder wie wenig Deutschland bei einer spätern Grenzregelung abzutreten hätte, wußte niemand. Obwohl nun Emin und Stuhlmann den Berg Mfumbiro — denn es ist nur ein Berg — ebenfalls nur aus einer gewissen Entfernung zu Gesichte bekommen haben, so konnten doch ziemlich ausführliche Nachrichten über den Berg selbst und seine Umgebung eingezogen werden. Darnach bedeutet Mfumbiro soviel wie Koch, und die Waganda und die Leute von Karagwe nennen so den östlichsten und ersten Kegelberg in einer Reihe von sechs Vulkanen, von denen einer, der westlichste oder sechste, noch heute thätig sein soll. Nach Stuhlmanns Peilungen liegen diese Vulkane zwischen 1° 20′ und 1° 30′ südlicher Breite, sodaß also das englische Gebiet vielleicht der Länge nach zwischen siebenunddreißig und fünfundfünfzig Kilometer in das deutsche einschnitte, wenn nicht der Kongostaat bessere Rechte als Großbritannien geltend zu machen haben sollte, da nach Stuhlmann sämtliche sechs Vulkane wahrscheinlich im Westen jenseits des 30. Grades östlicher Länge liegen. Niemand hat bei Abschluß des englisch-deutschen Abkommens an diese Möglichkeit gedacht, sodaß sich späterhin unter Umständen eine mehr oder weniger internationale Abmachung als erforderlich herausstellen könnte, wobei in Bezug auf den Kongostaat die Frage, ob die fließenden Gewässer in diesen Gegenden zum Nil oder

zum Kongo gehören, ein Wort mitzusprechen hätte. Die ersten fünf Berge gehören zu Mpóroro, dessen übrigens ganz machtlose „Königin" mit dem „größten Teil" ihres Gebiets ihrem nördlichen Nachbarstaat Ankori tributpflichtig ist; der Name Mpóroro kann mithin keinen stichhaltigen Grund für eine Ausdehnung des britischen Interesses abgeben. Der sechste Berg aber gehört schon zu Ruanda, einer sicherlich vollständig deutschen oder höchstens und zu einem kleinen Teile kongostaatlichen Landschaft. Nach dem Abkommen von 1890 sollte die englisch-deutsche Grenzlinie, nachdem sie den Mfumbiroberg umgangen hätte, wieder zu dem vorher bezeichneten Endpunkte zurückkehren, also zu einem Punkte, nämlich dem, wo das deutsche Gebiet und das des Kongostaats am ersten Parallelkreis südlicher Breite auf einander treffen würden. Demnach sollten sich am ersten Parallelkreis die beiden genannten Staaten berühren. Es kommt auch in Betracht, daß Deutschland, als der erste am Platze, gerade in diesem Winkel zuerst seine Flagge aufgerollt hat und damit den ihm gebührenden südlichen Besitz ebenso thatsächlich übernommen hat, wie etwa Kapitän Lugard den nördlichen Anteil durch seine im Auftrage der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft ausgeführten Durchzüge. Stanley hatte seinerzeit seine Forderungen auf seinen schnellen Marsch durch Ankori gestützt. Was nützen uns alle schönen Auseinandersetzungen über die Notwendigkeit, die deutsche Kolonialpolitik immer noch unter dem Gesichtspunkte der „Konquista" zu betrachten, wenn sie nicht in der Praxis angewendet werden? Hier, wo sich einmal eine Stelle mit streitigem Besitzrecht findet, haben wir das unleugbare Recht des ersten Ankömmlings und des damit eo ipso zugreifenden für uns; die deutsche Regierung hat die Expedition Emins auf ihre Kosten zur Wahrung ihrer Interessen und ihres Nutzens ausgerüstet und abgeschickt.

Auch die Expedition Emins und Stuhlmanns hat wieder gezeigt, daß das deutsche Nordwestafrika ein wertvoller Teil unsers ostafrikanischen Gesamtbesitzes zu werden verspricht. In einer fernern Zukunft wird sich diese weide-, wald- und wasserreiche, abwechselnd gebirgige und ebne Gegend unter Aufsicht europäischer Leiter durch den Anbau und die Viehzucht der Eingebornen ausnutzen lassen. Eine nähere Bedeutung kommt ihr für den Handel zu, der hier von jeher einen seiner Sitze aufgeschlagen hatte; Karagwe hat zwischen den Negerstämmen immer eine Vermittlerrolle, die Rolle eines Zwischenhändlers gespielt. Emin schlug deshalb vor, daß die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in Bukoba eine Faktorei begründen möchte. Stuhlmann bemerkt, daß der Kagerafluß, vielleicht der am weitsten nach Süden reichende Nilquellfluß, nach der Aussage der Eingebornen der Schiffahrt von Kevinjo, 1° 3' südlicher Breite, bis zum Nyansa keine Hemmnisse bereiten solle. Wenn der Karawanen- und Tauschhandel in diesen Gegenden jetzt darniederliegt, so muß man die Heimsuchungen und die Unsicherheit bedenken, die die Raubzüge der Araber

von dem Kongostaat, von Nyangwe und Manyema aus, sowie die der Mahdisten und Ägypter von dem sozusagen englischen Obernil aus über sie gebracht haben. Die einst von Emin nördlich vom Albertsee und am Albertsee selbst mühsam geschaffne, zwar gewiß nur an der Oberfläche haftende, aber doch immerhin wirksame Kultur ist völlig wieder zu Grunde gegangen und mit Stumpf und Stiel ausgerottet, wie es in einem durch langjährige Kriegführung verheerten europäischen Lande auch geschehen würde. Die Pflichten der Kolonialmächte, solchen Mißständen abzuhelfen, bestehen nicht bloß einseitig für uns Deutsche, sondern gegenseitig für alle zusammen. Übrigens scheint der deutsche Anteil bis jetzt am wenigsten unmittelbar betroffen worden zu sein, aber er hat doch eine Verwüstung seiner Grenzen und eine Unterbindung seiner Verkehrsadern erfahren. Eine besondre Bedeutung beansprucht der Nordwesten Deutschostafrikas für den Elfenbeinhandel. Emin hörte von Herden dieser leider dem unvermeidlichen Untergang geweihten Jagdtiere und beabsichtigte, den Gewinn aus dem Elfenbein, der begehrtesten und einträglichsten afrikanischen Ware, zum Teil in deutsche Hände überzuführen, um ihn nicht gänzlich in den Taschen andrer verschwinden zu sehn. Er hatte bei dem Bestreben, die Kolonie sich durch sich selbst bezahlt zu machen, immer dem Elfenbein eine hervorragende Stelle zugedacht; die geeignetste Straße für den Abfluß des Elfenbeins geht aber über Tabora nach Bagamoyo. Was dem Schotten Stokes gelungen ist, kann doch deutschen Kaufleuten nicht unmöglich sein. Nicht dem Plantagenbau kann vorderhand die meiste Berücksichtigung zu teil werden, sondern, sei es auf Betrieb der Regierung oder privater Unternehmer, dem Handel, dem Karawanenhandel und der Anlage von Handelsfaktoreien.

Wenn die Koloniefreunde die vielen Vorschläge über die Fortsetzung unsrer Kolonialpolitik in Büchern, in Zeitschriften, in Zeitungen mustern, wenn sie die Koloniedebatten lesen und die Maßnahmen der Regierung und Verwaltung prüfen, immer wieder werden sich ihre Blicke auf das wegweisende und maßgebende Programm zurückrichten, das Emin in einem Briefe aus Tabora vom 18. August 1890 aufstellte, das sofort vielseitige Anerkennung fand und nie wieder außer acht gelassen werden darf. Emins Kolonialprogramm allein genügt, seine außerordentliche Einsicht und seine prophetische Voraussicht zu zeigen. Man muß dieses Programm vergessen oder vergessen wollen, um sich zu der lächerlichen Behauptung hinreißen zu lassen, daß der erfahrene Forscher nicht gewußt habe, was er wollte. Wenn man die Anweisungen der Verwaltung von Deutschostafrika an die Untergebnen, an die Chefs der Stationen und Expeditionen verfolgt, so findet man, daß sie immer wieder und selbst unwillkürlich in die von jenem Programm vorgezeichneten Bahnen zurücklenken, wenn sie überhaupt jemals abgewichen waren. Welches waren aber die Hauptpunkte des Programms?

Zunächst ist unser afrikanischer Besitz als Grundbesitz für Deutsche kaum verwertbar, und man muß deshalb, wie Emin meint, „seine Hinterländer als Produktionszentren und unsre eigne Stellung als Handelsvermittler in Betracht ziehen." Die Förderung des Handels, und zwar nicht bloß des Küsten-, sondern auch des Binnenhandels, muß also unser erstes Ziel sein, und zwar in der Absicht, die Einnahmen zu erhöhen, damit die Ausgaben gedeckt werden. Bedingungen des Erfolges sind friedliches und schonendes Verhalten gegen die Araber und die Eingebornen, Rücksicht auf religiöse und andre Vorurteile, Unterdrückung nicht der Sklaverei, sondern des Sklavenhandels und der Grausamkeiten gegen Sklaven. Sodann ist eine angemeßne Organisation nötig: Schaffung eines festen Stützpunkts für die deutsche Macht im Innern; Heranziehung der Eingebornen zu Militär-, Polizei-, Handels-, Bebauungs-, Besteuerungszwecken; Aufschließung der Seengebiete, deren natürliche Abflußstraße nach Sansibar gerichtet ist; Dreiteilung der ganzen Gebiete, „da ihre Verwaltung von der Küste aus schon der Entfernung wegen illusorisch wird." Emin hatte selbstverständlich für sich das nördliche Seengebiet ins Auge gefaßt, mit einer Hauptstation im Norden (nämlich Bukoba) und „Tabora als Durchgangsplatz."

Es lohnt sich, diese Punkte wieder hervorzuheben und sie im Lichte der Ereignisse und Erfahrungen seit 1890 zu betrachten. Die eifrige Pflege der Handelsbeziehungen nach der herkömmlichen Verkehrsweise, also auch ohne Beschaffung moderner Verkehrsmittel, so wünschenswert sie natürlich sind, ist hinter andres mehr als billig zurückgetreten und erscheint doch nach wie vor dringend geboten. Die Vermeidung einer frucht- und ziellosen Zersplitterung der Geld- und Menschenkräfte ist die Hauptsache. Selbst was private Kreise an Geld zusammenbringen, sollte in einheitlichem Sinne Verwendung finden. Bei aller Anerkennung des Zwecks ist es z. B. zu früh, Denkmäler zu setzen, dafür wird schon die Zukunft sorgen. Alle Unternehmungen müssen räumlich und zeitlich konzentrirt sein, räumlich nicht zu weit auseinandergehen und zeitlich möglichst dicht aufeinanderfolgen. Gerade der große Umfang unsers ostafrikanischen Gebiets im Vergleich zu dem nachbarlichen portugiesischen und britischen, seine Ausdehnung bis an alle drei großen Seen hinan, wo wir, wie Wißmann treffend bemerkte, gewissermaßen eine zweite Küste besitzen, birgt in sich die Versuchung zu einem alles umfassenden Zuviel des Guten und die Gefahr eines zu schwachen Nachdrucks nach bestimmten einzelnen Richtungen. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, hat man bald eine sogenannte intensive, bald eine extensive Kolonialpolitik empfohlen, bald zur Beschränkung auf das Küstenland, bald zur zerstreuten Besetzung des Hinterlandes geraten; aber man hat in dem einen wie in dem andern Falle nur allmählich — dies Wort kehrt in den Erörterungen immer wieder — auf größere Erfolge gerechnet, da man beidemale das ferne Ziel einer vollen Unterwerfung des Gesamtgebiets vor

Augen gehabt hat. Der Mittelweg, der beide Richtungen der Politik vereint, und die schnellste und bequemste Methode werden von Emin angedeutet, wenn er nachdrücklich die Wichtigkeit eines einzelnen Stützpunktes im Innern betont. Natürlich wird die Einwirkung der Verwaltung und Besiedlung in dem einen Drittel des Ganzen, nämlich in der nächst der Küste und an den zum innern Plateau aufsteigenden Terrassen gelegnen Gegend, als der am leichtesten erreichbaren, die intensivste sein und sein müssen. Aber wie sich schon in dem Küstenstrich ein Teil schneller hebt und vor dem deutschen Regimente unterwürfiger und schmiegsamer zeigt als der andre, und zwar der nördliche durch die Endpunkte Mpagwa und Bagamoyo angedeutete mehr, als der dem Nyassa zugekehrte, so auch im innern Hochlande: der Norden verdient, wenigstens gegenwärtig, den Vorrang vor dem großen Süden. Die Völkerschaften des Nordens sind für die Wohlthaten der europäischen Kultur und die guten Absichten der Kolonisatoren empfänglicher und leichter zugänglich als die des Südens. Mitten durch den Norden führt die belebte alte Hauptverkehrsstraße mit den drei innern Endpunkten: Muansa oder Kagehi und Bukoba oder Kafurro am Viktoriasee und Udschidschi am Tanganikasee; sie wird sich bei der in Afrika so mächtigen Tradition von keiner andern Straße den Vorsprung abgewinnen lassen. Von den drei großen Seen ist der Viktoriasee, wie Wißmann in seinem Vortrage in Bamberg am 2. Juli 1891 erklärte, für den Handel der wichtigste. Er ist der einzige See, an dem wir auch einen beträchtlichen Abschnitt des Westufers unser eigen nennen. Die hier nach Emins Plan dauernd festzuhaltende Hauptstation ist in der gleichen günstigen Lage wie die Hafenplätze der Meeresküste, indem sie auf der einen Seite durch die Seefläche, eine natürliche Rückzugsbahn und Zufluchtsstätte, wie die Geschichte Ugandas zeigt, gedeckt ist; die Küstenstädte erfreuen sich der Unterstützung durch die das Meer beherrschende Kriegsflotte. Der Norden ist ferner der am besten bekannte Teil Deutschostafrikas. Ein allmähliches Vorschreiten von der Küste nach dem Innern heißt nicht soviel wie überall gleichmäßig vorwärtsgehen; wir müssen uns die freie Bestimmung über die beste Zeit, wann wir uns mit den Wahehe und andern kriegerischen Stämmen einlassen wollen, vorbehalten, solange wir nicht gegen unsern Willen zu einer andern Haltung schlechterdings genötigt sind. Weil das nördliche Drittel unsers Gebiets schneller entwicklungsfähig ist, mußte es Emin als eine harte Zurücksetzung empfinden, daß man ihm dafür das ihm gleichgiltige, unsympathische und fremde Südland aufhalsen wollte; er konnte seine Aufgabe nur dann mit Liebe und Freude anfassen, wenn ihm ein ähnliches Feld seiner Wirksamkeit vorbehalten blieb, wie er es am Bahr el Gebel in Lado und Wadelai gehabt hatte. Wenn es Wißmann gelingen sollte, seinen Dampfer über den Sambesi und Schire ins Innere zu bringen, so wird er sich nur dann eines vollen Erfolgs rühmen können, wenn er ihn, wie er ja beabsichtigt, vom

Nyassa weiter bis zum Tanganika schafft, denn nur am Tanganika befindet sich ein Punkt, wo der Hebel angesetzt werden kann, um das Gedeihen der Kolonie zu beschleunigen, und dieser Punkt ist Udschidschi, die eine Spitze des Dreiecks, an dessen Basis Udschidschi und Tabora liegen, dessen Scheitelpunkt Bukoba ist.

Das Programm Emins, dessen Vorzüge auf der Übereinstimmung mit den von der Natur gegebnen Bedingungen beruhen, ist auch jetzt noch die einzige Grundlage einer aussichtsvollen und erfolgreichen Kolonialpolitik. Möglich, daß bei einer noch genauern Befolgung seiner Vorschriften die bedauerlichen militärischen Schlappen, die unsre ostafrikanische Schutztruppe in der letzten Zeit erlitten hat, vermieden worden wären, aber auch diese Mißerfolge, sind wir überzeugt, können an dem Gange unsrer kolonialen Entwicklung ebenso wenig ändern, wie an dem über Deutschostafrika zu fällenden Gesamturteil. Auch die Engländer, Franzosen und Italiener sind nicht von solchen schlimmen Erfahrungen verschont geblieben; wir können über diesen Schlappen doch nicht die vorhandnen Ansätze zu größerer Befestigung unsrer kolonialen Macht in Afrika verkennen. Solche verheißungsvolle Ansätze sind die geregeltere Verwaltung, die allmählich sich vollziehende sauberere Scheidung von militärischer und Verwaltungswirksamkeit, die Fürsorge für die Stationen und ihr offenbares Aufblühen, die Ankunft Baumanns am Ostufer und Fischers am Südufer des Viktoriasees, das Vordringen der Dampferexpeditionen. Das alles bezeugt ein energisches Draufgehen auf die bestimmten Ziele und dient mittel- oder unmittelbar zur Erfüllung der Programmforderungen Emins. Wenn wir die Ergebnisse britischer Arbeit in Britischostafrika mit denen deutscher Arbeit in Deutschostafrika vergleichen, so sehen wir, daß die Engländer auch nicht weiter sind als wir, und doch sind sie dabei insofern im Vorteil gewesen, als ihr Programm einfacher und selbstverständlicher war. Sie sind die glücklichen Besitzer von Sansibar, das sich des Glanzes seines ererbten Monopols erfreut; sie können nicht anders, als von Mombas in der einzigen gegebnen Richtung, nämlich auf den Viktoriasee, vorzudringen suchen, wo dann der Mittelpunkt ihrer Wünsche, das gesegnete Land Uganda ist, dessen Üppigkeit jedoch nach neuern Berichten von Stanley und andern übertrieben worden sein soll. Solange nicht die Eröffnung der Nilstraße in Frage kommt, was gute Weile haben wird, sind hier arge Fehlgriffe fast unmöglich, nur daß es nicht leicht sein dürfte, Uganda und Unjoro im Zaum zu halten. Für uns Deutsche aber, denen in Ostafrika ein viel ausgedehnteres Feld zur Arbeit zugewiesen ist, war die Ausarbeitung eines festen und brauchbaren Programms eine größere Notwendigkeit und zugleich eine größere Schwierigkeit; die Grundlagen dieses Programms hat Emin geschaffen, das ist sein bleibendes Verdienst, das ihm niemand streitig machen kann.

Das ärztliche Studium der Frauen

Von Wilhelm Buchner

(Schluß)

Am 30. März kam die Frage zur Verhandlung im Abgeordnetenhause. Zunächst erklärte der Abgeordnete Hartmann im Namen der großen Mehrzahl der Konservativen sich für „Übergang zur Tagesordnung," sie seien grundsätzlich der Ansicht, daß die Frau in das Haus und in die Familie gehöre und dort ihren Wirkungskreis finden müsse; lasse man die Frauen zum ärztlichen Studium zu, so sei zu fürchten, daß dies schließlich zu einer allgemeinen Emanzipation der Frauen, also zu einem nationalen Unglück führen werde.

Anders äußerte sich der nationalliberale Abgeordnete Seyffardt. Es sei hier nicht die Rede davon, die Frau dem Hause und der Familie zu entziehen; man wolle nur dem in zahlreichen Kreisen der gebildeten Frauenwelt hervortretenden Bedürfnis nach erweiterter Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Arbeitskraft entsprechen. Es sei sehr erfreulich, daß zum erstenmal ein preußischer Minister an die Universitäten die Bitte gerichtet habe, sich über die Zulassung der Frauen zum Studium zu äußern, und daß endlich das, was fast alle andern Kulturstaaten bereits in Angriff genommen und zum Teil durchgeführt hätten, auch in Deutschland und in Preußen nicht mehr als schlechterdings ungehörig bezeichnet werden dürfe. Der Kommissar habe sich zwar vorsichtig verhalten, aber doch mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, daß das ärztliche Studium den Frauen nicht länger ganz entzogen werden dürfe. Die Gewerbeordnung gewähre den Frauen die Zulassung zur ärztlichen Praxis, aber man müsse ihnen auch die Möglichkeit gewähren, sich in Deutschland selbst für die ärztliche Praxis vorzubereiten. Die Kommission wolle in keiner Weise einen bestimmten Weg vorschreiben; sie habe nur das im Augenblick einzig mögliche Auskunftsmittel der Zulassung zur Abiturientenprüfung vorgeschlagen, glaube sogar, daß ein andrer Weg aus manchen Gründen richtiger sei. Hoffentlich werde es das Abgeordnetenhaus für eine Ehrensache halten, in diesem Punkte der Frauenfrage nicht eine absolut abwehrende Stellung einzunehmen, sondern sich dem durchaus maßvollen Vorschlage der Kommission anschließen.

Ein Redner gegen den Antrag hatte sich nicht gemeldet, und der Abgeordnete Rickert konnte also in dessen Befürwortung fortfahren, und er that das mit großer Lebhaftigkeit und Entschiedenheit. Es sei ein Mißbrauch der Gewalt, wenn die Herren der Schöpfung, die zu gleicher Zeit Herren der Gesetzgebung seien, die größere Hälfte der Menschheit von allen den Wohlthaten ausschlössen, auf die jeder Mensch ein Recht habe, nämlich die Kräfte, die Gott ihm gegeben, auch auszubilden. Es sei Thatsache, daß eine sehr große Zahl der Frauen nicht heiraten könne; also müsse man ihnen die Möglichkeit gewähren, ihre Erwerbsthätigkeit zu erweitern. Fehle den Frauen zum medizinischen Studium die nötige Vorbildung, so überlasse man das (was?) denen, die die Frauen prüfen sollen; woher die Frauen ihre Vorbildung erhielten, sei ihre Sache. In Baden habe die Regierung bereits dahin entschieden, daß wenigstens in Freiburg die Frauen zum Universitätsstudium zuzulassen seien. Ein ganz besondrer Grund, die Frauen zum medizinischen Studium zuzulassen, liege auf dem Gebiete der Sittlichkeit. Der Redner nannte es geradezu skandalös, empörend, daß sich Frauen in manchen Krankheiten durch Männer müßten untersuchen und ärztlich behandeln lassen. Hoffentlich werde die Mehrheit des Hauses diesen (?) milden Beschluß nicht ablehnen, sondern das berechtigte Gefühl der Frauen, das doch alle die befördern sollten, die sonst von Religion und Sittlichkeit überströmten, berücksichtigen und ihnen wenigstens Ärztinnen gewähren.

Der konservative Abgeordnete Stöcker hatte eine andre Meinung in der Sache als sein Freund und Kollege Hartmann. Auch er ist gegen Emanzipation der Frauen. Aber die amerikanische oder englische Art der Emanzipationsbestrebungen finde ja, abgesehn von der Sozialdemokratie, in der deutschen Frauenwelt gar keine Stätte; die deutsche Frauenbewegung für Erweiterung des weiblichen Berufs sei unter allen Völkern die maßvollste und besonnenste. Gewiß gehöre die Frau in (?) den häuslichen Beruf; aber es blieben Tausende von höher gebildeten Frauen übrig, die einen Beruf suchten und keinen fänden. Diesen Notstand müsse man anerkennen, könne man nicht durch bloßes Abweisen beseitigen; für diese Tausende von Frauen müßten die Schranken des weiblichen Erwerbs erweitert werden. Und dazu biete sich zunächst die höhere Schule. Der Redner hat als Leiter einer höhern Töchterschule in Metz Lehrerinnen bis in die obersten Klassen unterrichten lassen und die besten Erfolge damit erzielt. Es sei wünschenswert, daß dies mehr als bisher auch in den Staats- und Gemeindeschulen geschehe. Ein zweites Feld ist die ärztliche Praxis in der Beschränkung, die durch die weibliche Natur geboten ist. Der Redner hat gar nichts dagegen, daß Frauen an Frauen und Kindern den ärztlichen Beruf ausüben. Der Gedanke, daß die Schwierigkeiten des ärztlichen Berufs die Kraft der Frau überstiegen, sei unrichtig; Hebammen, Diakonissinnen, Krankenpflegerinnen hätten oft schwere und blutige Arbeit, warum solle nicht

eine Ärztin gleiches leisten können? Die Hauptschwierigkeit liege in der Vorbildung. Gegen Gymnasien für das weibliche Geschlecht ist der Redner durchaus; ebenso unmöglich sei es nach deutschen Anschauungen, so wie in Amerika, die Mädchen mit den Knaben zusammengehen zu lassen. Aber die Frau brauche gar nicht, um sich den höhern Fächern zu widmen, die Bildung des Gymnasiums; man könne ihnen eine besondre Reifeprüfung auferlegen. Aber auch das habe für ihn etwas Abschreckendes, zu denken, daß Studentinnen der Medizin mit Studenten gemeinsam die Collegia besuchen, gemeinsam in der Klinik sein, gemeinsam am Sezirtisch stehen sollten, er halte das nach deutschen Begriffen für unmöglich. Warum könne man nicht an Krankenhäuser, an Diakonissenanstalten Akademien anschließen, wo Frauen, die den Beruf dazu fühlten, zu Ärztinnen ausgebildet würden? „Daß eine Notwendigkeit, die Frauen für die höhern Fächer auszubilden, vorliegt, gestehe ich ohne weiteres zu. Und wenn erst einmal im öffentlichen Leben diese Notwendigkeit allgemein anerkannt wird, dann wird man auch die erforderlichen Veranstaltungen treffen müssen. Allerdings müßte die Sache auf eine Linie gestellt werden, wo sie mit unsern deutschen christlichen Anschauungen nicht zusammenstieße. Aber es muß für die Tausende von Frauen eine befriedigende Beschäftigung geschaffen werden. Nichts ist schlimmer, als wenn Menschen gezwungen sind, ohne Beruf ihr Leben hinzubringen. Nicht alle haben das Bedürfnis, einen bestimmten Beruf zu ergreifen; für die Hunderte und Tausende aber, die dies Bedürfnis haben, würde ich es gern sehen, wenn ihnen die Möglichkeit geschaffen würde, einen Beruf und damit die Zufriedenheit zu finden, die darin liegt, wenn man seine ganze Kraft anwendet, um den Mitmenschen zu dienen."

Der Regierungskommissar sprach sich in demselben Sinne aus. Er erkannte die Pflicht der Unterrichtsverwaltung an, für diese Erweiterung des Frauenberufs die nötigen Bildungswege zu suchen. Es gebe hochgebildete Männer, die Gymnasium und Universität nicht ganz absolvirt hätten. „Was selbst bei der Erziehung und Bildung von Männern der Fall ist, muß bei Frauen in noch höherm Maße zutreffen. Die Entwicklung der Frau, ihre ganze bisherige Erziehung weisen darauf hin, daß sie den Weg nicht geführt werden kann wie der Knabe, und so wird es unsre Aufgabe sein, einen andern passendern Weg zu suchen." Die Mehrzahl der Mädchen werde sich erst in vorgerücktern Lebensjahren entschließen, eine solche Laufbahn einzuschlagen, und es dürfe ihnen daher auch nicht zugemutet werden, den alten bei uns gewöhnlichen Weg zu nehmen. Die Regierung werde die Frage pflichtmäßig erwägen, wie sie das bereits früher gethan habe.

Nach einem Schlußworte des Berichterstatters v. Kölichen wurde der Antrag der Kommission angenommen.

Dies ein kurzer Bericht über diese denkwürdige Verhandlung, in der sich je ein Vertreter der nationalliberalen und der deutschfreisinnigen Partei wie

der äußersten Rechten für Zulassung der Frauen zum ärztlichen Studium aussprach, während ein Teil der Rechten, nach der Versicherung des Abgeordneten Hartmann die Mehrheit der konservativen Partei, grundsätzlich Einspruch erhob; vom Zentrum trat kein Redner auf, aber es spendete den Worten des Abgeordneten Stöcker Beifall. Daß auch vom Regierungstische kein Einspruch erfolgte, sondern Billigung, war umso überraschender, weil man dies nach den frühern Verhandlungen kaum erwarten durfte.

Es mag das seinen Grund darin haben, daß nach den Umwandlungen auf dem Gebiete des höhern Knabenunterrichts die bisherige Ausschließlichkeit der Vorbereitung für die Universitäten sich wohl nicht mehr aufrecht erhalten läßt. Das Studium der historischen Wissenschaften, der Theologie und Philosophie, der Sprachforschung und Geschichte, wird auch weiterhin auf der Grundlage der Kenntnis der alten Sprachen aufgebaut werden müssen. Die Heilkunde gehört aber zu den Naturwissenschaften, die jener Grundlage nicht bedürfen. Daß das Gymnasium noch allein berechtigt ist, auf das Studium der Medizin vorzubereiten, scheint nur eine Folge davon zu sein, daß unsre Universitätslehrer alle diesen Weg durchmessen haben. Es ist ein erfreuliches Ergebnis dieser Verhandlungen, daß, im Gegensatze zu den Anschauungen des badischen Abgeordnetenhauses, vom Tische der preußischen Regierung aus die Ansicht laut wurde, der Lehrgang des Gymnasiums sei zur Heranbildung eines tüchtigen Arztes nicht der alleinseligmachende. Es ist nicht bloß zugestanden worden, daß eine gemeinsame Vorbereitung auf dem Gymnasium für Schüler und Schülerinnen nicht angehe, und daß die Einrichtung eigner Mädchengymnasien unmöglich sei, es ist auch anerkannt worden — und das ist ungleich wichtiger —, daß für Mädchen ein neuer und eigner Weg zum medizinischen Studium aufgesucht werden müsse, ohne daß sie dadurch zu Studentinnen zweiter Stufe herabsteigen.

Dieser neue und eigne Weg ergiebt sich von selbst. Ärztinnen, das ist fast allseitig anerkannt worden, müssen wir haben. Der Weg des Gymnasiums über Sophokles und Plato, Horaz und Tacitus und die höhere Mathematik ist für das weibliche Geschlecht nicht gangbar; so mögen die Frauen wie bisher den Weg der modernen Bildung einschlagen, der im wesentlichen über die neuen Sprachen und die Naturwissenschaften führt. Wenn unsre Ärzte Hippokrates und Galen halb im Schlafe lesen könnten, es würde ihnen doch nichts helfen. Die Naturwissenschaft ist heutzutage die internationale Wissenschaft; die hochentwickelte naturwissenschaftliche und medizinische Litteratur von Frankreich, England, Italien ist für den Arzt der Gegenwart unendlich wertvoller als die Kenntnis der alten Sprachen. Die Unterrichtsverwaltungen werden sich freimachen müssen von veralteten Anschauungen, sie werden dem weiblichen Geschlechte das medizinische Studium auf der Grundlage einer gediegnen modernen Bildung ermöglichen müssen.

Ich denke mir eine derartige Vorbereitungsanstalt als eine vollausgebaute zehnklassige höhere Mädchenschule, die ihre Schülerinnen mindestens bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre beschäftigt. Sie hat zunächst die Aufgabe, den Mädchen eine allgemeine Bildung, wie sie die Gegenwart fordert, mitzugeben durch das allmähliche Aufsteigen vom elementaren Lernen zu mehr wissenschaftlicher Durcharbeitung des Lehrstoffs. Hauptfächer sind: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Welt- und vaterländische Geschichte, dazu die andern Schulfächer. Der Grundstock der Schülerinnen tritt vor oder mit Vollendung des sechzehnten Lebensjahrs aus. Für die zukünftigen Studentinnen der Medizin werden noch drei weitere Klassen aufgesetzt. In diesen werden die wissenschaftlichen Hauptfächer weitergeführt und vertieft bis zu tüchtiger Kenntnis, wobei die schriftliche und mündliche Beherrschung den beiden fremden Sprachen erstrebt wird. Dazu kommt ausgiebig Naturwissenschaft, also Pflanzenkunde, Chemie, Physik, Gesundheitslehre, ebenso zur Schärfung der Denkthätigkeit Mathematik, jedoch nicht in der Ausdehnung wie in den Oberklassen der Knabenschulen. Ob für das Rezeptiren und das Verständnis der Pharmakopöe ein Jahreskurs des Lateinischen, für die allgemeine Ausbildung ein Jahrgang der Psychologie empfehlenswert sei, mag hier wenigstens frageweise angedeutet werden. In diese dreiklassige Oberstufe können auch auswärts vorgebildete Schülerinnen eintreten, doch nur nach dem Nachweis einer durchaus genügenden Vorbereitung. Ebenso können diese drei Klassen ohne den Unterbau einer zehnjährigen höhern Mädchenschule eingerichtet werden; aber auch da ist eine scharfe Aufnahmeprüfung erstes Erfordernis. Auch in den Versetzungen muß Strenge herrschen, es muß stramme Arbeit gefordert werden; nicht auf viele Stunden, sondern auf Anleitung zu eigner Thätigkeit kommt es an. Natürlich würde dieser dreijährige Fortbildungs- oder Vorbereitungskursus auch gediegne Lehrkräfte und wirklich wissenschaftliche Vertiefung des Unterrichtsstoffes fordern, denn es ist durchaus festzuhalten: die künftige Ärztin bedarf zum Wettbewerb mit dem an den alten Sprachen geschulten Jüngling eines wohl ausgestatteten Schulsackes, einer tüchtigen, gründlich wissenschaftlichen Vorbildung. Es giebt keinen Königsweg zur Mathematik, und es giebt keinen bequemen Frauenweg zu einem so hochverantwortlichen Berufe, wie es der ärztliche ist.

Ist dann die Arbeitsaufgabe der oben aufgesetzten drei Jahrgänge durchgearbeitet, hat die Schülerin mindestens das neunzehnte Lebensjahr vollendet, so folgt die Reifeprüfung vor einer besonders dazu niedergesetzten Kommission. Festzustellen, was in dieser Prüfung zu fordern sei, wird Sache der staatlichen Behörden sein; treten an die Stelle der alten die neuen Sprachen, an die Stelle der Mathematik die Naturwissenschaften, so wird die Gleichheit der Anforderungen zwischen gymnasialer und moderner Bildung wohl hergestellt sein, besonders wenn wir bedenken, daß die Abiturienten der Gymnasien teilweise Mittelkräfte

sind, die der Mädchenschulen voraussichtlich nur vorzügliche Kräfte sein werden. Mädchen, die zehn Jahre gediegner Arbeit auf der höhern Mädchenschule und weitere drei Jahre auf der Vorbereitungsstufe zur Universität hinter sich haben, werden dann auch wissenschaftlich und sittlich reif genug für das Studium sein. Natürlich wird dafür zu sorgen sein, daß sie nicht infolge zu mannigfaltiger Anforderungen durch ein zersplittertes Examenbüffeln in ihrer Gesundheit geschädigt, daß sie nicht mit einer für den zukünftigen Beruf wertlosen Gelehrsamkeit belastet und zu bloßen Lernmaschinen herabgewürdigt werden. Geschieht dies, wird das ideale Element an Geschichte, deutscher, französischer und englischer Litteratur bis zur Prüfung genügend betont, so ist auch nicht zu fürchten, daß tüchtige weibliche Naturen durch diese stramme wissenschaftliche Arbeit eine Einbuße an echter Weiblichkeit erleiden.

Wo und wie aber werden solche dreijährige Vorbereitungskurse einzurichten sein? Jedenfalls nicht überall, so wenig wie sich jede höhere Mädchenschule den Luxus einer Lehrerinnenbildungsanstalt erlaubt. Die Lehraufgabe der höhern Mädchenschule im allgemeinen soll durch die künftige Möglichkeit einer Vorbereitung für das ärztliche Studium in keiner Weise geändert werden. Es genügt bis auf weiteres, wenn an einigen Orten, etwa in den bedeutendsten Universitätsstädten Deutschlands, derartige dreijährige Vorbildungskurse eingerichtet werden. Ich nenne als solche Orte, die bereits vollausgebaute höhere Mädchenschulen besitzen, Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Heidelberg. An diesen Orten würde es sich allerdings um die staatliche Unterstützung der dreijährigen Vorbereitungsstufe handeln. Aber ich halte diese Forderung nicht für unbescheiden: der Staat hat in den meisten Fällen für die höhern Mädchenschulen so wenig gethan, daß ihm zu thun noch sehr viel übrig bleibt. Es handelt sich nur um einige wenige Anstalten, denen außerdem die an andern Orten durch Privatstudium oder städtische Veranstaltung vorgebildeten Schülerinnen zuströmen würden. Wäre z. B. in Baden, wie der Abgeordnete Rickert äußerte, Freiburg für das medizinische Studium ausersehen, so hätte Baden auch die Pflicht, für die tüchtige Vorbereitung der einstigen Studentinnen durch eine in Freiburg oder anderwärts einzurichtende Vorschule Sorge zu tragen. Im übrigen liegt auch nach den jüngsten Vorgängen in Karlsruhe und Berlin die ganze Frage noch so nebelhaft vor uns, daß es thöricht wäre, jetzt schon mit genau festgestellten Vorschlägen zu kommen.

Ich setze noch voraus, daß allerorten gleiche Bedingungen gestellt, gleiche Rechte gewährt werden. Die Wahl der Universität muß freistehen, wenn auch aus Zweckmäßigkeitsgründen für die dreijährigen Vorbereitungskurse deutsche Universitätsstädte genannt wurden. Der Aufenthalt an einer nichtdeutschen medizinischen Hochschule wäre den Studentinnen anzurechnen; ihre sprachliche Vorbildung würde sie befähigen, auch die besten Hochschulen des Auslands mit Erfolg aufzusuchen.

Dann gilt es auf der Universität herzhafte Arbeit. Ich teile nicht die Ansicht Stöckers, es habe etwas Abschreckendes, zu denken, daß Studentinnen mit Studenten gemeinsam die Kollegien und Kliniken besuchten, gemeinsam am Sezirtische stünden. Das junge Mädchen, das sich zum ärztlichen Studium entschließt, muß sich darüber klar sein, daß sie damit die Pflichten einer öffentlichen Stellung übernimmt, und bereit sein, auch die Unannehmlichkeiten der Vorbereitung zu tragen. Die Ärztin muß nach Nerven und Willenskraft aus einem festern Stoffe sein als der größere Teil ihrer Schwestern; was wir Weiblichkeit nennen und als solche so hoch schätzen, braucht deswegen nicht verloren zu gehen. Auf die Anfrage der Würzburger medizinischen Fakultät, „ob und welche Anstände sich bei der Zulassung von Personen weiblichen Geschlechts und namentlich aus der Gemeinschaft mit männlichen Studirenden bei gewissen, für das weibliche Zartgefühl empfindlichen Vorlesungen und Demonstrationen ergeben hätten," antwortete der akademische Senat der Züricher Hochschule: „Die Anwesenheit der weiblichen Studirenden in den theoretischen und praktischen Kursen giebt zu keinerlei Störungen Veranlassung. Die Vorträge und Demonstrationen werden ohne Rücksicht auf die anwesenden Damen gehalten, und auch bei den anatomischen Übungen und klinischen Vorweisungen wird der Lehrstoff grundsätzlich so behandelt, wie wenn nur männliche Zuhörer anwesend wären. Trotzdem hat sich nie ein Anstand ergeben."

Mich dünkt, die Universitäten stellen der deutschen studirenden Jugend ein unverdient schlechtes Zeugnis aus, wenn sie der Meinung sind, daß einem Mädchen, das zu medizinischen Studien die Universität besucht, daraus irgendwelche Belästigung vonseiten der Studenten erwachsen werde. Unsre heutigen Studenten, die, wie ihre Grußformen zeigen, vor einander selbst eine unbegrenzte Hochachtung an den Tag legen, werden sich doch zwanzig- bis vierundzwanzigjährigen Damen gegenüber gewiß nicht ungeziemend verhalten. Eine Dame wird freilich den Spötter oder Beleidiger, wenn sich ein solcher finden sollte, nicht vor die Klinge oder die Pistolenmündung fordern, aber vielleicht werden es andre für sie thun; oder noch besser, das Universitätsgericht brauchte nur einem unnützen Gesellen, der die Achtung vor einem wissenschaftlich strebenden Weib außer Augen setzt, kurzerhand die Wege zu weisen. Aber es wird schwerlich nötig sein, denn edle Weiblichkeit, fester Wille und ernste Arbeit wirken auch auf ein rohes Gemüt. Darum spricht sich Professor Böhmert zu Zürich nicht bloß entschieden gegen besondre Frauenfachschulen, sondern auch gegen die Einrichtung besondrer Frauenkurse an den bestehenden Universitäten aus. Die Zahl studirender Frauen wird noch lange Zeit eine viel zu beschränkte sein, als daß sie die Begründung besondrer Frauenkurse rechtfertigen sollte, auch würde man von den Zöglingen eines Frauenkursus selbstverständlich geringere Leistungen erwarten. Der letzte Grund erscheint mir besonders durchschlagend; nur die Ärztin, die denselben wissenschaftlichen Lehrgang

hinter sich hat wie der Arzt, wird auch gleiche Wertschätzung mit ihm beanspruchen können, wenn auch der Kreis ihrer Wirksamkeit beschränkter sein wird. Wer also für die Frauen die Berechtigung zum medizinischen Studium fordert, muß ihnen auch zutrauen und zumuten, daß sie denselben Lehrgang wie der Arzt durchmachen.

Übrigens sollte, scheint mir, den Studentinnen freistehen, nach Wunsch das ganze Gebiet der Heilkunde zu erfassen oder sich auf dieses oder jenes Sonderfach vorzubereiten und dementsprechend eine umfassende oder auch beschränktere Prüfung zu bestehen. Ich möchte z. B. der Meinung sein, daß nur ein bescheidner Teil der künftigen Ärztinnen sich der operativen Chirurgie zuwenden werde, soweit sie nicht etwa bei Frauenkrankheiten erforderlich ist, daß sie sich überhaupt so gut wie ausschließlich der Heilung von Frauen und Kindern oder auch der Geburtshilfe widmen werden. Welche Anforderungen der Staat überhaupt stellen soll, um einer Frau den Zutritt zum ärztlichen Berufe zu gewähren, darüber zu entscheiden ist Sache der wissenschaftlichen Autoritäten; jedenfalls scheint es mir, daß die Anforderungen vielleicht weniger weitgreifend, aber keineswegs weniger tiefgehend sein dürfen. Man wird die Anforderungen um so höher stellen dürfen, als überhaupt nur auserwählte Kräfte sich dem Studium zuwenden werden. Das medizinische Studium fordert, abgesehn von der zeitraubenden Vorbereitung, eine Freiheit des Geistes, eine Kraft des Willens, eine Beherrschung weiblicher Schwachheiten, die nur einer kleinen Zahl von Auserwählten gegeben sein werden. Ich glaube, daß sich der Frauenverein Reform irrt, wenn er einen großen Zudrang der Frauen zu dem ärztlichen Beruf erwartet, sobald die Möglichkeit dazu geboten ist. Aber es ist an der Zeit, daß Deutschland, dem Vorgange andrer Nationen folgend, dem Frauenstudium der Heilkunde eine Stätte bereite. Schon vor zwanzig Jahren habe ich geschrieben: „Jede größere Stadt wird eines Tages ihre Ärztin haben.“ Hoffentlich hat Deutschland nicht noch weitere zwanzig Jahre auf die Erfüllung dieses Wortes zu warten.

Bischof Walter

Daß sich die Wirklichkeit nicht nach unsern Begriffen von den Dingen richtet, und daß insbesondre der wirkliche Staat und die wirkliche Kirche immer bedeutend anders aussehen als unsre Ideen von Staat und Kirche, wissen wir wohl schon längst; allein wenn man ein so sonderbares Gebilde zu Gesicht bekommt, wie die unter russischer Herrschaft lebenden evangelisch-lutherischen Adelsrepubliken

der Ostseeprovinzen, so kann man doch nicht umhin, sich ein wenig zu wundern. Wie sie anders sein könnten, dürfte freilich niemand anzugeben vermögen, und daß ihr Untergang beschlossen scheint, bleibt für den evangelischen Deutschen etwas Schreckliches. Die Lebensarbeit des Bischofs Walter war der Aufgabe gewidmet, ihnen eine neue Zukunft zu erschließen. Daß er zuletzt den russischen Feinden der evangelischen Deutschen weichen mußte, war eine böse Vorbedeutung für die Zukunft seines Landes. Wie schlimm sich diese gestalten würde, hat er freilich nicht geahnt. Ehe wir auf seine kirchenpolitischen Kämpfe und auf die eigentümlichen Verhältnisse des Landes, die sie enthüllen, einen Blick werfen, wollen wir vorher nach einem vor kurzem erschienenen Buche,*) dessen Verfasser sich nicht nennt und auch durch kein Zeichen verrät, eine flüchtige Lebensskizze entwerfen; der Mann gehört zu den Persönlichkeiten, mit denen sich zu beschäftigen die Mühe lohnt.

Ferdinand Walter wurde 1801 zu Wolmar als ein Sohn des dortigen Kreisarztes geboren. Er widmete sich dem Universitätsstudium gleich seinen fünf Brüdern, von denen mehrere im jugendlichen Alter starben. Ferdinand war ein kerngesunder, derber, starker Knabe von leidenschaftlicher Heftigkeit, die aber bloß der Ausdruck der Kraft war, „nicht einer besondern Reizbarkeit der Nerven; von diesen mochte er auch später nie etwas hören." Auf der Universität Dorpat ein fröhlicher Bursche, aber dabei fleißiger Student und eifriger Kantianer, zeigte er sich dann in Abo schon als freien Denker und selbständigen Charakter. Seine Gradualdissertation Ad psalmum secundum commentarius wollte der theologischen Fakultät gar nicht gefallen. Man fragte ihn: „Kennen Herr Kandidat unsre Konstitutionen?" Ja, soviel ich ihrer bedarf. „Kennen Sie die Confessio Augustana und Concilium Upsalense, an welche Sie durch jene versprochen haben, Ihr Leben lang zu hängen?" Die Promotion unterblieb. Drei Jahre verbrachte er als Hauslehrer auf einem Landgute, wo sich sein Beruf zum Seelsorger durch lebhaftes Interesse für die Bauern äußerte. Es liegt, schreibt er von dort, „ein eigner Reiz für den Gelehrten darin, über das Leben und Treiben und über die speziellsten Einzelheiten des Landmanns solche Aufschlüsse zu bekommen, die ihm eine ganz neue Seite vom Leben der Menschheit aufdecken. Die Kenntnis des Lebens einer Dorfgemeinde hat eine weit herrlichere und ergötzlichere Seite, als man ahnen mag." Nach Ablauf der drei Jahre begab er sich auf Reisen. Schweden hatte er schon früher kennen lernen; nun besuchte er Dänemark, durchwanderte dann Deutschland, schwelgte im Genuß der Naturschönheiten Tirols, der Schweiz und des Rheinlands und ließ sich endlich in Berlin nieder, wo er Landsleute fand und Hegel eifrig hörte. Er arbeitete rüstig und gewissenhaft, vielleicht übermäßig, ging aber

*) Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. Generalsuperintendent von Livland. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. Nach Briefen und Aufzeichnungen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1891.

doch nicht ganz in der Arbeit auf. „Extra ist zu bemerken, schreibt er einmal nach Hause, daß, wenn Sachen zu sehen sind, wie Phädra (Stich), Julia und Romeo (Stich), Tankred (Sontag), Lear (Devrient), wir ganz entzückt an herrlichem Spiele und köstlichem Sange uns erbauen. Oder wenn einmal ein heller, freundlicher Tag ist, wie er mir in diesem Nebelloche erst einmal begegnet ist, gehen wir spazieren und erfreuen uns wie in Italien unter Myrten und Cypressen, leider nur im Treibhause des Tiergartens, an Pfeife und Trinken. Die Stich ist wahrlich solch Teufelsweib, daß michs nicht Wunder nimmt, daß Piers [einer seiner Brüder] über sie entzückt ist. Spielte sie schon als Phädra so, daß mir die Haare zu Berge standen, so war sie doch als Julia noch köstlicher, und ich hätte, als sie so wunderschön in Schleier gehüllt das späte Rendezvous ihm im Garten gab, sie wahrlich küssen mögen, so lieblich war sie; und wie sie «Amen» sagte, ging mirs doch durch Mark und Bein. Und dann Devrient ganz furchtbar als Lear. Dafür gebe ich doch gern der Sontag schönen Gesang hin — und wollte, ehe ich mich bei solchen Stücken stören ließe, auch die wunderherrlichsten Leipziger Operndekorationen wegschaffen." Auf seinen Charakter werfen Äußerungen der Schwestern aus jener Zeit ein Streiflicht. Die eine meint, Ferdinand sei immer bei der Hand, unnütze Opfer zu bringen, wenn er sie auch nachher bereue, und die andre schreibt ihm, als er einmal krank geworden ist, er sei jedenfalls selbst schuld daran gewesen: „Ich meine dies Losstürmen auf deine sonst kräftige Natur, die sichs abdarbt, damit du wie Krösus händevollweise weggeben kannst, wo es vielleicht weniger not thut als dir selbst; dies jämmerliche Abhärtungssystem, das für unsre Winter gar nicht berechnet war, und dergleichen Sünden mehr." Also wenn sich ihr lieber Ferdinand in Bengalen durch leichte Kleidung und ungeheizte Stuben hätte „abhärten" wollen, so würde diese zärtliche Schwester mit ihrer allerliebsten weiblichen Logik nichts dagegen gehabt haben.

Nach einer „pädagogischen" Reise durch Preußen und Sachsen, auf der er Harnisch, Fröbel und andre berühmte Pädagogen aufsucht und im Hause der Frau von Wolzogen in Jena auch Goethe kennen lernt, kehrt er in die Heimat zurück, wird 1829 für die Predigerstelle zu Neuermühlen ordinirt, vermählt sich 1832 und erhält 1833 die Pfarrstelle seiner Vaterstadt Wolmar. Ein Freund schildert ihn in jenem ersten Abschnitte seiner Amtsführung folgendermaßen: „Eine entschieden aristokratische Natur, imposant in der Erscheinung, über die Interessen und Annehmlichkeiten des äußern Lebens vornehm hinwegsehend, dabei stolz und leidenschaftlich und trotz der eminenten Kanzelberedsamkeit, zu welcher er es brachte, mit nur einer mäßigen oratorischen Begabung ausgestattet, war der Pastor zu Neuermühlen nicht, was man einen gebornen Volksmann nennt. Er wurde es, weil sich in seiner starken Brust eine Fülle echt menschlicher und echt christlicher Liebe barg, und weil er in der Bethätigung dieser Liebe die vornehmste Aufgabe des Christen

und des Predigers sah. Nachdem er sich selbst und die widerstreitenden Seiten seines Wesens mit dieser Liebe überwunden und das Wort: so viel einer liebt, so viel lebt er, nicht nur unter sein Bild, sondern unter jeden Tag seines Lebens geschrieben hatte, gab es keinen Widerstand mehr gegen die hinreißende Gewalt seines Wesens. Wenn seine ernst gefurchte Stirn sich einmal glättete, wenn sich um den sonst zusammengekniffnen strengen Mund ein freundliches Lächeln zog, wenn seine tiefe, häufig rauhe Stimme weiche und warme Akkorde erklingen ließ, so trug er den Sieg davon, einerlei, ob ein müder, stumpfer Bauernknecht, ein aufgeblasener, wohlhabender Pächter oder ein frecher Junker ihm gegenüber stand. Diese Überlegenheit seiner Natur, die mit unermüdlicher Treue in der Arbeit und großartiger Opferbereitschaft im Wohlthun Hand in Hand ging, hatte Walter[n] bereits während seiner Neuermühlener Amtsjahre eine Ausnahmestellung erworben; staunend erzählte das Landvolk der Nachbarschaft von dem jungen Prediger, vor dem kein Ansehen der Person galt, der allen mit dem gleichen imposanten Ernste und der gleichen Brüderlichkeit begegnete."

Die Seelsorge übte er in jenem großen Stil, der nur dort möglich ist, wo der Pfarrer in seiner Amtsführung weder durch „konstitutionelle" Einrichtungen noch durch bureaukratische Einmischung und Aufsicht eingeschränkt und gestört wird. Er ward allen alles. Seine kleine deutsche Stadtgemeinde führte er in das höhere deutsche Geistesleben ein. Jeden Mittwoch nachmittag hielt er von drei bis vier eine Katechese für die Stadtkinder ab. Daran schloß sich von vier bis fünf eine Bibelstunde für die Erwachsenen, und dann begleiteten ihn zwanzig bis dreißig Personen hinaus auf den Pfarrhof, einen weitläufigen, ländlichen Herrensitz vor der Stadt, wo mit ihnen „schwere Lektüre," auch philosophische, getrieben ward. „Auch gehaltvolle Schriften, welche die Zeit augenblicklich bewegten, wie das Leben Jesu von Strauß in den dreißiger Jahren, lernte man hier gemeinsam kennen, und mancher Gefahr, die sie für den einzelnen haben konnte, ward durch den Austausch der Meinungen vorgebeugt." Die Besorgung der achttausend Seelen starken und in einzelnen Höfen über einen Kreis von drei Meilen Durchmesser zerstreuten Landgemeinde war in der Weise, wie sie Walter betrieb, nur bei strengster Zeiteinteilung und vollständiger Ausnutzung einer gewaltigen Arbeitskraft möglich. Abgesehn von den Zeiten ansteckender Krankheiten, wo er unglaubliches leistete, kostete es auch schon unter gewöhnlichen Umständen sehr viel Zeit, mit allen Kirchkindern die persönliche Verbindung zu unterhalten, die Kranken zu besuchen, für die entfernt wohnenden, wie er es that, Hausgottesdienste abzuhalten. Für die rechte Art zu predigen hat er selbst sorgfältige Anweisungen ausgearbeitet. Das freilich, wodurch er hauptsächlich wirkte, kann mit keiner Anweisung eingetrichtert werden: das Vermögen, „den Inhalt der Predigt ohne Rest in eine persönliche Handlung umzusetzen." Selbstverständlich nahm

die Schule nicht den kleinsten Teil seiner Sorge in Anspruch. Nachdem er schon in Neuermühlen, weil sonst niemand die Mittel dazu gab, in seinem Hause auf eigne Kosten eine Schule eingerichtet hatte, gründete er in Wolmar eine Armenschule für die Kinder der im Lande zerstreut lebenden Deutschen und in seinem Hause eine Konfirmandenanstalt, die, wie vormals die Katechetenschule zu Alexandria, den Charakter einer christlichen Akademie annahm. Endlich machte er sich durch Gründung eines Lehrerseminars um das Volksschulwesen von ganz Livland verdient. Sehr energisch bekämpfte er die Herrnhuter als Zerstörer des Gemeindelebens, obwohl er ihre guten Seiten rückhaltlos anerkannte.

Im Jahre 1842 wurde diese fruchtreiche Thätigkeit durch seine Berufung ins Generalkonsistorium unterbrochen, die ihn zwar nicht zur Niederlegung seines Pfarramts, aber zu mehrjährigem Aufenthalt in Riga und zu öftern Reisen nach Petersburg zwang. Die aufreibenden Kämpfe, die diese Stellung mit sich brachte, erschütterten seine Gesundheit und nötigten ihn 1849 zur Kur in Karlsbad. Hier wurde er aus dem Inkognito, worauf er sich gefreut hatte, sehr bald herausgetrieben, zum Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft und Vertreter der evangelischen Interessen gepreßt; die evangelischen Kurgäste Karlsbads verdanken ihm die Kirche, deren sie sich jetzt erfreuen. Aus seinen hübschen Reiseaufzeichnungen wollen wir nur zwei Stellen mitteilen. Aus Karlsbad schreibt er einmal: „Das ist doch eine sonderbare Sache um die hiesige Bildung. Die Dienstmädchen werden Fräulein genannt oder Sie, wenn man von ihnen etwas verlangt, und doch bedienen sie mit einer Aufmerksamkeit, wie man sie nur wünschen kann, und tragen Wasser und andre Lasten auf dem Rücken, wie bei uns keinem Manne darf zugemutet werden. Die Frau und Tochter des Joseph Wagner, meines Wirten, sind immer ganz einfach gekleidet, obwohl er ein paar dreistöckige Häuser besitzt; sie leben sehr einfach, essen sehr gut, ob sie auch mit den Fingern den Braten zerlegen helfen, greifen selbst gleich an, wenn Bedienung nötig ist und die Magd nicht zur Hand ist — und doch spielt die eben von der gröbsten Arbeit in der Küche kommende Tochter so [Klavier], daß alle Musikfreunde, die hierher kommen, sie besuchen und mit ihr so freundlich und herzlich thun, wie mit einer Virtuosin von Ruf. Das aber ist sie auch." In der sächsischen Schweiz sodann ärgert er sich darüber, daß sie an den schönsten Stellen angefangen haben, Sandstein zu brechen, und schreibt die wirklich weisheitsvollen Worte nieder: „Das unselige jetzige Nützlichkeitsprinzip ist prinzipiell unnütz; und wenn die Regierungen, wie hier, selbst vorangehen in solcher Verletzung der Pietät gegen schöne Ansichten, die nun schon ein paar Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn als ein Heiligtum Deutschlands empfohlen wurden, wie mögen sie sich wundern, wenn das Volk es auch so macht und auch für nichts mehr Pietät bewahrt."

Im Jahre 1855 mußte er sich für immer von seinem lieben Wolmar

trennen. Er wurde zum Generalsuperintendenten ernannt und später vom Kaiser mit dem Bischoftitel ausgezeichnet. Aus einigen der mitgeteilten Briefe an ihn ersehen wir, daß der Generalsuperintendent „Magnifizenz," der Bischof „Eminenz" angeredet wird. Aus Leibeskräften hatte er sich gegen diese Beförderung gesträubt, in einem Schreiben an den Präsidenten des Konsistoriums sieben Gründe für seine Ablehnung angeführt. Ich verstehe mich nicht aufs stille halten, lautet Nummer 3, „und ergreife ich nun die Opposition, so wird es heißen: er will mit dem Kopf durch die Wand, und die Ritterschaft folgt nicht nach, und von den Amtsbrüdern würde ich dann die besten mit mir begraben. 4. Ich bin dem scharfen Luthertum unsrer Tage ebenso abhold, wie es mir abhold ist. 5. Als Prediger, Seelsorger und opponirender kirchlicher Wühler bin ich erprobt und habe durch Gottes Gnade Probe gehalten; es fragt sich sehr, ob ich als Regens Probe hielte. Opponiren ist leichter als besser machen. 6. Ich bin alt und zu arm, um abzutreten; zu verfressen für mich und die Meinen, um abzutreten und zu hungern; zu gewissenhaft, um zu bleiben, auf daß ich nicht hungre mit den Meinen, und zu stolz, um dann [um] ein Almosen zu bitten. Darf ich daher in eine solche Lage selbst mich begeben? 7. Meine Söhne müssen erzogen und meine Witwe versorgt werden. Das bietet mir Wolmar, Riga nicht."

Was er befürchtet hatte, traf ein. Er kam aus den Konflikten nicht heraus, und die letzte seiner fünf Landtagspredigten wurde so übel genommen, daß er sich 1864 gezwungen sah, seinen Abschied zu erbitten. Zu hungern brauchte er freilich nicht. Der Kaiser, der ihm wie sein Vater Nikolaus gewogen war, bewilligte ihm aus Gnaden eine Pension. Überhaupt fehlte es ihm nicht an Freunden bei Hofe. Die vornehme Welt Petersburgs trug ihn auf den Händen, so oft er dort weilte, und stürmte die Kirchen, in denen er predigte; seine besondern Gönnerinnen, mit deren Hilfe so manches durchgesetzt wurde, waren die Großfürstin Helene und deren Hofdame, die Baronesse Editha Rahden. Also materiell war der Schlag zu ertragen, aber tiefe Demütigungen und herbe Enttäuschungen hatte sein ehrliches, stolzes, edler Entwürfe und schöner Hoffnungen volles Herz zu erdulden. Jede Furcht, sagt der Verfasser, „und jede persönliche Rücksicht war ihm von jeher verächtlich gewesen. Er war gewohnt, in seiner Heimat das Beispiel der Gesinnungsfestigkeit und des Mutes in jeder Gefahr zu geben. Nun mußte er selbst den Schein auf sich nehmen, einer Konsequenz aus dem Wege gegangen zu sein, er mußte dem Unrecht einen Schein des Rechtes zugestehn, der weit über seine Person hinausgreifen sollte. Er mußte sein Gesuch um den Abschied formell auf Gründe stützen, welche für ihn nicht die bestimmenden waren, und durch ein thörichtes, undurchführbares Verschweigen der wahren Sachlage die Urteile und Erwartungen in die Irre leiten. Den Forderungen der Selbstverleugnung war er freilich gewachsen, so lästig sie ihm im einzelnen auch

berühren mußten. Das paulinische Element in seiner Natur, das ihn sich früher nur im Kampf und Ringen recht wohl fühlen ließ, war längst einer in sich geruhigten [sic!] milden Denkweise gewichen, deren er in dem versöhnenden und ausgleichenden Walten in der Kirchenleitung bedurfte. Wohl hatte er auch schon in mancher Richtung resigniren gelernt; aber auf die Arbeit selbst, auf die Thätigkeit fürs Gemeinwohl zu verzichten, sich in die Isolirung des Privatlebens zu finden, war eine Forderung, mit der er sich erst befreunden konnte, als Gründe sie unabweislich machten, die ihn der Verpflichtung eines weitern irdischen Wirkens enthoben." Man versteht unter diesen Umständen um so besser die in heutiger Zeit ohnehin naheliegende Mahnung an einen seiner Söhne: „Kräftige dich am Leibe, daß du später etwas vertragen kannst; denn was du auch ergreifen magst, kein leichtes Leben bietet die Zukunft unsrer Heimat. Ohne Vorliebe aber kein gelehrter oder gar ein theologischer, weil das Gewissen immer berührender Beruf! Lieber Schuster sein mit ungetrübtem Gewissen." Bald folgten häusliche Schläge; seine geliebte Frau ward ihm entrissen, auch ein Sohn im Jünglingsalter, den er nach Pau gebracht und dort mit rührender Sorgfalt verpflegt hatte. Noch einmal, im Hungerwinter 1868—69, entfaltete er in Dorpat eine gemeinnützige Thätigkeit, indem er für die in Scharen herumschweifenden Bettelkinder eine Schule gründete, in der sie beköstigt wurden, und erlag dann den erlittnen Anstrengungen und Erschütterungen. Am 29. Juni 1869 brach er, vom Bade zurückkehrend, am Meeresstrande tot zusammen.

Das also war der Mann, auf den die evangelischen Deutschen der Ostseeprovinzen ihre Hoffnung setzten in jener Zeit, wo sich die Verfolgung ankündigte, die heute über sie hereingebrochen ist. Vier unter einander verflochtne Verhältnisse sind es, die den eigentümlichen Zustand jener Länder ausmachten, der nun beseitigt werden soll und zum Teil schon beseitigt ist: das der lutherischen zur griechischen Kirche, das der Ritterschaft zur Bauernschaft, das der deutschen Nationalität zur lettischen und esthnischen, und das der Provinzen zum Staate, zum Kaiser. Als sich die Livländer, von Rußland bedroht, im Jahre 1561 unter den Schutz Polens stellten, sicherte ihnen das Privilegium Sigismundi zu, daß sie „bei der reinen evangelischen Lehre der Augsburgischen Konfession und unter einer deutschen Herrschaft und unter einem deutschen Rechte" gelassen werden sollten. Zwar wurden die Polen vertragsbrüchig, aber beim Übergange des Landes an Schweden (1602) wurde das Privilegium erneuert und 1648 von der Königin Christine sowie 1678 von Karl dem Zwölften bestätigt. Als Livland 1710 an Rußland fiel, erkannte Peter der Große die Verbindlichkeit des Privilegiums für sich und seine Nachkommen an. Noch zweimal, in den Friedensschlüssen von Nystädt und Abo, 1721 und 1743, wurde es bestätigt und wurde bestimmt: alle Rechte und Gewohnheiten, die Regierung, die evangelische Religion, das Kirchen- und Schulwesen

solle auf dem alten Fuße gelassen und kein Gewissenszwang eingeführt werden: „jedoch daß in den cedirten Ländern die griechische Religion hinfüro ebenfalls frei und ungehindert exerzirt werden könne und möge." Demnach blieb die lutherische Kirche von Rechts wegen die herrschende, nur daß daneben die griechische freie Religionsübung haben sollte. Bis zum Jahre 1832 wurde dieses Recht formell nicht angetastet, wenn auch von 1794 ab die Praxis aufkam, daß die Kinder aus gemischten Ehen der griechischen Kirche zugewiesen wurden, nachdem sich schon vorher Katharina die Zweite einen Eingriff in die Verfassung der Länder erlaubt hatte. „Aber diese Verletzungen des Landesrechts — schreibt der Verfasser — wurden teils wieder beseitigt, teils kam ihre Tragweite einer Zeit gar nicht zum Bewußtsein, die von den Ideen der Aufklärung beherrscht, ebensowohl des kirchlichen wie des geschichtlichen Sinnes entbehrte." Im Jahre 1832 aber unterwarf Kaiser Nikolaus durch eine Kirchenverordnung die Lutheraner der Ostseeprovinzen denselben Gesetzen, die im übrigen Rußland gelten: die Kinder aus gemischten Ehen wurden ausdrücklich der griechischen Kirche überwiesen, und dieser ward das Recht der Proselytenmacherei zugesichert, indem das Strafgesetz jeden evangelischen Geistlichen bedrohte, der seine Gemeindeglieder vom Abfall abmahnte. Zu einem Seelenfange im großen ward die Hungersnot von 1844 und 45 benutzt. Die griechische Geistlichkeit und die russischen Beamten verbreiteten nämlich das Gerücht, den zur griechischen Kirche übergetretenen Bauern würde entweder Herrenland oder Krongut zugewiesen werden — schon vorher hatte es geheißen, sie sollten Land im Innern des Reiches bekommen —; wer dagegen nicht überträte, der würde in die Leibeigenschaft zurückversetzt werden. Der Zudrang der landgierigen Bauern zum Erzbischof von Riga war so stark, daß die Massenfirmung tumultuarisch, ohne vorhergehende Übertrittserklärung vor der Obrigkeit, vorgenommen werden konnte. Wer sich in der Kirche ein Kreuz umhängen ließ, glaubte damit einen Anspruch auf Acker erworben zu haben. Vorsichtige ließen sich auf einen fremden Namen firmen, um, wenn es etwa mit der Landschenkung nichts wäre, ihren väterlichen Glauben nicht umsonst preisgegeben zu haben. Mit dem Lande war es auch wirklich nichts, aber die ärmsten, deren Namen von falschen Brüdern gemißbraucht worden waren, hat dann der Erzbischof für seine Kirche reklamirt, und die Polizei hat sie ihm zugeführt. Walter äußerte über diesen Unfug u. a., das dabei bewegende trage einen revolutionären Charakter; im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen, dieser Grundsatz müsse als Grundlage des Staats verteidigt werden. „In dem Augenblick, als es dem Volk in den Sinn gestellt ward, es könne in der Fremde oder in der Heimat nicht durch den von Gott geordneten Schweiß des Angesichts, sondern durch irgend eines Machthabers Zauberwort auf Kosten fremden Eigentums besitzlich (?) werden, seit dem Augenblick ist der Funke der Revolution in das Volk geworfen."

Hätten sich die Bauern befriedigender Zustände erfreut, so hätte eine solche halb revolutionäre Bewegung keinen Sinn gehabt. Das war nun aber leider nicht der Fall, und darin liegt die Schuld des Adels, für die das Land jetzt büßt. Über die frühern bäuerlichen Verhältnisse sind wir ganz genau unterrichtet durch die im Jahrgang 1890 der Grenzboten (viertes Vierteljahr, S. 141) kurz angezeigte Arbeit von Transehe-Roseneck: „Gutsherr und Bauer in Livland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.“ Auch hier begann, wie in ganz Deutschland, im fünfzehnten Jahrhundert unter dem Einflusse des römischen Rechts das Bauernlegen und die Bauernknechtung, nahm aber weit härtre Formen an, als selbst in Mecklenburg und Neuvorpommern. „Am Ende der Ordenszeit, sagt Transehe, finden wir einen wohlhabenden, ja in manchen Gegenden sogar reichen Bauernstand, der in üppigem Leben dem städtischen Bürger und dem Ritter nacheiferte. Die Zahl der Freibauern ist (?) nicht gering, der größte Teil der Bauern allerdings ist hörig und an die Scholle gebunden, war (?) jedoch nicht leibeigen. Dies waren nur die sogenannten Drellen, deren Zustand sich aus der Kriegsgefangenschaft entwickelt hatte.“ Im achtzehnten Jahrhundert finden wir den ganzen Bauernstand leibeigen, und zwar nicht bloß leibeigen im Sinne der glebae ascriptio, sondern so, daß der einzelne Mann ohne sein Gut verkauft, verschenkt, vertauscht, auf den Markt gebracht werden kann. Auf dem Landtage von 1765 nannte die Ritterschaft ihre Bauern servi, „nach dem weitesten Umfange des römischen Rechts, soweit es mit der christlichen Religion zusammenstehen kann.“ Die Rücksicht auf die christliche Religion beschränkte sich darauf, daß man die Ehen der Leibeignen als wirkliche Ehen betrachtete und bei Verkäufen die Ehegatten nicht von einander zu trennen pflegte; im übrigen war die Behandlung empörend. Das Ausreißen wurde epidemisch unter den Bauern; mit Prügeln suchte man ihm zu steuern, aber natürlich, je kräftiger die Herren prügelten, desto schleuniger rissen die Bauern aus. Um Nachwuchs zu erzielen, gewährte man den Burschen fürs Heiraten und Kinderzeugen Prämien in — Schnaps. Bis 1765 hatte sich die russische Regierung grundsätzlich nicht in die innern Angelegenheiten des Landes gemischt, sondern den Adel, der sich selbst und das Land ganz allein regierte, ungestört schalten und walten lassen. Als sie nun von dem genannten Jahre der schlimmen Lage des Bauernstandes ihre Aufmerksamkeit zuwendete, setzte der Adel ihren Reformbestrebungen anfänglich den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Mit der Zeit aber bildete sich eine liberale Partei in der Ritterschaft, und auf die dem Adel abgerungnen Zugeständnisse folgte eine Anzahl von den Landtagen freiwillig beschloßner, die in der förmlichen Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1804 ihre Krönung fanden.

In der Biographie Walters und in seinen Landtagspredigten finden sich nur zarte Andeutungen an die frühern Zustände, dafür aber Klagen über den

Adel und Mahnungen an ihn, aus denen man ersieht, daß die berechtigten Wünsche des Bauernstandes noch lange nicht alle erfüllt waren. Als die oben erwähnte Bauernbewegung, die schon vor den Hungerjahren begann, von Adel und Geistlichkeit für revolutionär erklärt wurde, erwiderten die um Repressivmaßregeln angegangnen russischen Beamten achselzuckend: die Unterdrückung der Bauern durch die Gutsherren habe die Gährung hervorgerufen, und unter diesen Umständen könne man wohl füglich keine strengen Maßregeln ergreifen. Im Jahre 1856 gewann die Reaktion gegen die Bestrebungen der liberalen Landtagsmitglieder, die den Bauer vollends auf seine eignen Füße stellen wollten, noch einmal die Oberhand. „Gott gebe dem Landtage Verstand!“ seufzte Walter, der gerade in dem genannten Jahre zum erstenmale als Generalsuperintendent die Ritterschaft anzureden hatte. Die Grabrede auf den Landtagsmarschall von Stein, mit der er seine Amtsthätigkeit eröffnete, versetzte die Herren in Wut, und die bald darauf folgende erste Landtagspredigt trug wenig dazu bei, die Stimmung zu verbessern. „Wie darf solcher Pfaff sich unterstehen, uns belehren zu wollen!“ hieß es. In beiden Reden stellt Walter der ungeheuern und beinahe unbegrenzten Machtfülle, die die Ritterschaft als Erbe von den Vätern überkommen habe, die daraus bei christlicher Auffassung sich ergebende Pflichtenlast gegenüber. „Die Zeit ist vorüber, sagt er in der Landtagspredigt, wo um dieses einen [des französischen] Adels willen in einem großen Teile der zivilisirten Welt der Adel mit Ungebühr, ja als Ungebühr behandelt ward; und ob es auch noch heute hie und da einen gäbe, der seine Seligkeit darin sucht, was die Geschichte bereits gerichtet [hat], und sich geberdet, als ob er nur dazu berechtigt sei, das Land zu besitzen, um es zu zertreten, und als ob die Pflichten der Nichtprivilegirten, die Rechte aber der Nichtsthuenden wären: die Zeit ist vorüber, und es ist unbillig, der Marodeure Treiben dem Heere zuzuschreiben.“ Und weiterhin heißt es: „Wer das Land zu besitzen berechtigt ist, ist damit, als Haushalter Gottes, dessen das Land ist, und des Herrschers, der ihn im Besitzrechte schützt, verpflichtet, den Landbesitz dahin zu verwenden, wozu das Land da ist, hier also das Land sowohl, das der Adel seinem ausschließlichen Besitz hat vorbehalten, als auch das, welches auf des livländischen Adels eignen und wahrhaft edelmütigen Vorschlag schon vor fünfzig Jahren, und wieder vor sechs Jahren, kaiserliche Majestät als für den livländischen Bauern bestimmtes Land anerkannt hat, das seiner Nutznießung gegen jährliche Vergütung übergeben wird, bis ers zu erblichem Besitze gewonnen. Obs Hofland heißt, ob Bauerland, ob steuerfrei [der livländische Adel war absolut steuerfrei], ob steuerpflichtig, aller Erdboden ist da, auf daß er seinen Schöpfer lobe. Das thut er nicht, wenn er ausgesogen wird und wüste da liegt. Der Erdboden lobet Gott, wenn er die möglich reichste Frucht schafft und behagliches Leben den Menschenkindern, für die er geschaffen ist, daß sie, nicht wie die Einwohner von Haftanstalten eben

vor Hunger und Blöße nur gesichert, jedes Augenblicks wahrnehmen möchten, um ihm zu entlaufen, nein, daß sie sich heimisch fühlen auf dieser Erde, durch all das, was wir eingeschlossen achten in unsre Bitte um das tägliche Brot." Und in seiner letzten Landtagspredigt ruft er: „Lasset fallen die letzten Frohnen, denen ihr schon vor zwanzig Jahren das Urteil gesprochen, daß nicht das ganze Land Schaden leide durch einige Säumige! Laßt auch die Pachten, deren Steigerung nicht, wie die der Frohne, in bestimmte Grenzen geschlossen werden kann, bald dem Verkaufe des Bauerlandes weichen, daß ungetrübtes Wohlbehagen wieder einziehe in der Bauern Häuser!"

Man kann sich nicht wundern, daß bei so starkem Interessengegensatze zwischen Adel und Bauern diesen in unsrer Zeit krankhaft erregter nationaler Empfindlichkeit auch der nationale Gegensatz wieder zum Bewußtsein kam und sich in der Abneigung gegen deutsche Schulung äußerte. Walter bedauerte es als einen Fehler, daß der Adel die Zeit seiner unumschränkten Herrschaft nicht zur vollständigen Germanisirung des Landes benutzt habe. Schon in den dreißiger Jahren schrieb er: „Das Absorbirtwerden einer an intelligenter Entwicklung ihrer Nachbarin nachstehenden Nationalität von dieser, namentlich wo sie einem Volke gehört, das in seiner geringen Kopfzahl keine Hoffnung hat auf selbständige, nationale Entwicklung der Intelligenz, ist ein naturgemäßer Akt. Es ist das natürliche Opfer, welches der beschränktere Begriff der Nationalität dem allgemeinen Begriffe der Menschheit bringen muß, sobald er diesen nicht in sich realisiren kann; ein Opfer, bei welchem das Volk in seinen Gliedern nicht verloren geht, noch auch verloren geht sein bisheriges nationales Ringen, ob es auch fürder nicht fortbestehe in seiner Nationalität. Dagegen von der an Intelligenz höher stehenden Nationalität, und ob sie auch der geringern Kopfzahl angehören sollte, zu fordern, daß sie in eine minder intelligente Nationalität aufgehe, heißt fordern, daß sie nicht nur für künftig ihre nationale Beschränkung aufgebe, sondern auch aufgebe das Resultat ihres bisherigen nationalen Strebens, ihr nationales Fördern der Menschheit, und das ist ein Mord an Nationalität und Menschheit." Daß diese Zumutung den Deutschen in Rußland nicht erspart bleiben werde, kündigte die Haltung der russischen Behörden in Walters letzten Lebensjahren schon an; man konnte bemerken, daß die russischen Behörden die nationallettische Bewegung im nationalrussischen Interesse begünstigten. Dieser Gefahr gegenüber erinnert Walter daran, was die Deutschen, die bisher fast allein das Bedürfnis des Reichs an Intelligenz gedeckt hätten, diesem gewesen wären, und in einer Denkschrift über die Bedeutung der protestantischen Ostseeprovinzen für das russische Reich sagt er: „Sollte die unselige Uniformirungsidee von der einen Sprache und dem einen Glauben, welche zum Gedeihen eines Staats notwendig sein sollen (ein Gleichmachergedanke, der zunächst in den Kommunisten wie Sozialisten, in allen Revolutionsmännern des Westens spukt), wirklich in den Ostseeprovinzen durch-

geführt werden, dann werden die ihres Glaubens und ihrer Nationalität entledigten Livländer aufhören, Rußland zu sein, was sie gewesen; wirkliche und gute Russen werden sie nie, an schlechten Russen hat aber das Reich auch ohne sie keinen Mangel."

Das Eigentümliche des Verhältnisses zwischen Land und Staat endlich lag darin, daß sich zwar das Land, d. h. sein Adel und die Bürgerschaft von Riga, einer beinahe vollkommnen Autonomie erfreuten, daß jedoch der Fortbestand dieser Autonomie ganz allein von der persönlichen Willkür des Kaisers, dessen Urteil und Entschluß aber von dem Bilde der Wirklichkeit abhing, das ihm in jedem Falle seine ränkevollen Höflinge zu entwerfen für gut befanden. Daß der Kaiser die Religion jedes seiner Unterthanen zu bestimmen habe, daß ihm gegen seinen Wunsch auch nicht einmal eine Bitte für gewaltsam bekehrte vorgetragen werden dürfe, daran zweifelt kein russischer Beamter, mag er auch den Evangelischen noch so wohlwollend gesinnt, mag er auch selbst evangelisch sein. Auch Walter hat gegen diesen ungeheuerlichen Rechtszustand kein Wort einzuwenden. Wie sich sein protestantisches Gewissen damit abgefunden haben mag, kann man aus der Bemerkung seines Biographen schließen: „Es widerstrebte seiner religiösen Denkweise, leichthin die Meinung zu fassen, Gott hätte einen Unwürdigen an eine solche Stelle gesetzt und mit so großer Macht über die Menschen ausgerüstet." Daß denselben Thron vormals Iwan der Schreckliche innegehabt hatte, daran mag er bei solchen Erwägungen nicht gedacht haben. Von Nikolaus versah er sich keiner Ungerechtigkeit, keiner Gewaltthat, keiner Falschheit; was auch Schlimmes unter ihm geschehen mochte, es war alles nur das Werk ungetreuer Diener. Auch die andre naheliegende Erwägung scheint ihm nicht aufgestoßen zu sein, was wohl Gottes Fürsorge für die Besetzung der Throne mit guten Menschen nütze, wenn nicht die Güte dieser de jure allmächtigen Gebieter, sondern die Schlechtigkeit der thatsächlich herrschenden Diener entscheidet.

Im einzelnen haben Walter und seine Freunde so manches erreicht; sie haben z. B. die theologische Fakultät Dorpat vor der Verkümmerung durch ein Seminar errettet und eine Menge von der griechischen Kirche beanspruchter Bauern losgebeten. Im ganzen aber unterlag ihre Richtung der erwachten nationalrussischen Strömung. In seiner letzten Landtagspredigt pochte Walter auf den Protestantismus und die deutsche Nationalität der baltischen Ritterschaft, mahnte sie, in den Schulen nachzuholen, was in der Germanisirung des lettischen Landvolks versäumt worden sei, und rief: „Jedenfalls aber bleibe, neben den an Kopfzahl so weit überragenden deutschen Bürgern, die Ritter- und Landschaft deutsch, sich dazu kräftigend durch möglichst erneute Berührung mit dem väterlichen Volksstamme in dessen Heimat." Das brach ihm den Hals. Er ward beschuldigt, die Ostseeprovinzen zur Losreißung von Rußland aufgehetzt zu haben. Kaiser Alexander der Zweite äußerte: „Mich hat in der Predigt

nichts bestoßen [sic!], aber die allgemeine Empörung der russischen öffentlichen Meinung verlangt ein Opfer, und mir wirds schwer einem so loyalen Unterthanen und treuen Anhänger gegenüber."

Seitdem haben sich die Dinge in den baltischen Provinzen ihrer „immanenten Dialektik" nach weiter entwickelt. Diese Entwicklung hat zwei Seiten, eine für uns Reichsdeutsche, und eine für die Weltgeschichte im allgemeinen. In ersterer Beziehung ist ja wohl niemand bei uns so thöricht, an eine Annexion jenes fernen Landstrichs an Preußen zu denken. Aber es giebt Leute, die auf den dereinstigen Zerfall Rußlands hoffen und sich vorstellen, es wäre schön, wenn dann die Brüder am baltischen Meere noch vorhanden wären und uns beim Antritt der Erbschaft behilflich sein könnten. Daß alter Hanse- und deutscher Ritterbesitz, daß die Wiege Herders und einer großen Anzahl von achtungswerten Vertretern deutscher Bildung dem Vaterlande für immer und in jedem Sinne verloren gehen soll, darüber zu klagen haben wir wohl kein Recht mehr; solche sentimentale Regungen gestattet die heute herrschende Realpolitik nicht mehr. Für die Weltgeschichte im allgemeinen aber bedeutet das Schicksal der baltischen Deutschen, daß die Idee des absoluten Nationalstaats gegen Völkerbruchteile von höherer Kultur so gut gilt wie gegen solche von niederer. Wenn das Recht ohne Rest in der Macht aufgeht, wenn die zum Schutze von Minderheiten oder annektirten Landschaften abgeschloßnen Verträge nur so lange gelten, als der stärkere Teil es nicht für „opportun" hält, sie zu brechen, wenn der jeweilige Machthaber, sei es ein Monarch, oder eine zufällige Kammermehrheit, oder eine Bureaukratie, außer der Rücksicht auf das, was ihm im Augenblick als der Staatsnutzen erscheint, keine andre Grenze seiner Willkür kennt, dann wird mit einer Minderheit der auserlesensten Geister so wenig Federlesens gemacht wie mit einer Zigeunerbande, und über das Schicksal der Völker entscheidet nicht mehr ihre höhere Kultur, sondern die Menge des Geldes, der guten Gewehre und der waffenfähigen Männer, die jedes besitzt. Die Gegenwart ist nun zwar geneigt, zu hoffen, dieser Besitz werde sich im großen und ganzen immer dort finden, wo die höhere Kultur ist, und wir möchten diese Hoffnung um keinen Preis entmutigen; allein der Begriff der höhern Kultur selbst scheint uns zweifelhaft zu werden, wenn Treue und Gerechtigkeit nicht mehr dazu gehören sollen.

Pannonische Bilder

Was gäbe ich drum, wenn ich jetzt ein gediegnes langes Zitat aus einem antiken Schriftsteller zur Hand hätte, das meiner Berechtigung zum Pannonisten einen ehrwürdigen Stempel aufdrückte und mich der Verpflichtung überhöbe, über solch ein antik belegtes Thema etwas neues vorzubringen. Leider bin ich in diesem Falle mein einziger klassischer Schriftsteller, und das — übrigens sehr wohlfeile — Reisebillet der Kaschau-Oderberger Bahn ist der einzige Berechtigungsschein für mein Unterfangen, fern von allen Hilfsmitteln der gelehrten Welt in einem mangelhaft geheizten, „sommerfrischen" Zimmer im Gebiete der obersten Waag meinen westlichern Lesern neue Lichter über Ungarns Land und Leute aufzustecken. Aber einen gewaltigen Nothelfer und Bundesgenossen kann ich aufweisen: den Nebel. Zum Greifen leibhaftig lagert er sich vor meinen Fenstern, er verhüllt mir nicht bloß die Lomnitzer und Schlagendorfer, sondern geradezu meine eigne Nasenspitze, es ist bisher das einzige, was ich von der „hohen Tatra" zu sehn bekommen habe — und er, der dem Kundigen so viele Mythen und Sagen in allen Gegenden des Erdenrunds erklärt, er sollte nicht auch für meine „pannonischen Bilder" einstehn?

Aber ich will keine Mythen erzählen und in das wallende, wogende, grauweißliche Meer um mich her, das mir die Aussicht ins Land versperrt, keine Spukgestalten und Lügengeschichten hineindichten. Wie graute mir in meiner Jugend vor den wild zerrißnen Thälern und unendlichen Wäldern — dahinten gleich bei der Türkei —, wo düstere Magnatenschlösser, zwischen himmelhochragenden Tannen versteckt, schauerliche Geheimnisse bargen, Räuber das Land durchstreiften, Zigeuner geraubte Grafenkinder in Erdhöhlen schleppten, und vornehme Flüchtlinge als Flößer verkleidet die reißende Waag hinunterschwammen. Jetzt sitze ich selber für ein ganz prosaisches modernstes Zonentarifbillet der Kaschau-Oderberger Bahn in diesen zerklüfteten Bergen unter den hochragenden Tannen ihrer unendlichen Wälder. Ich weiß, daß es hier noch ziemlich weit ist bis zur Türkei, daß die Magnatenschlösser auf der Andrassystraße in Pest stehn und keineswegs düster sind, daß ein „Gorale" zwar unter Umständen wie drei Räuber aussehn kann, aber sich selber zu fürchten pflegt wie zehn Hasen, daß die Zigeuner an ihren eignen Kindern genug haben, um

sich noch mit Grafenkindern zu schleppen, und daß die frühern Flößerflüchtlinge gegenwärtig ihren ergebensten König in ihrer selbständigen Hauptstadt zum fünfundzwanzigjährigen Krönungsjubiläum verurteilen.

So wird alles vernünftig und aufgeklärt in dieser fortgeschrittensten der möglichen Welten. Nur das Wetter nicht! Das bleibt romantisch, was so viel heißen will, als „zum Rückschritt anregend," „unberechenbar," „schmutzig." Aber eben deshalb hat es sein gutes, dieses verflixte Wetter. Man kann darüber noch reden. Sonst über nichts mehr in der Welt. Es ist alles so wohlpolizirt, selbstverständlich, reglementmäßig nichtssagend, wie eine Nummer des Reichsanzeigers oder der Orientexpreßzug. Der dicke Viehhändler aus Großwardein, der in Czolna einstieg, hatte ganz Recht, als er bemerkte: „Es giebt nur zwei »Faktoren,« die in Frage kommen, den Saatenstand und die Grenzsperre!"

Er hatte einen großen Haß gegen die modernen Einrichtungen, dieser Romantiker des Schlachthofes, dieser Skeptiker der Trichinose, der diese Krankheit lediglich als eine Erfindung tierärztlicher Gewinnsucht darstellt, dieser Magnat und Bannerherr ungezählten Hornviehs zwischen Leitha und Waag; einer von jenen Ösmagyaren, „die mit Arpad ins Land kamen" und zwischen Pferden, Schweinen und Rindern sich den erhabnen Glauben bewahrten, der sich zwischen Akten, Folianten und diplomatischen Noten so leicht verliert, den Glauben an die Freiheit, das heilige Menschengut, das den Ungarn anvertraut ist als ein Palladium zur Aufbewahrung für alle kommenden Geschlechter. Denn man muß wissen: Als der Großherr, der Vater des Unglaubens und der Tyrannei, vom Teufel und seinem Lügenpropheten angestiftet war, die Völker in Ketten zu schlagen und keiner sich ihm zu widersetzen wagte, als der Kaiser in seiner Hofburg zitterte und bangte und der Pole in hellen Haufen in seine dicken Wälder floh, da berief Gott den Arpad mit seinen Scharen und schickte sie auf ihren schnellsten Rossen in die weiten Ebnen zwischen der Donau und der Theiß. Dort standen sie und baten Christus um ein Zeichen, daß er ihnen beistehn wolle im heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen und Unterdrücker. Nichts war da, was sie beschützen konnte, keine Burgen auf dräuendem Felsen, keine dichten Wälder, keine Höhlen mit sichern Verstecken. Nur die Ebne breitete sich um sie aus, weit und frei wie die Decke des Himmels, und im Winde schwankten und rauschten die Grashalme auf der unendlichen grünen Fläche. Da erschienen die Feldzeichen der Unterdrücker am Horizont, und mit Wutgeheul stürzten sich die Tyrannenknechte auf die unbewehrten Söhne der Freiheit. Und siehe, es geschah ein Zeichen und ein großes Wunder. In ihrer Not kauerten sie sich nieder und griffen zu den Grashalmen zu ihren Füßen. Und die Grashalme wurden scharfgeschliffne, blitzende Schwerter in ihren Händen, sie schwangen sie auf die unzählbaren Haufen ihrer gewappneten Bedränger, und die Schwerter durchdrangen den

härtesten Panzer und durchschnitten die festeste Kette, kein Arm ermüdete, der solch ein Schwert führte, und am Abend des Tages färbten Ströme von Blut die grünen Flächen, und darauf blinkten hell und rein und ohne Flecken die glänzenden Schwerter der Freiheit.

Kann ein Viehhändler ein Symbolist sein? Und ist ein Schlachthof wohl das geeignete milieu zum Ausspinnen so tiefsinniger Bilder für das Höchste und Heiligste, was Menschenbrust bewegt? Ihr aufregenden Farben des Ungarnbanners, wie beruhigend erscheint ihr mir, seit ich diese unbewußte Deutung eures etwas stark allgegenwärtigen Zaubers kenne! Und das edle Volk, das mit dem lieben Vieh zu thun hat, bis herab zum schmutzigsten Schweinetreiber im Bakonyiwalde von weiland König David angefangen, der sich bekanntlich auch beim lieben Vieh auf die Befreiung seines Volks vorbereitete — wie geistig groß und erhaben erscheint es bei seiner irdisch angedufteten animalischen Beschäftigung! Es ist kein Kompliment für die Regenten, daß sie bei den Menschen nur die Tyrannei lernen und „von den Herden" weggenommen werden müssen, um im Notfall was zu taugen. Ach, alle gute und edle Frucht auf dieser irdischen Erde braucht recht hundsgemeinen Dünger. So gedeihen denn auch die beiden edelsten Blüten des Menschengeistes, die Freiheit und die Poesie, nur „in einem Thal bei armen Hirten," und im Stalle ward seine heilige Frucht zur Welt gebracht, die alles umfassende Liebe und göttliche Gerechtigkeit.

Unter dem männlichen Landvolk, das sich in seinen weißen Wollkitteln und hufähnlichen schwarzen Sandalen, den unförmigen, schweren schwarzen Klumpenhut auf dem haarumflatterten, bartlosen Haupte um die Eisenbahnzüge herumtreibt, verladen wie sein liebes Vieh zu schwerer, schlecht bezahlter Holzer- und Flößerarbeit, unter diesen Halbmenschen und Ganzkerlen findet sich manches höchst merkwürdige Gesicht. Jedem fällt das auf, der durch diese Gegenden reist. Es sind Gestalten wie aus den Bildern der alten deutschen und niederländischen Meister, die sich um den gekreuzigten Christus, den auferweckten Lazarus oder sonst irgend eine aufregende Szene der biblischen und evangelischen Geschichte drängen. Tiefernste, kühne, auch trotzige, selbstherrliche Gesichter von einer ganz eignen, schwer faßlichen und noch schwerer zu erklärenden gebändigten Wildheit. In einzelnen dieser Köpfe erreicht der absonderliche Typus eine wunderliche Höhe von niederschmetterndem, beherrschendem Kraftbewußtsein. Große, geschloßne Bewegungen, unerschütterte Haltung, starr angespannter, stetiger Ausdruck, das Pathos der Entbehrungsfähigkeit und des Todesmuts. Sie bedürfen nichts. Sie spinnen sich ihren Wollkittel und ihr grobes Leinenhemd allein, zimmern sich selbst ihre Blockhütte und schroten selbst den Mais für ihr kärgliches Mahl. Dafür setzen sie ihr Leben aufs Spiel. Der aufgeregte Fluß rafft sie im Frühjahr zu Scharen dahin und fordert seine Opfer vollzählig durch das ganze Jahr. Aber sie sind zu-

frieden. Sie wollen nichts weiter als kämpfen und untergehen gegen die elementaren Gewalten, die den Menschen zu bezwingen streben, den Freigebornen der Schöpfung.

Auffällig ist die Farblosigkeit der Tracht in diesen Gegenden. Schwarz und weiß, wie das preußische Todesbanner! Die Frauen tragen lange flatternde, weiße Leinenmäntel, die sie unter dem Halse zusammenbinden, weiße Kopftücher und schwarze Schürzen. Sie sind gar nicht schön, ungleich den Männern, völlig uninteressant. Schon dies könnte uns in der Ansicht bestärken, daß wir es hier nicht mit stammechten Slawen zu thun haben, diesem farbenfrohesten, leichtlebigsten, genußfreudigsten Menschenschlag mit den liebenswürdigen Manieren und den schönen Frauen. Was sind sie eigentlich, diese seltsamen Menschen mit ihrer angelernten, verdorbnen, aus allen slawischen Idiomen zusammengestoppelten Sprache, ihren langen Schädeln mit den wallenden Heldenmähnen, den sprechenden Augen und dem bartlosen, zusammengepreßten Munde? Könnte man nicht an alte Gothen denken, die vor den Zeiten der Völkerwandrung hier saßen, und deren versprengte Reste man an den äußersten Endpunkten ihrer thronstürzenden und thronbegründenden Heldenzüge mit der linguistischen und ethnographischen Laterne mühsam aufspürt? Hier wäre mehr! Vielleicht das alte Volk selbst in seiner uralten Verfassung und seinen angestammten Verhältnissen, der zurückgebliebne Grundstock jener unruhigen Wanderzügler, nur sprachlich gemodelt, aber nicht hinweggespült von der slawischen Völkerwelle; ein ethnologischer Petrefakt aus der antediluvianischen historischen Schicht jener ungeheuern Gotenfürsten, deren Andenken fortklingt in den ältesten Liedern und Mythen der Germanen! War es nicht am Ende dies, was mich so wundersam berührte an der Erscheinung des steinalten, riesenhaften Hirten mit den nur an den Spitzen ergrauten Lockensträhnen um den aufrechten Hals, der mit seinem spitzen Bergstabe wie mit einer Lanze die dichte Menge zerteilte und mit solch heroisch wehmütigem Lächeln in seine vierte Klasse stieg! Alter Hildebrand, welche Wala hätte es dir geweissagt, und in welchen Runen stand es geschrieben, nachdem du deinen geliebten Herrn verlieren und deinen verblendeten Sohn im Zweikampf töten mußtest, daß du noch einmal würdest vierter Klasse fahren müssen — auf ein Zonentarifbillet der Kaschau-Oderberger Bahn!

Die Landschaft an der Waag ist voller Anmut, mit den feinsten idyllischen Reizen lockend, gelegentlich aber auch durch einen schroffen, kühnen Zug aufschreckend, durch einen gewaltigen Ausblick erhebend. Auch die Romantik der Burgruine fehlt nicht. Zu Paaren grüßen sie sich freundlich oder feindlich auf den Granitkegeln der in der Längsrichtung wie eine der auf ihnen weidenden Rinderherden vorwärtsstrebenden Bergzüge. „Die waren alle noch bewohnt in der guten Zeit," bemerkte mein romantischer Viehhändler, als ob er von gestern spräche. „Viele flohen da hinauf vor dem Türken und seiner

Macht, Weiber und Kinder. Jetzt wohnt der Uhu drinnen und die wilde Katze. Es ist mancher Schatz da vergraben von den Römerzeiten her." Er zeigte mir wirklich eine römische Kaisermünze aus Gold, die er als Berloque an der dicken Uhrkette trug. „Die Hirten haben viel dergleichen und verkaufen es für ein paar Kreuzer. Es ist ein gedüngter Boden, Blut und Gold und Gold und Blut! Das giebt ein feines Salz, das das Vieh fett macht. Ungarvieh hat ein besondres Futter."

Der Fluß, den man in allen Gestalten kennen lernt als majestätischen Ebnenstrom, als lieblichen Thalfluß mit sanftgerundeten Krümmungen und buschigen Hängen, als wilden Bergstürzer, der die Ketten der Bergzüge durchbricht und unter schwindelnden Brücken unter uns vorüberschießt, er teilt sich und verliert sich in armbreite Gebirgsquellen. Immer höher und kälter, wird es, die Lokomotive schleppt pustend und keuchend. Wir sind im Gebiete der hohen Tatra angelangt.

„Noch etwas früh!" hatte die schöne Olinka, unsre leider nur allzu flüchtige, aber auserwählte Vertreterin der berufnen Ungarinnenschönheit, ausgerufen, als wir unser Reiseziel, die Tatrabäder, genannt hatten; und ihr Onkel, der Advokat aus einem Neste mit unendlichsilbigem Namen, hatte mit seiner sprech- und lachlustigen Frau Gemahlin lebhaft zugestimmt. Sie machten einen sehr mäßigen Pfingstausflug, um den Blumenflor für die würdige Feier des Kronjubiläums in ihrem unendlichsilbigen Neste aus Lipto-Szent-Miklosz zu besorgen. Eine polnische Freundin der schönen Olinka, wahrscheinlich frisch mitgebracht aus der Pension in Lausanne, freute sich sehr darauf, bei dieser Gelegenheit einen echten Czardas tanzen zu sehen. Die Vielsprachigkeit dieser jungen Damen war fast so sinnverwirrend als Olinkas „taufrische" Schönheit. Ungarisch, deutsch, französisch, polnisch schwirrte es durch einander, am Ende — es fällt mir nachträglich ein — hätte nach alter Ungarnmode auch Lateinisch in dem Konzert nicht gefehlt. „Ich habe gemeint, man spräche in Ungarn nur ungarisch!" Diese kleinlaute Bemerkung, eine „verdichtete" Erfahrung aus einem frühern Aufenthalt in Budapest, war mir entschlüpft und hatte mir einen zornigen Blitz aus Olinkas sonst kinderhaft guten, schwarzen Augen zugezogen. Ich hatte es von diesem Augenblick an mit ihrer schönen Ungarnseele verdorben. Es ist eine gute Sache um das Nationalgefühl, aber es erstickt in unsern Tagen die behaglichsten Gemeingefühle und verdirbt die besten Reisebekanntschaften.

So kam es, daß die so freundlich am Horizont der Tatra aufgetauchte Nationalitätserscheinung verschwand, ohne mir sei es auf deutsch, polnisch, französisch oder gar auf ungarisch Adieu zu sagen. Nur die Polin flüsterte nach der verbindlichen Weise ihres Stammes ihr graziöses Au revoir. Wir gerieten, wie angekündigt, allzubald in den dichtesten Tatranebel und haben von da an nur noch Zigeuner und Slowaken, höchstens noch fluchende Kutscher

und Hotelmädchen mit erfrornen Nasenspitzen, aber keine schönen Polinnen und gar keine Ungarinnen mehr gesehen.

Die eigentlichen Tatrastädte — das Zipser Komitat — sind bekanntlich deutsch oder sollen es wenigstens bekanntlich sein. Belege dafür sind für mich zwei deutsche Blätter, die dort täglich mit Ausnahme der Wochentage erscheinen. Es sind keine Witzblätter, denn sie berichten wesentlich über Tatrareisen, und dabei hört der Spaß gewöhnlich auf. Die vielen Oberschlesier, aus denen sich der Stamm der Tatrareisenden im Kerne zusammensetzt, mögen sie zu ihren Zwecken benutzen. Sonst mahnt nichts an Deutschland, aber auch — etwa bis auf die streng ungarischen Aufschriften sogar in dem kleinen Tatramuseum zu Poprad — auch gar nichts an Ungarn. Es ist ein in unsern nationalen Hundstagen erfrischend unnationales Land. Ich will daher über die Herkunft der braven Zipser auch nicht die obligaten historisch-genealogischen Untersuchungen anstellen, denen sich jeder Tatrareiseführer — erster und zweiter Klasse, wie sich die mündlichen Tatraführer dort in hierarchischer Ordnung scheiden — mit der nötigen, von Sachkenntnis nicht getrübten Voreingenommenheit hingiebt. Es ist uns völlig gleichgiltig, ob die Zipser aus Flandern, Schwaben oder Sachsen eingewandert sind, zumal da die, die wir zu kennen die Ehre gehabt haben, durchgehend slowakisch sprechen. Es ist uns noch gleichgiltiger, herauszubekommen, ob sie weiland reformirt, kontrareformirt oder katholisch aus ihrem Lande gejagt worden sind. Denn obwohl sich die Zipser eines eignen Bischofs erfreuen, erklärte unser Kutscher auf unsre heiligsten Beschwörungen, uns nicht den Abgrund hinunterstürzen zu wollen, daß ihn Gott nichts angehe, und daß alles Unsinn sei.

Dagegen möchte ich die prähistorische Hypothese wagen, daß die Zipser ursprünglich Konditoren oder Zuckerbäcker gewesen seien. Nicht in dem Sinne, in dem Sextaner dies von Romulus und Remus behaupten. Nein, in vollem völkerkundigem Ernste. Diese auffallende Sitte, die Häuser rosarot oder safrangelb anzustreichen, läßt doch bündige Schlüsse auf eine eingehende nationale Beschäftigung mit Himbeerauflauf und Pastetchen zu. Auch die Kirchtürme haben in dem Lande so ein appetitlich gequirltes und „in die Form geschlagnes“ Ansehen. Ich möchte diese Spur nicht weiter verfolgen und eröffne sie nur beiläufig, aber mit vollster „Selbstlosigkeit“ unsern ethnologischen Hypothesenjägern und ihrer unerschöpflichen Spürkraft. Doch dürfen sie die „Dobschauer Eishöhle“ nicht in ihre Hypothese hineinmengen, weil das nicht mehr streng wissenschaftlich, sondern ein Kalauer wäre.

Die Eishöhle von Dobschau verdient in hohem Grade ernst genommen zu werden. Nicht bloß wissenschaftlich, insofern sie den Touristen Gelegenheit giebt, die jeweilig in ihren p. t. Führern vertretene Delucsche Kaltlufttheorie oder die Schwalbische Kapillarwirkungslehre gegen einander zu verfechten. Wie diese unendlichen Eismassen da wenige Fuß unter der üppigsten Hochwald-

vegetation entstehn und sich erhalten mögen, scheint uns weder die eine noch die andre dieser Theorien hinreichend zu erklären. Genug, daß sie dasind an einigen wenigen auf den Nullpunkt des Thermometers kaprizirten Erdstellen, und daß sie die phantastischsten und verwegensten Bilder und Situationen hervorzaubern können, die unser den Erdpolen gegenüber noch immer so sprödes Forscher- und Dichtergehirn denken und sich vorstellen kann. Vereister kann es selbst am allereisigsten Südpol — der ja eisreicher sein soll als der Nordpol —, „gletscherhafter“ auf dem unerstiegnen Dhawalagiri und Kintschinjunga nicht aussehn, als hier mitten im Zuflußgebiet der schönen, blauen Donau. Eissäulen entstehn dort nach Angabe des Führers „im Umsehen,“ wie weiland die Salzsäulen um Sodom und Gomorrha. Aber es müßten Damen von umfassendster Neugierde sein, wenn sie sich darein verwandeln wollten, denn diese Eissäulen sind von einer erstaunlichen Gestaltungsfülle und nehmen darin nach der Versicherung des Führers stetig zu. Nur die unablässig arbeitende Axt kann so die Höhle vor dem allmählichen Übergehn in eine einzige kompakte Eismasse bewahren. Die Macht des Wassertropfens, die einflußreichste unter den erdgestaltenden Faktoren, wirkt auch hier. Leise sickert er durch die engen Spalten des Kalksteins, und dieselben launenhaften Gestaltungen eines regellosen Bildungstriebes, wie in den Tropfsteinhöhlen, zaubert wie dort die Auswaschung und Erweichung, so hier die Ansetzung und Erstarrung hervor. Sie wirkt von den Myriaden funkelnder Eiskrystalle, die wie Christbaum- oder gewisse andre Sterne die Wände und Decken überkleiden und in den Knopflöchern der staatserhaltenden Besucher vom Nachtwächter aufwärts ein tiefes Gefühl unausgefüllter Sehnsucht erregen; von den Zäpfchen und Zapfen, die wie Spieße und Dolche uns allerorten entgegen starren, bis zu den phantastischen Figuren und Formationen, in deren Deutung der Führerwitz sonst so abenteuerliche Sprünge macht, während er hier, vielleicht in dem Bewußtsein des Überschwangs seines Materials, mit einem trocken wissenschaftlichen: „Der Name thut nichts zur Sache“ zur Tagesordnung übergeht, angemessener ausgedrückt: übergleitet. Denn wir befinden uns hier stets auf „schiefem, glattem Boden,“ dem der Fuß der leicht Verführbaren, wie der Unberührbaren gleich leicht entgleitet. In der That, wir würden Faust nicht raten, seinen Weg „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ über die große Eissturztreppe in der Dobschauer Höhle zu nehmen. Sein Rückbillet in den Himmel büßte er ein, und Mephistopheles hätte am Schluß gewonnenes Spiel.

Nein, es ist ganz gewiß keine Szenerie für Fausts „Zweiten Teil,“ für Helenabeschwörungen, klassische Walpurgisnächte, selige Knaben und rosenspendende Büßerinnen. Aber der nordisch-heidnisch-germanische Faust, der paßt in diese Höhle, in diese Wälder, um den erhabnen Geist anzurufen, der ihm alles, alles gab — die allwaltende Natur zum Königreich, Kraft sie zu fassen, zu genießen —, nur nicht die Ruhe, den Frieden des Genügens. Hier ist der

nötige Kontrast für eine solche Empfindung: eine Starrheit, eine in sich abgeschloßne Selbstfertigkeit, eine alles abweisende Todeseinsamkeit, wie sie kein Ort des Sterbens und der Entsagung sonst darstellt in der daran so reichen Welt. Grabkammern des Willens, Grüfte ohne Moder und Verwesungsduft scheinen diese Katakomben des ewigen Eises. Kein Besucher, und wäre er noch so pfingstmäßig angeregt, kann sich dem Schauder entziehen, den alles ganz und völlig Leblose, Daseinsfremde auf den fühlenden Geist hervorbringt. Noch liegt ein Hauch des Unberührten, Unbetretnen, nicht zu Betretenden auf diesen Jahrtausende alten und erst seit zwanzig Jahren dem unaufhaltsamen Menschenfuße erschloßnen Grotten und Gängen. So malt sich die kühnste Märchenphantasie Eiskönigs Palast und die Wohnungen der grimmigen Reifriesen der nordischen Sage. Ein Böcklinsches Auge für diese unterirdische Welt von weißblauem Glitzerglanz, grünlich polirten Grotten, schneeigen Säulen und ungeheuern, fließenden Marmorwänden! Denn der unten liegende mit dem Eise veralgamirte Kalk setzt seine bekannte Zeichnung durch durch alle bedeckenden Schichten, und das charakteristische Schillern des feuchterstarrten Elements giebt jenen unglaublichen Eindruck des flüssigen Marmors.

Aber wir geraten ins Schwärmen, was einem Reiseschriftsteller übel ansteht. Sein Wahlspruch sei, zumal in unsrer naturalistischen Zeit, das Nil admirari! Schwärmerei ist heute nur noch der Reklame erlaubt, und Reklame wird nur dann für anständig gehalten, wenn etwas dabei herauskommt. Aber was ist für mich bei der Fahrt nach Dobschau herausgekommen? Nebel, Regen und aus ihren Erdlöchern einige Rudel halbnackter, frierender Zigeuner. Der Weg durch diese einsamen Langthäler der Ostkarpaten, von denen scheinbar ohne Aufhören eins das andere ablöst, ist sonst sehr lohnend. Sie verbinden alle intimen Reize der deutschen Mittelgebirge mit den größern Zügen, dem freiern Schwunge der Alpenlandschaft. Die gleichförmigen, dichten Wälder, der Mangel an Wasser und menschlicher Ansiedlung geben ihnen ein verschloßnes, melancholisches Ansehen. Bis auf wenige schlechtgenährte Pferde habe ich nichts dort weiden sehn. Unglaublich ist die Armut und das Elend, das man in den paar Slowakendörfern am Wege zu sehn bekommt, und das seltsam zu den auch dort schon nicht fehlenden pompösen Sommerfrischenanlagen stimmt. Es ist die Welt, in der man bettelt, friert und hungert. Es ist kein Wunder, daß die Frauen hier so häßlich und verkümmert sind. Die Ansprüche, die hier an die Frau als das Lasttier der Familie gestellt werden, überschreiten alles erdenkliche Maß. Besonders habe ich mich über die dem rauhen Höhenklima so wenig angemeßne Kleidung gewundert. Ein flatterndes, an den Hüften zusammengeschnürtes Kattunröckchen, die Füße in hohen Wasserstiefeln — das scheint alles. Es ist schwer glaublich, daß noch etwas darunter sei. Und das bei fünf Grad Reaumur und schneidendem Höhenwind!

Gegen die „Tracht" der Zigeuner ist dies alles freilich noch Luxuskleidung.

Man kann sich also denken, was dann wohl übrig bleibt. Sie bedecken ihre Blöße durch starrenden Schmutz. Diese Leute wohnen hier unter dem Landvolk weniger wie Parias, als wie abergläubisch geduldete Tiere. Ich mußte an die durch Schopenhauer berüchtigten heiligen Affen von Benares denken. Eine Art von verfluchter Unverletzlichkeit, ein schlimmes tabu knüpft sich überall an das trübselig interessante Volk. Ihre Sprache, die nach Indien, ihre Körperbildung, die nach Ägypten, und ihr Charakter, der unweigerlich ins Zuchthaus weist — eine wunderliche Zusammensetzung von Rätseln, die ihre Lösung hartnäckig versagen. Wenn in diesem Volke sich eine der vielberufnen historischen Ideen verkörpern sollte, so ist es ohne Zweifel die der Faulheit. Die Zigeuner haben sich gegen die Gesellschaft verschworen, an dem seit dem Sündenfall eingerißnen Vorurteil der Arbeit nicht teilzunehmen. Vielleicht sind es die direkten Nachkommen Adams und Evas. Sie führen ihr paradiesisches Dasein weiter unter nichts weniger als paradiesischen Zuständen. Wie groß muß die Faulheit jenes herkulisch gebauten Jünglings mit der Sackleinwand um die Blöße sein, daß er sich nicht, wenn nicht vor Frost, so wenigstens aus Eitelkeit ein paar Kreuzer zu einem Hemd verdient? Man wende nicht etwa die Thesen des Arbeitsmarkts zu seinen Gunsten an. In diesen Strichen der Erdoberfläche verlieren Malthus und Marx ihre Geltung. Da giebt es wenig Menschen, man braucht die paar Hände, die da sind. Aber lieber nackt in Erdlöchern wohnen und alle List und Findigkeit mit Daransetzung von Leib und Leben aufs Stehlen konzentriren, als eine zwingende Arbeit verrichten! Die ungarischen Zigeuner sind keineswegs ungeschickt. Ihr Hufbeschlag ist gesucht, führt sie aber alsbald wieder auf die „freiere" Kunst des Roßtauschens.

In den Dörfern haben sie eine Art galerie ignoble inne, nämlich eine Flucht durch Latten gekennzeichneter Erdlöcher, die sich am Abhang über den Dorfhütten hinzieht. So habe ich es wenigstens auf der Durchfahrt angetroffen. Eine treffende Illustration für ihre Ansprüche im großen Welttheater. Diese schmutzigen Slowakenhütten da oben in den Karpaten scheinen schon der letzte erdenkliche Platz. Aber drüber hinaus giebt es noch einen, o einen trübseligen Platz zur Bewältigung einer so tragischen Geschichte wie das Leben! Aber er gefällt den Leuten. Es ist ein Freiplatz!

Wie sich diese Rassen in jenen Dörfern gegenüberstehn, kann man sich schwer einen größern Gegensatz denken. Die flachsblonden, breitstirnigen, starkknochigen Germanoslawen, und die braunen, schlankbeweglichen, dunkeläugigen Kinder des Südens mit dem kohlschwarzen Gelock, der hamitisch aufgestülpten Nase, der niedern, zurückfliegenden Stirn. Bis auf den erwähnten jungen Mann, der an den arabischen Typus hinanreichte, habe ich kein hübsches oder gar schönes Gesicht unter ihnen gesehn. Unter den Kindern findet man wahre Affenphysiognomien, daneben auch interessante und namentlich drollige Bubengesichter, die für unsre italienischen maroni- und figuri-Verkäufer passiren

könnten. Daß die Rassenmischung nicht ausbleibt, dafür sorgen die Zigeunerinnen. Schmutzig blondes Haar auf so einem Zigeunerschädel wirkt hochkomisch. Am Betteln beteiligt sich übrigens die blonde Rasse ebenso ausgiebig, wie die schwarze. Doch wird es durchaus gesondert besorgt. Die Bauernkinder haben ihren Anger, und die Zigeunerkinder kriechen unter den Treppen und Einfahrten der Herberge herum. Auch bei Schlägereien bleibt man unter sich, was gewiß die freundlichste Gestaltung der Rassenabsonderung bedeutet.

Die stolzeste Erscheinung in diesen Dörfern sind die jungen Burschen, eine Art Szlachta und freie Adelsgenossenschaft, die in der Herberge repräsentirt, faul herumsteht, raucht, trinkt, schwatzt und spielt. Kräftige, kühne Gestalten mit einer Art Rest von einem Panzer um Brust und Hüften, einem Gurtgehänge, das in vier, fünf Reihen mit ringsherum laufenden Messingplatten beschlagen ist. Einen andern Zweck, als martialisches Aussehn zu befördern, scheint die Sache nicht zu haben. Die Burschen scheinen harmloser, als unsre Oberbaiern. Einer Rauferei habe ich nicht beigewohnt. Fürs Boxen wäre jener Gurtpanzer gewiß ein trefflicher Schutz der zumeist bedrohten edlern Teile. Die einzige thätliche Auseinandersetzung, deren ich ansichtig wurde, lief sehr zahm ab, als nämlich die Herbergswirtin einen der Dorfelegants, der sich allzu nahe an ihrem Holzverschlag, dem Verschleißorte ihrer Cigarren und Spirituosen, zu schaffen machte, mit einem energischen Ruck zur Seite abwarf. Der junge Ritter taumelte, fiel unter dem unbändigen Gelächter seiner Genossen und stand mit einem slawischen Kosewort, das sich nicht gut wiedergeben läßt, wieder auf. In Pasing wäre dies das Zeichen zu einer ungeheuern Keilerei gewesen.

Die Holzverschläge sind stehend in den großen Herbergsstuben. Sogar die Küche, die sich auch darin befindet, hat einen solchen. Das Holz ist überall in mächtigen Bohlen ausgeschichtet. Von kolossaler Größe sind auch die an den Wänden hängenden Steingutgefäße. Der Eindruck des Urzeitmäßigen, Prähistorischen wird in diesen Blockhütten vollständig. Neben den Herbergen befindet sich ein Holzschober, Schuppen oder Stadel, dessen ganze Querwand aus beweglichen Flügeln besteht. Er dient, soviel ich sehn konnte, lediglich der Unterkunft der Fuhrwerke, die mit Sack und Pack, auch mit den Fahrgästen, wenn sie es nicht vorziehn, auszusteigen, hier einfahren und angeschirrt stehen bleiben. Viel Rast brauchen diese Bergpferde nicht. Es ist zu verwundern, wie sie die halsbrecherischen Kehren bei jeder einigermaßen erträglichen Steigung im Trab und bergab im Karriere zurücklegen. Zwei schiefgeschlitzte Fenster über der Einfahrt, die an Mongolenaugen erinnern, habe ich bei diesen Stationen stehend vorgefunden.

Die hohe Tatra, schon ganz allgemein als Bergland betrachtet, kann sich wohl mit den schönsten Partien der besuchtesten Gebirgsländer messen. Den Ostdeutschen bietet sie in verhältnismäßiger Nähe und bei dem großen Ent-

gegenkommen der ungarischen Bahnen für billiges Reisegeld ein Alpenland von gewaltigem und eigenartigem Charakter. Was sie hier besonders auszeichnet, ist das nahe Beisammenliegen der wesentlichen Punkte, sodaß ein dreitägiger Aufenthalt an Ort und Stelle schon in ausgiebigster Weise lohnt. Man macht die drei Tatrabäder (Tatra-Füred, Uj und Alſo-Tatra-Füred), die der Deutsche unter dem Gesamtbegriff Schmecks kennt, zum Ausgangspunkt. Dann steigt man gewöhnlich in dem Gehänge und den Zwischenthälern der großen Spitzen herum, die sich hier zu mächtigen Abstürzen nach Süden sammeln, während sie sich nach Norden in einem weiten Vorbergland verlieren. Von Osten nach Westen sind es die Lomnitzer, die Schlagendorfer, die Gersdorfer und die Tatraspitze. Man schließt mit dem See von Czorba, dem größten und am weitesten ins Thal vorgeschobnen der unzähligen Alpenseen, die die Tatra bedecken, und die man dort wunderlicherweise, so völlig vom Meere abgelegen, im Volksmunde „Meerauaen" nennt. An den Spitzen hat sich der Fürwitz des Sports noch nicht viel gerieben. Sie geben keine angemeßnen Höhen zum Einschneiden in die Bergstöcke, welcher Bergfex würde sich mit der Höhe der Zugspitze zufrieden geben? sind aber zum „Abstürzen" äußerst bequem eingerichtet und werden jedenfalls seltener „genommen" als die großen Alpenfirnen. Gemsen und Edelweiß fehlen nicht. Die Staffage ist da, es fehlen nur die Katastrophen. Immer rauf, meine Herrschaften vom deutsch-österreichischen Alpenverein!

Schön gesagt, wenn es ginge! Was ich mir vorläufig mit Gefahr meines Lebens oben geholt habe, sind Zahnschmerzen und nasse Füße. Nebenan im Spielsaal wird auf ungarisch Billard gespielt und dicht neben mir auf slowakisch die Cavalleria rusticana. Es ist noch gar nichts gegen das, was ich gestern Abend in Poprad im Park Huz erlebte, wo ein großes militärisches Blechorchester die Wände eines „Kursaals" von der Größe eines geräumigen Taubenschlags von ungarischen Rhapsodien erdröhnen ließ. Und die Ungarn überdröhnten es noch mit Eljen und Händeklatschen. Gesegnete pannonische Nerven! Wenn ich euch mitnehmen könnte ins „schwäbische" Land! Und die pannonischen Magen, deren Tüchtigkeit man nach der Größe der Portion Liptauer bemessen mag, die einem hier vorgesetzt wird. Ach, bei uns giebt es menschlich und nicht bloß ungarisch lesbare Zeitungen, Bücher, Klaviere und noch feiner gestimmte Nerven. Alles Dinge, von denen in Tatra-Füred keine Rede ist. Aber wo findet man Fraihait ungorisches, pannonische Nerven und pannonische Magen!

Keine Hütte ist hier so — klein kann man nicht sagen — aber so dreckig, in der uns nicht ein durchaus veraltetes Herrenmodebild an die Auslage eines stark rückschrittlich gesinnten Schneiders gemahnte. Man erwartet in den Unterschriften die üblichen geheimnisvollen Aufschlüsse über „elegante lange Herrenröcke aus Ia Bukskin, neueste Herbstmode" (von 1840) oder „eng-

anliegende Taillenjackets mit Schnüren, Façon à la Schillsches Freikorps" und dergleichen, aber nein — es ist Fraihait ungorisches, was hier verherrlicht wird. Es sind die Kämpfer, die mit der Kraft ihrer Lungen Radetzkys Bataillone niedergedonnert haben, die Helden, die Nikolaus Zorn wie eine Portion Liptauer verdaut und die Nerven eines österreichischen Erzherzogs bis zur Gegenkrönung angegriffen haben: die Männer von 48, Kossuth, Deak Ferenz und Genossen, Leute mit unglaublich langen Fortschrittsbeinen, Westen, geschwellt von politischem Bewußtsein und so lang wie eine Verfassungsrede. Sie sehen aus, als schritten sie über den grünweißroten Erdball, „Globus ungorisches," und hielten Reden in einer unendlich vielsilbigen Sprache, „ungorische Sproch," und gäben allen Völkern die Freiheit, sie anzuhören.

Für jetzt freilich liegt Nebel über dem ungarischen Globus, und Sklavensinn beherrscht „nach Schiller" die Erde. Aus diesem kann man nicht gut heraus, oder „du müßtest die Welt räumen." Aber aus dem Nebel kann man heraus. Ich will mich überzeugen, ob es wirklich in der ganzen Welt regnet! Fast hat es den Anschein, ebenso wie man offenbar in der ganzen Welt die Cavalleria rusticana spielt. Janos! die Pferde aus dem Schlage! Zum Zuge nach Poprad, Richtung Oderberg! Nichts für ungut, lieber Leser, daß ich mir meine Langeweile auf deine Kosten vertrieben habe. Pannonischer Nebel! Lerne ihn nie kennen, oder du lernst begreifen und machst es nach. Man kann litterarisch noch so charakterfest sein — niemand kennt sich selbst.

Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Drittes Kapitel

Von drei Helden auf einem Heuboden

Ich kletterte nun von meinem Wagen herunter und sah mir die Umgebung etwas näher an, besonders die Soldaten. Die machten einen sehr friedlichen Eindruck; sie schlenderten in ihren „Holzmützen" behaglich die Straßen auf und ab und rauchten ihre Pfeifen dabei. Einige sprachen von den Preußen, und wie mir schien, nicht mit Hochachtung. Angst und Schrecken bemerkte ich nirgends, alles schien heiter und wohlgemut, nur die Gesichter der Bürgersleute zeigten

einen ängstlichen Ausdruck; doch sah man auch unter ihnen viele, die scherzten und lachten, als ob ihnen der Krieg Vergnügen machte.

Von der engen Straße, in der ich stand, sah man auf einen offnen Platz hinaus, wo eine alte schwärzliche Kirche mit hohen schmalen Fenstern emporragte. Dort herrschte ein noch bunteres Gewimmel, und ich ging langsam darauf zu. Da klopfte mir plötzlich jemand auf die Schulter. Erschrocken sah ich mich um, es war der Lienhard.

Wo ich denn nur her käme ums Himmels willen? Ich erzählte. Lienhards Quartier lag nahe; wir stiegen hinauf. Da erfuhren auch seine Wirtsleute, was ich für ein Abenteurer wäre, und die einen tadelten mich, die andern spendeten mir Lobsprüche.

Bald kam die Rede auf den Krieg, auf die nächste Schlacht, auf die Preußen. Die wären noch weit entfernt, hieß es, und die Soldaten wußten nicht, ob man ihnen entgegenziehen oder ob man sie hier erwarten würde. Der Hauswirt stimmte für das letztre. Er wäre in der Frühe in seinem Weinberg gewesen und dann der Neugierde halber auf den höchsten Rücken hinauf gestiegen, den man den Kützberg heiße. Da habe man die schweren Geschütze aufgefahren, fünf Batterien, daß man hätte meinen sollen, man könnte die halbe Welt damit zusammenschießen.

Ich stand am Fenster und sah auf den Platz hinunter. Dabei geriet ich in das höchste Erstaunen über die immer größere Masse von Kriegern. Das sei aber noch gar nichts, hieß es; draußen vor der Stadt, jenseits des Flusses und gegen die bairische Grenze zu in den Biwaks, da lägen noch viel mehr.

Während ich mit den Wirtsleuten redete, schrieb Lienhard an einem Briefe, den ich seiner Mutter bringen sollte. Da entstand unten auf dem Platz eine plötzliche Unruhe, und im nächsten Augenblick ertönten von mehreren Seiten zugleich laute Hornsignale. Lienhard fuhr empor. Es hatte zum Appell geblasen, er mußte mich verlassen.

Ich dachte einen Augenblick daran, daß es endlich an der Zeit wäre, mich nach dem Schmitzenjockel umzusehn. Aber die Neugierde ließ mich Lienhard auf den Versammlungsplatz folgen, wo die Soldaten bald in langen Linien abteilungsweise in Reih und Glied traten. Kommandorufe erschollen, und die Offiziere stellten sich in einen Kreis um den Höchsten unter ihnen, der eine kleine Ansprache an sie hielt. Dann trennten sie sich wieder, um sich zu ihren Abteilungen zu verfügen. Neue Kommandorufe, kurze Worte der Offiziere an die Soldaten, eine kleine Musterung, Reih auf und ab, und der Auftritt war vorüber.

Die Soldaten traten aus einander, einzeln, gruppenweise, schwatzend, lachend, ihre Pfeifen anzündend. Sie begaben sich in ihre Quartiere zurück oder zogen in Haufen nach den Bierhäusern, wo es laut und lustig herging. Von allen

Seiten ertönte Gesang, patriotische Lieder und andre, lustige und wehmütige. Auch Spottlieder auf die Preußen wurden in den Schenken und auf der Straße gesungen; sie klangen nicht immer sehr anständig.

Ich meinerseits bedauerte, daß das Zusammentreten der Soldaten so kurz ausgefallen und daß so wenig dabei geschehn war; ich hatte mir mehr davon versprochen und war enttäuscht. Ich glaubte kaum, daß es mit dem Kriege noch Ernst sei. Denn so ruhig und abgezirkelt, wie das alles ablief, ohne Kanonendonner und Hurrageschrei, ohne Rauch und Blut und Tumult, das konnte man doch keinen Krieg nennen.

Nachdem Lienhard in seinem Quartier das Gewehr abgelegt hatte, machten wir uns auf den Weg nach meinem Fuhrmann. Wir fanden ihn aber nicht mehr vor; er war mit den andern nach den Feldlagern vor der Stadt abgeschickt worden. Als die Mittagsglocke läutete, kehrten wir zu Lienhards Wirtsleuten zurück, wo ich freundlich zum Mittagessen eingeladen wurde.

Man sprach viel über den Feind und seine Absichten. Einig war man darüber, daß er noch sehr fern sein müsse, da die am frühen Morgen ausgeschickten Vorposten keine Spur von ihm entdeckt hätten. Die Wirtsleute, eine Bäckerfamilie, zeigten sich nicht ohne Besorgnis; aber sie suchten sie zu verbergen, und da es nicht an selbstgebautem Wein fehlte, so herrschte während des Essens die heiterste Laune.

Außer Lienhard lagen noch zwei Kameraden hier im Quartier, wovon der eine, ein Tuttlinger, nur dazusein schien, um die Gesellschaft zu belustigen. Er brachte so drollige Sachen vor, daß das Lachen zuletzt gar nicht mehr aufhören wollte. Nur Lienhard blieb ernst. Er hatte sich, während noch alles bei Tische weilte, schon wieder an seinen Brief gesetzt, worin er am Vormittag unterbrochen worden war.

Da that es plötzlich einen Knall. Es krachte so heftig, daß das ganze Haus zitterte und jedermann auf seinem Stuhle in die Höhe fuhr, als ob er von einer unsichtbaren Gewalt emporgeworfen worden wäre. Die Frauen stießen unwillkürliche Schreie aus, die Kinder begannen laut zu weinen, selbst die Männer ließen es an Äußerungen des Entsetzens nicht fehlen.

Dem ersten Geschützdonner folgte rasch ein zweiter, dann ein dritter, und so fort.

Ein Mitbewohner des Hauses stürzte in die Stube und schrie: Die Preußen sind da! Ihre Kanonen stehn schon auf dem Imberg! Man sieht sie von der Gasse aus! Sie speien Feuer über unsre Stadt! Wir sind verloren, wir sind verloren!

In den Gassen und auf dem Platz ertönten die Alarmsignale; es trommelte und trompetete von allen Seiten. Ich dachte: Gott Lob, nun wirds wohl losgehen.

Die drei Soldaten stürzten sich auf ihre Ausrüstungsgegenstände, und in

wenigen Minuten standen sie bereit. Lienhard überreichte mir den unvollendeten Brief an seine Mutter. Grüße sie alle, auch Rothermunds, sagte er und eilte hinaus, ehe ich ein Wort hatte erwidern können. Die beiden Kameraden folgten, der Tuttlinger, der einen Augenblick verstummt gewesen war, mit einem cynischen Wort auf die Preußen.

Auch mich triebs ins Freie. Ich fühlte mich nicht frei von Furcht und heimlicher Beklemmung, aber meine Neugierde, von der Phantasie gestachelt, trieb mich vorwärts.

Auf dem Marktplatz sah ich die einzelnen Kompagnien unter Trommelschlag und Signalblasen abmarschieren. Ich folgte den Abziehenden, aber keineswegs allein; auch andre vereinzelte Menschen, Schüler, Lehrjungen, auch einige Bürger, wagten sich vor.

Doch nach kaum zwanzig Schritten hielt ich an. Der Geschützdonner auf den Höhen hatten nachgelassen, dafür begann, wie es schien, in nächster Nähe ein heftiges Gewehrfeuer, von Horn- und Trommelsignalen übertönt.

Es wurde Ernst mit dem Kriege.

Ich stand an eine Hausthüre gedrückt und sah mich plötzlich allein auf der weiten Straße. Da dachte ich, daß es geraten sein möchte, mich irgendwo in ein Versteck zu flüchten, als ein gewaltiges Hurrageschrei erscholl und unsre Soldaten in eiliger Flucht sich in die Stadtgasse herein wälzten, von unzähligen preußischen Pickelhauben verfolgt, die immer lautere und lustigere Hurra ausstießen.

Ich hörte Kugeln durch die Luft sausen und sah einen Soldaten blutend aufs Pflaster hinschlagen. Zu spät begriff ich, wie sehr ich in die Klemme geraten war, und ich wußte nichts beßres zu beginnen, als ebenfalls die Flucht zu ergreifen und vor den pfeifenden Kugeln in einer Seitengasse Schutz zu suchen. Aber auch hier war bald alles voll Soldaten, und zwei davon sah ich sich in eine offne Scheune flüchten. Denen folgte ich.

Wir versteckten uns auf dem dunkeln Heuboden, und als sich die Soldaten von dem ersten Schrecken erholt hatten und Worte zu wechseln begannen, erkannte ich in dem einen den lustigen Tuttlinger. Die Lustigkeit war ihm vergangen gewesen; sie kam ihm erst in seinem sichern Versteck langsam wieder.

Indessen wurden die Flintenschüsse in den Straßen der Stadt seltner und hörten endlich ganz auf. Nur draußen über dem Fluß knallte es noch fort, doch nur kurze Zeit, dann ward es still, und alles schien vorüber.

Nun kam dem Tuttlinger sein Humor wieder. Er zeigte sich unerschöpflich in Auslassungen über die Preußen, ihre Pickelhauben, ihre Zündnadelgewehre und noch andre Dinge an ihnen, auch solche, die man gewöhnlich nicht nennt — und alles in seinem wunderbaren Tuttlinger Dialekt, der mir

als Unterländer so komisch erschien, in der Finsternis des Heubodens, wo man sich nur hören, aber nicht sehn konnte. Einmal mußte ich laut herauslachen, so wenig mir auch darnach zu Mute war.

Hol mich der Teufel, da ist ja unser Herr Student! rief plötzlich der andre Soldat, der sich bisher stumm verhalten hatte. Student hieß man mich wegen meiner lateinischen Stunden beim Pfarrer. Der aber so gesprochen hatte, war der Hannpeter, der Knecht des Blessenvogts, und wir freuten uns beide des Wiedersehns, wenigstens des Wiederhörens.

Aber gelt, hier nützt alles Latein nix, fiel der gesprächige Tuttlinger ein. Diese Kaibe von Preiße, die redet deitsch mit eim.

Wenn er nur draußen wäre, statt in dem finstern Loch da, meinte der Hannpeter; er wollte auch ein Wörtlein mit ihnen reden. Der Tuttlinger nieste.

Helf Gott, Tuttlinger! sagte er lachend und schimpfte über den Heustaub, der einen in der Nase kitzle. Aber man müsse froh sein, wenn einen überhaupt noch etwas kitzle; wär ihnen die Scheuer nicht im Weg gestanden, gäbs jetzt für sie alle drei kein Helf Gott mehr, im besten Falle Pumpernickel und schmutziges Wasser in der Festung zu Spandau.

Ich weiß nicht, woher ich das Herz nahm, zu bemerken, daß ja gar niemand hinter ihnen drein gewesen wäre.

Der Tuttlinger lachte und verbarg seinen Ärger; das behaupte ein Schneiderjung, der vor Angst einen Kirchturm und eine Pickelhaube nicht mehr habe unterscheiden können.

Darauf begannen die zwei zu politisiren. Es sei kein Zusammenhaltens in dem Krieg, und darum kein Glück. Die obersten Anführer, allesamt Prinzen, bis auf den ihrigen, den ehrlichen Hardegg, steckten mit Preußen unter einer Decke und führten den Krieg nur zum Schein. Es sei auch schon im voraus unter ihnen abgekartet gewesen, daß die Preußen siegen sollten. Am verdächtigsten von allen sei der badische; der stünde immer beiseite und wollte nie mit thun. Heute habe er sich, wie man von Bauern erfahren, eine Stunde thalabwärts postirt, und wahrscheinlich habe er die Preußen vorher benachrichtigt, daß sie nicht zu ihm kämen, sondern zu den Württembergern.

Da begann draußen wieder das Feuer. Gebt acht, unsre Leit kommet zurück, die Preiße krieget no ihre Hieb, flüsterte der Tuttlinger.

Ein gewaltiges Geknatter ließ sich hören, und so nahe, als ob das Gefecht rings um die Scheune stattfände. Zugleich erhoben die Geschütze ihre Stimmen — bum — bum — immer häufiger, immer rascher hinter einander. Aber so heftig wie das Schießen begonnen hatte, so schnell hörte es auch wieder auf. Offenbar hatten unsre Landsleute dem Zündnadelgewehr nicht Stand halten können und sich schleunigst wieder hinter ihre Deckung zurückgezogen.

Dene sakrische Preiße is bigott au nit beizkomme, ma moant, die Kaibe hättet de Deifel im Leib, klagte der Tuttlinger. Der Hannpeter dagegen war sehr nachdenklich geworden; er meinte, es sei höchste Zeit, daß man über seine eigne Lage zu Rate gehe. Das Städtchen sei von den Preußen genommen, und wenn diese am Abend kämen, um Heu für ihre Pferde zu holen, und zwei Württemberger Jäger im Futter fänden, so würde das ein schönes Fressen für sie sein. Um keinen Preis aber wolle er sich von diesen Hungerleidern gefangen nehmen lassen. Lieber laß ich mich von ihnen totschießen wie einen tollen Hund! rief er in kühner Aufwallung aus. Dann gestand er, bereits einen Plan ausgedacht zu haben, und ich müsse ihm dabei behilflich sein. Ich brauchte nur mit dem Eigentümer der Scheune zu reden, der würde ihnen gegen ihre Waffen und Uniformen gern alte Werkelkleider austauschen. So könnten wir unsern Versteck gefahrlos als Bauern verlassen und gehn, wohin wir wollten.

Ich versprach ihnen gern meine Dienste; ich sei selber froh, den weiten Weg nach Hinterwinkel nicht allein machen zu müssen. Aber da wurde der Hannpeter bös. Ob ich ihn denn für einen schlechten Soldaten, für einen Ausreißer hielte, für einen Desserteur. Nicht nach Hinterwinkel, nein, zu seiner Kompagnie wolle er. Und er lachte laut. Nach Hinterwinkel zum Blessenvogt, da käme er gerad recht zur Ernte. Nein, wenns auch gar nicht wegen des Dessertirens wär, nach Hinterwinkel ginge er nicht, fiele ihm gar nicht ein; im Feldlager sei es schöner, und besonders in den Quartieren. Er habe schon lang kein so lustiges Leben geführt wie die letzten vier Wochen. Gut Essen und Trinken in Freundesland, in jedem Ort hübschere Mädchen, und kein Feind weit und breit. Den ersten Preußen habe er heut zu Gesicht bekommen. Warum es denn nicht wieder so werden könne. Die Preußen ärgerten sich ja am meisten, wenn man ihnen vorsichtig aus dem Schuß gehe.

Er habe Recht, fiel ihm hier der Tuttlinger in die Rede; wenn die Preußen drei Tage lang ihre Zündnadel nicht losdrücken dürften, ärgerten sie sich zu Tode, es sei also ganz unnötig, sie tot zu schießen.

Aber die württembergischen Anführer schienen andrer Meinung; denn eben begann draußen der Tanz zum drittenmale. Einige vereinzelte Schüsse präludirten, und sofort erhob sich ein höllisches Geknall und Geknatter, zu dem die Kanonen den Baß brummten. Auf den Dächern umher, auch auf unserm eignen hörte man von Zeit zu Zeit ein Prasseln, als ob es Feldsteine hagelte. Uns allen ward unheimlich zu Mute. Der Tuttlinger versuchte zwar einen Witz zu machen, aber das Wort ward ihm vom Mund abgeschnitten. Es geschah ein Krachen, wie ich noch nie gehört hatte, und zugleich wurde es taghell um uns. In die Lehmwand unsrer Scheune war ein großes Loch gerissen. Eine Granate, kaum drei Schritte davon geplatzt, hatte einen mächtigen Splitter

bis in unser Heu geworfen. Wir sahen einander bleich an; jeder dankte Gott, daß er nicht getroffen worden war.

Doch ließen draußen die Schüsse schon wieder nach. Wir faßten uns deshalb ein Herz und näherten uns der zerrißnen Wand, durch deren Klaffung ein unheimlich rötliches Licht eindrang. Zwei brennende Häuser jenseits des Flusses fielen uns zuerst auf. Dann gewahrten wir mit Schrecken, daß unsre Scheune hart am Schauplatze des Gefechts lag, kaum zehn Schritte vom Flußufer, keine hundert von der Brücke entfernt, um die sich der Kampf drehte. Um den Brückenkopf schien es sich hauptsächlich zu handeln. Wir sahen aber, so weit das Gesicht reichte, nur Pickelhauben.

Im Augenblick fiel kein Schuß mehr; aber andre noch weniger erfreuliche Laute trafen unser Ohr. Mark und Bein erschütterndes Winseln und Wimmern, dumpfes Stöhnen und dazwischen einzelne wilde Schmerzensschreie, vor denen mir das Haar zu Berge stand, drangen in unsern Schlupfwinkel. Die Granate, vor der Scheune geplatzt, hatte zwei preußische Soldaten gräßlich verstümmelt, dem einen den Leib aufgerissen und dem andern den Arm mit samt dem Schulterblatt abgeschlagen. Wir sahen sie auf eine Bahre legen und davontragen. Mein Leben lang werde ich den Anblick nicht vergessen.

So heftig sich meine Phantasie nach dem Schauspiel gesehnt hatte, so genug hatte ich nun davon. Aber vergebens wünschte ich nun den Kriegserlebnissen ein baldiges Ende. Ich hatte den Becher begehrt, freventlich, nur meiner kindischen Laune folgend, hatte ich ihn an meine Lippen gerissen, nun mußte ich ihn auch trinken bis zur Neige.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Bismarckisch

Aus der im 28. Heft der Grenzboten besprochnen Bismarckwoche ist ein Bismarckmonat geworden, und voraussichtlich werden sich die Wogen noch lange nicht beruhigen. Denn das ist keine oberflächliche Bewegung. Das Nationalgefühl ist aufs tiefste aufgeregt, wie wir es nur nach der französischen Kriegserklärung und nach den Meuchleranschlägen gegen den ersten Kaiser des neuen Reichs erlebt haben. Gott sei Dank, daß es sich so kräftig zeigt, aber Schmach und Gram, daß uns diese Erregung nicht erspart geblieben ist! Gegen gewisse Erscheinungen in unserm öffentlichen Leben waren wir ja bereits abgestumpft. Daß sich jeder hergelaufne Zeitungsjunge in einem der vielen Blätter, die sich nach dem Muster der alten Didaskalia „Blätter für Börse, Theaterklatsch und Publizität" nennen könnten, erfrechen durfte, einem Bismarck Vorlesungen über Staatskunst und Patriotismus zu halten, machte keinen Eindruck mehr. Und wenn Herr Eugen Richter plötzlich den Regierungsassessor in sich wiedererwachen fühlte, daß er, seine gesamte Thätigkeit seit der Nichtbestätigung seiner Wahl zum Bürgermeister vergessend, sich an die Brust des sonst maßlos verachteten Herrn Pindter warf, um vereint mit ihm über Untergrabung der staatlichen Autorität zu jammern, so vollendet das nur das Charakterbild dieses „Volksmannes." Wir haben es immer für einen Fehler gehalten, daß man ihn nicht zum Polizeimeister in irgend einem Kuhschnappel gemacht hat. Aber wie hat sich die der Regierung nahestehende Presse benommen! War es wirklich notwendig, das populäre Vorurteil gegen alle Offiziösen so nachdrücklich zu rechtfertigen? Welchen Kredit kann die offiziöse Presse noch beanspruchen, wenn Menschen, die noch vor zwei Jahren vor jedem Wimperzucken Bismarcks in Demut erstarben, solche Angriffe auf ihn — wohl nicht verfassen, aber doch mit ihrem Namen decken?

Allerdings scheint es, als ob in der That besser für die Kenntnis der neuesten deutschen Geschichte gesorgt werden müßte, da zahllose Zeitungen offenbar von Menschen geschrieben werden, die gar nicht wissen, was sich in den ersten zwei Dritteilen unsers Jahrhunderts zugetragen hat. Sie wissen nichts von der Sammlung, Stählung und Erhebung des Volks zwischen Jena und Jena, zwischen der Zertrümmerung Preußens und der unseligen That Sands. Nichts von der Unterdrückung, Lähmung, Zerrüttung des Nationalbewußtseins in den folgenden Jahrzehnten. Nichts von den planlosen Anläufen und dem regelmäßigen Zurückschrecken vor dem Sprunge Friedrich Wilhelms des Vierten. Nichts von dessen unheilvollen Versöhnungsversuchen mit Polen und Ultramontanen. Nichts von den Demütigungen Preußens in der deutschen, der holsteinischen, der Neuenburger Angelegenheit und der beleidigenden Art der Zulassung der fünften Großmacht zum Pariser Kongreß. Wüßten sie von alledem das geringste, erinnerten sie sich noch, wie Nikolaus, Palmerston und Louis Napoleon die Welt regierten, sie könnten nicht die Stirn haben, sich anzustellen, als sähen sie die Unterschiede und Ähnlichkeiten nicht in der Weltstellung Deutschlands bis 1864, bis 1882 und seitdem. Man müßte selbst so naiv sein wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und Konsorten, wollte man ihre Frage nach Beweisen für die Verändrung unsrer Beziehungen zum Auslande durch Aufzählung der Thatsachen beantworten, die leider jedes Kind kennt. Lesen denn die Berliner Artikelschreiber und ihre Auftraggeber keine fremden Zeitungen? Machen sie keine Reisen? Das höhnische Lächeln unsrer grimmigsten Feinde, der Schmerz und Zorn unsrer aufrichtigsten Freunde könnten sie aufklären. Und welcher unglückliche Einfall, die neue Wendung in der Stellung zu Polen durch die Erinnerung daran, daß Bismarck einst den Grafen Ledochowski empfohlen habe, entschuldigen zu wollen! Wenn Bismarck von dem Manne besser dachte, als er verdiente — muß ihm denn gerade ein Fehlgriff nachgemacht werden, da man sich so ängstlich hütet, ihn in seinen Meisterzügen zum Vorbilde zu nehmen?

Aber schlimmer als dieses ganze ekle Treiben bis hinab zu dem von „demokratischen" Lakaien dem Berliner Pöbel freundlich erteilten Winke, an dem Schöpfer des deutschen Reichs sein Mütchen zu kühlen, viel schlimmer als alles das sind die ebenso kleinlichen als wilden Ausbrüche persönlichen Hasses und — muß man nicht glauben: persönlicher Furcht! Wer Wagenseils Geschichte gefallener Staatsmänner durchblättert, schaudert bei der Erinnerung, zu welchen Unthaten sich politische Leidenschaft, Neid, Rachsucht, Undankbarkeit und Schwäche so oft verbündet haben. Die Gegenwart ist „humaner." Man blendet, rädert, meuchelt die Helden und Staatslenker nicht mehr, die ihre ganze Lebenskraft für das Wohl ihres Landes eingesetzt und dabei Privatinteressen und Privatempfindlichkeiten verletzt hatten. Aber ist es wirklich würdiger, für einen Bismarck die berüchtigten Worte Schulenburgs, daß Ruhe

die erste Bürgerpflicht sei, und Rochows vom beschränkten Unterthanenverstande neu aufzulegen? Ihn vor ganz Europa mit Acht und Bann zu belegen? Und weshalb? Ein Besucher will von ihm die Äußerung gehört haben, er liebe die Hunde, weil sie einen Fußtritt nicht nachtragen. Von ihm die Hundetreue, die Grillparzer in seinen Bancban gefeiert hat, zu erwarten, hat er niemand das Recht gegeben! Er ist aus hartem Metall geschmiedet, das weiß die Welt, wie hätte er sonst seine Thaten thun können! Und mochte man auch wünschen, daß ihm manchmal möglich gewesen wäre, seinen Zorn zu bemeistern: das hat die Art der Verfolgung in Vergessenheit gebracht. Mit Recht wurde in dem eingangs erwähnten Aufsatze an den Freiherrn vom Stein erinnert; der war auch kein Kautschukmann, und die Freisinnigen, die seinen Namen unnütz im Munde führen, würden ihn, wenn er noch lebte und wirkte, so bitter hassen, wie unsern ersten Reichskanzler.

Das ist die Empfindung, die in Mittel- und Süddeutschland so einmütig zum Durchbruch gekommen ist. So legte einst das gebildete Berlin Zeugnis ab für die Richter im Arnoldschen Prozesse, als sich Friedrich der Große durch irregeleiteten Gerechtigkeitssinn zu höchster Ungerechtigkeit hatte hinreißen lassen, und Europa feierte die Richter und die gegen den Gewaltspruch protestirenden. In demselben Berlin verdächtigt man heute die Kundgebungen im nichtpreußischen Deutschland. Partikularismus? O weckt doch nicht selbst Mächte, die versöhnt und gewonnen zu haben zu den größten Verdiensten des Mannes gehört, dem ihr jetzt keinen Dank gönnt! Ist es so schwer zu begreifen, daß die Deutschen, die am meisten unter der Zerrissenheit und Ohnmacht des Vaterlands gelitten haben, lebhafter den Segen der Zeit von 1866 bis 1882 erkennen, als ihr in einem Staate, der im Notfall auf sich selber stehen konnte? Berauscht euch nicht in hochmütigem Machtbewußtsein wie eure Großväter, die Friedrichs des Großen Thaten sich selbst anrechneten, wie ihr — die Thaten Bismarcks! Schämt euch vielmehr bis ins Innerste, daß Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, Hessen u. s. w. den preußischen Junker besser würdigen als ihr!

Es ist ein tieftrauriges Bild: auf der einen Seite die Reichsregierung mit einer Gefolgschaft, an der sie selbst keine Freude haben kann, auf der andern der Kern der deutschen Nation — wie in den schlechtesten Zeiten der neuern Geschichte Deutschlands. Und darum können und wollen wir uns nicht beruhigen. Reden, Gesänge und Huldigungen sind etwas schönes am rechten Orte, aber damit dürfen wir nicht unsre Pflicht erfüllt zu haben meinen. Vor allem ist es endlich an der Zeit, der freiwilligen Abhängigkeit von einer Presse ein Ende zu machen, die wir von Herzen verachten müssen. Wir dürfen nicht länger durch Abonnement und Insertion Blätter unterstützen, deren Inhalt unsern besten Überzeugungen entgegengesetzt ist. Weshalb werden sie von Deutschgesinnten gehalten? Wegen der vielen Anzeigen, wegen der

Privatnachrichten, von den Frauen wegen des Romans. Zu dem ersten Punkte muß immer wieder auf die Notwendigkeit des Anzeigenmonopols hingewiesen werden. Daß es einen schönen Ertrag für die Reichskasse abwerfen und drückende Steuern entbehrlich machen würde, ist eine wichtige, aber in diesem Falle nicht die wichtigste Seite daran. Amtliche Anzeigeblätter könnten sämtlichen Tagesblättern eines Ortes beigegeben werden, würden also dem Inserenten die doppelte, dreifache, zehnfache Verbreitung seiner Ankündigung ohne vermehrte Kosten gewähren und dem Leser denselben Inhalt, der jetzt auf die Spalten verschiedner Zeitungen verteilt ist. Die Preise könnten überhaupt niedriger gestellt werden, da die Gebühren nicht, wie jetzt, fast ganz den Aufwand einer Zeitung zu decken hätten. Die allbekannte Art der Beeinflussung publizistischer Organe durch unverhältnismäßige Honorirung von Inseraten wäre beseitigt. Die Zeitungsindustrie würde nicht mehr so stark den Spekulations- und Schachergeist anlocken, und eine Menge unnützer oder schädlicher Gewächse würde verschwinden, weil Unternehmer und Mitarbeiter von gewisser Sorte ihre Talente wieder der Börse, dem Pfandleihgeschäft u. s. w. widmen würden, und der Familienvater wäre nicht mehr genötigt, Frau und Kindern das Lesen der Anzeigen zu untersagen. Zur Einführung des Monopols wird es endlich kommen, dafür sorgen die geschätzten Organe, die bei seiner bloßen Erwähnung in sittlichen Zorn geraten. Thue nur jeder das Seine, um den Gedanken zu verbreiten. Was die politischen Neuigkeiten betrifft, braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die „interessantesten," die „sensationellen" Nachrichten in der Regel erfunden sind, und daß der Telegraph fortwährend im Dienste der Parteipolitik und der Privatgeschäfte aufs schmählichste mißbraucht wird. Die meisten Romane endlich sind nicht des Lesens wert, das gestehen die Leserinnen selbst, wenn auch in Ermangelung von unanständigen oder Schauergeschichten oder falls es gilt, die Abonnementseinladung aufzuputzen, ein namhafter Erzähler durch hohes Honorar gewonnen wird.

Alles in allem genommen, wollen wir nicht vergessen, daß wir eine große Partei sind, wenn auch in Einzelheiten geteilter Ansicht, und daß wir Pflichten gegen unsre Partei zu erfüllen haben. Nehmen wir uns darin andre Parteien, namentlich die sozialdemokratische und die ultramontane, zum Muster. Genügen Blätter unsrer Farbe nicht, so können und müssen wir dazu beitragen, sie zu verbessern, schon dadurch, daß wir ihnen Nachrichten zukommen lassen, und nicht verlangen, daß der Redakteur für jede Notiz einen Dankbrief schreibe oder gar ein Honorar schicke, auch nicht gekränkt werden, wenn er von einer Mitteilung keinen Gebrauch macht. Die allgemeine Sache erfordert allgemeine Anstrengungen. Unsre Gegner glauben den ehrenwertesten Zeitungen einen Schimpf anzuthun, indem sie sie „bismarckisch" nennen: bereiten wir ihnen die Freude, dies Wort recht vielfach anwenden zu können!

„Einst hatte ich einen Mann, der hieß Griffenfeld!" soll Christian der Fünfte von Dänemark oft geseufzt haben, nachdem er seinen großen Minister dessen persönlichen Feinden geopfert hatte. Damals gab es freilich keine freie Presse, die die Sache des Gestürzten und des Landes hätte vertreten können, und der König selbst war zu schwach, das Netz von falschen Anschuldigungen zu zerreißen. Heute und für uns handelt es sich ebenfalls um das Land, wenn wir zu Bismarck stehn.

Gedanken eines Laien über den Buschoffschen Prozeß

Der Prozeß gegen Buschoff ist zu Ende, das Urteil ist rechtskräftig geworden, denn binnen acht Tagen ist kein Einspruch erhoben worden. Buschoff ist freigesprochen, der Mörder des kleinen Hegemann ist nicht entdeckt.

Nach dem vorliegenden Material könnte niemand mit Sicherheit behaupten, die That sei von Buschoff verübt worden, obgleich einige Indizien gegen ihn so schwerwiegend waren, daß sie zur Verurteilung hätten führen können, und obgleich in andern Fällen schon geringere zur Verurteilung geführt haben; das giebt selbst das „Kleine Journal" zu. Angenommen aber, Buschoff sei nicht der Mörder, wäre es unmöglich, daß er darum wüßte? Hat man diese Frage auch nur aufgeworfen? Wer könnte nun den Mord begangen haben? War es etwa ein andrer Jude, oder war es ein Christ? Hat der langatmige Prozeß gar nichts Positives zu Tage fördern können? Fast gewinnt es den Anschein, als ob die langen Verhandlungen nur den Zweck gehabt hätten, herauszufinden, ob Buschoff der Thäter sei — um nicht zu sagen: daß er es nicht sei —, und als ob man sich von Anfang an gar nicht bemüht hätte, den eigentlichen Mörder ausfindig zu machen.

Es ist ein Mord verübt worden, der Leichnam ist unter auffallenden Umständen gefunden worden. Da gilt es doch, den Mörder zu entdecken. Bestand nun die alleinige Aufgabe darin, immer neue Umstände heranzuziehen, die die Unschuld des angeschuldigten Buschoff bewiesen? Hat sich ein Gericht nur auf diese negative Seite zu beschränken? Man sollte doch denken, ein Staatsanwalt solle ein Kläger sein wider Mord, ein Ankläger des noch nicht entdeckten Mörders, aber nicht ein Verteidiger des gerade Angeklagten, selbst wenn er persönlich annimmt, daß dieser nicht der Thäter sei. Was hat man alles in dem Prozeß Erbe-Buntrock gethan, um Klarheit in die Sache zu bringen! Ist es je in

einer Sache, wo es sich um Blut handelte, vorgekommen, daß man nicht alle Mittel angewandt hätte, um des Mörders habhaft zu werden? Man könnte versucht sein, zu glauben, daß man hier von vornherein alles habe vermeiden wollen, den Urheber der ruchlosen That zu finden. Hätte dem Präsidenten und den Staatsanwälten nicht alles daran liegen müssen, schon deshalb die dunkle That an den Tag zu bringen, damit Buschoffs Unschuld aller Welt sonnenklar würde? Haben die Staatsanwälte, hat der Präsident, denen man doch eine derartige Routine zutrauen darf, auch nur ein einzigesmal mit dem Angeklagten, seinem Sohne, der doch einen widerlichen Eindruck gemacht hat, seiner Familie oder mit den für Buschoff auftretenden Zeugen ein Kreuzverhör vorgenommen? Haben sie an diese je verfängliche Fragen gerichtet? Es war z. B. von zwei Seiten angezeigt worden, der kleine Hegemann sei von einem Arme in Buschoffs Haus hineingezogen worden. Hätte sich da Buschoff nicht über den Verbleib des Knaben rechtfertigen müssen? Ist ferner energisch nachgeforscht worden, wer der fremde Jude gewesen ist, den man in das Haus hat treten sehen? Einen geradezu peinlichen Eindruck macht es, wenn fast vor jeder Sitzung der Präsident oder die Staatsanwälte, von den Verteidigern gar nicht zu reden, sich gegen anonyme Briefe und gegen Zeitungsberichte rechtfertigen, wenn sie immer wieder ihre strengste Unparteilichkeit hervorheben. Ist es soweit in Deutschland gekommen, daß die höchsten Justizbeamten in diesem Umfange von den Anschuldigungen der Parteilichkeit Notiz nehmen? Haben wir bisher nicht ein so hohes Vertrauen zu unsern Gerichten gehabt, daß wir nicht daran zweifeln, der Präsident eines Geschwornengerichts und die Staatsanwälte seien so erhaben über andre Rücksichten, daß, zumal wenn es sich um den Mord eines unschuldigen Knaben handelt, eine wiederholte Selbstverteidigung, ein Betonen der Unparteilichkeit gerade Mißtrauen erregen muß? Ist es nicht eigentlich die schwerste Selbstbeleidigung, wenn Männer, die im Namen des Königs, im Namen des heiligen Gottes Recht sprechen, die Versicherung geben, sie brächen nicht das Recht? Worin unterschieden sich zum Teil die Reden der Staatsanwälte von denen der Verteidiger? Und als sich nun der lange, schwere Prozeß seinem Ende nahte, ergingen sich beide Staatsanwälte in Freude darüber, daß Buschoff als nicht schuldig erfunden worden sei. Also das war alles, was sie herausgebracht hatten, was sie herauszubringen sich bemüht hatten? Weshalb sagt der Staatsanwalt: „Es ist die Unschuld des Buschoff erwiesen"? Würde es nicht völlig genügt haben, wenn er gesagt hätte: „Buschoff ist nicht als schuldig befunden worden"?

Noch ein Punkt. Als der Vorsitzende des Gerichtshofs den Geschwornen die Schuldfrage auf Mord vorlegt, erhebt sich der Obmann, Graf Loe, und erkundigt sich, ob nicht auch die Frage auf Mitwissenschaft zu stellen sei, und der Präsident verneint dies. Entweder haben also der Präsident

sowie die beiden Staatsanwälte in diesem Augenblick nicht gewußt, was das Gesetz sagt — und Juristen in dieser hohen Stellung so etwas zuzutrauen, wäre doch einfach eine Injurie —, oder sie haben es nicht für angebracht gehalten, dem Obmann der Geschwornen so zu antworten, wie es das Gesetz befiehlt.

Als dann der Gerichtsrat Brixius, als Zeuge aufgerufen, sich in einer glänzenden Verteidigungs- und Lobrede Buschoffs und aller derer, die für ihn Zeugnis abgelegt hatten, erging, alle Gegenzeugen aber und deren Aussagen verdächtigte und angriff, als er die Gelegenheit benutzte, sein Herz über die Judenfrage überhaupt auszuschütten, ist er nicht darauf aufmerksam gemacht worden, daß dies extra causam liege. Herr Brixius erklärt selbst, er habe nicht freiwillig als Untersuchungsrichter zurücktreten wollen, obgleich ihm doch das Gefühl hätte sagen müssen, daß er gegen den alten Brauch verstoße, der verbietet, daß Richter und Verteidiger nahe Verwandte seien. Er setzt ferner mit schneidiger Sicherheit auseinander, daß alle Zeugen gegen Buschoff die Unwahrheit gesagt haben, d. h. doch wissentlich oder unwissentlich Lügner und Meineidige sind. Er demonstrirt dann seinerseits an der Thür des Sitzungssaales, daß die Aussagen Mölders und des kleinen Heister falsch seien, daß die Konstruktion der Hausthür derart sei, daß ein Hineinziehen durch einen Arm unmöglich gewesen sei u. s. w. Darauf fährt der ganze Gerichtshof nach Xanten, Heister muß zeigen, auf welchem Prellstein er gesessen hat, Mölder, wo er vorbeigegangen ist u. s. w., die Thür des Hauses wird geschlossen, geöffnet, und siehe! es wird durch die That dargethan, daß die Demonstration des ersten Untersuchungsrichters falsch war. Und der ganze Gerichtshof setzt sich wieder auf die Eisenbahn und fährt nach Cleve, und Buschoff ist und bleibt mit seiner Familie unschuldig.

Was endlich den Herrn Professor Nöldecke betrifft, so hat dieser selbst öffentlich erklärt, ihm sei vor seinem Gutachten über die Talmudfrage von den Verteidigern eine so hohe Summe als Honorar zugeschickt worden, daß er sie nicht habe annehmen wollen, um etwaigen Verdächtigungen zu entgehen. Wer hat je gehört, daß jemand vor Ausstellung eines Gutachtens ein Honorar annähme? Was würden wir von einem Arzte sagen, der das thäte vor Ausfertigung eines Attestes, von einem Anwalt vor Beglaubigung einer Sache, welcher Lehrer bekommt vor Erledigung von Privatbemühungen Geld? Weshalb fürchtet sich denn der Herr Professor überhaupt vor übler Nachrede? Es ist ihm vorgeworfen worden, er habe in dem Prozeß Rohling gegen 35000 Mark für sein Gutachten erhalten, er hat aber die Erklärung abgegeben, daß er diese Summe nicht für sich allein erhalten habe. Wie viel er davon genommen, oder wem er davon abgegeben hat, darüber schweigt er. Wofür aber hat er dieses Geld eingesteckt? Nach seiner gerichtlichen Aussage dafür, daß er nicht den ganzen Talmud gelesen hat, daß er aber überzeugt

ist, daß darin nichts von Ritualmord stehe. Und dies negative Urteil wird als positiv bejubelt, wegen dieses Urteils erhält er schon vorher einen netten Posten Geld! Würde man nicht einen Juristen laut auslachen, der das Urteil abgäbe: „Ich habe freilich das ganze Corpus juris nicht gelesen, aber ich bin überzeugt: dies oder jenes steht nicht darin"?

Wenn es aber schon für die Herren vom Gericht vom größten Wert hätte sein müssen, den wirklichen Thäter zu finden, um wie viel mehr für die Juden! Ein Jude ist als Mörder eines Christenknaben angeklagt, die gesamte Judenschaft, ferner alle, die aus äußern Gründen oder aus Grundsatz sich zu Anwälten der Juden aufwerfen, rufen empört: Das ist nicht wahr! Man scheut keine Mittel in Wort und Geld, zu beweisen, daß der Jude Buschoff nicht der Mörder sei. Weshalb triumphirt die ganze jüdische und verjudete Presse über dies doch nur negative Ergebnis? Wenn dieser Buschoff nicht der Thäter war, so kann es doch noch immer ein andrer Jude gewesen sein. Müßte ihnen nicht alles daran gelegen sein, ans Sonnenlicht zu bringen, wer der Thäter gewesen ist? Dann könnten sie ins Horn stoßen und ausposaunen: Es war alles Antisemitenhetze! Haben Semiten und Philosemiten auch nur den geringsten Versuch dazu gemacht? Wenn nicht, warum denn nicht? Hätten sie es nicht gekonnt? Wenn sie alle die Mühe, all das Geld, das sie zur Rechtfertigung Buschoffs oder jetzt zu einer Gratifikation verwandt haben, dazu verwandt hätten, sie hätten es sicherlich herausgebracht! Der Mord ist in einer kleinen Stadt begangen worden, wo sich alles unter einander kennt, der Knabe ist unter besondern Umständen hingeschlachtet worden, ein Lustmord liegt nicht vor. Da hätte doch einmal die Judenschaft ihre Allmacht zeigen und sich dadurch für ewige Zeiten von der Anklage, Christenblut zu gewissen Zwecken zu gebrauchen, rein waschen können.

Also Buschoffs Unschuld ist klar erwiesen. Woraufhin denn? Weshalb hat der Mord nicht in seinem Hause geschehen sein können? Er hätte nur im Keller vorgenommen werden können, und man hat festgestellt, daß der Keller rein von Blut war. Eine Scheuerfrau wird verhört, die die größern Reinigungen vorzunehmen pflegt; diese sagt aus, sie habe vor Ostern den Keller gründlich gereinigt, seitdem nicht. Was für eine Bedeutung hat dieses Zeugnis! Als ob ein Mörder, um seinen Keller von Blut zu säubern, sich dazu eine Scheuerfrau kommen ließe! Zweitens, heißt es, hätte man draußen Schreien oder Wimmern hören müssen. Was für ein Schluß! Also einem fünfjährigen Knaben kann man nicht durch einen Kuchen den Mund stopfen oder durch ein Taschentuch oder einen andern Knebel oder den Mund mit der Hand zuhalten? Ob wohl das Haus der angeschuldigten Familie von Anfang an gründlich untersucht worden ist? Um von den verschiednen Messern, die man erst später hinter Schränken u. s. w. steckend gefunden hat, zu schweigen: nach Jahresfrist wird erst der bewußte Sack gefunden! Ob dieser von Be-

deutung für den Gang des Prozesses gewesen wäre, wer wagte das zu behaupten? Nach Jahresfrist aber fiel die Unmöglichkeit, Tier- und Menschenblut, Blut- und Rauchflecke zu unterscheiden, sehr für den Angeschuldigten in die Wagschale. Ferner: hat nach Anlage des Hauses Hegemann in das Haus hineingezogen werden können? und ist es geschehn? Als Zeugen stehen einander gegenüber Mölders mit dem kleinen Heister und der nicht gerade gut beleumundete Ullenboom. Mölders wird als Säufer und daher als verdächtiger Zeuge behandelt. Nach seinem frühern Leben befragt, sagt ein Arbeitgeber aus, Mölders habe wohl einmal einen über den Durst getrunken, sonst sei er aber ein ganz ordentlicher Mensch gewesen. Eine Frau erklärt freilich, sie habe ihn einmal nach einem Feste auf der Straße tanzen sehen. Nun handelt es sich aber um die Zeit von zehn Uhr morgens, und es wird festgestellt, daß Mölders nur in einer Schenke gewesen und da ein oder zwei Glas Schnaps getrunken hat. Und doch gilt seine Behauptung als erlogen. Als er dann mit dem kleinen Heister dem Gerichtshof vormachte, wie damals Hegemann ins Haus gezogen worden sei, da heißt es: „Das ist dem Heister eingepaukt." Dem Ullenboom aber und den andern Zeugen des Alibibeweises wird alles, was sie nach so langem Zeitraume aussagen, geglaubt. Überhaupt mögen die Zeugen gegen Buschoff eidlich aussagen, was sie wollen, z. B. daß Buschoff mit seinem Sohne Siegmund sich über den Mord unterhalten habe, oder dergleichen mehr, sofort widersprechen alle Zeugen zu Gunsten des Angeklagten: „Dessen entsinne ich mich nicht" oder „Das ist nicht der Fall" u.s.w. Und wenn die Zeugen auch noch nach diesem Leugnen bei ihrer Aussage bleiben: „Es ist aber doch so," so führen die Zeugnisse für Buschoff doch zum Schluß zu seiner Unschuldserklärung. Wenn Buschoff etwas aussagt, so ist der stete Refrain: „Buschoff hats gesagt, und Buschhoff ist ein ehrenwerter Mann." Er hat die Äußerung gethan: „Wie sollte ich ein Kind ermorden? Ich habe selbst zwei verloren; ich weiß, wie weh das thut." Wie könnte ein Mörder eine so harmlose Bemerkung machen! Auf die Bekundung eines Zeugen, Buschoff sei im Garten auf und ab gegangen und habe sich immer wie verzweifelt den Kopf gehalten, weiß der Angeklagte die Erklärung, er wisse das nicht mehr, übrigens leide er oft an Zahnweh. Dann wird als allseitig aufgefallen bezeichnet, daß Buschoff am Abende des Mordtags, während beim Kegeln nur von dem Morde und dem etwaigen Mörder geredet worden sei, gegen seine sonstige Gewohnheit sehr still und ernst gewesen sei. Zu seiner Verteidigung wird dann hervorgehoben, das gehe allen Menschen einmal so, daß sie nicht gleich gut disponirt wären. Incredibile dictu! Was für Entschuldigungen werden sonst noch für ihn vorgebracht? „Er ist völlig ruhig, zeigt nicht die Spur von Erregung oder Angst." Hat man bei Erbe, dem Genossen der Buntrock, diese Ruhe, diese Sicherheit zu seinem Vorteil ausgelegt? Der wurde trotz alles Leugnens zum Tode verurteilt.

Man nimmt an, die Leiche habe schon vom Morgen an in der Scheune gelegen. Ob der Knabe im Hause Buschoffs oder in der Küpperschen Scheune abgeschlachtet worden ist — non liquet. Daß das Blut, das in der Scheune aufgefunden worden ist, für ein Kind in diesem Alter genüge, ist zuerst von den Ärzten verneint worden; dann hat sich während der Verhandlungen einer der Ärzte, der diese Ansicht vertrat, dem Gutachten seiner Kollegen angeschlossen, die erklärten, ein fünfjähriges Kind brauche nicht mehr Blut zu vergießen. Aber ein Zeugnis scheint wenig Beachtung gefunden zu haben, das der Magd, die am Mittag den Leichnam in der Scheune nicht erblickt hat, am Abend aber auf einen dunkeln Gegenstand zugegangen ist, in dem Glauben, es säßen da die Hühner. Auf die Entgegnung, sie hätte am Mittag nicht Acht gegeben, sonst hätte sie ihn sehen müssen, erklärt sie, die doch wohl besser als die Anwälte wissen muß, was man in der Scheune sehen konnte oder nicht, sie hätte ihn sehen müssen, wenn der Kleine schon am Mittag dagelegen hätte!

In seiner ganzen Praxis hat ferner der eine der Staatsanwälte noch nicht so schlagende Alibibeweise gehabt. Eine Anzahl von Zeugen, darunter der sehr verdächtige Ullenboom, sagen aus, wo sich während des ganzen Peter-Paulstags Buschoff aufgehalten habe, sie geben die halben Stunden an, wann er ausgegangen, zu Hause gewesen, Mittagschlaf gehalten, Kaffee getrunken, wieder ausgegangen, sich zum Kegeln begeben habe u. s. w. Diese Aussagen bezweifelt keiner, man findet es natürlich, daß fast nach Jahresfrist jeder weiß, wo und wann immer Buschoff an diesem Tage gerade gewesen ist! Man halte nicht entgegen: Der Tag ist als ein wichtiger in aller Erinnerung geblieben. Denn alle diese Zeugen konnten doch nicht ahnen, daß sie nach so langer Zeit nach den Einzelheiten über den Aufenthalt Buschoffs gefragt werden würden. Und gesetzt auch, man wäre sich völlig klar über sein Thun und Treiben während der fraglichen Stunden, genügt nicht zur Ermordung eines fünfjährigen Knaben eine Spanne Zeit von fünf Minuten? Und hat der Angeklagte nicht eine Frau, eine Tochter, einen Sohn?

Gewaltig fiel schließlich in die Wagschale der allseitig bezeugte gute Ruf des Mannes. Ohne seinen Ruf irgendwie antasten zu wollen, behaupten wir: der gute Leumund kann höchstens beweisen, daß Buschoff nicht aus Rachsucht oder ähnlichen Motiven den Knaben getötet hat. Wenn er es aber aus Fanatismus oder im religiösen Aberglauben befangen gethan hätte, so widerspricht dem nicht, daß er im bürgerlichen Leben als rechtlich angesehen wurde. Damit kommen wir auf den viel berufnen und verrufnen sogenannten Ritualmord zu sprechen. Im Talmud, behauptet die ganze Judenschaft und bestätigen einige christliche Gelehrten, im Talmud giebt es keine Vorschrift über die Ermordung von Christenkindern zu Ritualzwecken. Aber ganz abgesehn davon, daß z. B. Professor Rohling in Prag und andre das Gegenteil behaupten, abgesehn davon, daß im Laufe der Zeiten der Talmud sehr

beschnitten worden ist, so steht unumstößlich fest, daß nach altem Glauben frisches und gesundes Blut Gesundheit oder Verjüngung herbeiführt. Wir wollen nur als Gleichnis angeführt haben, daß auch unsre germanischen Vorfahren ihre Gefangnen den Göttern so schlachteten, daß das Blut auf die Erde floß, wir wollen nur der Erzählung Hartmanns von der Aue über die freiwillige Opferung einer Jungfrau zur Heilung des „armen Heinrich“ berühren. Aber, wie kommt es, daß gerade den Juden von Alters her immer wieder die Ermordung von Christenkindern vorgeworfen wird? Wir wollen hier nicht auf den Haß eingehen und die Gründe zu dem Haß, den sich die Juden während des ganzen Mittelalters bis zur Neuzeit zugezogen haben, nicht auf ihren noch immer seltsamen orientalischen Ritus, nicht darauf, daß altgläubige Juden uns als die Gojim verabscheuen und verfluchen müssen. Nur zwei Beispiele. In der Geschichte Roms von Gregorovius, der doch die Juden sehr freundlich behandelt, steht nach Prüfung der Urkunden geschrieben, daß, als Innocenz der Achte todkrank war, sein jüdischer Arzt heimlich zwei christliche Knaben schlachtete und dem Papst deren Blut zu trinken reichte. Als der Papst das erfuhr, schauderte er zurück und nahm den gebotnen Trank nicht, und nachdem er bald darauf gestorben war, flüchtete der Arzt aus Rom. In der Berliner Bibliothek finden sich die Akten eines Monstreprozesses vom Jahre 1510, in dem Juden angeklagt waren, in wiederholten Fällen Christenkinder getötet zu haben. Zu ihrer Entschuldigung gaben sie an, sie bedürften des Blutes unschuldiger Kinder zu Medikamenten gegen gewisse Krankheiten, wie Fluß u. s. w. Infolge dessen wurden fünf öffentlich verbrannt und sämtliche Juden als Hehler aus der Mark ausgewiesen. Daß also selbst noch in unsrer sonst so aufgeklärten Zeit altgläubige oder abergläubische Juden Blut zu Heilmitteln nehmen sollten, wäre das so undenkbar, wenn man erwägt, wie überall noch die unglaublichsten Besprechungen und Beschwörungen von Krankheiten vorkommen? Wenn ein Zeuge vor dem Clever Gerichtshof mitteilt, zu seinem Vater sei einst ein Jude gekommen, der etwas Blut gewünscht habe, das er zu einer Medizin brauche, kein Bader wolle ihm solches verschaffen, so sollte eine solche Aussage doch nicht für unwesentlich gelten! Ließe man doch den Talmud und das unglückliche Wort „Ritualmord“ aus dem Spiele! Es wird ja nicht behauptet, daß die Juden immer, daß alle Juden Christenkinder schlachten. Ist es denn aber unmöglich, daß sich noch heute fanatische Juden auf jede Weise, selbst durch Mord, Blut verschaffen? Einem „Reformjuden“ wird es ja nicht einfallen, einem, der nur der Rasse nach noch Jude ist, einem, der — wie wir es neulich erlebt haben —, wenn er als Arzt, aus Polen gebürtig, mit völlig jüdischem Namen, mit unverfälscht orientalischem Typus, vor Gericht als Zeuge auftritt, das von dem Amtsrichter geschriebne „jüdischer Konfession“ in „Dissident“ umändern läßt. Ein strenggläubiger aber, am alten Glauben oder — wer das lieber will — am Aberglauben hängender

Jude sollte das nicht thun können? Und Buschoff ist ein altgläubiger Jude. Wie der Staatsanwalt hervorhebt, kann ein so frommer Mann, der morgens fastet, weil der Sterbetag seines Vaters ist, der abends die Küppersche Scheune nicht betreten will, weil er an diesem Tage keine Leiche sehen darf u. s. w., keinen Mord begehen. Gerade deshalb könnte er eines solchen Mordes fähig sein.

Buschoff ist freigesprochen. Ganz Juda erhebt ein Irokesengeheul vor Freude, und es werden Sammlungen für ihn veranstaltet, bei denen sich auch besonders Herren des „Fortschritts" mit christlichen Namen beteiligen. Ist Buschoff unschuldig, so beklagen wir ihn und seine Familie wegen des ihm widerfahrnen Unrechts gerade so tief, wie die Tausende und Abertausende, die bisher unschuldig in Untersuchungshaft gesessen, die Jahre lang unschuldig in Kerker und Banden gelegen haben. Nach unserm Dafürhalten ist dies ein dunkler Punkt in der Gesetzgebung; es erscheint uns als ein schreiendes Unrecht, daß die unschuldig Verhafteten oder Verurteilten keine Entschädigung erhalten. Ist es aber jemals vorgekommen, daß für einen Christen derartige Aufrufe erlassen und Sammlungen veranstaltet worden sind, daß sich Juden mit Namensunterschrift und Geldbeiträgen für einen Christen aufgeworfen hätten? Und hier, wo es sich um einen Juden handelt, wetteifern Christen, zusammenzuschießen — für einen Juden! Nur — weil er ein Jude ist!

Der ganze Prozeß hat gezeigt, daß Israel eine furchtbare Macht ist, eine furchtbare Macht hat. Hüten **wir** uns vor zu weitgehenden Zugeständnissen, und mögen **sie** sich hüten, den Bogen zu straff zu spannen, der Pfeil könnte sonst auf den Schützen zurückfliegen!

Der Entwurf eines deutschen Checkgesetzes

Von Julius Lubszynski

Wer die Entwicklung der deutschen Gesetzgebung mit Aufmerksamkeit verfolgt, dem wird es nicht entgangen sein, daß sich in den letzten Jahren in Deutschland eine sonderbare Zurückhaltung, um nicht zu sagen Abneigung des Handelsstandes gegen alle in sein Gebiet eingreifenden gesetzgeberischen Maßnahmen bemerkbar gemacht hat. Ihren vollendeten Ausdruck hat diese Erscheinung bei der kürzlich in Angriff genommenen Börsenenquete gefunden, an der sich mit Inter-

esse nur volkswirtschaftliche und juristische Kreise beteiligen, während ihr die Handelswelt kühl und teilnahmlos gegenübersteht, obwohl es sich doch gerade hier um eine Sache handelt, die in das Innerste ihres Lebens tief eingreift. Leider kann man dieser Abneigung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Die Gesetzgebung des deutschen Reichs hat in dem letzten und in der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrzehnts einen Übereifer an den Tag gelegt, der unvorteilhaft absticht von der sichern Bedächtigkeit, die sie früher stets ausgezeichnet hat. Einzelfälle sind zum Anlaß genommen worden für Gesetzentwürfe, die, wenn sie das Licht der Öffentlichkeit erblickten und in das Feuer der allgemeinen Erörterung geführt wurden, schneller verschwanden, als sie gekommen waren. Wir erinnern nur an die Gesetzvorlage zur Bekämpfung der Unsittlichkeit oder an die Gesetzanträge, die aus Anlaß der vorjährigen Bankbrüche eine einseitige Beschränkung des Bank- und Börsenverkehrs bezweckten. Besonders hat sich die Voreiligkeit bei den gewaltigen sozialpolitischen Gesetzen, die dem Ende unsers Jahrhunderts ihren Stempel aufdrücken, gerächt. Bald machen sich „authentische Interpretationen" nötig, die der Schöpfer seinem Werke nachfolgen lassen muß, bald Änderungen, Streichungen und Zusätze, wie sie von Jahr zu Jahr eine ständige Rubrik in der Tagesordnung der parlamentarischen Körperschaften und des Bundesrats bilden. Wenn sich aber hiermit, ganz abgesehn von den trüben Erfahrungen, die Handel und Industrie mit dem Aktiengesetz und seinen Novellen gemacht haben, das Mißtrauen des Handelsstandes gegen ein Eingreifen der Gesetzgebung einigermaßen rechtfertigen läßt, so ist doch diese Stimmung, wenn sie so, wie es geschieht, unterschiedlos allen Maßnahmen der Gesetzgebung entgegentritt, tief bedauerlich; sie erschwert dem Gesetzgeber seine ohnehin mühevolle Arbeit, sie mindert seine Arbeitslust, und eine schwere Schädigung der Sicherheit in Verkehr und Kredit ist ihre letzte und notwendige Folge.

Diese Gedanken drängen sich jedem, der die einschlägigen Verhältnisse einigermaßen zu übersehen Gelegenheit hat, in besonderm Maße auf, wenn er der Geschichte des Checkverkehrs in Deutschland und der Versuche, diesem auf dem Boden der Gesetzgebung eine feste Unterlage zu geben, nachgeht. Die reichsgesetzliche Regelung des Checkverkehrs wird in Deutschland seit länger als zwei Jahrzehnten von berufenster Stelle aus angestrebt. Längst hatte man die hohe Bedeutung des Checks als eines Zahlungsmittels erster Ordnung und sein Bedürfnis für das gesamte Wirtschafts- und Verkehrsleben erkannt. Längst hatte man die Vorzüge würdigen gelernt, die dieser Art der kaufmännischen Anweisung den Vorrang vor ähnlichen Kreditpapieren und wirtschaftlichen Gebilden verliehen: vor der Banknote dadurch, daß der Check erstens amortisirbar, mithin weniger einer Verlustgefahr ausgesetzt ist als diese, daß er ferner keine Vermehrung der Zirkulationsmittel des Landes bedeutet und damit die Gefahren vermeidet, die ein allzu ausgedehnter Notenumlauf für die

Gesamtwirtschaft des Landes mehr oder minder mit sich führt; vor dem Wechsel dadurch, daß die in mancher Hinsicht zweifellos allzuharte spezifische Wechselstrenge auf den Check keine Anwendung findet. Und doch wollte das Werk nicht von der Stelle. Die Ursache lag, wie gesagt, darin, daß es gerade der Handelsstand zum Teil an den nötigen Anregungen fehlen ließ, zum Teil sich sogar in entgegengesetztem Sinne aussprach, indem er die gesetzliche Regelung dieser bedeutenden wirtschaftlichen Erscheinung nicht als empfehlenswert hinstellte und in unangebrachtem Selbstbewußtsein nur verlangte, daß die Gesetzgebung ihrer Weiterentwicklung durch Handelsbrauch nicht störend in den Weg treten solle.*)

Die leicht vorauszusehende Folge war, daß Rechtsunsicherheit und Willkür in der Behandlung dieses Stoffs in Theorie und Rechtsprechung Platz griff und bedenkliche Differenzen das Emporkeimen der jungen Einrichtung ungünstig beeinflußten. Mag es nun dieser Umstand, oder mag es das allmählich klarer aufdämmernde Verständnis gewesen sein, daß wir in dem Check das wichtigste Zahlungsmittel, vielleicht das Zahlungsmittel der Zukunft vor uns haben: genug, seit der Mitte der achtziger Jahre tritt ein langsamer Umschwung in einem kleinen, aber maßgebenden Teil der deutschen Handelswelt hervor. Ohne daß sich die allgemeine Abneigung gegen eine gesetzgeberische Regelung gemindert hätte, traten doch einzelne Handelskammern in ihren Gutachten und Beschlüssen mit Entschiedenheit für die Notwendigkeit eines Checkgesetzes für das einheitliche deutsche Wirtschaftsgebiet ein, und selbst der deutsche Handelstag, der kurz vorher noch in den Reihen der Gegner gestanden hatte, machte energisch Kehrt und glaubte in einer Resolution betonen zu müssen, daß nur ein Gesetz durch positive Feststellung von Formen und Fristen dem Checkverkehr die zur Förderung des Kredits notwendige Sicherheit schaffen könne. Mitgewirkt an dieser Sinnesänderung mag auch der Vorgang von Nachbarländern haben, wie Frankreich,**) Belgien,***) Italien,†) der Schweiz,††) Ländern, denen Deutschland an wirtschaftlicher Bedeutung teils überlegen war, teils wenigstens nicht nachstand.

In ihrer Mehrzahl aber beharrten die Vertretungen der deutschen Handelswelt trotz der eifrigen Bestrebungen, die für den Gedanken eines Checkgesetzes in der juristischen und volkswirtschaftlichen Litteratur hervortraten, bis zur

---

*) Eine Ausnahme machte die Braunschweiger Handelskammer, die im September 1879 einen Entwurf zu einem Checkgesetz aufstellte; ihr folgte die Mannheimer Handelskammer mit einem Entwurf aus der Feder ihres Sekretärs Dr. Landgraf. Ein dritter Entwurf entstand in einer Konferenz von Delegirten deutscher Handelskammern im Jahre 1879 in Braunschweig; ein vierter wurde im Jahre 1880 von Dr. Funk im amtlichen Auftrage der österreichischen Regierung ausgearbeitet.

) Gesetz vom 14. Juni 1865. *) Gesetz vom 20. Juni 1873. †) Handelsgesetzbuch vom 2. April 1882. ††) Bundesgesetz über das Obligationenrecht Art. 830 bis 837.

jüngsten Zeit auf ihrer Zurückhaltung. Es mußte daher immerhin einigermaßen überraschen, als in den ersten Tagen dieses Jahres die Nachricht von der Vollendung eines amtlichen Entwurfs zu einem Checkgesetze kam, umsomehr, als von dessen Bearbeitung weitere Kreise der Öffentlichkeit vorher nichts erfahren hatten. Am 26. Januar 1892 wurde dann in Nummer 22 des Reichs- und Staatsanzeigers der dem Bundesrate zur Genehmigung vorgelegte Entwurf veröffentlicht. Mit einigen Abänderungen im einzelnen, aber mit Festhaltung der Grundgedanken wurde darauf der vom Bundesrate durchberatene Entwurf dem Reichstage zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme vorgelegt. Der Schluß der Reichstagssession Ende März dieses Jahres verhinderte die Durchberatung des Gesetzes. Doch ist zu erwarten, daß der Entwurf einen der ersten Beratungsgegenstände der nächsten Session des Reichstags bilden wird. Aus diesem Grunde sind vielleicht einige Worte über den Entwurf jetzt angebracht.

Die Notwendigkeit eines deutschen Checkgesetzes steht außer Zweifel. Wie in den übrigen Kulturländern, so hat auch in Deutschland der Aufschwung des modernen wirtschaftlichen Verkehrslebens das Zahlungs- und Kreditwesen dahin ausgebildet, daß ein großer Teil aller Zahlungen nicht in barem Geld oder in Banknoten geleistet wird, sondern in Anweisungen — Checks genannt — auf einen Dritten, bei dem dem Anweisenden die für seine Zahlungsgeschäfte erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stehen. Zur Vollendung gekommen ist diese Entwicklung des Geldverkehrs dadurch, daß sich nach dem Vorbilde der englischen clearing houses in neuerer Zeit die hervorragendsten Bankhäuser zu sogenannten „Abrechnungsstellen“ — augenblicklich giebt es deren neun in Deutschland — vereinigt haben, wo bei täglichen Zusammenkünften die massenhaft einlaufenden Checks, sowie andre Zahlungspapiere mit einander ausgetauscht und verrechnet werden. So betrugen z. B. die Checkumsätze bei der Berliner Abrechnungsstelle, der „Bank des Berliner Kassenvereins,“ im Jahre 1884 etwa 4 580 000 000 Mark, eine Zahl, die in immer steigenden Ziffern im Jahre 1890 auf etwa 5 620 000 000 Mark anwuchs. Von Einzelbanken hat sich besonders bei der Reichsbank unter der umsichtigen Leitung ihres jetzigen Präsidenten der Checkverkehr in hervorragendem Maße entwickelt. Die Stückzahl der allein bei der Reichsbank und im Verkehr der Abrechnungsstellen eingelösten weißen (im Gegensatz zu den roten Giro-) Checks ist nach zuverlässigen Berechnungen im Jahre 1891 auf 1 352 234 geschätzt worden. Angesichts dieser Zahlen mußte der Mangel eines das gesamte Checkwesen regelnden Gesetzes von Jahr zu Jahr empfindlicher hervortreten, und eine in bedauerlichem Maße um sich greifende unsolide Ausartung des Checkverkehrs war seine Folge. Die einzige reichsgesetzliche Bestimmung, die bisher den Check unmittelbar trifft, ist die in § 24 Abs. 2 Nr. 1 des Wechselstempelsteuergesetzes vom 10. Juni 1869 enthaltne Vorschrift, wonach der nicht mit einem Accept versehene Check von

der Stempelsteuer befreit bleibt. Im übrigen müssen die von der kaufmännischen Anweisung handelnden Artikel 301 bis 305 des Handelsgesetzbuches auf den Check angewandt werden. Diese allgemeinen Bestimmungen aber lassen gerade die Hauptfragen des Checkverkehrs — so die Notwendigkeit eines Guthabens, die Präsentationsfrist, den Regreß des Inhabers — ganz ungelöst; andre Fragen regeln sie im Gegensatz zu den Grundsätzen, die für eine gesunde Ausbildung des Checkverkehrs maßgebend sein müssen.

Der vorliegende Entwurf scheint hauptsächlich auf Betreiben der Verwaltung der Reichsbank entstanden zu sein. Schon im Jahre 1882 hatte das deutsche Reichsbankdirektorium einen Entwurf ausgearbeitet, als dessen Verfasser man wohl nicht mit Unrecht den auf dem Gebiete des Check- wie des Warrantwesens so bewährten Reichsbankpräsidenten Dr. Koch bezeichnet; wenigstens finden sich dieselben Gedanken, die in diesem Entwurf hervortraten, später auch in dem von Koch dem deutschen Juristentage im Jahre 1884 erstatteten Gutachten „Empfiehlt sich eine gesetzgeberische Regelung des Checkverkehrs?" wieder. Wir glauben nicht fehl zu gehn, wenn wir auch den vorliegenden amtlichen Entwurf auf die besondre Veranlassung des Reichsbankpräsidenten zurückführen. Wie ein Blick auf seinen Inhalt, ja auf einzelne Stellen seines Wortlauts zeigt, ist er zum guten Teil nur als eine Neubearbeitung des Reichsbankentwurfs aufzufassen.

Es giebt bereits eine kleine Litteratur über den Entwurf. Hervorzuheben sind die beiden Kritiken, die der Direktor der Bank des Berliner Kassenvereins, Regierungsrat a. D. Hoppenstedt, über den ersten wie den umgearbeiteten Entwurf veröffentlicht hat,*) sowie die ausführliche Besprechung, die Amtsrichter Simonson dem Entwurf gewidmet hat.**) Eine kürzere Besprechung hat der Verfasser dieser Abhandlung in der Berliner Börsenzeitung (Abendausgabe vom 30. Januar 1892) gegeben.

Inwieweit entspricht nun der Entwurf in seiner jetzigen Gestalt den Bedürfnissen des Verkehrs und den Grundlagen einer rationellen Volks- und Kreditwirtschaft?

Zunächst einige Bemerkungen allgemeiner Natur.

Für ein wirtschaftlich so bedeutsames Gesetz, das vor allem dem Verständnis des Kaufmanns, also des Nichtjuristen, angepaßt sein muß, sind Sprache und Fassung der einzelnen Bestimmungen nicht unwichtig. In dieser Beziehung ist lobend anzuerkennen, daß der Entwurf eine Sprache aufweist, die vorteilhaft absticht von manchen andern Gesetzen, die die letzten Jahre hervorgebracht haben, und daß er in einem besonders erfreulichen Gegensatze steht zu der Sprache, die das sogenannte „bürgerliche" Gesetzbuch für das

*) Hoppenstedt, Zum Checkgesetz. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
**) Archiv für bürgerliches Recht, Band 6, Heft 2.

deutsche Reich seinen „Bürgern" vorzusetzen sich nicht scheut. Ein klarer Satzbau, verbunden mit einfacher und leicht verständlicher Ausdrucksweise, erleichtert den Überblick und erspart die Erläuterungen, wie sie sonst die Motive nur allzu oft zu geben gezwungen sind. Gegen den Umfang des Gesetzes läßt sich allerdings mancherlei einwenden. Ein Vergleich mit ausländischen Gesetzen, insbesondre der Schweiz, ergiebt, daß sich derselbe Stoff in gleicher Deutlichkeit auch in kleinem Umfange bewältigen läßt. Es kann noch manches Überflüssige ausgeschieden, manches Gleichartige zusammengezogen werden. Hoppenstedt hat dies mit Glück in seinem Gegenentwurf durchgeführt.

Von einer süddeutschen Handelskammer ist kürzlich mit Rücksicht auf die zahlreichen Verweisungen auf die Wechselordnung, die sich in dem Entwurf finden, vorgeschlagen worden, das Checkgesetz überhaupt nicht als besondres Gesetz zu erlassen, sondern es als Novelle in die Wechselordnung einzufügen. Dieser Vorschlag ist zunächst aus äußerlichen Gründen unzweckmäßig; seine Durchführung würde die wegen ihrer gedrängten Kürze mit Recht gerühmte Wechselordnung unnötig belasten, dem Checkgesetz die ihm gebührende Selbständigkeit nehmen und anstatt zweier übersichtlichen ein unübersichtliches Gesetz schaffen. Er ist aber auch sachlich zu verwerfen. Der Entwurf hat im Gegensatz zu den englischen Bills of Exchange von 1882, die in Art. 72 den Check als eine Unterart des Wechsels hinstellen, beide Papiere unter richtiger Würdigung der ihnen innewohnenden verschiednen wirtschaftlichen Aufgaben, trotz der Ähnlichkeit in ihren äußern Formen streng von einander geschieden und die Anwendung einer großen Anzahl grundlegender wechselrechtlicher Normen gerade für den Check ausgeschlossen. Durch die Zusammenfügung von Checkrecht und Wechselrecht würden also zwei durchaus verschiedne Dinge mit einander vermischt werden.

Gehen wir nunmehr auf die einzelnen Bestimmungen des Entwurfs ein.

Man unterscheidet zwei Arten von Checks, den sogenannten Anweisungscheck, der sich als eine von dem Aussteller an den Bezognen gerichtete Zahlungsaufforderung darstellt, und den sogenannten Quittungscheck, der in Quittungsform abgefaßt ist. Die letztere, die in Holland ausdrücklich gesetzlich zugelassen, in Frankreich wenigstens ziemlich üblich ist, steht aber in Widerspruch mit der ganzen Aufgabe und dem Rechtsinhalt des Checks, denn dieser ist stets als Zahlungsanweisung gedacht. Seitdem im Jahre 1883 der Quittungscheck von der Reichsbank und den übrigen der Abrechnungsstelle zugehörigen Bankhäusern, dem sogenannten Checkverein, ausgeschlossen worden war, verloren derartige Checks immer mehr an Bedeutung. Der Entwurf hat mit Recht keine Veranlassung genommen, diese forme menteuse von neuem rechtlich aufleben zu lassen, hat vielmehr nur den Anweisungscheck — bei der Reichsbank „weißer Check" genannt — berücksichtigt. Ebenso hat er den sogenannten „roten Check" der Reichsbank aus seinem Bereich verbannt, da dieser mit dem echten Check

nur den Namen gemein hat, seinem Charakter nach aber nur als Umschreibungsauftrag aufzufassen ist, laut dessen ein Girokunde seine Bank anweist, einen gewissen Betrag von seinem Konto auf das Konto eines andern Girokunden zu überschreiben.

Die englischen Bills of Exchange definiren den Check als einen auf einen banker gezognen Sichtwechsel. Daß der letzte Teil dieser Definition für uns nicht brauchbar ist, ist schon erwähnt. Check und Wechsel stehn bei uns in strengem Gegensatz. Der Wechsel ist in seiner hauptsächlichsten wirtschaftlichen Bedeutung ein Kreditpapier, der Check ein Zahlungspapier. Bei dem Wechsel handelt es sich in der Regel um die Einziehung oder Erneuerung einer befristeten Forderung, die durch Indossirung schon vor Eintritt des Fälligkeitstermins in Geld umgesetzt werden kann und soll. Der Check hat nur den Zweck einer Veränderung in der Person des Zahlungspflichtigen. Der Aussteller soll sich durch die Hingabe des Checks nicht Kredit verschaffen, sondern nur ein Zahlungsgeschäft in beiderseitigem Interesse vereinfachen. Aus diesem Umstande ergiebt sich denn auch die Hauptaufgabe des Checks: er erspart dem Privatmann die eigne Kassenführung, er enthebt ihn der Notwendigkeit, Zahlungsmittel in größern Mengen bereit zu halten und bei sich aufzubewahren, er macht den gefährlichen und beschwerlichen Transport von barem Geld und Effekten überflüssig.

Wenn aber so die Bezeichnung des Checks als Unterart des Wechsels im Entwurf unterbleiben mußte, so ist es doch ein bedauerlicher Fehler, daß auch der zweite Grundsatz des englischen Rechts, die Beschränkung der Checkziehung auf „Bankiers" oder „Banken," im Entwurf übergangen ist. Der Entwurf hat im Anschluß an die Gesetze von Frankreich, Belgien und der Schweiz den Grundsatz der Checkfreiheit angenommen, d. h. jede Person oder Firma kann sich durch Check beziehen lassen. Mögen auch in Deutschland die Begriffe „Bankhaus" und „Bankier" gesetzlich nicht abgegrenzt sein, mag sich insbesondre der in England streng durchgeführte Unterschied zwischen dem marchand und dem banker oder dem common banker, der allein den Check- und Depositenverkehr pflegt, und dem foreign banker, der das Spekulationsgeschäft betreibt, in Deutschland auch nicht annäherungsweise finden, so hat sich doch auch bei uns im praktischen Verkehrsleben durch Gewohnheit und Handelsbrauch ein Begriff des banquier ausgebildet, bei dem allein die gewerbsmäßige Besorgung fremder Zahlungen, die eine Voraussetzung für den gehörigen Gebrauch des Checks darstellt, zu finden ist. Selbst Verteidiger der Checkfreiheit aber müssen zugeben, daß die volkswirtschaftlichen Vorteile des Checksystems nur bei derartiger gewerbsmäßiger Konzentrirung fremder Gelder eintreten können, daß sich nur aus dieser eine den Bedürfnissen des Checkverkehrs entsprechende gesunde Entwicklung dieses Zahlungsmittels bilden kann. Die Solidität des Checkverkehrs wird durch die Freigebung der Checkziehung in einem

wichtigen Punkte gefährdet werden. Die Thatsache, daß sich die Checkziehung auf Nichtbankiers bis heute in Deutschland in einem kaum nennenswerten Umfange entwickelt hat, dürfte hinreichend beweisen, daß ein Bedürfnis in dieser Richtung nicht vorliegt, und es hieße einen Schritt rückwärts thun, wenn man eine Einrichtung, die der Verkehr selbst von sich abgeschüttelt hat, jetzt rechtlich sanktioniren wollte.*)

Die Gewähr dafür, daß sich die Benutzung des Checks in dem Rahmen eines zur Einlösung drängenden Zahlungsmittels hält und nicht in eine mißbräuchliche Verwertung für Kreditzwecke ausartet, wird durch die Vorschrift gegeben, daß der Check sofort bei Sicht zahlbar sein soll. Diese Bestimmung, die in gleicher Weise in England, Frankreich, Belgien und der Schweiz gilt — nur Italien läßt eine kurze Zahlungsfrist nach Sicht zu —, stellt sich als ein notwendiges Erfordernis des Checks dar und verdient, da sie scharf die Grenze zwischen ihm und dem Wechsel bezeichnet, durchaus Billigung. Nur darin ist der Entwurf vielleicht über das Ziel hinausgegangen, daß durch Angabe der Zahlungszeit der Check ungiltig werden soll; hierfür ist kein rechter Grund einzusehen, und es dürfte genügen, wenn in Übereinstimmung mit dem Schweizer Gesetz die Angabe einer Zahlungszeit als nicht vorhanden betrachtet würde.

Derselbe Gedanke, daß der Check nicht seinem wirtschaftlichen Zweck entfremdet und zu einem wechselähnlichen Papiere werden soll, findet seinen Ausdruck in dem Verbot der Acceptirung des Checks. Ein Accept des Bezognen ist mit der Natur des Checks nicht wohl vereinbar; der Check würde dadurch zu einem Umlaufs- und Kreditpapier werden, denn der Bezogne würde im Fall einer Acceptirung nur auf Grund dieser Annahmeerklärung haften, und die erste und oberste Grundlage des Checks — ein bei dem Aussteller für den Bezognen vorhandnes Guthaben — würde dadurch in den Hintergrund treten. Die weitere Bestimmung des Entwurfs, daß eine trotz des Verbots erfolgte Acceptirung als nicht geschehen gelten soll, ist auch insofern zweckmäßig, als dadurch die im Interesse einer möglichst erleichterten Umlaufsfähigkeit längst erwünschte allgemeine Stempelfreiheit des Checks gesetzlich verbürgt wird. Denn da die Stempelpflicht gemäß der erwähnten einzigen reichsgesetzlichen Vorschrift, die sich bisher für den deutschen Check findet, nur den mit einem Accept versehnen Check trifft, so wäre, da von nun an selbst der acceptirte Check für nicht acceptirt gelten soll, auch dieser von der Stempelpflicht entbunden. Wer allerdings die Hartnäckigkeit kennt, womit der Stempelfiskal in Deutschland vermeintliche Ansprüche zu verfolgen sucht, der wird zur Vermeidung künftiger unliebsamer Stempelsteuerprozesse in dem Gesetz — vielleicht im Einführungs-

*) Funk (in dem österreichischen Entwurf) will die passive Checkfähigkeit nur Banken gewähren. Im geltenden Recht stehn auch die Vereinigten Staaten auf diesem Standpunkt; Holland, Italien und Portugal ziehn die Grenzen noch enger.

gesetz — einen sichern Ausdruck für die Kraftloserklärung des § 24 des Wechselstempelsteuergesetzes wünschen.

Dem Charakter des Checks als eines Äquivalents der Barzahlung entspricht es, wenn durch den Entwurf die Unwiderruflichkeit des Checks festgestellt wird. Die Vollendung des Zahlungsgeschäfts, der Übergang der Geldsumme auf den Inhaber des Checks, soll nach dessen Aushändigung jeder Einwirkung durch Willensakte des Ausstellers entzogen sein. Die Unwiderruflichkeit gilt zur Zeit für den Check nicht, da der übliche Check nach der heutigen Gesetzgebung als ein Zahlungsauftrag aufzufassen ist, dessen beliebigem Widerruf vor Annahme des Bezognen nichts entgegensteht. Insofern bedeutet also die neue Bestimmung einen nicht zu verkennenden Fortschritt gegen das bestehende Recht. Nur dürfte zu überlegen sein, ob es nicht zweckmäßig wäre, den Widerruf nach Ablauf der Präsentationsfrist zu gestatten. Es hieße der Verzögerung in der Einlösung des Checks einen gesetzlichen Hintergrund geben, wenn man den Aussteller des Checks noch nach Ablauf der Präsentationsfrist daran binden wollte.

Ebenso soll durch andre in der Person des Ausstellers eintretende Ereignisse, wie durch Tod, Eintritt der Geschäftsunfähigkeit, keine Änderung im allgemeinen bewirkt werden. Bedenken bestehn hier nur noch für den Fall des Konkurses, zumal da ein Aus- und Absonderungsrecht des Checkinhabers in Bezug auf das zur Konkursmasse abgeführte Guthaben in dem Entwurf nicht anerkannt ist.

In notwendigem Zusammenhang mit der Unwiderruflichkeit des Checks steht das direkte Klagerecht des Checkinhabers gegen den Bezognen. Wie die Begründung mit Recht ausführt, würde diese lediglich auf dem Papier stehn, wenn der Bezogne in der Lage wäre, einen — vom Gesetz für unwirksam erklärten — Widerruf des Ausstellers durch seine Einlösungsverweigerung ohne Rechtsnachteil dennoch wirksam zu machen. Aus diesem Grunde ist dem Checkinhaber ein direktes Klagerecht gegen den Bezognen in demselben Umfange eingeräumt, wie der Bezogne dem Aussteller nach den zwischen ihnen schwebenden Rechtsverhältnissen zur Einlösung des Checks verpflichtet ist. Mag diese Vorschrift auch juristischen Grundregeln nicht entsprechen, insofern der die Einlösungspflicht bedingende sogenannte „Checkvertrag" nur zwischen dem Bezognen und dem Aussteller besteht, so ist sie doch durch das praktische Leben zur notwendigen Sicherung der Interessen des Checkinhabers wie des Ausstellers geboten. Für den Checkinhaber ist, namentlich mit Rücksicht darauf, daß die Hingabe des Checks eine Barzahlung vertreten soll, der direkte Anspruch gegen den Bezognen eine Notwendigkeit, und für den Aussteller des Checks ist es natürlich wünschenswerter, daß die Zahlung durch den Bezognen erfolgt, als daß er auf dem Regreßwege genötigt wird, noch einmal anderweit für Deckung zu sorgen. Der Checkbezogne selbst erleidet dadurch keinen Nachteil, da er gegenüber dem Inhaber des Checks, gesetzlicher Vorschrift gemäß, alle Einreden

geltend machen kann, die ihm gegen den Aussteller zustehen. Hierbei ist aber wohl nur an materielle Einreden gedacht, d. h. an solche, die den Anspruch selbst betreffen. Man wird doch kaum annehmen können, daß z. B. die Reichsbank, wenn der Aussteller, entgegen dem § 6 ihrer Girobestimmungen, den Check nicht auf ein von ihr geliefertes Formular geschrieben hat, nun die Honorirung auch dem präsentirenden Checkinhaber gegenüber verweigern könnte.

Die Regreßansprüche gegen Aussteller und Indossant sind im wesentlichen den Vorschriften der Wechselordnung nachgebildet. Der Inhaber darf das Regreßrecht nur dann ausüben, wenn er nachweisen kann, daß der Check rechtzeitig präsentirt und die Zahlung verweigert worden ist. Dieser Nachweis kann wie beim Wechsel durch eine Protestaufnahme geschehen, er kann aber auch ohne solche in formloser Art, insbesondre durch eine einfache schriftliche Erklärung des Bezognen auf dem Check, geführt werden. Diese Bestimmung rechtfertigt sich daraus, daß, während beim Wechsel nach dem Verfalltage noch eine besondre zweitägige Protestfrist gewährt ist, der Protest beim Check innerhalb der kurzen Präsentationsfrist geschehen müßte, dies aber in vielen Fällen kaum möglich sein würde. Dem Inhaber des Checks soll jedoch nur innerhalb der Präsentationsfrist ein Anspruch auf checkrechtliche Befriedigung zustehen. Versäumt er diese, so sind die Indossanten von der Verbindlichkeit aus dem Papier völlig befreit, und auch gegen den Aussteller steht dem Inhaber nur noch ein begrenzter Anspruch zu, nämlich ein Anspruch auf die Bereicherung, die dem Aussteller dadurch erwächst, daß der Checkbetrag nicht abgehoben ist. Diese Bereicherungsklage gegen den Aussteller ist wohlbegründet. Der Aussteller hat zwar einerseits ein berechtigtes Interesse an der rechtzeitigen Präsentation, da er die Gefahr einer unversehrten Erhaltung der Deckung nicht länger als notwendig tragen soll; andrerseits aber würde ihm eine grundlose Bereicherung zufallen, wenn ihm die thatsächlich noch erhaltne Deckung überlassen bliebe. Im Ergebnis stimmt die Bereicherungsklage zum Teil mit den Bestimmungen des englischen Checkrechts und fast ganz mit denen des italienischen, französischen und belgischen Rechts überein.

Die Regreßvorschriften des Entwurfs verdienen alle Billigung. Nur ein Punkt muß auch hier beanstandet werden: der Entwurf bestimmt, daß, wer bei einem Inhabercheck seinen Namen oder seine Firma auf die Rückseite des Papiers geschrieben hat, für die Einlösung gleich einem Indossanten haftet. Nach § 6 des ersten Entwurfs sollte jeder Check, gleichviel ob er auf eine bestimmte Person oder Firma oder auf den Inhaber lautete, durch Indossement übertragbar sein. Da wurde nun mit Recht darauf hingewiesen,*) wie wenig zweckmäßig es sei, den Inhaber- oder Überbringercheck, wie er bei der Reichsbank zur Zeit allgemein und ausschließlich üblich ist, für indossabel zu erklären.

*) Vgl. Hoppenstedt, Zum Checkgesetz, S. 11 f.

Schnelligkeit und freie Beweglichkeit des Verkehrs müßten darunter leiden, wenn auch jeder Inhabercheck, mag er noch so deutlich die Überbringerklausel an der Spitze tragen, erst darauf angesehen werden müßte, ob sich auf seiner Rückseite nicht irgend ein Name befinde, und wenn ein solcher Check dann der umständlichen Legitimationsprüfung und damit der Checkbezogne der Gefahr der Schadloshaltung bei der geringsten Fahrlässigkeit in der Auszahlung unterworfen sein sollte. Die Gesetzesvorschrift würde auch einen ausdrücklichen Widerspruch mit der heutigen Praxis bedeuten, da die Reichsbankchecks bekanntlich zur Zeit den Vermerk tragen: „Checks, in welchen der Zusatz »oder Überbringer« gestrichen ist, werden nicht bezahlt," und die Reichsbank sogar für Ordrechecks jedes Risiko mit der Klausel ablehnt: „Die Bank zahlt den Betrag an den Überbringer ohne Legitimationsprüfung, auch wenn der Check an eine bestimmte Person girirt ist." Im zweiten Entwurf hat denn nun auch der § 6 erfreulicherweise eine Umwandlung dahin erfahren, daß nur Ordrechecks indossirt werden können. Augenscheinlich aber um auch den Anhängern der frühern Fassung entgegenzukommen, erklärt nun der zweite Entwurf jeden als Checkbürgen für haftbar, der seine Unterschrift auf die Rückseite des Checks setzt. Ein Grund für diese dem jetzigen Charakter des Inhaberchecks geradezu entgegengesetzte Vorschrift ist nicht einzusehen. Die besprochne Bestimmung des Entwurfs, daß die Unterschrift des Bezognen als nicht geschrieben gelten soll, gleichviel, ob sie auf der Vorder- oder Rückseite steht, muß dahin führen, jede Namensunterschrift auf Inhaberchecks für nicht geschrieben anzusehen.

Präsentationsfrist heißt die Frist, in der ein Check dem Bezognen am Zahlungsorte zur Zahlung vorzulegen ist. Welche wichtige Rolle diese Frist in dem ganzen Checkrecht spielt, ist schon aus dem Vorhergehenden zur Genüge zu ersehn gewesen. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch das Gesetz und drückt einem großen Teile seiner Vorschriften ihren Stempel auf. Deshalb ist diesem Punkte von der Kritik besondre Aufmerksamkeit zugewandt worden.

Daß der Entwurf in der Festsetzung der Präsentationsfrist einen Mißgriff begangen hat, ist leicht zu erkennen. Der in dem genannten Gesetze immer wiederkehrende Gedanke, daß der Check nur dann seine natürliche wirtschaftliche Aufgabe in vollem Maße ausüben könne, wenn er den Charakter eines Zahlungsmittels behält und nicht als Kreditmittel Verwertung findet, hätte auch hier zur Festsetzung einer möglichst kurzen Präsentationsfrist führen müssen, um so dem Check jeden weitern Umlauf und die damit verbundne Gefahr einer mißbräuchlichen Anwendung nach Möglichkeit abzuschneiden. Diesem Gedanken hat schon der erste Entwurf nicht in gebührender Weise Rechnung getragen, indem er für Platzchecks eine Frist von drei Tagen, für Distanzchecks eine Frist von fünf Tagen bewilligte. Noch in höherm Maße aber hat sich der zweite Entwurf diesem Gedanken entfremdet. Er hat den Unterschied zwischen Platzchecks und Distanzchecks ganz aufgehoben und es für angemessen erachtet, die

Präsentationsfrist für alle innerhalb des deutschen Reichsgebiets ausgestellten und zahlbaren Checks gleichmäßig auf fünf Tage festzusetzen.

Es ist ja richtig, daß in einzelnen ausländischen Gesetzen noch längere Präsentationsfristen gelten, daß z. B. Frankreich und die Schweiz eine Frist von fünf Tagen für Platzchecks und von acht Tagen für Distanzchecks, Italien sogar Fristen von acht und fünfzehn Tagen hat. Aber gerade die Erfahrung dieser Länder hat gelehrt, wie durch eine derartige Ausdehnung der Präsentationsfrist die dem Check eigentümlichen wirtschaftlichen Vorteile verloren gehn, seine ursprüngliche Bestimmung, als Zahlungsmittel für einen einzelnen Fall zu dienen, mehr und mehr in Vergessenheit gerät, seine Benutzung auf unsolide Bahnen gedrängt wird und er, von Hand zu Hand wandernd, mit der Banknote und dem Wechsel in Konkurrenz tritt. Für Distanzchecks mag aus praktischen Rücksichten eine vier- oder fünftägige Präsentationsfrist beibehalten werden, da durch die Beförderung von einem Orte zum andern immerhin zwei bis drei Tage verloren gehen können. Für Platzchecks aber liegt keine Nötigung vor, ihre Präsentation über den nach dem Ausstellungsdatum folgenden Werktag auszudehnen. Diese Meinung hat auch mit Entschiedenheit der Reichsbankpräsident Dr. Koch (Bedürfnis und Inhalt eines Checkgesetzes) wie der Reichsbankgesetzentwurf vertreten.

Die notwendige materielle Basis des Checks ist ein Guthaben, gleichviel welcher Art, das dem Aussteller bei dem Bezognen jederzeit zur freien Verfügung stehn muß, dies im wesentlichen Unterschiede von der gewöhnlichen Anweisung, dem Wechsel und ähnlichen wirtschaftlichen Gebilden. Bei der Ausarbeitung des Gesetzentwurfs ist denn auch ein besondres Gewicht darauf gelegt worden, das Vorhandensein eines ausreichenden Guthabens durch strenge zivilrechtliche — und leider auch strafrechtliche — Normen sicher zu stellen.

Zunächst ist die Beziehung auf ein Guthaben unter die formellen und notwendigen Erfordernisse des Checks aufgenommen worden,*) eine Vorschrift, die zu der Sicherung des Verkehrs insofern ihr Teil beiträgt, als sich der Aussteller, der behufs Giltigkeit des Checks eine ausdrückliche Angabe über ein Guthaben in der zu vollziehenden Urkunde machen muß, sich durch unrichtige Zusicherung, ungeachtet der sonstigen ihn treffenden Nachteile, der Strafe des Betrugs aussetzen würde. Sodann aber macht der Entwurf den Aussteller eines ungedeckten Checks für jeden entstehenden Schaden haftbar.

Als Zeitpunkt, wo das Guthaben vorhanden sein muß, hatte der erste Entwurf die Zeit der Begebung des Checks festgesetzt. § 20 machte den Aussteller eines Checks, der diesen begab, obwohl er wußte oder ohne grobes Verschulden wissen mußte, daß ihm zur Zeit der Begebung ein ausreichendes Guthaben

*) Allerdings in so unklarer Weise, daß es im Anfange von vielen Kritikern, auch vom Verfasser dieses Aufsatzes, übersehn wurde.

bei dem Bezognen nicht zustand, für allen daraus entstehenden Schaden verantwortlich. Hierbei war aber zweierlei übersehen worden. Einmal ist der Fall nicht selten, daß jemand zwar einen ungedeckten Check ausschreibt, aber trotzdem durchaus bona fide handelt, indem er nach Lage der Verhältnisse der sichern Erwartung leben darf, daß in kürzester Zeit Deckung bei dem Bezognen vorhanden sein werde oder sogar jetzt schon vorhanden, nur ihm noch nicht bekannt sei. Es ist z. B. üblich,*) daß, wenn Wechsel im regelmäßigen Geschäftsverkehr der Reichsbank zum Diskontiren eingesandt werden, in der Voraussetzung der Annahme der Wechsel über ihren Betrag vielfach früher durch Check verfügt wird, als die Nachricht über die Gutschrift einläuft. Es wäre hart und widerspräche einem durchgebildeten Rechtsgefühl, wollte man den auf diese Voraussetzung bauenden Checkaussteller, mag ihm auch zur Zeit der Präsentation das Guthaben längst zur Verfügung stehn, nur aus dem Grunde, weil dies zur Zeit der Begebung noch nicht vorhanden war, in gleicher Weise für jeden Schaden ersatzpflichtig machen, wie den, der doloserweise ohne Guthaben einen Check ausstellt. Andrerseits ist es sehr wohl denkbar, daß jemand zwar zur Zeit der Begebung des Checks ein Guthaben bei dem Bezognen liegen hat, nach der Begebung aber und noch vor der Einlösung, sei es gezwungen, sei es mala fide, das Guthaben abhebt, sodaß bei der Präsentation der Check ungedeckt dasteht. Hier würde nach dem Wortlaute des Gesetzes der Aussteller wie jeder andre nur für den Eingang des Checkbetrags haften, jedes weitere Verlangen auf Schadloshaltung aber, trotz erwiesener mala fides, mit der Einrede zurückweisen können, daß zur Zeit der Begebung ja Deckung vorhanden gewesen sei. So müßte das Gesetz selbst die Handhabe zu betrügerischen Manipulationen bieten und die Verkehrssicherheit gefährdende Hinterthüren schaffen.

Beide Fälle beweisen deutlich, daß nicht die Zeit der Begebung, sondern die Zeit der Präsentation als die maßgebende angesehen werden muß. Dieser Gedanke ist auch in der veränderten Fassung des zweiten Entwurfs zum Ausdruck gekommen. Leider noch nicht vollständig. Es ist nur eine Ergänzung dahin getroffen, daß der Aussteller auch dann für jeden entstehenden Schaden haftbar ist, wenn er nach Begebung des Checks innerhalb der Präsentationsfrist über das Guthaben in der Absicht verfügt, die Einlösung zu vereiteln. Damit ist also nur auf den zweiten der genannten Fälle Rücksicht genommen. Und doch hätte der erstere Fall in gleichem Maße Berücksichtigung verdient, um so eher, als § 28 des Entwurfs auf der Voraussetzung von § 20 eine Strafe bis zu eintausend Mark festsetzt.

Was diese Strafbestimmungen anlangt, so ist in erster Linie ihre vollständige Streichung dringend zu befürworten. Wie wenig Strafbestimmungen

*) Vgl. Hoppenstedt a. a. O. S. 6.

imstande sind, Mißbräuche und Unlauterkeiten zu verhüten, beweist zur Genüge das Aktiengesetz. Nicht Repressiv-, sondern nur Präventivmaßregeln können — das ist einer der obersten Sätze der modernen Wirtschaftslehre — den zur Förderung des wirtschaftlichen Kredits nötigen Schutz gewähren. Die gewöhnlichen Strafbestimmungen des Betrugs reichen für die Grenzen des Checkverkehrs vollkommen aus. Eine Geldbuße, wie sie § 18 festsetzt, ist als Strafe durchaus wirkungslos, und auch die fahrlässige Ausstellung eines Checks ohne genügende Deckung mit Strafe zu treffen, dafür ist kein vernünftiger Rechtsgrund gegeben. Durch ein derartiges störendes Eingreifen des Strafrechts würden der jungen Einrichtung nur Hemmnisse und Unannehmlichkeiten bereitet werden. In zweiter Linie aber kann unmöglich mit Strafe belegt werden, wer einen Check auch ohne Deckung in der sichern und nach den Umständen gerechtfertigten Voraussetzung ausstellt, daß ihm zur Zeit der Präsentation jedenfalls das erforderliche Guthaben bei dem Bezognen zustehen werde.

Damit schließen wir unsre Betrachtungen. Bei aller Klarheit und Schärfe in der Fassung des Entwurfs, bei aller Trefflichkeit der darin durchgeführten Grundgedanken erheben sich doch im einzelnen nicht unwesentliche Bedenken dagegen, denen man sich an maßgebender Stelle kaum wird verschließen können. Die Grundlage ist gesund. Aber die einzelnen Steine, aus denen der Bau aufgeführt werden soll, bedürfen noch einer prüfenden Durchsicht. Diese Aufgabe wird in der nächsten Session dem deutschen Reichstage zufallen.

Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Viertes Kapitel

worin kuriose Reden gehalten und Tote begraben werden

Auf einem von den beiden Häusern, die am andern Flußufer in Flammen standen, wehte die weiße Fahne, es war ein zum Lazareth umgewandeltes Wirtshaus. Entsetzliches Jammergetön durchschnitt von dorther die Luft, und man sah Verwundete aus den Flammen herausschleppen, der großen Mehrzahl nach Württemberger. Die Preußen hatten sie zu Schanden geschossen und retteten sie nun mit eigner Lebensgefahr aus den Flammen.

Während dieser Vorgänge schafften andre Soldaten, den Fluß durchwatend, Patronen ans jenseitige Ufer, wo hinter einer Kapelle und an den Gartenzäunen und Straßenecken entlang ihre Kameraden lagen und sich um die Mordgeschosse rissen wie Verhungernde um Brot. Zugleich fielen wieder Schüsse, und aufmerksam gemacht, sah ich von den naheliegenden jenseitigen Thalwandungen die württembergischen Truppen in großer Zahl aus den Seitenthälern hervorrücken, in geschloßnen Kolonnen.

Die Dickköpfe haben noch nicht genug! hörte ich die hohe und schneidende Stimme eines preußischen Obersten rufen. Dann erschollen von allen Seiten Kommandorufe, und aus den preußischen Zündnadelgewehren brach ein so massenhaftes Schnellfeuer los und mit solchem Geknatter, daß die Luft zu zittern schien. Ganze Reihen meiner Landsleute stürzten und schlugen platt auf die Straße hin, daß es zum Erbarmen war.

Sie stutzten auch einen Augenblick, aber nicht länger. Todesmutig, mit tausendfachem Hurra warfen sie sich auf den Feind unter dem unaufhörlichen Donner von mehr als vierzig Grobgeschützen. Ein Mordschauspiel that sich vor mir auf, schauervoll, meine kühnsten Phantasien übertreffend.

Da — eben unterscheide ich noch ein einzelnes preußisches Kommando: Zur Attacke! Das Gewehr rechts! Fällt das Gewehr, marsch, marsch! — da geschieht ein Klirren über mir, ein Krachen und Pfeifen, dann ein Knistern und Prasseln, und wie wir in die Höhe sehn, steht das über unserm Heuschuppen aufgebalkte Korn in lichterlohem Brand. Erstickender Rauch erfüllt die Scheuer, und Funken fallen ins Heu, das sich nun ebenfalls entzündet.

Wir sprangen auf die Tenne hinunter und taumelten hinaus ins Freie. Ich hatte den Kopf ganz verloren, besinnungslos eilte ich durch die Straße. Granatstücke und Ziegelsteine fielen vor mir und hinter mir auf den Boden.

Plötzlich thut sich eine Hausthür auf, ein Arm greift heraus und zieht mich hinein, zerrt mich durch einen dunkeln Gang und eine steinerne Treppe hinunter, und da stehe ich vor hellem Lampenlicht in einem wohlversehenen Keller unter Menschen jedes Geschlechts und Alters. Ich befand mich in dem Keller des Bäckerhauses, wo Lienhard Reichenbühler in Quartier gelegen hatte, und dessen Besitzer, da er mein Leben in Gefahr sah, mich menschenfreundlich von der unheimlichen Straße weggenommen hatte.

Das ganze Haus hatte sich in dem unterirdischen Raume zusammengeflüchtet, außer der zahlreichen Familie des Bäckers zwei Mietfamilien, die eines Gymnasialprofessors und eine andre, arme Leute aus den Mansarden. Das Ganze bot wahrlich keinen erfreulichen Anblick dar. Die Weiber und Kinder heulten und jammerten oder beteten, was sich nicht viel davon unterschied; die Männer wechselten Reden, wie sie die Gelegenheit gab. Mich empfing man in einer Weise, die mich sehr überraschte. Die dicke Bäckerfrau unterbrach ihre Jammertöne und Stoßgebete und fuhr mich an, ob wir

Schwaben denn toll geworden wären, und ob das etwa ein neuer Schwabenstreich sein solle, die befreundete Stadt niederzuschießen, für nichts und wider nichts, eine ganze Bürgerschaft unglücklich zu machen und das Kind in der Wiege zu töten. Ich sollte ihr aus den Augen gehen, ich sollte mich schämen, wir wären tausendmal garstiger als die Preußen. Wenn sie das gewußt hätte! Drei Tage lang hätte man diese Krautschwaben gefüttert und ihnen die besten Bissen zugesteckt, und zum Dank dafür schössen sie einem das Dach über dem Kopfe zusammen. Tölpel wärens, sonst thäten sie so was nicht. Sie sollten doch auf die Pickelhauben zielen, aber Dächer freilich, die wären leichter zu treffen. Man hätte ja auf die Preußen schießen können, ehe sie in die Stadt gekommen wären. Wenns Kerle wären, diese Württemberger, und keine Kraut- und Knöpfleschwaben, hätten sie die Preußen gar nicht ins Land gelassen; sie hätten nur die Augen offen halten dürfen, die Schlafmützen. Wenn sie aber nichts thun wollten, als badischen Landeskindern ihr Eigentum verderben, hätten sie zum badischen Ländle drauß bleiben können.

Noch lange ergoß sich wie eine losgelaßne Schleuße der Strom ihrer zornigen Rede über mich, der ich nicht wußte, ob sie Recht oder Unrecht hatte, und in peinlicher Verlegenheit stumm vor ihr stand. Zugleich mußte ich daran denken, daß ich erst vor wenigen Stunden an ihrem Tisch zu Mittag gegessen hatte, und wie freundlich sie da gegen mich gewesen war.

Der Bäcker stimmte jedoch seiner Frau nicht bei. Er meinte, daß sie übertreibe, daß die Stadt ja gar nicht zusammengeschossen würde, wenn auch ein paar Ziegel zerbrochen würden; so genau könne mans im Kriege nicht nehmen. Ein wenig vorsichtiger könnten sie ja schießen, aber schimpfen solle man über die Württemberger nicht, wenigstens fürchteten sie sich nicht, und den Preußen hätten sie heute Respekt eingeflößt; auf so hartnäckigen Widerstand seien diese im ganzen Kriege noch nicht gestoßen. Die Badischen, die hätten es freilich gut, die wichen immer auf die Seite. An den Soldaten läge es nicht, die wären unzufrieden genug; aber ihr — nun man wisse, was darüber zu sagen sei.

Der Professor verwies dem Bäcker diese Rede. Dem Schießen nach sei das Thal hinunter heute ebenfalls ernst gekämpft worden, und dort stünde doch die badische Division.

Mit dem Ernst würde es nicht weit her sein, erwiderte der Bäcker spöttisch.

Dann wärs umso besser! rief der Professor erhitzt. Die Menschenschlächterei heute habe keinen Sinn und keinen Zweck; man wisse, daß der Krieg bereits entschieden sei, daß die paar süddeutschen Soldaten daran nichts ändern könnten. Wenn man sie nun doch ins Feuer führe, so sei das die verbrecherischste Tollheit, wie sie noch nie dagewesen sei. Der Prinz von Baden verdiene die höchste Anerkennung dafür, daß er seine Leute schone.

Schon recht, schon recht! schrie der Bäcker, aber dann muß man ehrlich sein und sich nicht stellen, als ob man ein Verbündeter wäre, während mans mit dem Feinde hält.

So stritten sie immer heftiger und gehässiger, während mir unter dem fortgesetzten Brüllen der Kanonen Erd und Himmel zu zittern schienen. Jeden Augenblick konnte eine Granate einschlagen und den Habernden das Dach über dem Kopfe anzünden. Ich wagte kaum zu atmen.

Auch als das Schießen ziemlich bald wieder aufhörte, wie schon einigemal an diesem Nachmittag, dauerte doch das Entsetzen in unserm Keller noch lange fort. Erst als mehrere preußische Kompagnien in die Stadt zurückmarschierten und viele Stadtbewohner sich wieder auf die Straße wagten, drang auch zu uns die Nachricht, daß der Kampf in der That vorüber sei und die Württembergischen endgiltig abgezogen seien.

Auch ich kroch hervor und schlich mich scheu durch die Straßen. Furcht und Schrecken waren etwas von mir gewichen; aber dafür fühlte ich mich in einem nicht weniger unerquicklichen Zustande der Seele und des Leibes. Ich hatte zu viel und zu unbegreifliches in den paar Stunden erlebt, der Verstand drohte mir stille zu stehen. Nur mit Mühe vermochte ich mir die Dinge um mich her zum Bewußtsein zu bringen.

Ich kam hinaus gegen die Brücke, wo gekämpft worden war. Hier rauchten noch die Brandstätten der zerstörten Häuser. Von allen Seiten wurden Tote und Verwundete herbeigetragen.

So erschütternd dieses Schauspiel auf mich wirkte, und so gern ich die Flucht davor ergriffen hätte, kehrte ich dennoch nicht um. Ich wollte nicht hinsehen, wo einer stöhnte und winselte; aber ich that es doch, ich sah fest hin, und wenn es mir übel werden wollte, biß ich die Zähne auf einander.

Fast war mirs, als ob ich etwas suchte, als ob ich noch etwas ganz besondres erleben müßte.

Ach, und das erfüllte sich. Ich fühlte mich auf einmal wie vernichtet. Ich hatte einen Soldaten vorübertragen sehen mit zerschoßnem Unterkiefer, mit brandig aufgelaufnem, entstelltem Gesicht. Aber die blutverklebten Haare, und ich weiß nicht, was sonst noch, hatten mich an Lienhard Reichenbühler erinnert.

Mir wurde schwindlig vor den Augen. Ich kam noch an einem Orte vorüber, in der Nähe einer Kapelle, wo ein Haufe preußischer Soldaten eine weite Grube aufschaufelte. Ich dachte noch: da werden sie ihn hineinscharren. Es war das letzte, was mir deutlich zum Bewußtsein kam.

Wie ein vor Schreck halb Irrsinniger, der einem Erdbeben oder einem vermeintlichen Weltuntergang entronnen ist, floh ich hinaus ins Freie. Erst nach längerer Zeit gewann ich genug Besinnung, einen Begegnenden nach der Wegrichtung zu fragen.

So endete mein erstes Kriegserlebnis. Mit phantastischen Knabenträumen hatte es begonnen, blutige Wirklichkeit bildete seinen Schluß. Ich hatte auf Befriedigung meiner Schaulust gehofft, und ein Tag des Schreckens war mir daraus geworden. In der Geschichte heißt er der Tag von Tauberbischofsheim. —

Als ich nach Hause kam, wurde mir nicht der erbaulichste Empfang. Ich mußte die bittersten Vorwürfe hören, und das nach so großen Erlebnissen!

Es konnte nicht fehlen, daß ich die mir wiederfahrende Behandlung als Ungerechtigkeit empfand, trotz allem Schuldbewußtsein. Aber ich verzieh meinen Eltern großmütig, weil ich mir sagte, daß sie ja nicht wissen könnten, wessen ich mich alles rühmen durfte. Und mir wiederum wurde alle Schuld zuletzt vergeben mit Rücksicht auf mein Zusammentreffen mit Lienhard Reichenbühler und seinen von mir überbrachten letzten Brief. Lienhard war in der That gefallen, und die Nachricht von seinem Tode blieb nicht lange aus. So bildete mein Zusammensein mit dem Unglücklichen kurz vor seinem Ende den einzigen Trost für die Eltern, besonders für die Mutter, der ich hundertmal alle Einzelheiten unsrer Begegnung und unsers letzten Abschieds berichten mußte, wobei ihr Weinen mich oft so ansteckte, daß ich nur mit thränenerstickter Stimme weiter erzählen konnte.

Aber auch andre Leute wollten von mir Auskunft haben, die Angehörigen der übrigen Soldaten vor allen, und man bewunderte mich um das, was ich alles gesehen und gehört hatte. Man hatte mir gar nicht so viel zugetraut. Aus einem bisher nur mit Spott und Mitleid betrachteten Jungen war ich auf einmal eine angestaunte Persönlichkeit geworden. Mein Heldenruf wurde aber noch gesteigert, und zwar von einer Seite her, von der ich es am wenigsten erwartet hätte, nämlich durch den Hannpeter.

Mit einer leichten Armverwundung, die er — Gott mag wissen, wie und wo — erhalten hatte, war er entlassen worden und nach Hinterwinkel heimgekehrt, wo er sogar längere Zeit eine kleine Pension genoß und nicht zu arbeiten brauchte. Es blieb ihm also Zeit genug, seine Kriegsthaten zu erzählen. In eine davon verflocht er auch meine Persönlichkeit auf eine Weise, die mir im höchsten Grade schmeicheln mußte, ihm allerdings noch mehr.

Von zehn bis zwölf Preußen verfolgt und in eine Sackgasse geraten, hatte er sich wohl eine Viertelstunde lang gegen die ungeheure Übermacht mit dem Bajonett verteidigt. Fünf von den Feinden waren bereits seinen Stichen erlegen; aber dann ermüdete sein Arm, und er wäre verloren gewesen, wenn sich nicht plötzlich ein kleines Pförtlein, an einem großen Scheunenthor angebracht, wie von selbst geöffnet hätte, daß es schien, als ob sein Schutzengel in Person gekommen wäre, ihn auf diese wunderbare Weise zu retten. Da erkannte er meine ihm zurufende Stimme, denn ich wars gewesen, der Lexel; niemand anders als ich hatte ihn vor schmählicher Gefangenschaft oder sicherm Tode gerettet. Ich zeigte ihm an der Hinterwand der Scheune ein Loch;

durch dieses entkam er ins Freie und gewann, ehe die Preußen ihm zu folgen vermochten, das andre Flußufer, wo er gerade zurecht kam, um an einem erneuten Angriff seines Regiments teil zu nehmen. Mich wollten die Preußen nun erstechen, aber ich schrie, man sollte mir doch das Leben lassen, ich wäre ja nur ein Schneider; so gottserbärmiglich schrie ichs, daß sogar die Preußen lachen mußten und mir das Leben schenkten.

Von dem letzten Vorgange konnte der Hannpeter eigentlich nichts mehr gehört haben; aber er erzählte ihn doch. Gleich dem Dichter wußte er auch solche Einzelheiten seiner Geschichte, die er der Natur der Sache nach gar nicht wissen durfte.

Wie ich die Sache hier dargestellt habe, begreift vielleicht niemand, daß einer damit Glauben finden konnte; aber wie sie der Hannpeter erzählte und dramatisch dazu agirte, glaubte ihm jeder aufs Wort. Der Hannpeter war ein großer Erzähler, und er war ein großer Sprachvirtuos. Er beherrschte seine Sprache, das heißt seine Mundart aufs vollkommenste und verdarb sie nicht durch fremde, schriftdeutsche Wendungen. Auch verfügte er über den ganzen Wortreichtum der Mundart und wußte davon einen hohen Begriff zu geben; am meisten aber liebte er, wie ein großer Schriftsteller, Wörter, die nicht jeder im Munde führte, die ihm deshalb sozusagen allein gehörten, und er bevorzugte diese um so mehr, je unähnlicher sie dem Schriftdeutsch, je ungeschlachter, je nackter in gewissem Sinne und zugleich je ungewaschner sie waren. Er brachte solche Wörter auf eine Art hervor, als ob er sie im Augenblick erst selber gemacht habe, und das mag auch oft genug der Fall gewesen sein. Ein solches Redetalent wurde in Hinterwinkel nicht unterschätzt, besonders bei der Jugend; der Hannpeter hatte immer Zuhörer. Still und einsilbig habe ich ihn nur einmal im Leben gesehen: in der Scheune zu Tauberbischofsheim.

(Fortsetzung folgt)

Meine erste Gesellschaft

Jetzt müssen wir aber doch wohl endlich daran denken, die Leute einmal wieder einzuladen, sagte ich eines Tages zu meinem Manne. — Wir waren seit drei Monaten verheiratet und lebten in einer kleinen Stadt, wohin mein Mann versetzt worden war. — Wohl am besten nur eine ganz kleine Gesellschaft, fuhr ich fort. Aber da unterbrach mich Werner lebhaft. Um Gottes willen nicht! Wir wollen

so viel wie möglich mit einem mal abmachen! Diese kleinen „gemütlichen“ Abende machen eben so viel Umstände und Kosten und sind auch nichts netteres. Eine große Abfütterung ist das allerbeste. Und nicht ohne Pathos setzte er hinzu: Du mußt die Kulturerfahrungen, die die Menschheit schon gemacht hat, dankbar hinnehmen und nicht immer alles noch einmal selbständig durchexperimentiren wollen!

Ich schwieg etwas kleinlaut und mußte ihm im Grunde Recht geben; denn wir hatten uns in der That in den kleineren Gesellschaften mehr gelangweilt. So wurde denn die „Schlacht“ auf den übernächsten Freitag Abend angesetzt.

Mein Mann hatte mir dringend geraten, einen Lohndiener zu nehmen; aber solch ein befracktes Symbol der wohldressirten Steifheit und Langenweile konnte ich nicht brauchen. Überdies wollte ich auch sparen und meinem Manne zeigen, was ich aus Christinen, meiner „schwarzen Perle,“ zu machen verstünde; langsam wollte ich ihr alles nach und nach beibringen. Als wir daher zu Mittag gegessen hatten, rief ich sie mir herein, um ihr zunächst einen Begriff vom Serviren zu geben. Sie sah mir freundlich lächelnd zu, indem sie sich mit dem Rücken am Ofen scheuerte. Ich wollte ihr sagen, daß sich das nicht schicke; aber da fiel mir ein, daß sie doch ein ganzes Jahr älter sei als ich, und so schwieg ich schüchtern. Ich zeigte ihr nun alles mehrere male ausführlich. Haben Sie mich verstanden? fragte ich. Jo! sagte sie, indem sie mich freundlich anlächelte. Und wenn es jemand nicht bemerkt, daß sie ihm anbieten, so sagen Sie: Darf ich bitten? Christine sah mich ungläubig an: Däs werdet sie scho merke, wemmer doch beim Esse isch! Aber man unterhält sich doch auch! warf ich ein. Das schien sie nicht zu begreifen.

Mein Herz klopfte doch etwas bei dem Gedanken, wie alles vorübergehen würde, besonders da ein paar sehr anspruchsvolle Kollegen kamen. Und gar ein Geheimrat mit Frau! Mein Kopf schwindelte. Vor so etwas hatte ich immer besondre Angst; denn mein Mann behauptete, ich lernte nie einen Extraordinarius von einem Geheimen Hofrat unterscheiden, ich hätte kein Organ dafür. Wirklich hatte ich einmal zu einer sehr jung aussehenden Geheimrätin „Frau Doktor“ gesagt!

Ich entwarf mir nun einen Plan, was ich alles den andern Gesellschaften gegenüber ändern wollte. Vor allen Dingen das erwartungsvolle, hungrige Herumstehen vor dem Essen, bei dem kein Mensch etwas wirkliches sagt, sondern nur mit den Lippen spricht. Da sollte man auf die von blühenden Glycinien umrankte Veranda hinaustreten; wenn dann von den nahen Bergen der frische Walddust herüberwehte und die Amseln aus der Ferne dazu sangen, so mußte ja allen das Herz aufgehen, und die Gesellschaft war von vornherein in eine schöne Stimmung versetzt. Dann wollte ich die Wichtigkeit des Essens so viel wie möglich verhüllen. Nichts war mir peinlicher, als wenn ich bei andern

die Hausfrau während des Essens mit rotem Kopfe und ängstlich gespannten Zügen dasitzen sah. Um ganz ruhig bleiben zu können, mußte ich allerdings Christinen noch sehr bändigen. Sie war ja noch ein „weißes“ (?) Blatt, das ich selber erst beschreiben wollte, damit sie ganz nach meinem Sinne wäre. Mit Marktfrauen, Metzgerburschen u. s. w. kam sie ja ganz ordentlich zurecht, aber das war doch etwas andres. Ferner mußte auf jeden Fall die Trennung der Geschlechter nach dem Essen verhütet werden und die von diesem Augenblick an unvermeidliche Niveausenkung der Damenunterhaltung, sowie die offen eingestandne Bier- und Cigarrenseligkeit der Herren. Nun, das konnte ja nicht schwer sein; ich hatte mehrere Pläne, was ich da machen wollte. Die herrlichen Photographien, die wir von unsrer italienischen Reise mitgebracht hatten, sollten wie zufällig in der Nähe liegen, ebenso die lieben Bilder von Ludwig Richter. Auch sonst wußte ich noch allerlei. So hatte ich gar keine Angst, daß sich die Leute nicht vortrefflich unterhalten würden. Nur Christine beunruhigte mich noch etwas.

So kam denn der erwartete Freitag heran. Unter tausend Kleinigkeiten war schon der Morgen und der Nachmittag dahingeschwunden. Alles wollte von meinen Händen gemacht sein, denn Christine stand nur immer mit offnem Munde daneben.

Haben Sie schon einmal Chokoladenpudding gemacht? fragte ich freundlich, indem ich geschäftig den Creme rührte. Dies hier ist Gelatine — man nimmt besser etwas reichlich als zu wenig, damit der Pudding auch sicher steht. — Christine starrte mich wie ein Wundertier an. Ein leiser Ahnungsschauer überlief mich bei diesem Blick. Sie hatte sich doch in der Zeitung als eine „gute bürgerliche“ Köchin ausgeschrieben! Doch ich wollte den Mut nicht sinken lassen. — So, nun setzen Sie den Braten zu! — Mit Wasser oder Schmutz? fragte sie. — Jetzt war das Anstarren auf meiner Seite. Mit Schmutz? rief ich entsetzt. — Jo, mir häns doch au scho so gmacht! sagte sie gekränkt und holte unsern Topf mit Fett. — Ach so, Sie nennen das Fett so; ich dachte — ich glaubte — andern Schmutz. — Nei, däs nennet mir Dreck, antwortete sie erläuternd. — Na also mit Butter! sagte ich, und damit war das appetitliche Thema beendet. Wenn Sie irgend was nicht wissen, fügte ich noch hinzu, so fragen Sie sofort; ich bin im Eßzimmer. Damit verließ ich die Küche.

Als ich dabei war, die Fruchtschale herzurichten, kam mein Mann herein. Nun, wie macht sich denn Christine? fragte er. — O, sie scheint recht gelehrig.

Ich wurde unterbrochen. Die Thür ging auf, und ein roter Kopf fuhr herein: Kummet Si gschwind — 's bossirt was!

Hastig stürzte ich in die Küche. Vom Herde stieg dicker Qualm auf. Ein brenzliger Geruch erfüllte den Raum. Wasser! schrie ich. Christine stürzte an den Leitungshahn und platschte eine Kanne voll in den schwarz angebrannten Topf, fuhr aber in demselben Augenblick entsetzt zurück: Gän Sie

obacht — 's spritzt! Dann sank sie keuchend auf den Küchenstuhl und sah mir zu. Däs schmeckt emol, sagte sie nach einer Pause, indem sie laut mit der Nase aufzog, während ich die verkohlten Äpfel wegschüttete und mit zitternden Händen neue zu schälen begann. Schmecken war nämlich ihr Ausdruck für riechen. So helfen Sie mir doch! rief ich, rasch! Fenster und Thüren auf!

Todmüde kam ich ins Eßzimmer zurück. Ach, ich hatte es mir doch leichter gedacht! Aber um keinen Preis durfte mein Mann etwas von diesen Kämpfen merken! Plötzlich aber fragte er, ob etwas angebrannt sei. Ich mußte den Geruch an meinen Kleidern mit hereingebracht haben. O nein — so — so riechts immer, wenn Feuer auf dem Herd ist, sagte ich so unbefangen wie möglich, und beugte mich tief auf die Apfelsinen, die ich auf der Fruchtschale ordnete. Dann lief ich, mich umzukleiden.

Als ich fertig ins Eßzimmer trat, freute ich mich selbst über den schönen Anblick. Festlich geschmückt hob sich der von dem Kronleuchter bestrahlte Tisch aus der Mitte; wie nach der Schnur standen die Stühle herum. Die Bilder hatten noch nie so feierlich von den Wänden herabgeschaut. Im Erker brannte die rosa Ampel und verwob ihren weichen Schimmer mit dem bläulichen Mondlicht, das zu allen Fenstern hereinspielte. Die Blumen dufteten. Ich stand am Fenster und sah über die weiten Wiesen zu dem verdämmernden Walde hinüber, der sich, fein gezackt, gegen den Abendhimmel abhob. Fast hatte ich in diesem tiefen Frieden die bevorstehende Schlacht vergessen. Da legte sich ein Arm um mich, und meines Mannes Stimme fragte: Was denkst du? Ich wollte mich an ihn lehnen, aber da ging die Thür auf, und breitspurig kam Christine herein. Sie war in vollem Staate, d. h. sie hatte ihre sämtlichen Kleider über einander angezogen und über ihre dicken roten Hände auf meinen Befehl weißbaumwollne Handschuhe gezwängt.

Mueß der Käs au abghäutet werde? fragte sie. — Um Gottes willen nicht! stieß ich hervor. Ihr Bethätigungsdrang war mir unheimlich. Da tönte die Klingel schrill durchs Haus. Christine stürzte hinaus, indem sie fast den ganzen gedeckten Tisch mit sich fortriß. Während wir hastig alles wieder zurecht zogen, hörten wir ihr freundliches: Guede Daag! Eine schüchterne Männerstimme fragte: Bin ich zu früh? — O, was denket Sie au, mir hän scho lang gwardet. — Mir brauste es vor den Ohren. Die Thür ging auf, und der junge Doktor Grimm kam herein. Er war immer der erste, in jeder Gesellschaft, da er mehr Courage hatte, wenn er die Leute einzeln begrüßen konnte, statt in den ganzen Kreis zu kommen. — Guten Abend, gnädige Frau, flüsterte er und machte eine Verbeugung, daß ich durch sein aufrechtstehendes dünnes, weiches Haar auf seine errötende Kopfhaut niedersah. Ich überließ ihn meinem Manne, murmelte eine Entschuldigung und suchte draußen Christinen.

Sie dürfen die Leute nicht unterhalten, brachte ich mühsam hervor. Sie

haben nur zu helfen und die Herrschaften dann hereinzuführen. — Sie sah mich traurig an; sie glaubte ihre Sache ausgezeichnet gemacht zu haben.

Nun klingelte es ohne Unterlaß. Drei Paare kamen auf einmal herein — gewandt, liebenswürdig, fröhlich. Unversehens saß ich mit den Damen um den Sofatisch, die Herren standen mit meinem Mann in der Nähe der Thür. Eigentlich hatte ich das ja anders gewollt, man sollte an dem herrlichen Frühlingsabend auf die Veranda treten; aber niemand schien davon etwas zu bemerken.

Inzwischen füllte sich das Zimmer. Frau Hofrat Lorentz kam mit ihren Töchtern, Geheimrat Zeisig mit seiner Frau, die nun aufs Sofa gelangte. Dann Doktor Schuster, ein von vielen Gedanken umschwirrter Junggeselle. Haben Sie gute Nachrichten von zu Hause? fragte er mich bei der Begrüßung und zwinkerte freundschaftlich mit seinen kleinen braunen Augen; es war zu reizend neulich, der Abend bei Lessings, als Ihr Fräulein Schwester bei Ihnen zu Besuch war. — Er kannte dabei meine Eltern gar nicht, und meine Schwester, die übrigens verlobt war, auch nicht viel mehr. Aber sein freundliches Herz schloß alle Leute, und mit besondrer Vorliebe junge Dozentenfamilien, mit Wohlwollen ein; Schuster ist wieder Onkel geworden, pflegte mein Mann zu sagen, wenn die Stadtpost eine Karte im Dreipfennigkouvert mit dem bekannten Anfang „Heute wurde uns“ brachte. Von mir schlängelte er sich in die Sofagegend, um die verschiednen Damen dort mit herzlichem Händedruck zu begrüßen.

Stimmengewirr erfüllte den Raum. Ich sprach, ich lachte, ohne zu wissen, worüber; meine Gedanken umschwebten unaufhörlich Christinen in ihrer Küche. Was mochte ihr wieder „bossirt“ sein? Ich hatte sie vorhin, zu meinem Entsetzen, hinter der sich öffnenden Thüre mir heftig winken sehn. Gleich einem Schreckgespenst verfolgte mich die „denaturirte Spiritusflasche,“ aus der sie uns einmal statt Essig an die Sauce gegossen hatte. Zum Glück schienen sich wenigstens die Gäste gut zu unterhalten; denn alle Münder sprachen mit größtem Interesse von den gleichgiltigsten Dingen, und die, die schwiegen, lächelten freundlich. Nur Erichs fehlten noch. Daß die auch immer so lange ausblieben! Schon wiederholt hatte ich bemerkt, daß jemand in Gesellschaft fragte: Kommen Erichs? Man wußte nämlich: wenn die erst da waren, dann konnte zu Tisch gegangen werden. Hie und da beguckte einer der Herren, besonders von den Studenten oder Assistenten meines Mannes, die Bilder an den Wänden; nicht aus Interesse, sondern weil er nicht ins Gespräch hinein kommen konnte oder durch Hinzutritt eines dritten wieder herausgeraten war. Ich sah nach meinem Manne, aber der war gerade dabei, den einzelnen ihre Tischdamen zuzuflüstern.

Endlich klingelte es wieder — Erichs! Die Gespräche wurden lauer, lässiger, aber alle sahen erleichtert aus. Gleich darauf quetschte sich Christine zur Thür herein: Mir könnet esse.

Anscheinend sehr zufrieden, liebenswürdig plaudernd, führte jeder Herr seine Dame ins Nebenzimmer, das still und kühl des nahenden Getümmels harrte. Die kleine Else Lorentz sah in ihrem einfachen, weißen Kleide, aus dem ihr rosiges Kindergesicht wie ein Äpfelchen hervorblickte, entzückend aus, Schuster hatte sie als Tischdame. Ich konnte nicht begreifen, daß das muntre und gescheite Mädchen ihn nicht mehr interessirte. Auf seiner andern Seite saß die reiche Frau Förstemann; sie war die Witwe eines berühmten Mediziners und hatte zu Hause ein paar „Lenbachs," die zu sehen nicht jeder zugelassen wurde. Frau Förstemann hätte sich zwar, wie mir schien, viel lieber mit ihrem Tischherrn, dem Litterarhistoriker, unterhalten, aber Schuster riß nicht ab und war unerschöpflich in Kunstausstellungsnotizen. Ich sah, daß sich ein leiser Schimmer der Enttäuschung auf Elses Gesichtchen legte, und nickte ihr durch das Blumen- und Flaschengewirr zu.

Unterdessen hatte Christine ihre Runde begonnen, und die Unterhaltung zog sich wie ein dünner Faden um den Tisch. Man sprach von der herrlichen Umgebung der Stadt, von Reisen, von unserm kümmerlichen Theater und — natürlich! — vom Kaiser. Recht übel war der Professor Pfister daran; seine Tischdame zeigte ihm fortwährend ihr zierlich umlocktes Hinterköpfchen. Sie war in ein Gespräch mit ihrem rechten Nachbar geraten, dem mehrere Umhersitzende, die selbst nicht recht in Fluß kommen konnten, mit tiefstem Interesse zuhörten. Zur Linken hatte er eine englische Freundin von uns, die auf alles nur: Ui meinen Sie? oder Du jäs! antwortete. Vergeblich bemühte er sich, anderswo seinen Haken einzuschlagen.

Immer eifriger bethätigte sich Christine am Tische. Bald rasselte ein Löffel oder eine Gabel zu Boden, bald rückte eine Dame vor einem drohenden Saucenguß zur Seite. Einmal sah ich, wie Frau Zeisig mit graziösem Griff ihrem Nachbar einen Petersilienzweig, der auf der Fischschüssel gelegen hatte, lächelnd von der Schulter nahm. Aber Christine ließ sich durch nichts verblüffen.

So ging es flott weiter und vorwärts. — Er steht! flüsterte sie mir, beim Wegnehmen der Bratenteller, mit einem strahlenden Blick zu; und bald darauf trug sie mit verklärtem Angesicht den Pudding herein. Ich streifte ihn flüchtig mit den Augen, anscheinend mit dem gleichgiltigsten Gesicht von der Welt; aber mein Hausfrauenherz schwoll vor Freude. Braun und steif ragte er aus der Platte empor. Rührend sah das Schaf herab, das mit gekreuzten Beinen auf seinem Gipfel lag. Christine hatte in ihrer Begeisterung vergessen, einen Löffel dazu zu legen, und hielt stumm lächelnd die Platte der ersten besten Dame hin; es war Mrs. Hughs. Zum erstenmale kam in ihr unbewegliches Gesicht Ausdruck. Hilflos starrte sie auf das fromme Lamm, und über ihre schmalen Lippen drang es fast unhörbar: Uoo? — Einen Löffel, Christine! stammelte ich. — Jesses Mareie! rief sie und stürzte an den Schrank.

Die nun folgenden Minuten werde ich im Leben nicht vergessen! Ich sah, wie sich die Dame vergebens bemühte, ein Stückchen Pudding abzustechen; glatt wie ein Aal schlüpfte ihr die Masse immer wieder unter dem Löffel fort. Endlich, mit Hilfe des Dessertmessers gelang es ihr, und das Schaf wanderte weiter. Mir wurde bald heiß, bald kalt. Entsetzt folgte ich mit den Augen, während sich mein Mund mit meinem Nachbar über die Sozialdemokratie unterhielt. Ja, die Masse hält zäh zusammen, fuhr er gerade fort. Sollte das gar eine Anspielung sein? Ich wurde über und über rot.

Unterdessen sah ich, wie Doktor Grimm, der nach langem Kampfe endlich ein nußgroßes Stückchen heruntergesäbelt hatte, es auf seinen Teller fallen ließ, wobei es wie ein Stück Radirgummi in die Höhe sprang. Sein Nachbar, ein verwöhnter Mediziner, mit weichen Polstern auf Gesicht und Händen, dankte mit einer Handbewegung. Über Christinens verklärtes Antlitz hatte sich schon vorher ein leichter Schatten gelegt. Aber sie versuchte es noch einmal und hielt ihm lächelnd die Platte hin. Aber er dankte nochmals, und Christine zog sich kopfschüttelnd zurück.

Todesmutig schnitt ich mir nun selbst ein Stück herunter und suchte die Gelatinemasse zu bewältigen. Gleich darauf sah ich, wie Doktor Grimm, an den die Platte zum zweitenmale kam, sich noch ein Stück herunterschnitt. Er mußte meine Verlegenheit bemerkt haben. Ich werde ihm diese Großherzigkeit nie vergessen.

Die Nelken auf dem Tische dufteten schwül, die Stimmen wurden immer lauter, mein Gesicht immer heißer. Endlich war es so weit, und wir erhoben uns, um uns im Nebenzimmer angelegentlich „gesegnete Mahlzeit“ zu wünschen. Mir war, als müßten mir alle gratuliren, daß die Schlacht überstanden sei; aber es schien niemand daran zu denken.

Nun stand man planlos umher. Die Verandathür mußte geschlossen werden, weil Frau Pfister an Rheumatismus litt. Genug Stühle waren schnell zur Hand, mein Mann und ich animirten zum Sitzen, und ich nötigte mit vieler Mühe Doktor Schuster aufs Sofa nieder, damit man merkte, daß bunte Reihe werden sollte. Aber die andern Herren nickten und dankten verbindlich, wenn ihnen mein Mann Stühle anbot, und bald saßen nur die Damen um den Tisch. Vor dem Essen hatte ich herausgebracht, daß die Damen von Konrad Ferdinand Meyer alle nur die Erzählungen kannten. So ging ich denn an mein Bücherbrett, meinen größten Stolz, acht breite Reihen schöner funkelnder Einbände, nahm „Huttens letzte Tage“ heraus und bat Professor Andreä darum, etwas draus vorzulesen. Ich hatte ihn so gern, mit seinem lieben, weiß umrahmten Gesicht mit den hellen blauen Augen, in denen eine stille Welt für sich zu liegen schien. Daß er schön vorlas, wußte ich. Aber er verstand sich offenbar nicht gerne dazu und unterhielt mich lange über das Buch und die Schönheit seiner Verse. Unterdessen hatte aber

die Gesellschaft gemerkt, daß von Vorlesen die Rede war, und nun hieß es überall: Ach ja! ach bitte! Aber schließlich las doch nicht Andreä vor, sondern einer der Chemiker meines Mannes deklamirte ein komisches Gedicht im Frankfurter Dialekt, wobei er erklärte, eine Stelle auslassen zu müssen. Die Wirkung war sehr gering, wenn auch manchmal gelacht wurde, und er seine Sache an sich ganz gut machte. Nur Professor Lechler, der „Lautschieber," wie ihn mein Mann immer nannte, stürzte sich auf den Studenten und ließ sich ein paar Worte wiederholen, um sich dann in ein eifriges grammatisches Gespräch mit dem beglückten jungen Manne zu vertiefen.

Inzwischen hatten sich schon ein paar Herren, mit dem Bier in der Hand, das ich hatte herumreichen lassen, in meines Mannes Zimmer zurückgezogen. Bring doch die Bilder von unserer Reise! flüsterte ich Werner zu. Er nickte, bot aber erst den Herren drüben Cigarren an. Dann brachte er die Photographien, und ich zeigte Frau Förstemann ein paar, über die ich mit ihr vorher gesprochen hatte. Ein paar der ältern Damen sahen mit hinein, aber mehr neugierig als aus Interesse. Frau Hofrat Maroth kannte alle, und zu meiner großen Freude stimmten wir sehr in unsern Liebhabereien überein.

Die jungen Damen waren nun auch mit den Studenten ins Gespräch gekommen. Der jüngste, ein „nett" aussehender, aber etwas ungelenkiger junger Mensch, der mit seinen langen Gliedmaßen nirgends zu bleiben wußte, hing stumm an Elschens Zügen, die sich fein und regelmäßig, wie aus Marmor gebildet, gegen die Lampe abhoben. Schuster unterhielt sich mit Frau Professor Pfister über eine Reise nach London, die er zur Besichtigung irgend welcher Anstalten auf Kosten der Regierung machen wollte. Ich reichte ihm eines der Bilder, eines der schönsten von Luini; aber er legte es ziemlich gleichgiltig vor sich hin und ließ kurz darnach einen großen Biertropfen auf das Brokatgewand der heiligen Katharina fallen.

Aus dem Nebenzimmer drangen blaue Rauchwölkchen herein, und allmählich zog sich von den noch übrigen Herren einer nach dem andern hinüber. Die gewandteren verabschiedeten sich leicht scherzend, die unbeholfeneren standen erst Tantalusqualen aus. Ihre Nasen zogen den feinen Duft ein, aber ihre Füße fanden sich nicht von der Stelle. Aber endlich waren auch sie wie kleine Eisenstückchen dem Magnet zugeflogen, und in beiden Zimmern trat tiefer Friede ein.

Unter langem Sträuben war endlich das Sofa von den zwei ältesten Damen besetzt worden; die andern gruppirten sich um den Tisch. Von den Gewändern auf den Bildern ging das Gespräch auf die Kleider über. Darf man fragen, wer Ihr reizendes Kleid gemacht hat, Frau Lechler? — Ach ja, bitte! Ich wäre auch sehr dankbar für eine gute Schneiderin! Man bekommt hier wirklich gar nichts ordentliches! — Ja, ich lasse auch sämtliche Kostüms fertig aus Berlin kommen! — Aus Berlin? Lohnt sich denn das? — Ja,

ich finde, es ist eben doch der einzige elegante Schnitt! — Aber der Preis ist wohl auch darnach! — Nun, ich zahle für ein fertiges Straßenkostüm hundertundfünfzig Mark. — Das finde ich gar nicht einmal viel; mein letztes Hauskleid kam beinahe ebenso teuer. — Ach, ich ginge am liebsten immer in Seide, es ist so angenehm, und man sieht immer elegant aus.

Ich merkte, wie es Frau Lorenz blau und grün vor den Augen wurde. Doch alle Versuche, andre Themata anzuschlagen, mißlangen. Zum Glück kam Christine gerade mit neuem Bier herein. Die erste Dame, der sie es anbot, merkte es nicht sofort. Christine, meiner Mahnung eingedenk, besann sich nicht lange, sondern stieß sanft mit dem Brett an ihre Schulter: He — Sie — — Und als die jungen Mädchen das Lachen nicht verbeißen konnten, stimmte sie fröhlich mit ein, daß alle Gläser überschwabbelten. Ich nahm ihr das Brett ab und winkte ihr, hinauszugehen.

Sie haben wohl ein neues Mädchen? — Ach ja, diese Not werden Sie nun auch kennen lernen! — Denken Sie, meine letzte hat — und nun folgte eine lange Diebesgeschichte. — Am schwierigsten ist es aber doch mit den Kindermädchen! — Was macht denn ihr Kleines, Frau Doktor? Kann es denn schon sitzen? — O längst! erwiderte glückstrahlend die Gefragte, gestern hat es sogar, glaube ich, Ma—ma gesagt! — Ach wie süß! riefen mehrere Damen zugleich. Wreizend! fügte Frau Erich hinzu.

Da schlug unsre Kuckucksuhr elfmal. Es entstand eine Pause; die Frau Geheimrat zog ihre Handschuhe heraus. Fast atmete ich auf; aber meine Lippen sagten: Schon? es ist ja noch so früh. — O nein. Ihre Uhr mahnte uns eben, daß es schon längst Zeit zum Aufbruch ist! Aber über dem reizenden Abend hatte ich es wirklich ganz vergessen! — Mit liebenswürdigem Lächeln erhoben sich nun auch die andern. Ein paar Damen sahen mit mir ins Herrenzimmer hinüber. Dort verhüllte alles dicker Qualm. Sie schienen den Aufbruch nicht bemerken zu wollen. Aber dann entstand ein Tumult, und die so lange vermißten traten wieder ans Licht.

Gute Nacht, gnädige Frau! Danke gehorsamst! — Recht gute Nacht! Vielen Dank für den gemütlichen Abend! — Adieu, Frau Professor! Herzlichsten Dank, es war wreizend!

Christine! helfen Sie! rief ich und sah gerade noch, wie sie den abwehrenden Herren in ihre Galoschen half. Endlich schloß sich die Korridorthür; und wir waren wieder allein.

Ich ließ mich auf einen Sessel im Eßzimmer nieder. Das Weinen war mir nahe. Ach, es war schrecklich! brachte ich endlich mühsam hervor. Alles, alles hatte ich mir ganz anders gedacht!

Mein Mann zog mich neben sich. — Glaub mir, sagte er, es war nicht um ein Haar weniger nett als in allen andern Gesellschaften; es würde den Leuten ungemütlich gewesen sein, wenns hier anders gewesen wäre. — Wie

wars denn in deinem Zimmer? — Oh, wir haben uns sehr gut unterhalten. — Und der Pudding? fragte ich kleinlaut; ach, Werner, das war fürchterlich! — Da steht er ja noch! Fest und treu! Das reine Helgoland! sagte mein Mann und schenkte zwei volle Gläser ein. Während wir anstießen und unten vorm Hause die letzten Gutenachtwünsche verklangen, wurde mir endlich wieder leichter ums Herz. Werner sah mich fröhlich an, und mit den Worten:

Das Beste
Sind morgen die Reste!

umschlang er mich, und wir tanzten ausgelassen um die lange Tafel.

Die Antwort auf die Caprivischen Erlasse

Es ist schwer, sich den Eindruck zu vergegenwärtigen, den die beispiellos großartigen Huldigungen in München, Augsburg, Kissingen und Jena auf die Männer des „neuen Kurses“ gemacht haben müssen. Jedenfalls hüllen sie sich in das Schweigen der Würde oder der Verlegenheit. Wenn sie gedacht haben, mit der unglücklichen Veröffentlichung der Caprivischen Erlasse den Fürsten Bismarck als einen politisch toten Mann darzustellen, dessen Worte gleichgiltig und wertlos seien für die Regierung wie für das Volk und das Ausland, so haben hunderttausende deutscher Männer darauf die Antwort gegeben, daß diese Absicht in ihr Gegenteil verkehrt worden ist und auf einer unglaublichen Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse und Stimmungen beruht, auf einer Verkennung, die gelinde gesagt von einer sehr geringen staatsmännischen Befähigung zeugt. Oder wenn die Erlasse, wie man annimmt, um das Unbegreifliche begreiflicher zu machen, dem Zentrum die bündige Erklärung abgeben sollten, daß Fürst Bismarck niemals wieder an die Spitze der Geschäfte zurückkehren werde, so haben die Kreise Süd- und Mitteldeutschlands, die ihm jetzt gehuldigt haben, d. h. der Kern des gebildeten Mittelstandes, damit bündig erklärt, daß sie eine Politik, die davon ausgeht, durch Zugeständnisse diese Partei zur eigentlichen Regierungspartei zu machen, rund heraus verurteilen, weil sie allen geschichtlichen Erfahrungen schnurstracks zuwiderläuft. Das ist die Antwort auf die Caprivischen Erlasse, eine Antwort, die an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichs zu wünschen übrig läßt. Sie enthält zugleich das Urteil über den „neuen Kurs,“ dessen Wortführer so selbstbewußt, so herausfordernd aufzutreten lieben. Wenn solches Selbstgefühl nur durch Erfolge gerechtfertigt

werden kann, wo sind diese Erfolge? Die erste That des neuen Regiments war das traurige deutsch-englische Abkommen über Ostafrika. Für die Erwerbung der schwindenden Felstrümmer von Helgoland und um das Kabinett Salisbury ein paar Jahre länger am Ruder zu erhalten, das nächstens wahrscheinlich doch fällt, gaben wir die Vorherrschaft in Ostafrika preis, die Bismarck zu begründen im Begriffe stand. Seitdem hat unsre Kolonialpolitik dort eine Reihe von Niederlagen, sogar von militärischen, zu verzeichnen gehabt, die keineswegs dadurch ausgeglichen worden sind, daß die neue Weisheit, entgegen allen Erfahrungen unter wilden Völkern, sie für bedeutungslos erklärt hat. Der Erfolg der mitteleuropäischen Handelsverträge ist mindestens zweifelhaft, das lange verhinderte Einvernehmen zwischen Rußland und Frankreich dagegen ist Thatsache, und damit ist die Isolirung Frankreichs, die Bismarck fast zwanzig Jahre hindurch meisterhaft aufrecht zu erhalten verstanden hat, aufgehoben. Und eben haben wir uns in der Weltausstellungsfrage, die mit so bemerkenswertem Mangel an Klarheit und Entschlossenheit betrieben wurde, eine schwere diplomatische Niederlage gegenüber demselben Frankreich geholt, und Graf Caprivi wußte keinen „kalten Wasserstrahl“ nach Paris zu senden. Über das Volksschulgesetz kann man verschieden denken; aber in jedem Falle war entweder seine Einbringung oder seine Zurückziehung ein schwerer Fehler. Wenn Regieren Voraussehen heißt und die Politik nach Fürst Bismarck die Fähigkeit ist, in jedem Augenblick das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen, so haben die Leiter des „neuen Kurses“ von diesen beiden Dingen herzlich wenig bewährt und mit dem unschätzbaren Pfunde des festen Vertrauens, das der Reichsregierung bis zu Bismarcks Entlassung entgegengebracht wurde, schlecht gewirtschaftet.

Doch der schwerste Fehler der Caprivischen Politik ist der unglückselige und vollkommen gescheiterte Versuch, den größten Staatsmann Deutschlands und der Welt politisch gewissermaßen zu ächten! Hat denn Graf Caprivi gar nichts von der ungeheuern Macht geahnt, die Gott sei Dank noch immer die Erinnerung an das nunmehr leider unwiederbringlich abgeschlossen hinter uns liegende glorreiche Vierteljahrhundert Wilhelms des Ersten und Bismarcks auf die gebildeten Deutschen ausübt und nicht zum mindesten auf die gebildete Jugend, die auferzogen worden ist und, so Gott will, auch fernerhin auferzogen werden wird in der Verehrung für die Heroen dieser unvergleichlichen Zeit? Hat er so wenig von der wuchtigen, alle Lebenden weit überragenden Persönlichkeit Fürst Bismarcks gewußt, daß er meinte, der streitbare Recke werde die tiefverletzende Herausforderung, die für die schlichteste Empfindung in dem Eingriff in seine einfachsten staatsbürgerlichen Rechte und seine persönlichsten Verhältnisse lag, ruhig hinnehmen und schweigen? Was er seitdem gesprochen hat, verrät in der erstaunlichen Fülle großer Gedanken, lebendiger Bilder, treffender Wendungen und in der furchtlosen Offenheit, mit der

er seiner Überzeugung Ausdruck giebt, ohne Rücksicht auf die Folgen für ihn, daß der greise Staatsmann noch derselbe ist, der er von jeher gewesen ist, daß geistige Kraft und sittlicher Mut so ungebrochen in dem siebenundsiebzigjährigen Greise leben, wie in dem reifen Manne. Niemals ist die Bedeutung seiner Persönlichkeit energischer und wuchtiger hervorgetreten, als in diesen denkwürdigen Wochen, niemals hat er dem Herzen des deutschen Volkes näher gestanden als jetzt!

Und diesen Mann mit dieser Vergangenheit und mit diesem Rückhalt im Volke hat der „neue Kurs“ sich zum geschwornen Feind gemacht! Das ist ein schlechthin unerträgliches Verhältnis. Das deutsche Reich kann weiter regiert werden nur in dem Geiste seiner Begründer, d. h. mit den Parteien, die es aufgebaut haben; eine Regierung, die sich auf das Zentrum und die Polen stützt, ist, so wenig wir geneigt sind, die Bedeutung und die Rechte der katholischen Deutschen zu verkennen oder zu bekämpfen, auf die Dauer unmöglich. Und ebenso unmöglich wäre es, daß absolutistische Neigungen einen persönlichen Herrscherwillen in dauernden Gegensatz zu den Überzeugungen jener Parteien brächten. Fürst Bismarck hat noch in Jena erklärt, er sei wie immer gut monarchisch gesinnt, aber er unterscheide zwischen dem Kaiser und seinen Ministern. Er hat damit abermals Tausenden aus der Seele gesprochen und den Weg zum Frieden gezeigt.

Woher soll die Lösung dieser verhängnisvollen Krisis kommen, die ohne den schwersten Schaden nicht lange mehr dauern kann? Nur einer kann sie bringen: der Kaiser. Wir appelliren von dem schlecht unterrichteten Kaiser an den besser zu unterrichtenden. Er hat ohne Zögern den charakterfesten Grafen Zedlitz entlassen, als er sah, daß dessen Volksschulgesetzentwurf den heftigsten Widerstand der Mittelparteien herausforderte; wenn er jetzt nach langer Abwesenheit aus dem Norden zurückkehrt, wohin das Tosen der Brandung, die seit Wochen durch Deutschland geht, nur in schwachem Nachhall gedrungen sein kann, so wird sein scharfes Auge vielleicht unbefangner, als wenn er daheim geblieben wäre, die verhängnisvolle Lage überblicken, die während seiner Abwesenheit geschaffen worden ist, und ein Ruf des Jubels wird durch das Land gehen, wenn er den Millionen treuer Herzen, die es nimmer glauben können und glauben wollen, daß zwischen den Hohenzollern und dem Schmiede ihrer Kaiserkrone ein unausgleichbarer Gegensatz bestehe, die Sicherheit giebt, daß die Gegenwart die große Vergangenheit fortführen wolle. Niemand denkt daran, daß Fürst Bismarck ins Amt zurückkehren werde oder auch nur wolle, aber sein Nachfolger darf nicht Graf Caprivi bleiben. Denn niemals wird es diesem die Nation verzeihen, daß er den Versuch gemacht hat, den Baumeister ihrer Einheit vor den Augen der gebildeten Welt als einen unzufriednen Nörgler hinzustellen, der nicht wisse, was er wolle und sage.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Seeunfall. Einem Schnelldampfer ist vor kurzem ein Segelschiff genau in der Art zum Opfer gefallen, wie sie auf der Washingtoner Marinekonferenz von dem norwegischen Kapitän Flood (vergl. Grenzboten 1892, II. S. 573) vorausgesagt worden ist. Am 22. Juni morgens gegen 6 Uhr rannte bei Nebel im Atlantischen Ozean unweit der nordamerikanischen Küste der Schnelldampfer Trave das englische Segelschiff Fred. B. Taylor über und schnitt das Schiff (buchstäblich!) in zwei Hälften. Der Schnelldampfer, noch mit ungemäßigter Geschwindigkeit laufend, war in eine Nebelbank hineingeraten, und der Wachhabende soll gerade dem Schiffskapitän die Meldung des Nebels geschickt haben, um Erlaubnis zum Mäßigen der Geschwindigkeit zu erhalten, als an Steuerbordseite, einen Strich (11°) von vorn in nächster Nähe ein Schiff unter vollen Segeln in Sicht kam, das den Kurs des Dampfers zu kreuzen beabsichtigte. Dem Dampfer fiel es nach dem Straßenrecht zur See zu, aus dem Wege zu gehen; außerdem lief er große Gefahr, von dem Segelschiff angerannt zu werden, und zwar in seine Breitseite hinein, wodurch das Leben der 649 Köpfe auf der Trave vielleicht verloren gegangen wäre. Für den Wachhabenden auf der Trave blieb nur der Ausweg, mit „Ruder hart rechts“ (wie in der Handelsmarine das Kommando jetzt lautet) nach Steuerbordseite, so schnell es noch ging, zu drehen, wobei er den Bug seines Dampfers, also seine stärkste Stelle, dem Gegensegler zuwendete und im schlimmsten Falle ohne große Gefahr für sein eignes Schiff den Gegensegler in dessen Breitseite treffen mußte. Dieser Fall trat ein; trotzdem daß die Maschine der Trave mit Volldampf rückwärts arbeitete, war der Stoß infolge der bisherigen ungeheuern Geschwindigkeit des Schnelldampfers so heftig, daß das Segelschiff in der Nähe seines Kreuzmastes mitten durchgeschnitten wurde; denn wie mit der Schneide eines Meißel durchbortes der scharfe Stahlbug die schwachen Bordwände des Engländers. Den Bemühungen der Schnelldampferbesatzung ist es zu danken, daß fast die gesamte Mannschaft des verunglückten Segelschiffs gerettet wurde; nur zwei Mann kamen ums Leben.

Wo die Schuld nach dem Paragraphen des Gesetzes liegt, darüber zu urteilen ist Sache der zuständigen Seegerichte. Die moralische Schuld an dem nur durch die Geistesgegenwart des wachhabenden Offiziers der Trave in der Wirkung abgeschwächten Unheil liegt auch hier an dem Schnellfahren der Schiffe im Nebel. Aufrichtig zu bedauern ist dabei, daß gerade die tüchtigste und mit den besten Offizieren und Mannschaften versehene deutsche Gesellschaft des Lloyd die Sünden der englischen Schnelldampferlinien infolge eines verhängnisvollen Zufallsspieles ausbaden muß. Denn gerade das rücksichtslose Schnellfahren der englischen Dampfer veranlaßt leider unsre Gesellschaften der Konkurrenzfähigkeit wegen ebenfalls, solange es irgend die Umstände erlauben, die rasende Geschwindigkeit der Schiffe bei eintretendem Nebel so spät und so wenig als möglich zu verringern.

Es heißt, daß die Einberufung einer zweiten internationalen Schiffahrtskonferenz, wahrscheinlich in Paris, gesichert sei. Daß die Franzosen, die über die größte Zahl wissenschaftlich durchgebildeter Seeleute verfügen, mit der Abstellung der vielen Mängel des Straßenrechts zur See, unter denen die Nebelfrage die dringendste ist, nochmals einen thatkräftigen Versuch machen wollen, verdient die Anerkennung aller, denen an der gesunden Entwicklung des Weltverkehrs und am

Wohle der Menschheit ohne Aktien- und Geldbeutelinteressen gelegen ist. Wie viel gute Absichten freilich auch auf dieser zweiten Marinekonferenz von den hartleibigen Engländern werden vereitelt werden, bleibt abzuwarten.

Nachtrag. Der Seegerichtsspruch über den im vorstehenden erwähnten Seeunfall wurde in Bremerhaven abgegeben und lautet: „Der Zusammenstoß des Schnelldampfers Trave mit dem englischen Schiff Fred. B. Taylor im atlantischen Ozean am 22. Juni ist auf dichten Nebel zurückzuführen, in den der Dampfer Trave hineinfuhr. Zu tadeln ist, daß der wachthabende erste Offizier nicht sofort bei Eintritt des Nebels die vorgeschriebnen Nebelsignale geben und die Fahrgeschwindigkeit mäßigen ließ. Die nach dem Zusammenstoß ergriffnen Maßregeln, namentlich das mit eigner Lebensgefahr verknüpfte Rettungswerk verdient lobende Anerkennung.“ Einer weitern Bemerkung hierzu bedarf es wohl nicht.

Die Einsperrung in Irrenanstalten. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde kürzlich auf das bestehende Recht in der Irrenfrage hingewiesen und dabei ausgeführt, daß die Unterbringung von Irren oder Irrverdächtigen in öffentliche oder Privatirrenanstalten in Preußen nie auf Privatantrag, sondern nur auf Anordnung des Gerichts oder der Ortspolizeibehörde erfolgen dürfe. Diese Darlegung war um so interessanter, als sie unzweifelhaft richtig ist, und auch auf das Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichts vom 10. Juli 1878 gestützt werden kann, das in einer Meldesache erlassen, den Schutz der Irren in Privatanstalten auf Grund des § 10 Teil II Tit. 17 des Allgemeinen Landrechts lediglich der Ortspolizeibehörde zuspricht.

Bisher war man vielfach, auch in Beamtenkreisen, der Ansicht, daß die Unterbringung in Privatirrenanstalten lediglich nach der Anleitung zweier ministeriellen Verfügungen aus den Jahren 1888 und 1889 erfolgen könne, und daß, jetzt nach Aufhebung aller frühern Bestimmungen, nur ein Attest des Kreisphysikus erforderlich sei, um die Einsperrung jedem Privatmanne ohne Mitwirkung der Obrigkeit zu ermöglichen. Diese Ansicht, die die allgemeine Sicherheit in hohem Grade bedroht, findet sich in bedeutenden Verwaltungsbezirken der Provinzen Brandenburg und Pommern geradezu in die Praxis übersetzt, und nur dadurch wird es erklärlich, daß man überhaupt den Mangel an gesetzlichen Bestimmungen in der Irrenfrage annimmt, wie die Artikel und Aufrufe zu einer Agitation in der Kreuzzeitung und andern Blättern beweisen. Ein solcher Mangel besteht in Wirklichkeit nicht. Die angeführte Bestimmung des Allgemeinen Landrechts, der Staatsratserlaß vom Jahre 1803, die Kabinetsordre vom Jahre 1804 und die ministerielle Ausführungsverordnung vom Jahre 1839, sowie endlich die erwähnten Anleitungen von den Jahren 1888 und 1889 bieten ein durchaus hinreichendes Material, jede Person vor Willkürlichkeiten zu schützen. Ist dies aber der Fall, dann brauchen wir keine neuen Gesetze; erst dann, wenn die vorhandnen Bestimmungen bei der Ausführung nicht genügen, kann man neue verlangen. Es ist höchst beklagenswert, daß viele gute alte Gesetze gar nicht bekannt sind, oder einfach vorausgesetzt wird, sie seien aufgehoben, daß man neue Gesetze wünscht in Sachen, die längst und gut geregelt sind, und daß so schließlich dem ungeheuern Gebiete der Gemeinde-, Kreis-, Regierungsbezirks- und Provinzialpolizeiverordnungen, der Landes- und Reichsgesetzgebung neue Gesetze zuwachsen, die nicht ein neues einheitliches Ganze unter Aufhebung aller über die Sache erlaßnen Vorschriften bilden, sondern sich den frühern Bestimmungen, die sie grundsätzlich ändern wollen, anschließen.

In der Irrenfrage steht fest, daß die vorhandnen Bestimmungen nicht ausgeführt werden. Somit dürfte vor Erlaß neuer Gesetze zu erörtern sein, ob die vorhandnen gesetzlichen Bestimmungen ausreichen und die Ausführung überwacht werden kann.

Beide Fragen sind durchaus zu bejahen. Gerade das, was der Aufruf der Kreuzzeitung will, ist vorhanden; es bestehen durchaus genügende Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit in der Irrenfrage. Aber, fragt man, weshalb übt die Staatsregierung nicht ihr Aufsichtsrecht, weshalb kontrollirt sie nicht die Ortspolizeibehörden? Wenn, wie die Erfahrung lehrt und der Reichsbote behauptet, die Ortspolizeibehörden so ziemlich das Gegenteil von dem thun, was vorgeschrieben ist, wenn die Staatsanwälte die Vorschriften wegen der Entmündigung auszuführen zögern, dann ist es doch für die mit dem Aufsichtsrecht ausgerüsteten Ministerialbehörden ein leichtes, die nötige Ordnung zu schaffen. Weshalb diese abhanden gekommen ist, entzieht sich der Beurteilung des Laien, genug, sie fehlt, und es ist die allerhöchste Zeit, zu ihr zurückzukehren. Der betreffende Offiziöse der „Norddeutschen" sagt, es genüge, die gute alte Regel der preußischen Verwaltung, Revision der Ortsbehörden, wieder zu üben. Wir möchten diesem Herrn aus vollem Herzen zurufen: Gott sei Dank, daß endlich das erlösende Wort gesprochen ist. In der That liegt hier der Kernpunkt der ganzen Sache: man beaufsichtigt die Ortsbehörden nicht durch örtliche Revisionen, und so geht der Zusammenhang mit dem Staate zum guten Teil verloren. Wir haben nichts dagegen, daß die Gemeinden ihre Armensachen, ihre Bauordnungen und alles, was eben auf örtliche Eigentümlichkeit begründet ist, selbständig regeln; aber indem man sie vollständig unbeaufsichtigt läßt in Dingen, die der staatlichen Bürgschaft unterliegen, erwachsen die Gemeinden zu kleinen Republiken, und diese erfüllen ihre Pflicht gegen die Bürger nicht, wie wir an der Vergleichung des Irrenrechts und der Praxis gesehen haben.

Nach den preußischen Verwaltungsvorschriften sollen die Ortsbehörden jährlich revidirt werden. Hierzu müssen sich die Aufsichtsbehörden im Interesse des Ganzen wieder aufschwingen. Können sie nicht dazu gebracht werden, nun so muß man eben den konstitutionellen Apparat in Bewegung setzen und auf eine Anregung im Abgeordnetenhause hinwirken, ohne gleich die Klinke der Gesetzgebung in die Hand zu nehmen.

Noch etwas zum Buschoffschwindel. Daß die Freisprechung Buschoffs von der betreffenden Presse in der unerhörtesten Weise ausgenutzt werden würde, war vorauszusehen. Selbst die Klugheit, an der es den Juden doch sonst wahrhaftig nicht fehlt, hat sie hier einmal völlig im Stich gelassen; sie scheinen nicht daran zu denken, daß sie durch die Art ihres Vorgehens den Gegnern scharfe Waffen in die Hand liefern.

In dieses Kapitel gehört auch ein Aufruf, den die Verlagsbuchhandlung von J. van Groningen u. Co. in Berlin unter dem viel mißbrauchten Leitspruch: „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit" versendet. Unter diesem stolzen Titel, mit dem nicht weniger schönen Zusatz „Ein Manifest des Geistes," soll unter der Redaktion von Herrn Ed. Mund eine Anthologie erscheinen. Sie soll dem Kampfe gelten „wider die Bannerträger mittelalterlicher Unduldsamkeit." Natürlich braucht man da wieder Lessing als Schutzpatron, Lessing, der sich ganz unzweifelhaft, wenn er heute unter uns wandelte, höflichst oder auch recht grob dafür bedanken würde, seinen Geist auf diese Weise zu „manifestiren." Gerade weil er für echte Mensch-

lichkeit stritt, würde er ein offnes Auge haben für die „menschenfreundliche“ Wirksamkeit der jüdischen Wucherer in Hessen und anderswo. Die Zeiten haben sich eben geändert. Aber Lessing kann sich ja nicht mehr wehren gegen den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben wird; ohne Besorgnis, von seiner scharfen Feder gezüchtigt zu werden, konnte deshalb Herr Mund den Zweck seines „Manifests des Geistes“ in den herrlichen Versen — Wilhelm Busch brauchte sich ihrer nicht zu schämen — aussprechen:

Stolz zu bekämpfen, so wie er in seinem Nathan,
Des Wahnes Ausgeburt, des Fanatismus Satan!

Aber für völlig ausreichend scheint Herr Mund seine eigne Poesie doch nicht gehalten zu haben; es folgt daher noch eine Strophe von Hermann Lingg, um die bekannten „hervorragenden Männer“ noch geneigter zu machen, „einzutreten für den welterlösenden Gedanken der Humanität.“ Wie aber könnte dies besser geschehen, als durch einen „kurzen, aber kernigen Beitrag, eine Meinungsäußerung gegen den Antisemitismus!“ Dieser allein hindert ja noch die Herrschaft der Humanität auf unsrer schönen Erde. Ihn zu bekämpfen soll hier „ein Sammelwerk von kleinen, aber wertvollen Beiträgen bedeutender Zeitgenossen in Poesie und Prosa aus allen zivilisirten Ländern und in allen modernen Sprachen“ geboten werden. Natürlich handelt auch die Verlagsbuchhandlung aus den reinsten Beweggründen. Sie erläßt ihre Aufforderung „unbeirrt von den mit diesem Vorgehen verknüpften großen Geldopfern, unbeirrt ferner um (!) die sicher zu erwartenden Angriffe der vom Gift des Antisemitismus durchseuchten Bevölkerungsklassen.“ Ja, es giebt noch uneigennützige Verleger! Wer wagt es, angesichts dieses Aufrufs daran zu zweifeln? Freilich fehlt eine Angabe darüber, zu welchem Zwecke der Ertrag des „Manifestes“ verwendet werden soll. Aber da bietet sich ja von selbst der „erweiterte Buschofffonds.“ Ob das „humanitäre“ Sammelwerk zu stande kommen wird? Wir wagen es nicht zu bezweifeln. Der geschäftliche Zweck des Unternehmens wäre damit erreicht; die „Humanität“ hätte ihre Mohrenschuldigkeit gethan. Von etwaigen weitern Absichten freilich könnte sich höchstens das Gegenteil erfüllen.

Nochmals das ärztliche Studium der Frauen. Die Damen, die nicht nur die Freigebung des medizinischen Studiums für die Frauen fordern, sondern überhaupt jeden wissenschaftlichen Männerberuf (die Handwerke stehn ihnen ja offen) für sich geöffnet zu sehn wünschen, haben von ihrem Standpunkte aus ganz Recht. Denn sie wollen nicht nur für prüde Frauen Ärztinnen haben, das ist nur ein Nebenpunkt, sondern sie wollen die soziale Frage, wenigstens für die Frauen, lösen.

Wir sind nun nicht so unhöflich, den strebenden Frauen vorzuschlagen, Schlosser oder Dachdecker zu werden und sich so einen Beruf zu schaffen, der sie selbständig macht und sie ernährt; denn die Damen bleiben sich bei all ihrem gewaltigen Vorwärtsdrängen doch ihrer natürlichen Schwäche bewußt und beanspruchen deshalb nur — es sind ja nur „Damen,“ nicht die Frauen des Volks, die waschen, plätten und schneidern gehn — die wissenschaftlichen Gebiete, die nicht unmittelbar der Muskelkraft bedürfen. Daß für gelehrten Beruf ihre Fähigkeiten und Kräfte ausreichen, ist zwar nicht erwiesen, aber es wird zunächst als selbstverständlich angenommen, da ja das Ausland, das immer noch nicht genügend maßgebliche Ausland, insbesondre das in jeder Beziehung hoch über uns stehende Amerika und selbst unsre Freunde die Schweizer längst den glänzenden Beweis geliefert haben, daß dort die Frauen machen können, was sie wollen. Damit werden sie

aber ganz sicherlich der sozialen Frage nicht aufhelfen. Denn diese besteht nach unsrer Meinung für die Frauen allein darin, daß möglichst viele von ihnen geheiratet werden. Das aber wird nur dadurch erreicht werden, das möglichst viele Männer in den Stand gesetzt werden, zu heiraten, während jetzt eine große Anzahl dazu nicht gelangen kann. Dazu aber könnten in der That viele Frauen segensreich mitwirken, wenn sie nämlich ihre Jungen mit mehr Vernunft erzögen, als es viele jetzt thun. Erzieht bescheidne, sich an einem einfachen Leben genüge lassende Männer! Dann wird eine große Zahl Mädchen mehr unter die Haube kommen als jetzt, und den übrigen wird die Existenz leichter werden.

Über die Frage des medizinischen Studiums werden sich vielleicht noch Fachstimmen in den Grenzboten hören lassen. Unsre Laienmeinung ist, daß die Behauptung, die Frauen würden sich nur noch der Ärztinnen bedienen, wenn es erst welche gäbe, keineswegs zutrifft. Wo es ängstlich wird, werden die Damen doch nach wie vor zum „Spezialisten" schicken und laufen — die, denen es weh thut, und die, die doktern. Es liegt ja, Gott sei Dank, in der Natur der Frau, sich am Manne anzuhalten und sich auf ihn zu stützen.

Was aber den Hauptgrund unsrer Gegnerschaft gegen die Forderungen der Damen ausmacht, das ist der Umstand, daß das Frauenstudium und das Sicheindrängen der Frauen in die gelehrten Berufe die sozialen Nöte nicht verbessern, sondern verschlimmern würde. Denn jemehr Konkurrentinnen für die Männer auf den wissenschaftlichen Gebieten — als Ärztinnen oder was sonst — entstünden, desto mehr Männern würde der Beruf verbaut werden, und desto weniger Heiratskandidaten würde es für die Töchter des Mittelstandes geben. Ja die Perspektive wäre ganz sicher, daß schließlich ein Teil der Männer zum waschen, bügeln und kochen gedrängt werden und den Frauen hier nehmen würde, was sie dort mit dem Opfer der Heiratsfähigkeit der Männer gewonnen hätten.

Den medizinischen Doktorhut werden sich nur wenig Mädchen holen — das wissen die Damen wohl selbst. Wozu also dieser Sturm? Glauben sie wirklich die Lage der Frauen zu verbessern, wenn sie eine Menge von Mädchen auf eine Bahn führen, auf der sie scheitern müssen? Und wenn es alle Mädchen, die sich nach Freigebung des Studiums unzweifelhaft auf die Hochschulen drängen würden, wirklich zum Doktor oder zur Ableistung des Staatsexamens brächten, glauben sie, daß damit etwas andres erreicht wäre, als daß das Gelehrtenproletariat, das doch wahrhaftig reichlich genug vorhanden ist — denn deshalb heiraten ja so viele Männer nicht, weil sie trotz des Studiums im wirtschaftlichen Proletariat stecken bleiben — nur noch vermehrt werden würde? Meinen die Damen, die jungen Mädchen würden den Kämpfen des Lebens besser gewachsen sein als die jetzt schon seufzende und hoffnungslose junge Männerwelt?

Gilts einen Sport — nun zu, so betreibe man ihn fröhlich, viel Schaden kanns nicht anrichten, denn der Rückschlag wird bald eintreten, wenn erst eine Anzahl junge Mädchen hineingefallen sind. Aber die soziale Not der Frauen wird es nicht lindern, wenn sie sich zum Gelehrtenberuf drängen in einer Zeit, wo der Staat des Andrangs wegen womöglich für Billetverkäufer auf den Bahnhöfen das Abiturientenexamen zur Bedingung machen möchte.

Da sollten die Damen den Hebel ansetzen, wo wirklich Mißstände zu beseitigen sind; sie sollten z. B. dafür sorgen, daß die armen Frauenzimmer, die den Lehrerinnenberuf ergreifen wollen, nicht im Examen gequält werden wie kein Schulamtskandidat, daß sie nicht in einem Dutzend von Fächern auf einmal geprüft werden; oder daß die Wunderlichkeiten der Diakonissenhäuser weggeräumt werden.

Und wer Berufe für Frauen, die ledig bleiben müssen, finden will, der findet genug, denn auch hier ist bei vielen Gelegenheiten der verrückte Zwiespalt bemerklich, der bei der Arbeiterfrage eine so große Rolle spielt: in den Städten drängt sich das Volk zusammen und hungert, auf dem Lande sind keine Hände zu haben. Man gehe nur aufrichtig und ernsthaft der sozialen Not der Frauen zu Leibe, verdienstlich wäre es! Aber man begnüge sich mit Erreichbarem! Der Ansturm auf die Gelehrtenlaufbahn ist im Grunde ein eitles, albernes und kopfloses Unterfangen, das sich sicherlich an denen rächen wird, die sich verleiten lassen. Daß manches Mädchen auch Doktor irgend einer Fakultät werden kann, wird niemand bezweifeln. Aber die Frage: zu welchem Nutzen? wird kein Weiser vernünftig beantworten können. —

Diese Bemerkungen waren schon niedergeschrieben, als wir eine Schrift in die Hand bekamen: Die Bestimmung der Frau. Rektoratsrede des Gynäkologen Professor Dr. H. Fehling in Basel (Stuttgart 1892, Ferd. Enke), die in vortrefflicher Weise die Grenzen zieht, die der Frauenwelt nun einmal gesteckt sind und gesteckt bleiben werden. Sie sei den Herren Parlamentariern, die ritterlich für die kämpfenden Damen den Schild erheben, als eine nützliche Lektüre empfohlen; sie wird ihnen wohl die Überzeugung beibringen, daß sie besser geschwiegen hätten. In dieser Schrift findet sich die Notiz, daß von 789 auf den verschiednen schweizerischen Hochschulen in den Jahren von 1864 bis 1891 immatrikulirten Medizinerinnen nur 131 promovirt und nur 26 ein abschließendes Staatsexamen gemacht haben! Dies Ergebnis wird hoffentlich für unsre Ministerien deutlich genug sprechen, und sie werden es bei der höflichen Verbeugung gegen die Damen bewenden lassen.

Litteratur

Über Volkswohlfahrtseinrichtungen in fremden Staaten, insbesondre in Dänemark. Nach gesammelten Vorträgen von Dr. Richard Petong. Berlin, Bibliographisches Institut. (C. J.)

Der Verfasser erzählt nach Adolf Strodtmann: „Bischof Monrad trat nach der Einnahme Alsens durch die preußischen Truppen mit folgendem Vorschlage vor seinen König: Suchen wir den verlornen Kampf durch einen Friedensschluß zu enden, der unserm Vaterlande noch die Möglichkeit einer glücklichen und ehrenvollen Zukunft in Aussicht stellt! Bieten wir dem mächtigen Sieger mehr, als er verlangt! Sagen wir ihm: vereinige nicht bloß unsre deutschen Provinzen mit deinem Reiche, sondern nimm uns ganz, annektire uns mit Haut und Haar, und wir werden fortan nicht mehr deine Feinde, sondern deine treuesten Brüder und Bundesgenossen sein. Aber gewähre uns eine Vergünstigung! Wir sind ein Insel- und Küstenvolk — laß unsre Söhne nicht in deinem Landheere, sondern als Seesoldaten auf deinen Kriegsschiffen dienen, wir bringen dir unsre Flotte als nicht ganz wertlose Morgengabe des neuen Bundes — laß uns Deutschlands Admiralstaat sein!“ Die Dänen dürfen sich Glück wünschen, daß Christian der Neunte auf diesen Vorschlag seines leitenden Ministers nicht eingegangen ist. Trotz jenes Reservatrechts würden sie in den Strudel des Großmachtslebens hineingezogen worden

sein, und ihr idyllisches Dasein, das den Grenzbotenlesern aus novellistischen Schilderungen so vertraut ist, würde ein Ende gehabt haben. Das dänische Volk erfreut sich noch durchaus gesunder Zustände. Der Grund und Boden befindet sich größtenteils im Besitz von Bauern (der Großgrundbesitz umfaßt 16, in Pommern 62,6 Prozent), und im Parlament herrscht die Bauernpartei; eine volle Hälfte der Bevölkerung lebt unmittelbar von ihrem eignen Grund und Boden. Die andre Hälfte verteilt sich auf Gewerbe, Handel, Beamtenschaft, Fischerei, Schiffahrt und den Stand der besitzlosen Arbeiter, der demnach nur einen kleinen Bruchteil des Volks ausmachen kann. So reiche Leute wie bei uns giebts überhaupt nicht, und die paar vorhandnen Millionäre bethätigen gemeinnützigen Sinn. Während die Besoldungen der untern und mittlern Beamten der bei uns üblichen ungefähr gleich kommt, beziehen die höhern und höchsten nur ein sehr mäßiges Einkommen, der Ministerpräsident z. B. nicht viel über 12000 Mark. Dieser Gleichmäßigkeit der Vermögenslage und der sozialen Stellung, die auch durch keinerlei Standesvorurteile durchbrochen wird, entspricht die Gleichmäßigkeit der Bildung nach Grad und Inhalt. Sechzig Volkshochschulen, je eine auf dreißigtausend Einwohner, vermitteln den Bürger- und Bauernsöhnen, die sie nur im Winter besuchen, eine vielseitige und dabei volkstümliche Bildung. Weder vom Gegensatz der Konfessionen, noch von dem zwischen der christlichen und der sogenannten modernen Weltanschauung werden die Gemüter aus einander gerissen. Das Volk ist der Mehrzahl nach gläubig lutherisch, und die Grundtvigianer haben die Religion neu belebt, indem sie sie mit der nordischen Mythologie, mit der Volkspoesie, vaterländischen Geschichte, Musik und andern Bildungselementen verschmolzen und dem Volke in genießbarer Form darboten. „Sie predigen viel weniger, als sie singen, sie singen stets und bei allen Gelegenheiten religiöse Lieder; diese Lieder sind auch nach allgemein bekannten, ganz weltlichen Melodien gedichtet, um leichter Eingang zu finden.“ Das Tivoli in Kopenhagen, in dem die Vergnügungen für alle Schichten des Volks hart bei einander liegen, gewährt ein gutes Bild von dieser Einheit des Volksgemüts, und wenn wir dem Verfasser glauben dürfen, so ist das dortige Volkstheater wirklich ein Volkstheater im edelsten Sinne des Worts.

Unter diesen Umständen tragen die dänischen Volkswohlfahrtseinrichtungen einen ganz andern Charakter als bei uns. Wir leiden an einem elenden und verbitterten Massenproletariat, das durch amtliche Sozialpolitik und durch allerlei von den Kathedersozialisten ersonnene Heilmethoden einerseits gehoben und veredelt, andrerseits gezügelt und unterdrückt werden soll. Dort hingegen sind die teils vom Staate gegründeten, teils aus freier Vereinsthätigkeit hervorgehenden Veranstaltungen zur Bildung, Veredlung und Erholung nur Lebensäußerungen eines gesunden Volks, das sich eben durch sie gesund erhält. Es ist ja keine Möglichkeit vorhanden, unsre deutschen Verhältnisse zur Einfachheit der dänischen zurückzuführen. Aber das wenigstens müssen wir uns stets gegenwärtig halten, daß die Krankheit eben in der Entfernung vom Einfachen und Natürlichen besteht, und daß alle Sozialpolitik, die diese Grundwahrheit übersieht, nur auf Kurpfuscherei hinauslaufen kann. Wir wünschen deshalb dem kleinen Schriftchen (das nebenbei bemerkt aus Vorträgen nicht sehr sorgfältig zusammengenäht ist, sodaß einige ganz unmotivirte Anreden, wie „meine Damen und Herren,“ mitten drin stehn geblieben sind) recht viele nachdenkliche Leser.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Sonntagsruhe

Als vor einem Jahrzehnt eine für die Provinz Sachsen bestimmte Polizeiverordnung die Sonntagsruhe etwa in der Weise regeln wollte, wie es neuerdings durch die Novelle zur Gewerbeordnung geschehn ist, erhob sich ein Sturm des Widerstandes und der Entrüstung. Man zeterte über Vergewaltigung, über Schädigung der „vitalsten (!) Interessen," über den Untergang der Industrie und über die Rückkehr in die finstersten Zeiten des Mittelalters. Nun ist seit dem ersten Juli eine Art Sonntagsruhe eingeführt, und alles ist ganz glatt und still verlaufen. Daß das Publikum dabei zu Schaden gekommen sei, wird man schwerlich behaupten können. Denn wenn es in den Verkaufsstunden des ersten Sonntags im Juli einige Drängelei gab, wenn es sogar vorgekommen sein soll, daß eine allzu vertrauensselige Hausfrau am Abend keine Cervelatwurst bekommen konnte, so ist das gerade kein Unglück; vielmehr ist den betreffenden ganz Recht geschehn. Die Sonntagsstille wird zugestandner- oder nicht zugestandnermaßen als Wohlthat empfunden. Und im Grunde gefällt die Sonntagsruhe auch den Prinzipalen sehr wohl. Besonders empfinden die kleinen Geschäftsleute die Wohlthat des Gesetzes dankbar. Es ist die Befreiung aus einer Knechtschaft, in der sich die Menschen gegenseitig hielten, und die härter war, als das härteste Gesetz. Der kleine Kaufmann, der jahraus jahrein wie ein Ameisenlöwe in seiner Falle saß, kann nun auch ein paar Stunden lang den blauen Himmel sehn und wenn auch nicht deklamiren, so doch fühlen: Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein. Daß die Angestellten, die Kommis und andre moderne Sklaven erreicht haben, was sie seit Jahren dringlichst gewünscht haben, wird von ihnen dankbar anerkannt. Selbst der jüdische Kaufmann läßt sich seinen christlichen Sonntag gefallen;

bleibt ihm doch unbenommen, zu spekuliren, wie er das Gesetz fein umgehn und so die Konkurrenz schädigen könne.

Trotz alledem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß mit dem Gesetz etwas begonnen worden ist, was so nicht bleiben kann. Entweder muß man weiter gehn und die Sonntagsruhe zu einer wirklichen Ruhe machen, oder man muß zulassen, daß von ihr soviel abgebröckelt wird, daß nicht einmal das mehr übrig bleibt, was man bisher hatte. In dem ersten Sinne lassen sich die Organe des Zentrums vernehmen, in dem zweiten schreiben die liberalen Zeitungen, die Kölnische mit einbegriffen.

Es ist eine seltsame Sache, ein Gesetz über die Sonntagsruhe, das bestimmt, daß am Sonntagvormittag fünf Stunden gearbeitet und daß nachmittags gefeiert werden soll. Als ob es darauf ankäme, dem notleidenden Stande der Gastwirte auf die Beine zu helfen! Gleichsam in Parenthese wird hinzugesetzt, während der Stunden des Gottesdienstes dürfe nicht gearbeitet werden, und es müsse auch soviel Zeit gegeben werden, daß man sich zum Gottesdienste ankleiden könne. Wir möchten aber wohl wissen, wieviel Leute von der so gegebnen freien Zeit Gebrauch machen, daß sie zum Gottesdienst gehn. Man stelle sich einen armen kleinen Ladendiener vor, der bis dreiviertel neun Uhr hinter dem Ladentische steht, dann die guten Höschen anzieht, um in die Kirche zu gehn, und gleich nach Schluß des Gottesdienstes zur Heringstonne zurückkehren muß; man stelle sich den Spott vor, mit dem der Herr Prinzipal und die Herren Kollegen, denen die Sonntagsruhe nur die Freiheit ins Wirtshaus zu gehen bedeutet, den armen Menschen behandeln. Für Leute, die die Sonntagsruhe vormittags zur Sonntagsheiligung benutzen wollen, wäre eine Bestimmung, nach der ein Sonntag um den andern völlig frei bleiben müßte, günstiger gewesen, als die neuen gesetzlichen Bestimmungen.

Aber auf die kirchliche Sonntagsfeier ist ja die Novelle gar nicht gerichtet gewesen, sondern auf eine Sonntagsruhe für unselbständige Leute, denen man diese Ruhe aus denselben Gründen sichern wollte, aus denen die Sozialdemokraten den freien Sonntag fordern. Die neuen Bestimmungen gehören zur sozialen, nicht zur kirchlichen oder sittlichen Gesetzgebung. Dies war wenigstens die ursprüngliche Form des Gesetzes; erst durch die christlich-konservative Mehrheit des Reichstags hat es eine Gestalt bekommen, durch die es ein Gesetz für die Sonntagsruhe geworden ist. Es ist nämlich eingefügt worden, daß in den geschloßnen Stunden des Sonntags nicht bloß die Angestellten frei sein müssen, sondern auch, daß die Laden zu schließen seien, und daß überhaupt nicht gearbeitet werden dürfe. Durch diese Verschärfung des Gesetzes hat man bewirken wollen, daß das Gesetz überhaupt wirksam werde. Denn wenn doch weiter gekauft oder verkauft worden wäre, so hätte der Angestellte keine wirkliche Freiheit erhalten. Man wollte wohl auch den Geschäftsinhabern durch den Zwang eine Wohlthat erweisen. Aber man hat

durch die Verschärfung des Gesetzes auch den in ihm liegenden innern Widerspruch verschärft, man ist wieder bei dem alten Gegensatze einer liberalen und einer autoritativen Anschauung angekommen. Bismarck steht in der Sonntagsfrage auf liberaler Seite; er hat von jeher den Gedanken vertreten, es müsse jedem freistehn, wenn er nicht andre stört, am Sonntage zu arbeiten. Die Partei des neuen Kurses will, daß der Mensch in gewissen Dingen und gerade hier durch den Zwang des Gesetzes vor sich selbst geschützt werde, daß also von oben herunter befohlen werde, wenn es von unten her zu einem verständigen und notwendigen Entschlusse nicht kommen will. Das richtige dürfte wohl in der Mitte liegen. Oder anders ausgedrückt: ist man der Überzeugung, daß man in der Sonntagsfrage die Bevölkerung durch Gesetze bevormunden müsse, so muß es wenigstens in einer Weise geschehn, daß berechtigte Interessen geschont werden, das Gesetz darf nicht einseitig und ungerecht vorgehn. Ist aber die rechte Mittellinie nicht getroffen, so muß das Gesetz entweder erweitert oder verengert werden. Und diese Notwendigkeit scheint bei dem Sonntagsgesetze vorzuliegen.

Nicht alle Klagen über das Gesetz sind berechtigt. Man sagt: es ist ein Unsinn, dem jungen Manne soviel freie Zeit zu geben. Was soll er damit anfangen? Er geht ins Wirtshaus. Dafür reicht sein Gehalt nicht aus, und das Ende ist, daß er die Kasse angreift. Sollte aber der junge Mann seine freie Zeit wirklich nur mit Kneipen ausfüllen können? Sollte er nichts besseres und nötigeres zu thun haben? Oder man fragt: Wo soll sich der junge Mann in seiner Freizeit aufhalten? Man hat ihm ein Loch zum Schlafen angewiesen, sein eigentlicher Aufenthalt ist der Laden. Nun gut, wenn das so ist, ist es dann nicht zu loben, wenn das Sonntagsgesetz solche Mißstände aufdeckt und ihre Besserung fordert? Und vollends wenn die Verkäufer von allerhand Kram und Plunder, wenn die „edelsten Glieder der Nation“ mit ihrem Hausirkasten in dem unveräußerlichen Menschenrechte, jedes schöne Fleckchen Erde in einen Trödelmarkt zu verwandeln und jeden zu belästigen, der sich des stillen Sonntags freuen möchte, gestört werden, so ist das doch nur zu billigen. Ebenso wenig gerechtfertigt ist es, wenn sich Cigarrenhändler beklagen, daß ihnen verwehrt werde, ihre Bude Sonntags nachmittags bis tief in die Nacht hinein offen zu halten, um ein paar Dutzend Cigarren an Leute zu verkaufen, die sich ihren Bedarf ebenso gut hätten einstecken können. Geraucht wird doch; man wird künftig nur weniger am Sonntag kaufen und weniger einzeln kaufen.

Aber die Beschwerde wird sofort berechtigt, wenn man sich beklagt: Wir dürfen nicht verkaufen, aber der Wirt darf es; man entzieht uns einen Verdienst, um ihn dem Wirte zuzuwenden. In derselben Lage sind der Bäcker und der Fleischer, sie müssen ihre Laden schließen und zusehen, wie ihre Kunden zum Gastwirt gehen. Man hat diese Ungerechtigkeit dadurch mildern

wollen, daß man den Wirten verboten hat, während der geschloßnen Zeit über die Straße zu verkaufen; aber man kann nicht hindern, daß sich jemand beim Wirte vorsetzen läßt, was er sonst im Laden gekauft und zu Hause verzehrt hätte. In besonders übler Lage sind die Photographen, die von jeher ihr Hauptgeschäft des Sonntags gemacht haben. Die meisten Leute, namentlich die, von denen der kleine Photograph lebt, kommen nur zu ihm, wenn sie den Sonntagsrock angezogen haben. In der Woche können sie das nicht, oder sie thun es wenigstens nicht. Vom christlichen Standpunkte aus kann man sagen: Trage den Verlust; es ist besser, du leidest Schaden, als daß du den Sonntag entheiligst. Vom Standpunkte der sozialen Gesetzgebung aus kann man das nicht sagen. Man kann verbieten, daß die Kräfte des Personals über Gebühr ausgenutzt werden, man kann aber streng genommen nicht fordern, daß der Gehilfe des Sonntags frei haben soll, wenn er die Woche über genug Freiheit hat. Nimmt man dem Geschäftsinhaber den Verdienst, so setzt man den Angestellten vor die Thür und richtet Schaden an, wo man eine Wohlthat erweisen wollte. Oder unter welchem Vorwande wollte man die Photographie freigeben? Sie ist wirklich ein Gewerbe. Hier ist der Gesetzgeber in Verlegenheit. Die staatlichen Behörden haben auch bis jetzt auf die eingelaufenen Beschwerden keine Antwort gegeben.

Die kranke Stelle des Gesetzes ist die willkürliche Abgrenzung derer, die durch das Gesetz geschützt werden sollen. Der Handelsbeflißne, der Gesell soll seinen freien Sonntag haben. Ist der Kellner nicht auch ein Mensch? bedarf er des staatlichen Schutzes nicht ebenso wie der Kommis? Man kann ihn Sonntags nicht entbehren. Auch die Herren Gesetzgeber wollen des Sonntags ihr Glas Bier trinken. Der Kellner wird dem Sonntagsvergnügen der andern zum Opfer gebracht. Das mag eine harte Notwendigkeit sein, eine gerechte Sache ist es nicht. Es ist ein Stück sozialer Frage, das auch einem Bebel zu schwer ist. Und wo bleiben die Tausende, die im Verkehrsgewerbe angestellt sind? Wo bleiben die Dienstboten? Die Frankfurter Dienstmädchen haben sich schon gerüstet, sie wollen auch ihren freien Sonntagnachmittag haben, und die andern werden nicht zurückbleiben. Den Knechten auf dem Lande ist es schon lange ein Ärgernis, daß sie am Sonntag das Vieh füttern müssen. Wenn die nun auch alle Berücksichtigung finden sollten, so würde die Folge sein, daß die Herren am Sonntag die Arbeit selber machen müßten, was übrigens stellenweise schon jetzt der Fall ist.

Offenbar giebt es Arbeit, die auch am Sonntage geschehen muß. Richtet man also die Sache so ein, daß man durchs Gesetz bestimmt: Der Arbeiter, der abkömmlich ist, soll seine Sonntagsfreiheit haben, jeden Sonntag und zu bestimmten Stunden, der Arbeiter, der unabkömmlich ist, findet keine Berücksichtigung — so schafft man Verhältnisse, deren Ungerechtigkeit allgemein gefühlt wird.

Ebenso bedenklich ist aber auch die Bevorzugung einzelner Gewerbe, denen

man den Sonntagsbetrieb in gewissen Grenzen oder ganz frei gegeben hat. Bei der eingangs erwähnten polizeilichen Sonntagsverordnung für die Provinz Sachsen erregte der Umstand besondres Ärgernis, daß die Geschäfte auf preußischem Gebiete geschlossen waren, aber jenseits der Grenze geöffnet blieben. Dieser Übelstand ist dadurch, daß es sich jetzt um ein Reichsgesetz handelt, weggefallen. Dafür haben wir aber nun die Sonntagsgrenze innerhalb der Geschäfte. Das Volk der Wirte ist die meistbegünstigste Nation. Der Handel mit Blumen und Kränzen ist bis vier Uhr freigegeben worden, aber der Photograph, der an die Stunden des Tageslichts gebunden ist, und dem geholfen wäre, wenn er von elf bis vier Uhr arbeiten könnte, muß sein Glashaus schließen. In Badeorten darf während der „Saison" bis fünf Uhr verkauft werden. Warum denn? Es giebt doch nichts überflüssigeres, als den Kram, der dort feilgeboten wird! Überdies ist in Badeorten „alle Tage Sonntag." Gerade die Ausnahmen, die man gemacht hat, verschärfen die Ungerechtigkeit.

Der Grundfehler ist, daß in diesem Gesetze zwei Dinge mit einander verbunden sind, die nicht zusammengehören: der Schutz unselbständiger Arbeiter vor der Ausbeutung ihrer Kräfte, und der Schutz des Feiertags vor Handel und Wandel. Das erste gehört in ein Gewerbegesetz, das zweite nicht. Wir machen für diese Zusammenstellung nicht die Regierung verantwortlich, sondern in erster Linie die klerikal-konservative Mehrheit des Reichstags. Die Herren haben es offenbar gut gemeint, auch etwas erstrebt, was an sich wünschenswert ist, aber sie haben doch ein zu geringes Maß von Umsicht und Sachkenntnis auf dem Handelsgebiete bewiesen und haben aus dem Stegreife Bestimmungen geschaffen, die reiflicher hätten überlegt werden sollen.

Schließlich ist man bei der Ausführung des Gesetzes, das doch auch zum Besten der kirchlichen Interessen gemacht worden ist, mit diesen Interessen in argen Widerstreit geraten. Wenn das Gesetz Arbeitspausen festsetzt, die mit den Zeiten für den Gottesdienst zusammenfallen sollen, so ist eine Verständigung der staatlichen und der kirchlichen Behörden über diese Zeiten nötig. Das einfachste wäre es gewesen, sich an die ortsüblichen Zeiten des Gottesdienstes anzuschließen, aber das hätte eine große Mannigfaltigkeit gegeben, und in dem Militärstaate Preußen muß alles, was nur irgend geht, uniformirt werden. Man hat also zu den vorhandnen Schwierigkeiten ganz unnötigerweise eine neue geschaffen, und zwar eine, die, was das platte Land betrifft, überhaupt nicht überwunden werden kann, indem man gewisse Zeiten, nämlich die Stunden von neun bis elf Uhr vormittags und von zwei bis drei Uhr nachmittags, als Normalzeiten festsetzte.

In den Ausführungsbestimmungen der preußischen Ministerien des Innern, des Handels und des Kultus wird gesagt: Der Anfangspunkt der Beschäftigungszeit ist in der Regel auf sieben Uhr vormittags, der Endpunkt auf zwei Uhr nachmittags festzusetzen. Die Bestimmung eines frühern Anfangs-

und Endpunktes, halb sieben und halb zwei oder sechs und ein Uhr, ist zulässig, falls nach den örtlichen Verhältnissen die Zeit vor sieben Uhr vormittags für das Handelsgewerbe nicht bedeutungslos ist. Hier ist also für die verschiednen Bedürfnisse noch Raum gelassen. Die als zulässig bezeichneten Zeiten von sechs bis ein Uhr dürften ziemlich allgemein den Gewohnheiten des platten Landes, die Zeiten von sieben bis zwei Uhr denen der Städte entsprechen. Wenn in den erwähnten Ausführungsbestimmungen weiter gesagt wird, die Regierungspräsidenten hätten dahin zu wirken, daß an denselben Orten alle Gottesdienste auf dieselben Zeiten verlegt würden und, wo dies nicht zu erreichen sei, „nach Besonderheit der obwaltenden Verhältnisse über die Festsetzung der für den Hauptgottesdienst freizulassenden Pause nähere Bestimmungen zu treffen," so handelt es sich doch offenbar um die Bestimmung der Arbeitspause, nicht um die der Zeit für den Gottesdienst.

In den Erläuterungen des Herrn Regierungspräsidenten — wir haben hier einen bestimmten Regierungsbezirk im Auge — klingt aber die Sache schon anders. Da heißt es: Die gesetzliche Beschäftigungszeit fällt mit Ausnahme der Zeit für den Hauptgottesdienst (von neun bis elf Uhr) auf die Stunden von sieben bis zwei Uhr. Die Ortspolizei hat nach „Benehmen" mit den kirchlichen Behörden die Stunden für den Nachmittagsgottesdienst festzusetzen. Diese Zeit wird nicht vor zwei Uhr beginnen dürfen. (!) Also von der Zeit von sechs bis ein Uhr ist gar nicht mehr die Rede.

Nun kommt der Herr Landrat: Die Herren Amtsvorsteher haben sich schleunigst — denn es waren bis zum 1. Juli nur noch ein paar Tage übrig — mit den pp. Gemeindekirchenräten ins „Benehmen" zu setzen, zu „veranlassen," daß der Verfügung des Herrn Regierungspräsidenten entsprechend Beschluß gefaßt werde, und die in dem fraglichen Erlasse bestimmten „gottesdienstlichen Zeiten" bekannt zu machen.

Der Herr Amtsvorsteher „veranlaßt" nun — als ob er die vorgesetzte Behörde wäre! — die Gemeindekirchenräte seines Bezirks, zu beschließen, daß nach den Verfügungen des Ministers vom 10. Juni und des Oberpräsidenten vom 19. Juni der Frühgottesdienst von neun bis elf Uhr stattzufinden habe. Der Nachmittagsgottesdienst dürfe (!) vor zwei Uhr nicht beginnen.

Darauf fassen die Gemeindekirchenräte Beschluß, meist des Inhalts, daß die Novelle zum Gewerbegesetze für ländliche Bezirke ohne Bedeutung sei, daß sich die gottesdienstlichen Zeiten der Tagesordnung des Landes anzupassen hätten, daß die bisherigen Zeiten altherkömmlich seien, und daß eine Änderung den Kirchenbesuch schädigen würde. Man wünsche also die bisher üblichen Zeiten beizubehalten und beschließe dem entsprechend.

Darauf „erfolgt" die Antwort „seitens" des Herrn Amtsvorstehers: Nein, die Zeiten müßten so gewählt werden, wie der Herr Regierungspräsident angeordnet habe. Endlich wird ausgeklingelt: Die gottesdienstlichen Zeiten sind

auf Anordnung des Herrn Regierungspräsidenten von jetzt an neun bis elf Uhr vormittags und zwei bis drei Uhr nachmittags.

Also die Polizei schreibt vor, wann Gottesdienst gehalten werden soll und wann nicht! Das ist eine so kuriose Geschichte, daß wir sie Herrn Fritz Anders zur Bearbeitung in einer seiner nächsten „Skizzen" empfehlen möchten, sie erinnert lebhaft an die nach unten hin immer schneidiger werdende Ausführung eines Korpsbefehls.

Gesetze zu lesen ist nicht jedermanns Sache, besonders ist es nicht die Sache der Herren Pastoren. Es ist also nicht zu verwundern, daß sich viele haben einschüchtern lassen. Andre erkannten die Gesetzwidrigkeit der Vorschriften, erhoben Widerspruch und hielten ihre Gottesdienste ruhig zur alten Zeit weiter. Noch andre befanden sich vor der handgreiflichen Unmöglichkeit, zu gehorchen. Hier ein besonders schöner Fall. In A. befindet sich eine katholische und eine evangelische Gemeinde. Der katholische Pfarrer hatte ohne weiteres vorschriftsmäßig beschlossen, der evangelische hatte Protest erhoben. Das hatte zu einem vorwurfsvollen Bericht Anlaß gegeben mit der Andeutung, wie viel bessere Staatsbürger doch die Katholiken seien. Aber man hatte merkwürdigerweise übersehn, daß in A. beide Gemeinden, die katholische und die evangelische, dieselbe Kirche benutzen, und zwar die eine von neun bis elf Uhr, die andre von elf bis ein Uhr. Da konnte freilich der evangelische Pastor einer bureaukratischen Liebhaberei zu Gefallen nicht nachgeben. Derartiger Fälle, wo es ganz unmöglich ist, die Gottesdienste auf die angeordneten Stunden zu legen, giebt es aber auf dem Lande unzählige. Man hatte sie vom grünen Tische aus nicht bemerkt und eigentlich nur an die Städte gedacht. In den Städten haben sich auch die Dinge ziemlich leicht geordnet. Nur in Berlin ist man so schlau gewesen, zu verlangen, daß die Gottesdienstzeiten des lieben Geschäfts wegen auf eine ganz unmögliche Stunde gelegt werden, wogegen die Synode Widerspruch erhoben hat.

Nun wandte sich der Herr Oberpräsident an das königliche Konsistorium: königliches Konsistorium wolle die Geistlichen anweisen, die von den Behörden vorgeschriebnen Stunden für ihre Gottesdienste anzunehmen. Aber das Konsistorium, dem doch wahrlich nicht der Vorwurf der Staatsfeindlichkeit gemacht werden kann, antwortete: es bedaure, nicht dienen zu können, da es unmöglich sei, daß Geistliche, die, wie es bei der Mehrzahl der Fall ist, Filialen zu bedienen haben, von neun bis elf Uhr an verschiednen Orten Gottesdienst halten.

Der Wagen ist also glücklich festgefahren. Daß ein besondrer Schade dadurch entstanden sei, soll nun zwar nicht behauptet werden; man hat einige Konfusion angerichtet, und schließlich wird alles beim alten bleiben. Aber man hat die kirchlichen Kreise, auf deren Hilfe man so großen Wert legt, verletzt. Man hat mit Polizeiverfügungen in die Interna der Kirche eingegriffen. Und dies zur Zeit des „neuen Kurses"! Die bevorstehenden Kreissynoden werden

den Mund voraussichtlich ordentlich aufthun, und das ist, da sie offenbar im Rechte sind, für die staatliche Autorität nicht gut.

Was aus diesem Sonntagsgesetze noch werden wird, wer kann das sagen! Man kann es, ohne auf Interessen, die verletzt worden sind, Rücksicht zu nehmen, durchdrücken, man kann auch zurückweichen und soviel Ausnahmen gestatten, daß das Gesetz wirkungslos wird. Daß für die Befreiung des Sonntags von der Arbeit etwas geschieht, ist gewiß löblich, ebenso, daß man sich der Angestellten annimmt, die den unbilligen Anforderungen ihrer Arbeitgeber gegenüber nicht aufkommen können. Ob aber die Art, wie man die Sache in die Hand genommen hat, und wie man beide Angelegenheiten mit einander verquickt hat, richtig ist, das ist doch sehr die Frage. Oder vielmehr: es ist keine Frage, daß es nicht richtig ist.

Die Handelspolitik unsers Jahrhunderts

In der Sitzung des Ausschusses des Vereins für Sozialpolitik vom 26. September 1890 — so berichtet Gustav Schmoller in der Vorrede zu den neuesten höchst verdienstlichen Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik*) — wurde auf eine schriftliche Anregung von Dr. von Miaskowski hin beschlossen, wenn es möglich sei, in einem Sammelbande die Entwicklung der Handelspolitik der wichtigern Kulturstaaten in der letzten Zeit darzulegen. Man ging von der Ansicht aus, daß im Laufe der Jahre 1891 und 1892 keine volkswirtschaftliche Frage größere Bedeutung gewinnen werde, als die der am 1. Februar 1892 meist ablaufenden Handelsverträge, daß ein tieferes Verständnis der großen hierbei beteiligten Interessen, eine bessere Einsicht in die veränderten Ziele der Handelspolitik am ehesten durch eine solche möglichst objektive Erzählung der Zustände, Maßregeln und Strömungen in den einzelnen Ländern erreicht werde. Unter Leitung des Vorsitzenden traten einige Ausschußmitglieder mit Fachmännern der verschiednen Staaten in Verbindung und gewannen für jeden Staat einen einheimischen

*) Die Handelspolitik Nordamerikas, Italiens, Österreichs, Belgiens, der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Schweiz in den letzten Jahrzehnten, sowie die deutsche Handelsstatistik von 1880 bis 1890. Berichte und Gutachten, veröffentlicht vom Verein für Sozialpolitik. — Die Ideen der deutschen Handelspolitik von 1860 bis 1891 von Dr. Walther Lotz, Honorarprofessor in München. (Band 49 und 50 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.) Leipzig, Duncker und Humblot, 1892.

Bearbeiter; nur Italien wurde von einem Deutschen behandelt, von Professor Werner Sombart, der das Land durch mehrjährigen Aufenthalt und eingehende Studien genau kennen gelernt hat. Indem von Übersetzung der in englischer und französischer Sprache geschriebnen Beiträge Abstand genommen wurde, konnten die beiden angezeigten Bände noch vor Ablauf des vorigen Jahres herausgegeben werden; ein letzter Band, der die Handelspolitik Englands, Frankreichs, Spaniens und der Balkanstaaten darstellen soll, wird noch im laufenden Jahre erscheinen. Da es nicht möglich ist, die Hauptergebnisse sämtlicher Abhandlungen in dem Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes zusammenzufassen, so wollen wir wenigstens die von dreien skizziren, und wir wählen dazu die Vereinigten Staaten, Italien und Deutschland.

1

Die Commercial Policy of the United States of America 1860—1890 haben Dr. Richmond Mayo-Smith und Dr. Edwin R. A. Seligman, Professoren der Nationalökonomie im Columbia-College zu Newyork, dargestellt. Die Abhandlung beginnt mit einem Rückblick auf die ältesten Zeiten Neuenglands. Die Handels- und Kolonialpolitik aller europäischen Staaten, heißt es hier, war so ziemlich dieselbe, und England „war in dieser Hinsicht nicht viel liberaler als Spanien oder Holland.“ Das Mutterland pflegte sich selbst das Recht zum Handelsverkehr mit seinen Kolonien ausschließlich vorzubehalten, und Lord Sheffield drückte seine und seiner Landsleute Meinung in den Worten aus: Der einzige Nutzen der englischen Kolonien besteht in dem Monopol Englands auf ihren Konsum und auf den Transport ihrer Erzeugnisse. Nach der Navigationsakte von 1651 durfte der Warenumsatz zwischen den Kolonien unter einander, sowie zwischen ihnen und dem Mutterlande nur mit englischen Schiffen bewerkstelligt werden. Die Waren aber wurden in enumerated and non enumerated commodities eingeteilt. Erstere durften nur nach Großbritannien und nach andern englischen Kolonien ausgeführt werden. Den übrigen, den nicht besonders bezeichneten Waren, wurde die Ausfuhr nach beliebigen Ländern nicht beschränkt, nur durften sie auf keinen andern als englischen Schiffen verschickt werden. Die Rohproduktion, die bei der Größe und Fruchtbarkeit des dünn bevölkerten Landes ohnehin am nächsten lag, wurde noch durch Ausfuhrvergütungen auf Indigo, Hanf, Flachs, Rohseide, Bauholz, Faßdauben u. s. w. aufgemuntert, die keimende Industrie dagegen gewaltsam darniedergehalten; aufs strengste wurde die Ausfuhr von Garn und Wollgeweben, die Errichtung von Stahl- und Walzwerken verboten. So zwang man die Neuenglandstaaten, reine Ackerbaustaaten zu bleiben. Sobald sie sich frei gemacht hatten, öffneten sie ihre Häfen aller Welt, und schon während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit beeiferten sie sich, allerhand Industrien ins Leben zu rufen. Die Zollerhebung blieb Sache der Einzelstaaten, und

einige von diesen verrieten sofort schutzzöllnerische Neigungen. Der so ausbrechende Tarifkrieg zwischen den Bundesgliedern war es hauptsächlich, der zur Schöpfung jener Bundesverfassung drängte, die 1789 in Kraft trat und heute noch gilt. Bei der Aufstellung ihres ersten Tarifs ließ sich die nun fertige Union fast ausschließlich von der Rücksicht auf ihre Finanzen leiten. Sie brauchte Geld und belastete daher alle nicht besonders aufgezählten Waren mit einem Eingangszoll von fünf vom Hundert des Wertes, aufgezählt aber wurden nur wenig Artikel. In den Kriegen um die Wende des Jahrhunderts wurden die Handelsflotten Frankreichs, Spaniens und Hollands nahezu vernichtet, und diese Länder sahen sich nun für ihre Versorgung mit überseeischen Waren auf neutrale (nicht-englische) Flotten angewiesen, unter denen die der Vereinigten Staaten sehr bald den ersten Rang einnahm. Der ungeheure Gewinn, den unter diesen Umständen die Frachtschiffahrt brachte, lenkte die nordamerikanischen Kapitalien vorläufig noch von der Industrie ab. Aber die folgenden großen Kriege und namentlich Napoleons Sperrmaßregeln verminderten die Einfuhr von Industrieerzeugnissen in Nordamerika in dem Grade, daß sie dessen eigne Industrie rascher und stärker entwickelten, als es der höchste Schutzzoll vermocht hätte. Damit wuchs denn auch die Zahl derer, die am Industrieschutz interessirt waren, und diese erhoben ihn zum politischen Grundsatz, um zu erhalten und weiter zu fördern, was die Umstände geschaffen hatten.

Die nun beginnende Schutzzollperiode umfaßte den Zeitraum von 1816 bis 1846. Sie gipfelte in der Bill of Abominations von 1828. Die übertriebnen Zollsätze dieses Tarifs mußten jedoch einer nach dem andern dem Unwillen der Bevölkerung geopfert werden. Mit dem Präsidenten Polk kam im Jahre 1844 die demokratische Partei ans Ruder. Die südstaatlichen Sklavenhalter, die in dieser Partei ihre Vertreter fanden, hatten als Exporteure von Rohprodukten andre Interessen als die Großindustriellen und leiteten mit dem Tarif des genannten Jahres eine vierzehnjährige „sogenannte“ Freihandelsperiode ein; die Zölle wurden herabgesetzt, waren jedoch auch so noch hoch genug und brachten die Finanzverwaltung durch Überschüsse in Verlegenheit. Aber kaum hatte man dieser durch eine weitere Herabsetzung der Zölle im Jahre 1857 abgeholfen, so trat eine Krisis ein, die ein Defizit zur Folge hatte und die Vermehrung der Staatseinnahmen wünschenswert machte. Diese Gelegenheit benutzte die neue „republikanische“ Partei, die bei dieser Gelegenheit zugleich das industrielle Pennsylvanien für ihre gegen den Süden gerichteten Bestrebungen gewinnen konnte, um 1861 den Morrilltarif durchzubringen, der besonders dem Eisen und der Wolle einen hohen Zollschutz gewährte. Unmittelbar darauf brach der Sezessionskrieg aus, der noch in demselben Jahre eine weitere Erhöhung der Zölle zur Vermehrung der Staatseinnahmen bewirkte. Da diese nicht genügte, wurde 1862 eine Menge neuer Steuern eingeführt, darunter Steuern auf alle Arten von Industrieerzeugnissen, und um

die Industriellen für die ihnen auferlegte Last zu entschädigen, mußten die Eingangszölle abermals und zwar sehr bedeutend erhöht werden. So ging auch diese zweite Schutzzollbewegung nicht aus Theorien und Grundsätzen hervor, sondern wiederum zwangen äußere Umstände dazu, aber diesmal gingen die im Drange der Not angenommnen schutzzöllnerischen Gewohnheiten dem Volke in Fleisch und Blut über. So wenigstens stellen die Verfasser die Sache dar. Sollte aber nicht doch am Ende kapitalistische Berechnung von Anfang an mit im Spiele und die Zahl der Interessenten nur zu klein gewesen sein, sodaß sie ihre Absicht nicht hätten verwirklichen können, wenn ihnen der Krieg nicht zu Hilfe gekommen wäre, und sollte dies nicht gerade einer der Beweggründe zum Kriege gewesen sein?

Georg Hansen hat in seinem merkwürdigen Buche „Die drei Bevölkerungsstufen" (vgl. Grenzboten von 1890, 2. Vierteljahr S. 331) folgende Ansicht aufgestellt. Die Nordamerikaner würden noch lange Zeit ein Bauernvolk geblieben sein, wenn sich nicht die wenigen Städter der Regierung bemächtigt und durch eine vom Standpunkte des Gemeinwohls aus kurzsichtige Gesetzgebung eine großartige Industrie gewaltsam erzeugt hätten. „Das Interesse des Landes erforderte, daß sich der Überschuß der ländlichen Bevölkerung so gut wie die große Masse der Einwanderer auch ferner noch der Landwirtschaft zuwandte. Im Interesse des Mittelstandes [so nennt Hansen die wohlhabende Stadtbevölkerung] dagegen lag es, durch künstliche Mittel einen Arbeiterstand hervorzurufen, um sich mit Hilfe desselben durch Schaffung einer mächtigen Industrie die Quelle zu neuen Reichtümern zu eröffnen." Dieses Ziel sei nun in der Weise erreicht worden, daß man einerseits durch Schutz- und Prohibitivzölle die Industriewaren verteuerte, hierdurch sich in den Stand setzte, die Einwandrer durch hohe Löhne in die Fabriken zu locken, in den Städten fest- und vom Landkauf abzuhalten, andrerseits durch großartige Landankäufe und Landverschleuderung, wie die Schenkungen an die Eisenbahnkönige, den Grund und Boden verteuerte und die Ansiedlung erschwerte. Daß dann, nachdem das Land weggegeben und das arbeitende Volk auf die Fabriken angewiesen ist, die Arbeitslöhne fallen, versteht sich von selbst. Die Auffassung Hansens ist umso wahrscheinlicher, als der Plan, der der innern Politik der Vereinigten Staaten bewußt oder unbewußt zu Grunde liegt, schon zu der Zeit, als Nordamerika noch englische Kolonie war, von dem Nationalökonomen Wakefield, den Marx in seinem „Kapital" anführt, entwickelt worden ist. Wakefield beklagt die „Kapitalzersplitterung" in den Kolonien als ein großes Unglück. Man finde dort keine andre Art Menschen als wohlgenährte, behäbige Bauern, denen es gar nicht einfalle, ihre Selbständigkeit preiszugeben und in die Fabrik zu gehen. Der Kapitalist sei dort wie verraten und verkauft. Einem Herrn, der Geld, Maschinen und Menschen mit nach Australien genommen habe, um dort Fabriken anzulegen, seien gleich nach der Ankunft

sämtliche Leute fortgelaufen; nicht einmal ein Bursche zu seiner persönlichen Bedienung sei ihm geblieben, sein Geld sei so gut wie nicht vorhanden gewesen. So könne es dort niemals zur „Kapitalbildung," zur Anhäufung von Kapitalien kommen. Erst wenn sich viele durch Not zu billiger Lohnarbeit gezwungen sehen, könne das Geld „Kapital" werden. Man müsse daher auf das Kolonialland Beschlag legen, Grundstücke nur zu hohem Preise verkaufen, gleichzeitig englische Proletarier in die Kolonien transportiren und dort einen hungernden Arbeiterstand schaffen wie in England, dann werde die „beklagenswerte Zersplitterung des Kapitals" ein Ende haben. Sollten diese Gedanken nicht fortgewirkt haben, wenn auch vielleicht halb unbewußt?

Der Tarif von 1864 wirkte zwar zunächst sehr fördernd, aber bald erfolgte ein Rückschlag, da die Vorteile des Zollschutzes die erhöhten Produktionskosten: Steuern und höhere Arbeitslöhne, nicht aufwogen. Doch richtete sich die Opposition natürlicherweise mehr gegen die hohen Steuern als gegen die hohen Zölle, und das Fabrikanteninteresse war mächtig genug, einige Jahre hindurch jede Tarifreform zu verhindern. Die erste sogenannte Reform im Jahre 1870 war nur Schein, denn nur die Zölle auf solche Waren, die keines Schutzes bedurften, wie Thee und Kaffee, wurden herabgesetzt. Eine im Jahre 1872 beschloßne Herabsetzung der Zölle um zehn Prozent wurde bald darauf aus finanziellen Gründen wieder rückgängig gemacht. Auch die Verhandlungen von 1882 und 1883 endigten mit einem Siege der Protektionisten; und ihr Ergebnis lief wieder auf eine Scheinreform zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung hinaus. Im Jahre 1887 nahm Präsident Cleveland die Tarifreform ins demokratische Programm auf und machte sie so zur Wahlparole für die Präsidentschaftskampagne von 1888. Seitdem ist die Zollpolitik das Hauptunterscheidungszeichen der beiden großen politischen Parteien geblieben: der Protektionismus steht und fällt mit der Republikanerpartei. Da die längst mündig und mächtig gewordne nordamerikanische Industrie unmöglich mehr als ein des Schutzes bedürftiges Kindlein dargestellt werden konnte, so gingen die Republikaner zu einer andern Begründungsweise über; sie erklärten von nun an, der amerikanische Arbeiter müsse vor den niedrigen Löhnen geschützt werden, an denen der europäische leide. Wenn dieses Argument aufrichtig gemeint wäre, so würde es die amerikanischen Großindustriellen von dem Verdachte des oben beschriebnen Wakefieldismus reinigen, aber wer vermöchte wohl herauszubekommen, ob und wie weit eine politische Partei aufrichtig ist? Die Republikaner gingen nun frisch zum Angriff über und forderten sogar Erhöhung der Schutzzölle; der Verlegenheit beständiger Überschüsse könne zuerst durch Steuerermäßigung, sodann durch Herabsetzung der Finanzzölle vorgebeugt werden. Der Senatsbill, die diesen Forderungen nachkam, setzte zwar Roger Mills seine „finstre Laternenbill" entgegen — von den Industriellen so genannt, weil sie nicht befragt worden waren —, allein

in der laufenden Session wurde keine der beiden Bills Gesetz, und nach dem Siege der Republikaner bei der Präsidentschaftswahl gelang es den Schutzzöllnern, die wiedereingebrachte Senatsbill unter dem weltbekannten Namen Mac Kinleybill durchzudrücken; am 1. Oktober 1890 erlangte dieser berüchtigte Tarif Gesetzeskraft. Seine Neuerungen können in fünf Klassen geschieden werden. 1. Herabsetzung der Zölle auf Zucker und einige Waren zur Verminderung des Überschusses. 2. Erhöhung der Zölle auf Wolle, Wollwaren, Baumwollenwaren, Glas- und Töpferwaren u. s. w. zum Schutze der betreffenden Industrien. 3. Herabsetzung der Zölle in solchen Industrien, die, wie die Eisen- und Stahlindustrie, keine Konkurrenz mehr zu fürchten haben. 4. Zollerhöhungen zu dem Zweck, neue Industrien ins Leben zu rufen; dahin gehört z. B. der Zoll auf Zinngeschirr. 5. Zollerhöhungen aus politischen Rücksichten; damit sind die Zölle auf die landwirtschaftlichen Erzeugnisse und auf Tabak gemeint. Die Farmer der nördlichen Staaten stimmen zwar, wie die Bevölkerung des Nordens im allgemeinen, meist republikanisch, aber sie fangen doch schon an, über die Verteuerung aller Gebrauchsgegenstände, die sie kaufen müssen, zu klagen und behaupten, daß die Gesetzgebungsmaschine im einseitigen Interesse der Großindustriellen und sonstigen Kapitalisten arbeite. Zu ihrer Beschwichtigung wurden in den Tarif auch agrarische Zölle aufgenommen, die selbstverständlich in einem getreideausführenden Lande wenig zu bedeuten haben. Nur die Farmer an der Grenze, denen die kanadischen Gutsbesitzer Konkurrenz machen, haben einen kleinen Vorteil davon. Und um sich die schwankenden Wähler von Connecticut zu sichern, hat man den dortigen Tabakbauern einen Zoll bewilligt, der den amerikanischen Raucher zwingt, Cigarren mit dem schlechten Connecticutdeckblatt zu rauchen, während er früher Cigarren mit Sumatradeckblatt bekam.

Die Verfasser schließen ihre geschichtliche Übersicht der Entwicklung der nordamerikanischen Zollpolitik mit der Bemerkung: „Der Tarif ist ein Werk der herrschenden Republikanerpartei, die fester als je an den Schutzzoll glaubt. Mit Stolz weist sie auf das fabelhafte Wachstum der amerikanischen Industrie hin und behauptet, nur bei fortdauerndem Zollschutz könne der hohe standard of life des amerikanischen Arbeiters aufrecht erhalten werden und könne die amerikanische Nation ihre offenbare Bestimmung erfüllen. Eine Änderung wird, wenn überhaupt, nur sehr allmählich und stückweise vor sich gehen.“

Ein zweiter Teil stellt die „allgemeine Handelspolitik der Vereinigten Staaten“ dar, ihr Verhalten in Beziehung auf Handelsverträge (die Union ist solchen grundsätzlich abgeneigt), auf Zollverwaltung, Einwanderung, Abzahlung der Staatsschulden u. s. w. Über die Silberfrage wird gesagt, die Träger der Bewegung für freie Silberprägung seien einerseits die Silberminenbesitzer und andrerseits die stark verschuldeten Farmer der West- und Südstaaten, die (wie unsre deutschen Agrarier) ihre Grundschulden gern in Silber

abzahlen, d. h. ihre Gläubiger um einen Teil der Forderung bringen möchten. Die freie Silberausprägung würde das Gold aus der Union vertreiben und die in Europa untergebrachten amerikanischen Effekten entwerten.

Aus der angefügten Statistik ersieht man, daß die Union im Jahre 1889 für 810497603 Dollars Waren ausgeführt hat, nämlich für 591607102 Dollars Bodenerzeugnisse, für 138675507 Dollars Industrieerzeugnisse und 80214994 Dollars einheimisches Gold und Silber. Sie ist also, zum Glück für ihre Bewohner, trotz aller zur künstlichen Züchtung der Industrie gemachten fieberhaften Anstrengungen, bis zum heutigen Tage ein Ackerbaustaat geblieben; der Wert der ausgeführten landwirtschaftlichen Erzeugnisse betrug 532141490 Dollars, die übrigen Bodenprodukte verteilen sich auf Bergbau, Waldwirtschaft und Fischerei. Eingeführt wurden in den zwölf Monaten des Jahres vom 30. Juni 1889 bis zum 30. Juni 1890 für 789310409 Dollars Waren. Die Handelsbilanz würde also passiv sein, wenn die Vereinigten Staaten ihr Gold und Silber im Auslande kaufen müßten. Die Hauptmasse der Einfuhr bilden in erster Linie Kaffee, Zucker, Thee und ähnliche Genußmittel, sodann Rohstoffe für die Industrie und endlich halbfertige und fertige Industrieerzeugnisse. (Die Einfuhr der letzten Klasse dürfte sich seitdem unter der Einwirkung des Mac Kinley-Tarifs vermindert haben.) Die Verfasser bemerken, kein Mensch vermöge zu sagen, wie sich die Einfuhr bei völliger Zollfreiheit gestaltet haben würde. Zweifelhaft sei auch, ob die Fabrikanten durch den Zollschutz mehr gewönnen, als sie durch die Verteuerung der ebenfalls hoch zu verzollenden Rohmaterialien verlieren, nicht zu reden vom Konsumenten, der schließlich beide Arten von Zoll trage.

Ein letztes Kapitel ist dem internationalen amerikanischen Kongreß gewidmet, der auf Betreiben des Staatssekretärs Blaine in den Tagen vom 20. Oktober 1889 ab in Washington verhandelt hat. Dieser Kongreß sollte eine Zollunion sämtlicher amerikanischen Staaten, sowie ein allen gemeinsames Münz-, Maß- und Gewichtssystem und Patent- und Markenschutzrecht zustande bringen. Er verlief aber, wie vorauszusehn war, schon deshalb ergebnislos, weil sich der Protektionismus der Vereinigten Staaten und die Unionsbestrebungen zu einander wie Feuer und Wasser verhalten. Vorläufig also sorgen die Amerikaner selbst dafür, daß die Losung „Amerika für die Amerikaner" nicht auch noch durch ein Bündnis aller amerikanischen Staaten ihrer Verwirklichung näher geführt werde. Möchten sich das die europäischen Regierungen zu nutze machen! Möchten sie es verstehn, zwischen den Norden und den Süden des schönen Weltteils einen Keil zu treiben und wenigstens für den Süden die Losung durchsetzen: Amerika für die Europäer! Aus Europa hat Amerika alle Kulturgüter empfangen, deren es sich erfreut, darum haben wir Europäer Anspruch auf den Mitgenuß seiner Naturschätze. Wird Europa geduldig und unthätig zusehn, wie einige wenige von seinen Kindern, und nicht

die besten, zum Teil wilde Abenteurer und Spitzbuben, den neuen Erdteil mit ihrer Raubwirtschaft ausbeuten, seine Wälder verwüsten, seine Ströme versanden lassen, seine Viehherden vernichten und dann, wenn es dort für seine überschüssigen Arbeitserzeugnisse Absatz und für seine überzähligen Kinder Boden begehrt, es sich gefallen lassen, daß ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen wird?

2

Wir wenden uns nun zu Italien. „Zweimal während der letzten Jahrhunderte, sagt Werner Sombart in der einleitenden Vorgeschichte der neuern Handelspolitik Italiens, hat dieses Land, auch darin den deutschen Landen ähnelnd, geduldig anschauen müssen, wie große Umwandlungen im wirtschaftlichen Leben, technische und ökonomische Errungenschaften, deren Ausbeutung ihm vor allem auch gebührt hätte, von andern mächtigern Nationen allein zu ihrem Vorteile ausgenutzt wurden, weil diese ein gnädigeres Geschick befähigt hatte, durch nationale Einigung gewonnene politische Macht in die Wagschale zu werfen, dieweil die italienischen Stämme, vom Ehrgeiz der Fremden aufgereizt, in fruchtlosen Fehden ihre beste Kraft vergeuden sollten.“ Diesem Satze scheinen zwei falsche Vorstellungen zu Grunde zu liegen. Mit der einen, daß die Vorsehung gegen die Engländer gnädiger gewesen sei als gegen die Italiener, wollen wir uns später beschäftigen. Die andre besteht darin, daß ein Zustand als möglich vorausgesetzt wird, wo alle Nationen Europas gleich stark, gleich klug, gleich mächtig und in demselben Grade reich wären, und zwar reich nicht durch die Ausbeutung des eignen Landes, sondern fremder Länder. Diese Voraussetzung ist offenbar falsch. Wären Frankreich und Spanien so klug und seetüchtig wie England, Deutschland und Italien so geeint und nach außen mächtig wie England, alle vier Länder so industriell wie England gewesen, dann hätte nicht nur England nicht werden können, was es geworden ist, sondern die fünf Nationen würden sich in einem mit materiellen Waffen geführten wütenden Konkurrenzkampfe verblutet haben.

In Deutschland, heißt es weiter, „war es doch Preußen, das mit einem leidlichen Besitze den Mindestanforderungen des modernen Verkehrs genügen konnte. Italien dagegen war ganz und gar in Stücke aufgelöst; bei der eigentümlichen Struktur des Landes reichten die sieben selbständigen, quer geschichteten Staaten durchaus hin, um jede Regung eines national-italienischen Wirtschaftslebens zu unterbinden.“ Da hier das „nationale Wirtschaftsleben“ als ein unbedingt erstrebenswertes Gut erscheint, so wollen wir doch nicht ganz unterlassen, auf seine Schattenseite hinzuweisen. Diese besteht darin, daß in Deutschland z. B. eine sogenannte blühende Industrie, die eine winzige Anzahl von Unternehmern bereichert, wie die Zuckerfabrikation, die ländliche Arbeiterbevölkerung von einem ganzen Drittel des deutschen Reichs mobilisiren und von der heimischen Scholle wegreißen kann, daß ein und derselbe Börsen-

schwindler alle Schafe eines großen Reichs scheren kann, daß jeder Privatmensch in jedem verborgnen Winkel von den Stößen unmittelbar getroffen wird, die der Weltverkehr von den großen Weltveränderungen erleidet. Damit wollen wir natürlich den Zustand Italiens vor 1859 weder gelobt noch empfohlen haben, wo, wie Sombart anführt, die Kaufmannswaren zwischen Florenz und Mailand acht, zwischen Bologna und Lucca sieben Zollstätten zu passiren hatten. Die Wegräumung aller Verkehrshindernisse im Innern des Landes wird ohne Zweifel von allen Italienern, die den alten Zustand noch gekannt haben, als eine große Wohlthat empfunden. Was das Verhältnis zum Auslande anlangt, so hat Cavour seine piemontesische Politik auch in dieser Beziehung auf das geeinte Italien übertragen; sein Programm: gemäßigter Freihandel und Anschluß an Frankreich, ist die Grundlage der italienischen Handelspolitik bis ans Ende der siebziger Jahre geblieben; der Handelsvertrag mit Frankreich wurde am 17. Januar 1863 abgeschlossen. Sombart glaubt nicht, daß diese Politik dem Lande zum Heile gewesen sei. Die Beweggründe zu ihrer Annahme seien nicht den Bedürfnissen der italienischen Volkswirtschaft entsprungen, sondern von außen geholt worden: aus der Politik und aus dem doktrinären Liberalismus; was dem piemontesischen Staate nützlich gewesen war, mußte, meint Sombart, darum noch nicht für das Königreich Italien taugen. Ebenso wenig ging dann später die Abkehr vom Freihandel aus der Natur der Sache hervor; die schlechten Finanzen waren es, die zur Schwenkung zwangen. Der Staat brauchte Geld, und die ausländischen Waren, mit denen seit der Wegräumung der Zollschranken das Land überschwemmt wurde, und an die sich die Bevölkerung gewöhnt hatte, boten sich als viel versprechende Einnahmequelle dar. Im Jahre 1875 ward der Handelsvertrag mit Frankreich gekündigt und 1878 ein neuer, vorzugsweise für die Bedürfnisse des Fiskus zugeschnittner Tarif eingeführt. Der nun beginnende Tarifkrieg mit Frankreich führte noch einmal zu einem kurzen Frieden, der durch den Handelsvertrag von 1881 abgeschlossen wurde. Mittlerweile aber war neben dem fiskalischen Interesse auch das volkswirtschaftliche wach geworden, und die schnell erstarkte schutzzöllnerische Strömung fand in dem Gesetz vom 6. Juli 1883 ihren Ausdruck, das eine Untersuchung der Lage der Landwirtschaft und der Gewerbe anordnete und die Regierung verpflichtete, spätestens am 1. Januar 1887 einen neuen Tarifentwurf vorzulegen. Die Gutachten der beiden Enquetekommissionen täuschten die auf sie gesetzten Erwartungen. Die agrarische sprach sich mit dürren Worten gegen den Zollschutz aus; daß unter den Gründen der Ablehnung die Volksernährung keine Rolle spielte, finden wir ganz natürlich, da ja die moderne Politik nur Finanzen, Landwirtschaft, Industrie und andre Abstrakta kennt, nicht aber das Volk und die lebendigen Menschen, aus denen es besteht. Die Industriekommission gestand zwar die Zulässigkeit des Zollschutzes grundsätzlich zu, riet aber zur größten

Vorsicht bei Beantwortung der Frage, in welchem Maße das bedenkliche Heilmittel dem volkswirtschaftlichen Körper zugeführt werden solle. Die Kammermehrheit kümmerte sich nicht um diese Abmahnungen und Warnungen und machte bis zum 14. Juli 1887 einen schutzzöllnerischen Tarif fertig, der am 1. Januar 1888 in Kraft trat und den Handelsverträgen, die Italien in dieser Zeit mit Österreich und der Schweiz abschloß, zu Grunde gelegt wurde. Mit Frankreich wurde kein neuer Vertrag geschlossen; vielmehr schlug das innige Freundschaftsbündnis, das beinahe zwei Jahrzehnte hindurch beide Staaten fast zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete verschmolzen hatte, in erbitterte Feindschaft um, da ja gleichzeitig auch in Frankreich der schutzzöllnerische Paroxysmus seinen Höhepunkt erreichte und zu unfreundlichen Maßregeln gegen Italien verleitete. Welche Rolle dabei außerdem der politische Stellungswechsel Italiens gespielt hat, ist hinlänglich bekannt. Italien, bemerkt Sombart, „ist in dem ungleichen Kampfe wenn nicht unterlegen, so [doch] auf das äußerste geschwächt [worden]. Es hat wohl ausdrücken wollen, daß seine Kräfte erschöpft seien, als es einseitig, ohne ein gleiches von Frankreich zu erlangen, durch Gesetz vom 25. Dezember 1889, also nach mehr denn anderthalbjährigem Kampfe, die Retorsionszölle gegen Frankreich aufhob, hoffend, damit den grausamen Nachbar zur Nachgiebigkeit gleichfalls zu bewegen. Zur Zeit ist der Generalzolltarif gegen Frankreich in Geltung; dadurch sind diejenigen Nationen, welche mit Italien nur Meistbegünstigungsverträge abgeschlossen haben, also namentlich England und Deutschland, wesentlich auf die Vergünstigungen angewiesen, die seitens (!) Italien Österreich und der Schweiz gewährt worden sind." Diesem Zustande haben, was Deutschland anbetrifft, die Handelsverträge dieses Jahres ein Ende gemacht.

(Schluß folgt)

Zolas Kriegsroman La Débâcle

Das Wörterbuch der französischen Akademie giebt zu dem Worte débâcle folgende Erklärung: rupture, ordinairement subite, de la glace qui couvrait une rivière, et qui se partage alors en glaçons dont la descente est plus ou moins rapide. Il se dit, figurément et familièrement, de tout changement brusque et inattendu qui amène du désordre, de la confusion. Der Titel heißt also auf deutsch: Der Eisgang, und man muß gestehen, daß dieses Bild für einen französischen Roman, der den Krieg von 1870 und 1871 behandelt, außer-

ordentlich treffend gewählt ist. Denn für Zola bedeutet der deutsch-französische Krieg die Katastrophe in einem großen Sittendrama, die allgemeine Auflösung nach einer durch die unerwarteten und unfaßbaren Schläge hervorgerufnen Erstarrung, den gewaltsamen Zusammenbruch aller festen, geordneten Zustände in Frankreich. Die entfesselten Ströme schrankenloser Leidenschaften stürzen sofort nach den ersten unglücklichen Ereignissen in rasendem Wirbel über das Land, durchbrechen die Dämme und zertrümmern die Werke jahrelanger friedlicher Arbeit, aber auch eine ganze Welt des Flitterscheins mit einem Schlage: le second Empire emporté dans la débâcle de ses vices et de ses fautes. Die beste und kräftigste Übersetzung des Titels ist daher nicht der Zusammenbruch, wie man zu glauben scheint, sondern etwa die Sturmflut; will man aber das Familiäre, Volkstümliche, das in dem französischen Ausdruck liegt, im Deutschen annähernd wiedergeben, so müßte der Titel heißen: Der große Krach.

Zola ist in der Wahl seiner Büchertitel nicht immer glücklich gewesen; erst in seinen letzten Romanen scheint er sich den Gedanken des von ihm vielgelesenen Schopenhauer angeeignet zu haben, daß der Titel ein Monogramm des Inhalts sein müsse. Es ist für Schriftsteller eine sehr lehrreiche Erscheinung, daß Zolas Romane mit längerem, nichtssagendem Titel, selbst wenn sie zu seinen bessern Arbeiten gehören, eine kleinere Zahl von Auflagen aufzuweisen haben als die weniger guten mit einem kurzen, knappen, auffallenden Titel. L'Assommoir, Nana, Germinal, La Terre, Le Rêve, L'Argent haben alle bis jetzt einen Absatz von mehr als 75000 Exemplaren zu verzeichnen, bei Nana geht er sogar über die 150000! Das sind Erfolge, deren sich bis jetzt noch kein Schriftsteller bei Lebzeiten zu erfreuen gehabt hat. Die Gründe für die unerhörte Verbreitung aller Zolaschen Romane aber liegen weniger in Zolas schriftstellerischen Vorzügen, als vielmehr in dem durch die Halbbildung überall künstlich erweckten Lesebedürfnis, das durch kein ästhetisches Urteil und litterarisches Verständnis in Schranken gehalten wird. Zugleich liegt in diesem unglaublichen Absatz der französischen Romane eine kulturgeschichtlich bemerkenswerte Thatsache; nämlich die, daß der Einfluß der französischen Sprache und Litteratur auf das geistige und sittliche Leben der gebildeten Völker wieder im Wachsen ist. Ganz besonders gilt das für Deutschland, denn kein Absatzgebiet ist dem französischen Verleger so wichtig und so sicher wie das deutsche. Zolas Romane sind bei uns selbst in den Leihbibliotheken der kleinen Landstädte zu finden. Man wird aber von dem großen Absatz französischer Romane in Deutschland nicht behaupten können, daß er durch das Interesse an der französischen Sprache geschaffen worden sei, denn was den Durchschnittsleser an Zola fesselt, das ist doch lediglich seine beispiellose Gewandtheit, aufreizende geschlechtliche Vorgänge in immer neuen und überraschenden Verwicklungen darzustellen.

Wer nun mit solchen Lüstlingshoffnungen seinen neuen Roman La Débâcle in die Hand nimmt, wird bald enttäuscht sein. Denn Zola hat hier nicht die geringsten Zugeständnisse an den verdorbnen Geschmack seiner litterarischen Gemeinde gemacht, selbst da nicht, wo alle Voraussetzungen zu den bekannten Orgien vorhanden zu sein schienen. Die paar Szenen, wo die leichtfertige, sinnliche Madame Gilberte Delaherche in Sedan Freund und Feind ihre Gunst schenkt, sind so leicht, fast romantisch gezeichnet, daß der Leser kaum merkt, Zola habe in diesem sittlich zerfreßnen Frauencharakter das weibliche Geschlecht des zweiten Kaiserreichs geißeln wollen. Der ernste, düstre Hintergrund des ganzen Romans, die Zertrümmerung eines scheinbar festgefügten Staatsbaues, die furchtbare Demütigung Frankreichs scheinen ihn so mächtig ergriffen und seine Phantasie so gewaltsam von den alten Motiven geschlechtlicher Aufregung abgezogen zu haben, daß er in La Débâcle jeder Schilderung dieser Art fast ängstlich aus dem Wege geht. Der kriegsgeschichtliche Stoff dringt mit überwältigender Macht und Fülle auf ihn ein, und so behält er kaum Platz genug, den Charakter seiner beiden Helden Jean Macquart und Maurice Levasseur klar und widerspruchslos zu entwickeln und unsre Teilnahme an dem Schicksal dieser Menschen bis zum Schluß wach zu halten.

Zola hat nie einen Krieg mitgemacht, ist nie Soldat gewesen und stand mit seinen frühern Studien und Arbeiten der Kriegsgeschichte ganz fern. So ist er denn an den Stoff des vorliegenden Romans mit derselben kecken Unbefangenheit getreten, die wir schon früher bei der Besprechung seines Romans La Terre an ihm haben kennen lernen. Er hat sich in seinen kritischen Schriften einmal über seine Arbeitsweise ausgesprochen, und die müssen wir kennen, um zu verstehen, wie es ihm auch hier gelungen ist, trotz seiner mangelhaften Bildung in militärischen Dingen einen lesbaren Roman fertig zu bringen. „Einer unsrer Romanschriftsteller — sagt er — will z. B. einen Roman über die Theaterwelt schreiben. Von dieser allgemeinen Idee geht er aus, ohne eine bestimmte Thatsache oder eine Persönlichkeit vor Augen zu haben. Dann ist es seine erste Sorge, über alles, was er von der zu beschreibenden Welt erfahren kann, Notizen zu sammeln. Er hat diesen oder jenen Schauspieler kennen lernen und ist bei dieser oder jener Aufführung zugegen gewesen. Das sind schon »Dokumente,« und zwar die besten, wenn sie allmählich in ihm reif werden. Dann beginnt er den eigentlichen Feldzug: er unterhält sich mit Personen, die am besten über den Stoffe Bescheid wissen, er stellt die Schlagwörter zusammen, die Geschichten, die Porträts. Aber das ist noch nicht alles: er geht auch zu den geschriebnen Dokumenten und liest alles, was ihm irgendwie von Nutzen sein könnte. Endlich besucht er die Orte, lebt einige Tage in einem Theater, um die entlegensten Winkel kennen zu lernen, verbringt seine Abende in der Loge einer Schauspielerin und umgiebt sich so viel wie möglich mit der ganzen charakteristischen Luft.

Sind diese Dokumente erst vollständig da, so macht sich sein Roman ganz von selbst. Der Schriftsteller hat die Thatsachen nur logisch zu ordnen. Aus dem gesammelten Stoff entwickelt sich allmählich die ganze Handlung, die Fabel, die notwendig ist, um die einzelnen Kapitel des Romans aufzubauen. Das Interesse liegt nicht mehr in der Seltsamkeit und Fremdartigkeit der Fabel; im Gegenteil, je alltäglicher und allgemeiner sie ist, desto mehr wird sie typisch. Wirkliche Menschen in einer wirklichen Umgebung (milieu) in Bewegung setzen, dem Leser ein herausgetrenntes Stück des menschlichen Lebens geben, das ist das Wesen des naturalistischen Romans."

Man merkt es dem neuesten Roman Zolas sehr bald an, daß er nach diesem Rezept gearbeitet worden ist; der Notizenkram guckt aus jeder Seite heraus. Vor allem hat Zola seine Urkunden bei gemeinen Soldaten gesammelt, die den Krieg mitgemacht haben. Das sind aber nur wenig zuverlässige Quellen, denn der im Feuer stehende Füsilier hat von der Entwicklung einer Schlacht nicht die geringste Ahnung. Aber was Zola l'air ambiant nennt, das läßt sich allerdings aus dem Verkehr mit dem Soldaten gewinnen: die militärischen Bezeichnungen, die Kommandos, die Schlagwörter, die Redensarten, die Flüche, die großen und kleinen Dienstverrichtungen, das Biwakleben, die Sorgen, Strapazen und Bedürfnisse. Daher kommt es auch, daß in diesem Roman das Essen und das Hungern eine so große Rolle spielen, denn wo die Leute einmal tüchtig gehungert haben, das vergessen sie Zeitlebens nicht. Hatte Zola in den frühern Romanen den Geschlechtstrieb gleichsam als Leitmotiv für seine Geschichten benutzt, so nimmt er hier den Hunger dazu. Die französischen Soldaten hungern in dem Roman fortwährend. Bald werden sie durch den unerwartet eiligen Aufbruch des Lagers am Abkochen gehindert, bald sind die Proviantwagen abhanden gekommen, bald haben die Leute, um sich den Marsch zu erleichtern, ihren Mundvorrat weggeworfen und finden dann in den Quartieren nichts oder können von den geizigen Bauern nichts erlangen. So hat Zola zu den Umständen, die eine fortwährende Niederlage bei seinen Landsleuten herbeiführten, sehr geschickt einen neuen aufgedeckt, der in der Verpflegung und in dem Verhalten der französischen Truppen selbst lag, und mit dem er doch die Eitelkeit der Franzosen nicht verletzt, denn eine hungernde Truppe, das ist doch klar, ist schon halb geschlagen.

Sein ganzer Kriegsroman ist die Geschichte einer Korporalschaft, und zwar der Korporalschaft, die der Reserveunteroffizier Jean Macquart während des Krieges unter seiner Führung hat. Die Soldaten dieser Zeltgenossenschaft sollen gleichsam die Typen des ganzen französischen Heeres bilden. Ihre geistigen und moralischen Eigenschaften, ihre Ideen und Gesinnungen sollen das Wesen und den Charakter wiederspiegeln, die in den Truppen des zweiten Kaiserreichs herrschten. Den Korporal Jean Macquart kennen wir schon aus La Terre. Gleich im Anfange dieses Bauernromans haben wir ihn in jener

seltsamen Hofszene zwischen einer Kuh und einem Bullen gesehn, die unsern naturalistischen Malern den Stoff für ein prächtiges Seitenstück zu Potters bekanntem Gemälde La vache qui pisse bieten könnte. Nun hat der junge Bauer seine Frau verloren, seine Familienverhältnisse sind unerquicklich, seine Landwirtschaft ist heruntergekommen. Und so begrüßt er denn den Ausbruch des Krieges wie eine Befreiung aus unerträglichen Zuständen. Er tritt in sein altes Infanterieregiment, worin er den italienischen Feldzug mitgemacht hat, und erhält, obgleich er kaum lesen und schreiben kann, sofort eine Korporalschaft.

Seine Untergebnen sind nach Bildung und Charakter so verschieden wie möglich. Der Füsilier Chouteau, ein Pariser Stubenmaler, ist gleichsam der zersetzende Geist in der kleinen Abteilung. Er ist Revolutionär vom reinsten Wasser, verdreht durch seine hochklingenden Phrasen und Schlagwörter den Kameraden den Kopf und untergräbt die ganze Disziplin. Er ist der echte großmäulige Franzose, ohne Achtung vor Autorität, ein eingebildeter, rücksichtsloser und dabei feiger Bursche. Das Gegenteil von diesem Pariser blagueur ist der Bauer Pache aus der Picardie, ein einfältiger, bescheidner und frommer Mensch, der im Lager jeden Tag sein Morgen- und Abendgebet spricht und an keinem Kreuze vorbeigeht, ohne sein Sprüchlein zu murmeln. Er erträgt die Mühseligkeiten des Feldzugs ohne zu murren, wie ein Märtyrer; er ist in den Krieg gezogen nicht aus Begeisterung für seinen Kaiser oder für sein Vaterland, sondern weil es die Gendarmen in seinem Dorfe so haben wollten. Il était le souffre-douleur de l'escouade. Neben ihm steht der rohe Bauernknecht Lapoulle, ein fauler, beschränkter und gefräßiger Mensch, der fern von aller Kultur in den Sümpfen der Sologne aufgewachsen ist, und der von der Geschichte seines Landes so wenig weiß, daß er bei seiner Ankunft im Regiment fragt, ob er den Roi sehn könnte. Die Kameraden machen den vierschrötigen Kerl zum Packesel der Korporalschaft; sie bürden ihm alles auf und reden ihm ein, daß es eine Ehre sei, die Gebrauchsgegenstände der Abteilung, den Kessel, den Spaten u. s. w. zu tragen. Der lustige Schwerenöter in der Gruppe ist der Pariser Koch Loubet; mit seinen Cancanliedern ergötzt er die Kameraden, und durch faule Witze sucht er ihre Niedergeschlagenheit wieder zu heben. Endlich gehört zu dieser geistig ziemlich tief stehenden Gesellschaft noch der Kamerad Maurice Levasseur. Er ist Advokat in Paris, hat sein Leben nach den Gewohnheiten der jeunesse dorée genossen und ist durch einen gewissen Ekel an der Menschheit und besonders an den Weibern zum freiwilligen Eintritt ins Heer getrieben worden. Das leicht erregbare Blut, die Erinnerung an die französische gloire, das betäubende Geschrei einer siegestrunknen Menge auf den Boulevards, die einen militärischen Spaziergang nach Berlin zu unternehmen meinte, waren dazu gekommen, in ihm die Begeisterung für den Krieg wachzurufen. Die Abkühlung war bald genug eingetreten. Die muffige Luft in

der Kaserne, die rohen, ihm widerwärtigen Kameraden, sein Vorgesetzter, der ungebildete Bauernknecht Jean Macquart, die Entbehrungen und Strapazen auf den Märschen passen dem verwöhnten und verweichlichten Lebemanne nicht. Und so trägt er sein selbstgewähltes Schicksal düster und schweigsam.

Von den französischen Offizieren werden uns zwei Typen vorgeführt. In Leutnant Rochas finden wir den altgedienten Kommißoffizier, l'officier de fortune, der sich durch bloßes Draufgehn vom Gemeinen zu seinem Range emporgeschwungen hat. In Algier, bei Sebastopol und bei Solferino hat er siegreich gefochten, überall sind die Feinde geschlagen worden, und so zweifelt er keinen Augenblick, daß auch die Deutschen Prügel bekommen werden. Mit einem Fußtritt will er sie heimschicken. Zola nennt ihn den Don Quichote der alten französischen gloire, le troupier qui a conquis le monde entre sa belle et une bouteille de bon vin.... Avec lui finissait une légende. Einen Gegensatz dazu bildet der feinerzogne Hauptmann Beaudoin, der Stutzer von Saint-Cyr, der als Offizier von der Kriegsschule gekommen ist, sich aber das Vertrauen und die Neigung seiner Leute nicht zu erwerben versteht; sie nennen ihn un pète-sec. Um so mehr Glück hat er aber bei den Frauen. Als Beispiel eines völlig unfähigen Truppenführers stellt Zola den Brigadegeneral Bourgain-Desfeuilles hin. Seine krähende Stimme ist überall zu hören, besonders dann, wenn dieser Lebemann seine Bequemlichkeiten vermißt, nicht gut und im Überfluß zu essen hat und sich in der Gegend nicht zurechtfinden kann, weil er keine einzige Karte von Frankreich, sondern nur die von Deutschland besitzt.

Den würdigen Abschluß dieser militärischen Charakterzeichnungen bildet der Kaiser Napoleon selbst. Er ist kein richtiger Soldat, er ist ein Träumer, dem es im entscheidenden Augenblick an der nötigen Willenskraft fehlt; er steht schweigend, machtlos, wie gelähmt da vor all den unerwarteten Schlägen. Er ist überdies ein kranker Mann, der in den Krieg zieht, ohne eine Ahnung von seinen Strapazen zu haben; er kann nicht essen, nicht trinken (wieder das Magenmotiv!): un gravier dans la chair d'un homme et les empires s'écroulent. Die Soldaten schimpfen auf ihn und nennen ihn Badinguet — so hieß der Maurer, in dessen Kleidung Napoleon als Prinz aus der Festung geflohen war. Und wenn vor den Truppen der Weg versperrt ist, und der Marsch stockt, so rufen sie sich zu: C'est ce cochon d'empereur qui est là-bas, en travers de la route, avec ses bagages, pour nous arrêter. Und dann fahren sie fort: dieser erbärmliche Kaiser, dieser arme Teufel, der in seinem großen Reiche keinen Platz mehr hat, wird zwischen den Gepäckwagen der Armee wie ein unnützer Ballast mitgeschleppt. Welch ein Hohn! Hinter ihm zieht die ganze Pracht seines kaiserlichen Hauses, seine Leibwache, seine Staatswagen, seine Pferde, seine Köche, die Proviantwagen mit den herrlichen Silbergeräten und den unzähligen Weinflaschen kreuz und quer auf den Heerstraßen der Niederlage.

Eine eingehende Charakteristik der deutschen Soldaten und Offiziere hat Zola nicht versucht. Seine „Dokumente“ mögen ihn wohl dabei im Stich gelassen haben, obwohl er anscheinend die Übersetzungen deutscher Werke über den Krieg, vor allem das Buch von Busch: „Bismarck und seine Leute,“ studirt hat. Die Deutschen erscheinen gewöhnlich in weiter Entfernung und sind dann so groß „wie Bleisoldaten.“ Führt er sie dem Leser näher vor Augen, wie die Baiern in den Häuserkämpfen von Bazeilles, so sind es natürlich gemeine, rohe, ungeschlachte Menschen, die weder Weib noch Kind schonen, den Wehrlosen niederstoßen und zur besondern Erquickung Seife fressen. Auch den König Wilhelm und seinen Generalstab zeigt er uns in großer Entfernung, von dem Dache eines Hauses in Sedan, während die Schlacht tobt, und das französische Heer allmählich von allen Seiten umzingelt wird. Alle erscheinen auf der Höhe de la Marfée so klein wie Kinderspielzeug, so hoch wie die Hälfte eines kleinen Fingers: „Der König von Preußen stand in seiner dunkeln Uniform immer aufrecht da vor den andern Offizieren, die sich zum Teil auf dem Rasen gelagert hatten, und deren Goldstickereien eigentümlich funkelten. Da waren fremde Offiziere, Adjutanten, Generäle, Hofmarschälle, Prinzen, alle mit Ferngläsern versehen; vom frühen Morgen an verfolgten sie den Todeskampf des französischen Heeres, wie bei einem Schauspiel. Und das furchtbare Drama sollte bald zu Ende sein. König Wilhelm hatte soeben die Vereinigung seiner Truppen erfahren. Die Lage war folgende: die dritte Armee unter dem Befehl seines Sohnes, des Kronprinzen von Preußen, die über Saint-Menges und Fleigneux vorgerückt war, besetzte die Hochfläche bei Illy, während die vierte Armee, die der Kronprinz von Sachsen befehligte, über Daigny und Givonne vordrang und den Wald von Garenne seitwärts liegen ließ. Das elfte und das fünfte Korps reichten so dem zwölften und der Garde die Hand. Die gewaltige Anstrengung, den Kreis zu durchbrechen in dem Augenblick, wo er sich schloß, der ruhmvolle, aber nutzlose Angriff der Division Margueritte hatte dem Könige von Preußen einen Ausruf der Bewundrung entrissen: O, die braven Leute! Jetzt war die mathematisch berechnete, unbarmherzige Umschließung fertig. Die Klammern der Zange hatten sich zusammengethan. Mit einem Blick konnte er die ungeheure Kette von Menschen und Kanonen durchfliegen, die das besiegte Heer zusammenpreßte. Im Norden wurde der Druck immer mächtiger und schob die Flüchtlinge nach Sedan hinein, unter dem furchtbaren Feuer der Batterien, die den Horizont wie eine ununterbrochne Linie begrenzten.... König Wilhelm ließ ermüdet das Fernglas einen Augenblick sinken und verfolgte die Vorgänge mit bloßem Auge. Die Sonne sandte ihre schrägen Strahlen über den Wald und sank immer tiefer an dem klaren, wolkenlosen Himmel. Die ganze weite Landschaft leuchtete wie vergoldet; die Luft war so durchsichtig, daß selbst die kleinsten Gegenstände in auffallender Klarheit erschienen. Er sah die Häuser von

Sedan, die Wälle, die Festung, das ganze verwickelte System der Festungsanlagen. Und rund herum alle die Dörfer, über das Land zerstreut, und sauber und frisch wie aus einem Spielzeugkasten.... Die Maas erschien unter dieser Beleuchtung in ihren langgestreckten Windungen wie ein goldner Strom. Und das entsetzliche, blutgetränkte Schlachtfeld glich bei diesem Sonnenuntergang, von der Höhe gesehen, einem kunstvollen Gemälde: tote Reiter, zerrißne Pferde bedeckten die Hochfläche von Floing wie helle Stellen; rechts nach Givonne zu fesselten die letzten Bewegungen des Rückzugs das Auge des Zuschauers durch den Wirrwarr laufender, sich überstürzender kleiner schwarzer Gestalten. Links auf der Halbinsel von Iges stand eine bairische Batterie; sie sah mit ihren Kanonen, die so dick wie Zündhölzchen erschienen, wie ein gut aufgezognes Spielwerk aus, so regelmäßig arbeitete sie. Das war der hoffnungslose, niederschmetternde Sieg, und der König empfand keine Gewissensbisse vor diesen Leichen, vor diesen Tausenden zusammengedrückter Menschen, vor diesem weitausgedehnten Grunde, worin die unempfindliche Natur an diesem Schlusse eines sonnigen Tages schön blieb trotz der Feuersbrunst in Bazeilles, trotz des Blutbades bei Illy, trotz der Todesangst in Sedan."

Von Moltke hören wir weiter nichts, als was man bei seinem Tode in allen französischen Zeitungen zu lesen bekam, nämlich daß er kein großer Feldherr, sondern ein geschickter Rechenmeister gewesen sei, der nur durch die Überlegenheit der Masse den Widerstand niederzuwerfen vermocht habe. Un terrible homme, ce général de Moltke, sec et dur, avec sa face glabre de chimiste mathématicien, qui gagnait les batailles du fond de son cabinet, à coups d'algèbre! Auch von Bismarck weiß Zola nicht viel mehr zu erzählen, als daß er bei der Begegnung mit Napoleon eine alte Mütze und große Schmierstiefel getragen habe und von einem air de dogue bon enfant sei. Der einzige deutsche Offizier, der als halbwegs gebildeter Mann auftritt, ist der Landwehrhauptmann von Gartlauben. Zola unterläßt aber nicht zu bemerken, daß dieser Offizier längere Zeit in Paris gelebt und sich dort bessere Sitten angeeignet habe. So gelingt es denn auch diesem Deutschen, die Liebe und die äußersten Gunstbezeigungen der koketten Madame Gilberte in Sedan ziemlich leicht zu gewinnen. Selbstverständlich spielt der preußische Spion in dem Roman eine große Rolle. Er heißt Goliath Steinberg, ist ein Mensch von riesiger Kraft und dummschlauem Wesen und hat als Bauernknecht in der Nähe von Beaumont gearbeitet. Als die Franzosen hier ihr Lager aufschlagen, führt er die Baiern hin und wird so der Urheber der furchtbaren Niederlage. Bei einem Stelldichein, das ihm die Magd Silvine auf dem Hofe des alten Bauern Fouchard gewährt, wird er von Franktireurs ergriffen, nach langem Widerstande gefesselt und geknebelt und schließlich nach einem lächerlichen Gerichtsverfahren, das die drei Franktireurs über ihn abhalten, wie ein Schwein ab-

geschlachtet, wobei die Magd, die ein Kind von ihm hat, treulich Hilfe leistet. Diese Szene gehört zu dem Widerwärtigsten, was Zola geschrieben hat.

Durch alle diese Episoden und Wandelbilder des Krieges, die bald auf geschichtlicher Wahrheit beruhen, bald naturalistische Dichtungen sind, zieht sich die einfache Geschichte der beiden Hauptpersonen Jean Macquart und Maurice Levasseur. Das siebente Korps, zu dem ihr Regiment gehört, hat beim Beginn des Feldzugs den Befehl erhalten, bei Mülhausen Stellung zu nehmen und den Feind zu beobachten. In unglaublicher Verwirrung kommt das Korps dort an, unvollständig und ganz unzureichend ausgerüstet. Die zweite Division fehlt noch; man erwartet sie aus Italien. Und die zweite Kavalleriebrigade hat man in Lyon zurückgelassen, weil man dort einen Volksaufstand befürchtet. Drei Batterien haben sich auf dem Marsche verlaufen, niemand weiß, wohin. Die Magazine, die alle Kriegsausrüstungen stellen sollten, sind leer; nichts ist den Soldaten geliefert worden, weder Zelte noch Kochgeschirre, weder gute Waffen noch ausreichende Kleidung. Der ganze Train des Kriegs fehlt. Erst im letzten Augenblick hat man bemerkt, daß dreißigtausend Reserveteile für die Gewehre fehlten. Ein Offizier wird deshalb sofort nach Paris geschickt, und diesem gelingt es denn auch nach langen Vorstellungen fünftausend zu erwischen; die übrigen Gewehre bleiben ohne Reserveteile. Man läßt die Regimenter unthätig im Elsaß liegen; die kostbarste Zeit verstreicht, während die Deutschen unaufhaltsam vordringen. Trotzdem steht es bei den französischen Soldaten ganz fest, daß die Deutschen geschlagen werden, und daß man bald den Marsch nach Berlin antreten werde.

Erst Lavasseurs Schwager, der Elsässer Weiß, der von Sedan nach Mülhausen geeilt ist, um Geschäftsangelegenheiten zu ordnen, bringt den Leuten eine andre Meinung von dem Zustande und den Leistungen der deutschen Truppen bei. Der bramarbasirende Leutnant Rochas fährt dazwischen und verbietet Weiß, im Lager solche Gespräche zu führen und die Leute zu entmutigen. Aber Weiß meint, die genaue Kenntnis der wirklichen Dinge könne jedem nur nützlich sein, und fährt fort zu erzählen von Preußens Erstarkung nach Sadowa, von der nationalen Bewegung in Deutschland, von der trefflich geleiteten, gut geschulten deutschen Armee, und damit vergleicht er die gefährlichen Zustände in Frankreich: das morsche Kaisertum, die durch leicht gewonnene Siege in Algier verwöhnte Armee, die mangelhafte Ausbildung der Führer, ihre Eitelkeit und Mißgunst und den kranken, kriegsuntauglichen Kaiser. Rochas hat für alle diese Erwägungen kein Verständnis: „Österreich verhauen bei Castiglione, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Wagram! Preußen verhauen bei Eylau, bei Jena, bei Lützen! Rußland verhauen bei Friedland, Smolensk und an der Moskwa! Spanien, England überall verhauen! Der ganze Erdkreis von oben nach unten, in die Länge und Breite verhauen! Und heute sollen wir verhauen werden! Warum? wie? hat sich denn die Welt so verändert?"

Aber bald dringen die Nachrichten von Mac Mahons Niederlage bei Fröschweiler und Frossards bei Spichern ins Lager. Die Soldaten des siebenten Korps treten den Rückzug nach Belfort an, überall auf dem fluchtartigen Marsche von den Bauern beschimpft und von alten Weibern als Feiglinge angeschrien. Jeans Korporalschaft schleicht mutlos dahin. Die Mannszucht wird immer lockrer. Die Leute werfen ihre Tornister weg, und schließlich fliegen auch die Gewehre über die Hecken am Wege. Hierbei geraten Jean und Maurice hart aneinander, und erst später, als der Korporal in väterlicher Weise für seinen Untergebnen, den verwöhnten Pariser Akademiker, sorgt, entsteht zwischen beiden eine durch gleiche Leiden und Entbehrungen immer fester werdende Freundschaft. Das Regiment wird in aller Eile verladen und auf der Bahn nach Reims geschafft. Von Reims geht es in Kreuz- und Querzügen durch die Lause-Champagne nach Vouziers und nach Chêne. Endlich, nachdem die Füsiliere sechs Wochen scheinbar zwecklos im eignen Lande umher marschiert sind, sehen sie die deutschen Ulanen; aber keiner kommt zu Schuß, und so schleppen sie denn ihre jungfräuliche Waffe, bis sie wie eingekeilt unter den Wällen von Sedan liegen und an ein Entkommen oder eine siegreiche Schlacht nicht mehr zu denken ist.

Damit schließt der erste Teil des Romans, die Exposition des gewaltigen Dramas, das Zola dem Leser vor Augen führen will. Der zweite Teil enthält die Katastrophe, den Zusammenbruch des „sentimentalen" Kaisertums, die Vernichtung der französischen Armee und die Gefangennahme Napoleons.

Von drei Stellen aus läßt uns Zola die Entwicklung der Schlacht bei Sedan mitmachen, und überall versucht er, die uns bekannten Personen in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen. In Bazeilles beteiligt sich Levasseurs Schwager, der Elsässer und erbitterte Preußenfeind Weiß, an dem entsetzlichen Straßen- und Häuserkampf. Im Sommerüberzieher, mit dem Pincenez auf der Nase, das Gewehr eines gefallnen Franzosen in der Hand, so steht der kleine untersetzte Mensch vor seinem Landhause und schießt unaufhörlich zwischen die Reihen der vorstürmenden Baiern. Er wird gefangen genommen, und während seine Frau Henriette aus Sedan herbeieilt, um den Tollkühnen aus Bazeilles zu holen, wird er vor seinem Hause standrechtlich erschossen.

Die zweite Szene spielt sich auf der Hochfläche von Algérie ab, von wo man einen freien Blick auf das Dorf Floing, auf Saint-Menges und Fleigneux hat. Hier hat das hundertsechste Regiment Stellung genommen; Jeans Korporalschaft liegt in einem Kohlfelde und erwartet den heranrückenden Feind, der bei Floing vorgeht. Stundenlang bleiben die Soldaten mit dem Bauch auf der Erde hinter den Kohlköpfen liegen, und die Granaten sausen über ihnen hinweg, ohne Schaden anzurichten. Das erweckt ihren Galgenhumor, und der Witzbold Loubet giebt dem dummen Kameraden Lapoulle den Rat, den Finger vor die Nase zu halten, damit die Granaten rechts oder links vorbeigehn.

Das thut auch Lapoulle unter dem Gelächter der ganzen Korporalschaft. Aber ihre Lage wird gefährlich, als die Deutschen den das ganze Hochland beherrschenden Berg Le Hattoy besetzen und dort Artillerie aufpflanzen. Das Regiment hat ein mörderisches Granatenfeuer auszuhalten, ohne daß die Leute einen Feind sehn. Endlich erscheinen vor einem Wäldchen in einer Entfernung von vierhundert Metern die ersten Preußen; die französische Artillerie wirft sie sofort ins Dickicht zurück. Trotzdem schießt Jeans Korporalschaft wie wild in das Gehölz hinein, eine Patrone nach der andern, aus Freude und Aufregung, endlich nach sechs Wochen den Feind vor Augen zu haben. Das Regiment geht sprungweise vor, der Hauptmann Beaudoin erhält einen Granatensplitter ins Bein und bleibt liegen; die Verluste werden immer stärker, und trotz des heldenhaften Vorgehens des Obersten Vineuil weicht das Regiment und löst sich in allgemeine Flucht auf. Jeans Korporalschaft findet Deckung hinter einer Hecke und hinter Bäumen. Von hier sehen sie den kühnen, aber nutzlosen Kavallerieangriff der Division Margueritte, die den Ring der deutschen Truppen durchbrechen will. Jean wird verwundet, und Maurice trägt den Freund mit Aufbietung aller seiner Kräfte aus dem Feuer. Die einzige noch freie Rückzugslinie geht durch einen Wald, der sofort furchtbar von der feindlichen Artillerie beschossen wird. Zolas Schilderung dieser Episode ist anschaulich und lebendig: „Mit den ersten Schritten merkten alle, daß sie in eine wahre Hölle geraten waren. Aber sie konnten nicht mehr zurück, man mußte auf jeden Fall den Wald durchschreiten; es war ihre einzige Rückzugslinie, dieser Wald der Verzweiflung und des Todes. Die Preußen hatten erkannt, daß sich die Truppen dort sammelten, und schleuderten einen Hagel von Gewehrkugeln und Granaten hinein. Der Wald war wie durch ein Sturmwetter gepeitscht. Die Geschosse zersplitterten die Bäume, rissen das Laubwerk herunter, und aus den geborstnen Stämmen klang es wie Ächzen und aus den zerrißnen, stürzenden Zweigen wie Todesseufzen. Es klang wie das verzweifelte Geschrei einer geknebelten Masse, wie das Wimmern tausender von Wesen, die an den Boden gefesselt waren und unter dem Geschoßhagel nicht fliehen konnten. Nie hat es eine größere Todesangst gegeben als hier in diesem von allen Seiten beschoßnen Walde.“ Jean und Maurice kommen glücklich durch den Schreckensort, sie werfen sich in den Park der Eremitage, der von einer Handvoll Franzosen gegen die anstürmenden Garden verteidigt wird. Die Sonne, ce cochon de soleil, geht endlich unter, und sie erreichen die Mauern von Sedan.

Der dritte Schauplatz, auf den uns Zola während der Schlacht führt, ist das Haus des Fabrikbesitzers Delaherche in Sedan. Hier giebt seine Frau Gilberte ihrem frühern Geliebten, dem Hauptmann Beaudoin, ein Stelldichein, bevor er in die Schlacht zieht; hier erfahren wir aus den Gesprächen, was uns Zola noch über den Kaiser, über Mac Mahon und den General Wimpffen

mitzuteilen hat; hier in dem Fabrikgebäude wird auch ein Lazarett aufgeschlagen, wo der Stabsarzt Bouroche seines Amtes waltet. Daß sich Zola die Gelegenheit nicht entgehen läßt, hierbei alle seine anatomischen, chirurgischen und kriegshygienischen Notizen auszukramen, ist selbstverständlich. In endlosen Zügen werden die Verwundeten herbeigeschleppt. Die Lazarettgehilfen und Krankenträger haben Tag und Nacht zu schaffen, um alle Unglücklichen unterzubringen. Wir werden mit allen nur möglichen Verwundungen von den Füßen bis zum Kopf bekannt gemacht, alle chirurgischen Geräte und Werkzeuge werden uns vorgelegt und beschrieben: Messer, Zangen, Scheeren, Sonden; keine Handreichung und kein Schnitt bei der Amputation eines Armes oder Beines bleibt uns erspart: Il s'agissait de la désarticulation d'une épaule, d'après la méthode de Lisfranc, ce que les chirurgiens appelaient une jolie opération, quelque chose d'élégant et de prompt, en tout quarante secondes à peine. Déjà, on chloroformait le patient, pendant qu'un aide lui saisissait l'épaule à deux mains, les quatre doigts sous l'aisselle, le pouce en dessus. Alors Bouroche, armé du grand couteau long, après avoir crié: Asseyez-le! empoigna le deltoïde, transperça le bras, trancha le muscle; puis revenant en arrière, il détacha la jointure d'un seul coup; et le bras était tombé, abattu en trois mouvements.

Nach der Kapitulation werden die französischen Truppen entwaffnet und nach der Halbinsel von Iges gebracht. Hier findet sich Jeans auseinandergesprengte Korporalschaft wieder zusammen. Es wird ein großes Lager für die Gefangnen aufgeschlagen, aber es können so wenig Mundvorräte herbeigeschafft werden, daß viele vor Hunger zu Grunde gehen. Manche springen aus Verzweiflung in die Fluten der Maas, um aus dem Camp de la Misère zu entfliehen, aber die deutschen Wachposten schießen die Schwimmenden nieder. Von den Kavalleriesignalen herbeigelockt, stürzen ganze Scharen reiterlose Pferde über die Halbinsel, rennen wie toll umher und verschwinden wieder am Horizont oder brechen ermattet zusammen. Solch ein völlig entkräftetes Pferd sehen Jeans Leute vor ihrem Lagerplatz niederstürzen. Es ist streng verboten, die Tiere zu töten; aber alle sechs sind einig, ihren Hunger an diesem Pferde zu stillen. Die Nacht bricht herein, Lapoulle ergreift einen großen Stein und schleicht sich an das ermattete Tier, um ihm den Schädel einzuschlagen. Wir wollen Zola selbst erzählen lassen, um noch ein Beispiel seiner Darstellung zu geben: „Bei dem ersten Hieb machte das Pferd eine Anstrengung, sich aufzurichten. Chouteau und Loubet hatten sich über seine Beine geworfen und versuchten es niederzuhalten, während sie die andern zur Hilfe herbeiriefen. Das Pferd schrie vor Angst und Schmerz mit einer fast menschlichen Stimme; es schlug um sich und würde die beiden wie Glas zerbrochen haben, wenn es vor Entkräftung nicht schon halbtot gewesen wäre. Aber den Kopf warf es hin und her und die Schläge trafen nicht mehr; Lapoulle konnte es nicht tot kriegen. —

Schwerenot! hat der Racker harte Knochen! Haltet ihn doch fest, daß ich ihn kalt machen kann! — Jean und Maurice waren starr vor dieser Roheit und hörten nicht auf Chouteaus Rufen; sie blieben stehen und konnten es nicht über sich gewinnen, beizuspringen. Pache dagegen sank in einer religiösen Anwandlung auf die Kniee, faltete die Hände und begann Gebete zu stammeln, wie man das am Bette eines Sterbenden zu thun pflegt: Herr im Himmel, hab Erbarmen mit ihm! Noch einmal schlug Lapoulle vorbei und riß dabei dem unglücklichen Pferde das eine Ohr herunter; mit lautem Schrei stürzte es nieder. Wart mal, wart mal! brummte Chouteau. Jetzt werden wirs kriegen. Laß nicht los, Loubet! Er hatte sein Messer aus der Tasche genommen, ein kleines Ding, dessen Klinge nicht länger als ein Finger war. Er warf sich auf den Körper des Tiers, packte seinen Hals und stieß die Klinge hinein. Dann wühlte er damit in dem lebenden Fleische herum, bis er es in Fetzen geschnitten und die Halsader gefunden und durchgerissen hatte. Das Blut sprang im Bogen heraus, dann floß es wie aus einem Wasserrohr, während das Pferd mit den Beinen zuckte und ein krampfhafter Schauer über seine Haut flog. Es dauerte fast fünf Minuten, bis es tot war. Seine großen, weit geöffneten Augen blickten wie in angstvoller Traurigkeit; sie waren fest auf die hungrigen Männer gerichtet, die auf das Ende warteten, dann wurden sie trübe und erloschen. Himmlischer Vater, stammelte Pache, der noch auf den Knieen lag, steh ihm bei und nimm es auf in deine heilige Hut!"

Endlich sind die furchtbaren Tage in dem „Lager des Elends" vorbei. Die Gefangnen werden in großen Trupps durch Sedan über Mouzon nach der deutschen Grenze gebracht. Unterwegs suchen verschiedne zu entwischen; manchen gelingt es auch, mancher, z. B. auch Loubet, bleibt unter dem Feuer der Verfolger. In der Nähe von Mouzon wird Halt gemacht. Jean und Maurice kaufen von einem Mädchen Bauernkleider, werfen die Uniform weg und entkommen. Nur Jean wird dabei verwundet und muß in Remilly Zuflucht bei Mauricens Onkel, dem Bauern Fouchard, suchen.

Hier in Remilly und später in Paris spielt der dritte Teil des Romans. Fouchards Sohn Honoré hat als Artillerist die Schlacht bei Sedan mitgemacht und ist gefallen. Seine Verlobte, die Magd Silvine, die von dem preußischen Spion Goliath Steinberg vergewaltigt worden ist, eilt auf das Schlachtfeld, um ihren Geliebten unter den Toten aufzusuchen. Damit schafft sich Zola eine vortreffliche Gelegenheit, in epischer Lebendigkeit ein Bild von dem Schlachtfelde zu entwerfen. Die Schreckensbilder, die Silvine zu sehen bekommt, sind mit solcher Ausführlichkeit und so naturalistischer Genauigkeit gezeichnet, daß sie der Leser nicht sobald wieder los wird. Die Verwüstungen der Geschosse, das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden, der Anblick entstellter und zerrißner Soldaten, die Hyänen des Schlachtfeldes (von denen

Zola behauptet, es seien hauptsächlich Juden gewesen), alles erscheint vor uns, und man gewinnt den Eindruck, als habe Zola, wie Wereschagin mit seinen Tendenzgemälden, die entsetzlichen Bilder nur entworfen, um von dem Kriege abzuschrecken.

In dem alten Fouchard giebt uns Zola den Typus des engherzigen, selbstsüchtigen und geizigen Bauern, der mit der Doppelflinte in der Hand die hungernden Franzosen von seinem Hofe vertreibt, mit den Franktireurs in enger Verbindung steht und sich trotzdem die einträgliche Stelle eines Fleischlieferanten für das deutsche Heer zu verschaffen weiß. Dabei bringt er alles kranke Vieh, dessen er habhaft werden kann, an den Mann und rühmt sich, mit diesem Geschäft mehr Deutsche getötet zu haben, als manches Großmaul mit seinem Chassepot. Hier auf den Bauernhof bringt Maurice Levasseur seinen verwundeten Freund Jean Macquart. Und während dieser von Maurices Schwester Henriette gepflegt wird, eilt der junge Advokat nach Paris, um noch einmal für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen. Nach dem Ende des unglücklichen Kriegs tritt er auf die Seite der Kommune und will dort sein Ideal von Freiheit und Gleichheit verwirklichen helfen. Bei einem Straßenkampf erhält er einen Bajonettstoß, er sieht dem Gegner ins Auge und erkennt seinen alten Kriegskameraden Jean Macquart. Der leichtlebige Akademiker und revolutionäre Schwärmer ist auf den Tod verwundet, verwundet von dem einst mißachteten, ungebildeten Bauernknecht.

„Ich bin, ruft er ihm zu, das faule Glied, das du abgehauen hast. Der gesunde Teil Frankreichs, der vernünftige und wichtige, das war der, der unsrer Erde am nächsten geblieben war; der mußte den Teil ausrotten, der durch die Zeit des Empire verdorben und durch Hirngespinste und Üppigkeiten charakterlos geworden war. Das Blut mußte fließen, und zwar französisches, der Aderlaß war notwendig, notwendig der Opfertod Lebender inmitten eines reinigenden Feuers. Und der Berg Golgatha wurde erstiegen bis zur letzten Stufe des Todes; die Nation wurde gekreuzigt, sie sühnte ihr Vergehen und wurde von neuem geboren.

Mein alter Jean, du bist der unverdorbne, der gesunde. Geh, geh! nimm die Hacke, nimm die Schaufel und bestelle den Acker und baue die Häuser wieder auf.... Und ich — du hast gut gethan, mich niederzustoßen, ich war das böse Geschwür an deinen Gebeinen! — Er phantasirte noch weiter. Er wollte sich erheben und sich am Fenster aufstützen. —

Paris brennt, ruft er aus, nichts soll übrig bleiben. O dieses Feuer, das alles verschlingt, das alles heilt, ich habe es herbeigewünscht, ja, es besorgt das Geschäft gut.... Laßt mich hinunter, laßt mich das Werk der Menschlichkeit und der Freiheit vollenden."

Diese letzten Szenen, der Kampf der Regierungstruppen mit der Kommune, die Feuersbrunst in Paris, der Tod des unglücklichen Maurice Le-

vasseur, die Szene zwischen dem biedern, treuen Jean Macquart und Mauricens Schwester Henriette sind mit rührenden und ergreifenden Zügen dargestellt. Von dem Bauern, von dem einfachen Menschen, der die Luft der reinen Natur atmet und frei bleibt von den zersetzenden Einflüssen der überfeinerten Gesellschaft, erwartet Zola das Heil, die Wiedergeburt des französischen Volkes.

Das ist ein gesunder Gedanke, den wir ihm hoch anrechnen, und den wir nach seinem Bauernroman La Terre nicht von ihm erwartet hätten. Es geht durch den ganzen Kriegsroman ein Zug bittrer Wehmut, die sich zuweilen zu weinerlicher Rührseligkeit steigert. Es werden viele Thränen vergossen oder hinuntergeschluckt. Der kranke Kaiser erscheint fast immer mit feucht verschleierten Augen, der Oberst Vineuil weint vor seinem Regiment, als er es zurückweichen sieht, die beiden Freunde Jean und Maurice fallen sich oft schluchzend in die Arme wie machtlos, wie gelähmt unter den Schlägen eines unabwendbaren Schicksals. Es sind zu viel leidende und zu wenig handelnde Menschen da. Sie erregen alle mehr das Mitleid als die Begeisterung. Aber das finden wir auch bei andern französischen Schriftstellern, die Episoden aus dem deutsch-französischen Krieg novellistisch behandelt haben, z. B. bei Daudet, Maupassant, Richepin u. a. Es scheint doch, als ob dieser Krieg für einen französischen Schriftsteller zu einer künstlerisch befriedigenden epischen Darstellung nicht geeignet sei. Möchte es einem deutschen Dichter einst gelingen, dem großen Gegenstande besser gerecht zu werden, als es Zola in La Débâcle gelungen ist.

Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Fünftes Kapitel

Ein Erntetag und sein Abschluß

Die nächste Zeit verging mir sehr angenehm, innerlich in dem Hochgefühl meiner großen Erlebnisse, äußerlich in dem Nimbus, den die Fama um mich wob. Zwar spielte auch bei dem letztern die Einbildung wieder stark hinein. Ich kam aber nicht eher auf diesen Gedanken, als bis er mir eines Tages sehr nahegelegt wurde.

Die Ernte war in vollem Gange, die Weltgeschichte stand still, wenigstens in Hinterwinkel, die Politik schwieg. Die Leute wollten noch ebenso wenig

preußisch werden, wie vor drei, vier und sechs Wochen; aber sie sagten es nicht mehr so oft. Sie lebten wegen dieser Sache zwar in der größten Ungewißheit, die sie sehr ängstigte, trotz ihrer unerschütterlichen Hoffnung auf Napoleons Einschreiten, dem man als Preis dafür „das Strumpfbändelländle da drübe," nämlich das Großherzogtum Baden, gern gegönnt hätte; die Ernte aber konnte man deshalb, mochte es gehen wie es wollte, doch nicht im Stich lassen. Man war ohnehin spät dazu gekommen. Auch trat ungünstige Witterung ein, sodaß man die dazwischenfallenden sonnigen Tage um so fleißiger ausnutzen mußte. Da gab es keinen Arm in Hinterwinkel, der nicht in Anspruch genommen worden wäre.

Ich verdiente mir bei Gelegenheit gern ein kleines Taschengeld und verschmähte bezahlte Dienstleistungen nicht, nur mußten sie nach meinem Geschmack sein. Die eigentliche Bauernarbeit gehörte dazu nicht. Sie wurde mir auch selten angetragen, man kannte mich schon. Aber an einem dieser Erntetage, da es besonders heiß zuging, schickte doch ein Bauer meinetwegen zu uns, der Füllentoni, so genannt, weil er allein im Dorf Pferde züchtete. Man wollte Dinkel heimfahren, und ich sollte beim Garbenbinden die Strohbänder legen, eine Thätigkeit, die man sonst Kindern übertrug, wenn sie zur Hand waren. Ich wurde also als ein Kind betrachtet, trotz meines neugebacknen Ruhms. Ich sollte das Essen dafür haben und vier Kreuzer Tagelohn, einen Batzen, wie man sagte.

Der Füllentoni wollte vier bis fünf Wagen Spelz an diesem Tage einheimsen und brachte außer Knecht und Magd und mir noch drei Tagelöhnerinnen mit zur Arbeit auf das Hohenloch oder Hohenloh, eine weite, nicht ganz ebne Hochfläche zwischen dem Kahlen Buckel und dem Waldwinkel der sogenannten Heiligenäcker. Alles mußte sich tüchtig rühren und flink und fleißig zugreifen.

Ich glaubte aber mein Geschäft in aller Behaglichkeit verrichten zu können. Gemütlich schleppte ich meinen Strohbund hinter mir her, zog Band für Band heraus und breitete es über den Stoppelboden, eins ans andre. Zwei Mädchen rafften mit ihren Sicheln das aufgereihte Getreide zusammen und häuften es, je drei Arme voll, über die vorgelegten Bänder. Der Bauer kam dahinter her und band. Er nahm die Enden der Strohseile, vorher angefeuchtet, vom Boden, drehte zuerst das eine, klemmte es zwischen die Kniee, drehte das andre, zog sie übers Kreuz an, indem er das Getreide mit dem Knie fest drückte, wickelte die beiden Enden um sich selbst und klemmte sie mit seinem hölzernen „Binnagel" in geschickter Drehung und einem raschen Stoß unter das angezogne Seil. So band er Garbe um Garbe, so schnell die Mägde zusammen rafften. Dasselbe geschah in einiger Entfernung, wo andre Mägde zutrugen, der Knecht den Binder machte und der neunjährige Sohn des Füllentoni die Strohseile legte.

An diesem jungen Füllentoni zappelte alles. Jedesmal, wenn er ein Seil legte, bückte er sich bis auf den Boden, um es schön „kerzengerade" auszustrecken, und er that das auf eine Art, als ob er das Strohband dabei streicheln und liebkosen wollte. Ich verhielt mich viel kälter gegen die störrigen Strohzöpfe. Das Bücken erachtete ich für höchst überflüssig; ich ergriff mein Seil an dem einen Ende, warf mit einem zierlichen Schwung das andre Ende, so lang es war, vor mir hinaus auf den Boden und ließ den festgehaltnen Zipfel zu meinen Füßen niedergleiten. Das Strohband kam so nicht immer in eine mathematisch gerade Streckung, es bildete vielmehr zur Abwechslung bald eine Kurve, bald einen mehr oder weniger stumpfen Winkel. Aber ich sah darin kein Unglück.

Der alte Füllentoni sagte lange nichts, aber er warf mir wütende Blicke zu. Endlich konnte ers nicht mehr verbeißen. Kerl, dir kann man nicht zusehen! stieß er zwischen den Zähnen hervor. Rühr dich jetzt besser, oder ich jag dich zum Kuckuck.

Ich konnte den Zorn des Bauern nicht begreifen. Wenn ein Band bereit lag, so oft die Mägde dessen bedurften, mehr konnte er doch nicht verlangen, meinte ich, und es konnte ihm gleich sein, ob ich mich dabei mehr oder weniger „rührte." Ich ließ mich deshalb nicht aus meiner Art bringen; ich hatte noch andres zu thun, als Strohseile zu legen. Die Lerchen schmetterten über mir im wolkenlos blauen Himmel, und ich mußte, wenigstens von Zeit zu Zeit, auf sie hören. Sie waren ja meine Kolleginnen; ich dachte, wenn ich es nur auf meiner Klarinette so gut könnte, oder gar auf der Geige, denn außer der Schneiderei und dem Geishüten und außer meinen Lateinstudien pflegte ich damals auch die Musik, auf der Klarinette beim Paten Rothermund und auf der Geige beim Schulmeister Langbein. Und die Lerchen waren so glücklich! Sie durften musiziren, wie sie wollten, ihnen sprach niemand von brotloser Kunst; sie brauchten nicht zu mähen und auch keine Strohbänder zu legen. Und weiter drüben im Felde, inmitten noch unberührter Saaten von silbergrauem Spelz und dunkel goldbraunem Stachelweizen, lag eine Steinmauer von hoher Hecke umschlossen, von einem alten Nußbaum überschattet. Und auf dem Nußbaum saß ein Häherwogel, Herr Marquart, wie er bei den alten Dichtern heißt, und rief in einem fort: Komm her, komm her! Ich konnte nicht hinkommen, aber ich mußte oft zu ihm hinübersehen. Es half nichts, daß der Füllentoni mir immer grimmigere Blicke zuwarf. Ich sehe den Bauern noch heute vor mir, sehe ihn die Zähne fletschen, indem er auf die Garbe kniet und das Strohband anzieht, sehe ihn seine Augen starr auf mich richten, während er anhält und eine Prise nimmt.

Eigentlich gab er mir kein gutes Beispiel; denn er schnupfte ein wenig oft, fast wie der alte Fritz, aller drei Garben, nur aus der Dose statt aus der Westentasche. Aber einen Kopf hatte er, den man so leicht nicht vergißt,

auch eine Habichtsnase wie Friedrich der Große, und das Rollen seiner Augen erinnert mich heute ebenfalls an die guten und schlechten Bilder, die ich seitdem vom alten Fritz gesehn habe.

Inzwischen rief der Nußhäher drüben immerfort sein: Komm her, komm her! Und ich dachte, wie schön es sein müßte, wirklich hinzukommen. Aber auch noch andres dachte ich, darunter Dinge, die mir bis zu dieser Stunde noch niemals eingefallen waren.

Von den zwei Dirnen, denen ich die Strohbänder vorlegte, hieß die eine Cölestine Bächle. Sie war gerade kein himmlisches Wesen, wie man nach ihrem Namen glauben sollte, aber sie war doch ein sehr hübsches Mädchen und strotzend von Gesundheit und Kraft. Der Hitze wegen hatte sie ihre Jacke abgelegt, und ihr rotes Mieder hatte sich mit seinen Achselhaltern unversehens ausgehenkt und hing über die Hüften herunter. Das grobleinene Hemd ging zwar bis zum Hals empor und war dort mit Bändern zugeknüpft; aber durch den klaffenden Spalt schimmerten Formen, auf die ich jetzt zum erstenmale in meinem Leben aufmerksam wurde.

Erwachsene hübsche Mädchen hatte ich schon lange gern gesehn, aber ich sah immer nur das Gesicht an ihnen, die zarte Hautfarbe, die feinen Lippen, die schöngereihten weißen Zähne, die leuchtenden Augen oder wodurch sonst ein Gesicht schön wird. Nie war mein Blick bis unter das Kinn gegangen. Nur einmal, etwa mit acht oder neun Jahren, hatte ich eine Bauerntochter, die in ihrem Hause meinem Vater bei der Schneiderei half, gefragt, warum ihre Brust so bausche. Sie lachte und sagte, sie hätte sich Lumpen vorgestopft, um nicht zu frieren. Es war aber im Juli und ein so heißer Tag, daß mir ihre Erklärung wenig einleuchtete. Sie sollte mich einmal die Lumpen sehn lassen, meinte ich und wollte mit der Hand zugreifen, um selber zu untersuchen. Aber die Dirne lachte noch mehr und klopfte mich mit der Schere gehörig auf die Finger. Damit war meine Neugierde in diesem Punkte auf lange geheilt.

Nun kam es über mich wie ein Schreck. Wenn Cölestine, gegen mich gekehrt, sich zu Boden bückte, so klaffte der Spalt ihres groben Hemdes weit aus einander, ich sah nicht nur Formen, sondern auch schimmernde Farbe. Mein Erschrecken stieg auf den höchsten Grad und raubte mir fast alle Besinnung. Meine Strohbänder legten sich immer spitzwinkliger, bildeten immer kühnere Kurven. Ich verstand mich selber nicht mehr. Mein Zustand war der seltsamste von der Welt. Vieles mischte sich darein, auch jenes rätselhafte Gefühl, das man Scham nennt. Sie mochte sogar das stärkste in mir sein. Ich schlug die Augen nieder, und das Blut stieg mir nach dem Kopfe; eine Verwirrung kam über mich, wie von einem leichten Schwindel.

Damals kam mir kein Gedanke, daß Cölestine von dem, was in mir vorging, eine Vermutung haben könne. Aber wenn ich mir heute vorstelle, wie

das hübsche Mädchen sich vor mir bewegte und mir bisweilen einen Blick zuwarf, wovor sich der meinige zu Boden senkte, muß ich annehmen, daß sie meinen Zustand erraten und ihre Freude daran gehabt habe.

Über der neuen Entdeckung vergaß ich ganz den Füllentoni. Erst als ich seine Stimme hörte, wurde ich mir seiner Gegenwart wieder bewußt. Mich hat der Teufel gritte, schrie er, den dummen, turmeligen Schneider anzustellen; der Kerl will mich zu Tod ärgern, aber nun hab ichs satt!

Damit sprang er auf, und mit ein paar tüchtigen Püffen jagte er den Helden von Tauberbischofsheim und Entdecker des Weibes von seinem Acker hinweg.

Einen andern hätte ein solches Schicksal im höchsten Grade unglücklich gemacht, zumal da das Vesperbrot bevorstand, wozu Cölestine schon die Dickmilch anrichtete und die Brote strich, mit dicken Lagen von Rahm und süßem weißem Käse. Aber mir riefs drüben vom alten Nußbaum hinter der geheimnisvollen Hecke: Komm her, komm her! Und ich folgte dem Ruf. Ich schüttelte die Erde des Füllentoni von meinen Füßen und ging weiter, dem lockenden Ruf entgegen.

Nur eins ärgerte mich: daß auch die schöne Cölestine Zeuge meiner schnöden Vertreibung war; bei diesem Gedanken loderte ein heftiger Zorn in mir auf, vermischt mit einer Scham ganz andrer Art als vorhin, einem höchst verdrießlichen und widerwärtigen Gefühl. Doch das verflog schnell; ich hatte bald alles vergessen, und wie ein Kind schlenderte ich nun in den Grenzfurchen der Getreideäcker hin und pflückte Blumen zu einem Strauß, rote Kornradenelken, blaue Cyanen und die grauen Kätzchen des Hasenklees. Nach dem Füllentoni und seinen Leuten sah ich mich nicht ein einziges mal um, sie waren für mich nicht mehr auf der Welt.

Am höchsten stieg meine Befriedigung an dem längst ersehnten Ziele meiner Wanderschaft, bei der grünumfriedeten Steinmauer, wo zwar der rufende Häher schleunig die Flucht vor mir ergriff und dazu noch ein höhnisches Lachen erschallen ließ, als ob er mich mit Bewußtsein zum besten gehabt habe, wo aber dafür eine andre wenn auch nicht ganz unvermutete Überraschung meiner wartete.

Was man in Hinterwinkel eine Steinmauer nennt, sind eigentlich Steinhügel, bald rundlich breit, bald lang und schmal. Sie könnten an Grabmäler der Vorzeit erinnern, doch haben sie, in der Regel wenigstens, einen viel profanern Ursprung. Sie sind dadurch entstanden, daß die Besitzer der umliegenden steinigen Felder die abgelesenen Steine Jahrhunderte hindurch auf derselben Stelle zusammentrugen oder zusammenfuhren. Fast immer umgeben hohe Dornhecken die alten Steinhaufen. Sie sind für die Gegend und Landschaft charakteristisch, und oft hat sie das Volk mit eignen Namen bezeichnet.

Die, an der ich jetzt stand, hieß die Hohe Steinmauer. Sie war fast

kreisrund, und mit ihrer dichten Hecke und dem sie überschattenden, uralten Nußbaum, dem einzigen Baum im Hohenloh, bildete sie einen lauschigen Versteck; besonders jetzt, wo rings um sie her die überreife Saat der Sichel harrte und sie nun mitten darin lag wie eine vergeßne märchenhafte Wildnis.

Meine Überraschung bestand in einem mächtigen Stachelbeerbusch voll blutroter, reifer Beeren. Ich kannte den stachligen Freund schon von frühern Tagen her und hatte schon manchmal von ihm genascht. Bei seinem Anblick fühlte ich mich vollends wieder als Kind. Ich machte mich an die Mahlzeit, und sie ersetzte mir reichlich das Vesperbrot des Füllentoni.

Nach dem Mahle legte ich mich am Fuße des Nußbaums in dem dicken, schwarzgrünen Moos des einsamen Steinhügels auf den Rücken. Meine Augen sahen dem Spiel zweier Schmetterlinge zu, großer blaßgelber Segelfalter, die, sich haschend und fliehend, die goldnen Blütendolden hochaufgeschoßnen Johanniskrauts umgaukelten.

Und bald kam auch mein Häher wieder auf einen Ast des Nußbaums geflogen und fing an, mir allerlei vorzuschwätzen.

Und noch ein Schauspiel hatte ich. Ein blaugrauer, schwarzköpfiger Würger kam ab und zu auf einen Schlehdorn meiner Märchenlaube geflogen, und jedesmal trug er etwas Lebendiges in seinem Schnabel. Er fraß aber seine Beute nicht, sondern drehte sie in einen Dorn des Schlehenstrauchs, wo der arme Karabus oder was es sonst für ein Käfer oder Insekt war, noch lange schmerzlich die Beine bewegte und mit den Fühlern zuckte. Einmal reckte ich die Hand aus, einen Stein nach dem Raubvogel zu werfen. Aber ich unterließ es — aus Faulheit. Es war zu schön, so ruhig dazuliegen und zu denken, wie sie da drüben beim Füllentoni sich plagten, zu schön, so die weite sonnige Welt umher anzuschauen und auf die geheimen Stimmen und Regungen in der Einsamkeit zu lauschen.

Einmal glaubte ich gar zu träumen, obwohl ich die Augen groß offen hielt: ich hörte eine fernher klingende Musik, so reich und schön, so sanft einschmeichelnd und doch so kühn, wie ich noch nichts gehört zu haben glaubte. Aber es war mehr als ein Traum. Ich raffte mich empor und hörte die aufregenden Klänge nun noch lauter und deutlicher, sie kamen immer näher und klangen immer mehr nach Wirklichkeit.

Bald gewahrte ich denn auch den Ursprung der berauschenden Klänge. Drüben, auf der andern Seite des Haselbachthals, von der Schillingsberger Höhe, vom Sindelwald klangen sie herüber. Ein langer Zug Soldaten, ein Bataillon oder Regiment, zog dort die Steige gegen Hinterwinkel hinunter mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.

Da hielt mich's keinen Augenblick mehr an meinem Platz, in kaum einem halben Viertelstündchen, noch vor den Soldaten, war ich drunten im Dorf.

Schon unterwegs erhielt ich die Erklärung der überraschenden Erscheinung: Hinterwinkel bekam feindliche Einquartierung; die Quartiermacher befanden sich schon seit der Morgenfrühe im Dorf.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Afrikanische Gefechte. Ehe Dr. Karl Peters die Kilimandscharostation verließ, um einen Urlaub anzutreten, schrieb er ein kleines Schriftchen über „Gefechtsweise und Expeditionsführung in Afrika" (Berlin, Walther und Apolant, 1892). Kurz darauf fiel sein Stellvertreter von Bülow, einer unsrer erfahrensten Ostafrikaner, in einem der Gefechte, von deren Führung Dr. Peters so weise spricht. Schade, daß er ihm nicht selbst mit seinem Rat zur Seite stehen konnte! Das Schriftchen enthält auf vierzehn Seiten die Essenz der Erfahrungen seines Verfassers auf der Emin-Pascha-Expedition in echt Petersschen scharf geschliffnen Sätzen, deren wesentlicher Inhalt etwa in die Worte gefaßt werden kann: Die militärischen Aufgaben der Europäer in Afrika liegen nicht in grundsätzlicher Unterjochung der Eingebornen, sondern in der Lösung bestimmter Aufgaben: Deckung einer Straße, Pflanzung u. dgl. Die Afrikaner haben wenig physischen und keinen moralischen Mut, sie suchen einzuschüchtern, um ihre Furcht zu verdecken, ihre starken Seiten sind Tücke und List, und das ostafrikanische Gelände kommt den Ueberfällen entgegen. Milde der Kriegführung und Milde nach dem Siege sind dem grausamen und sklavenhaften Neger unverständlich. Waffe, Gewohnheit und Gelände bedingen den Nahkampf, in dem sich der Europäer jedesmal die Initiative sichern muß. Der sorgsamste Vorpostendienst ist erste, rücksichtloses Vorgehen die nächste Pflicht. Entscheidende Feldschlachten sind bei dem „flüchtigen" Charakter des Afrikaners unmöglich, die Militärstation sichert das Eroberte. Als Soldatenmaterial findet der Doktor Zulus und Sudanesen gut, Suaheli verwerflich, möchte aber für gesunde Binnenstationen, wie Kilimandscharo, eine deutsche Freiwilligentruppe und für größere Unternehmungen eine irreguläre aus Somali, Galla, Masai gebildet sehen, die mit Afrikanern afrikanisch zu fechten versteht.

Prophet oder Kapuziner? „Was nützt es, allen Staub und Schutt der Geschichte zu sichten und zu sieben, wenn das intuitive Verständnis für das Wehen des göttlichen Geistes fehlt, der durch die Thaten der Menschen seine leuchtenden Schicksalsfäden zieht und über das Woher und Wohin der Bewegung deutlich genug Zeichen und Winke giebt?" „Aus einer sorgfältigen Vergleichung der Teile gilt es eine durchgehende Tendenz in dem ganzen geschichtlichen Verlauf" zu erkennen, „ein providentielles Gesetz," „einen Plan Gottes." Dreimal hat Gott Preußen aus großer Gefahr errettet: 1762, 1812, 1870. „Auf diese göttliche Gnadenerweisung hat unser Volk allemal geantwortet mit einer auffallenden Gottentfremdung." „Und wenn der Abfall vom Christentum eintritt, so taucht als sein [des Abfalls?] Schatten auch die Gestalt des Juden auf, mit der Miene geistiger Überlegenheit (Mendelssohn, Heine, die Judokratie)."

Leider liegen die Vorbilder dieser seltsamen Art Geschichte zu schreiben im — alten Testament, in den theokratisch zugespitzten Chroniken des auserwählten Volkes. Diese doch etwas rückständige Geschichtsauffassung würden wir sich selbst überlassen, wenn nicht in demselben Buch, dem diese Sätze entnommen sind (Aus drei Epochen preußischer Geschichte. Eine Studie über das Woher und Wohin unsrer Bewegung von Prof. Dr. Hellmuth Dondorff. Berlin, Wiegand und Grieben, 1892) auch recht beachtenswerte Dinge stünden: „Der Individualismus, dies mächtig treibende Prinzip der modernen Kulturbewegung, an sich berechtigt und notwendig, um die Fülle innerer Lebenskräfte zur Entfaltung zu bringen, mußte doch, einmal losgelöst von der religiösen Grundlage, ohne zu wurzeln in den Kräften einer ewigen Welt, die den einzelnen im Zusammenhang mit dem Weltganzen nach einer gottgewollten Ordnung erhält, eine gesteigerte Selbstsucht, eine frühzeitige Erschöpfung und Verödung des Einzellebens auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zur Folge haben." Dondorff kritisirt nun den ästhetischen, den philosophischen, den religiösen, den politischen und den wirtschaftlichen Individualismus der dreißiger Jahre und den radikalen Liberalismus unsrer Tage. „Was unsrer Gesellschaft ein so verzweifelt hippokratisches Ansehn giebt, das ist der Umstand, daß die Ethik, oder sagen wir die sittliche Substanz im Volksleben, sich mehr und mehr aus den verschiednen Lebensgebieten zurückzieht und von einer verblendeten Wissenschaft geradezu zurückgewiesen wird." „Die Trennung aller Lebensgebiete (Gewerbe, Kunst, Schule, Geschichtschreibung, Ehe, Dienstverhältnis, Recht) von der Ethik, die der gemeinsame Nährboden aller sein sollte, ist der Tod der Gesellschaft. Der Lebensstrom zieht sich zurück und versiegt, die verschiednen Organe treiben ihre Funktionen sozusagen auf eigne Hand fort, bis das wild wuchernde Fleisch alle edlern Säfte verzehrt und in das eiternde Gift der Korruption übergeführt hat." Dies zugleich als Probe von Dondorffs saftiger, aber auch etwas üppiger Ausdrucksweise. Ingrimmig und witzig predigt er gegen den Witz: „Sonne, Mond und Sterne, zu denen die Phantasie Haupt und Hände gläubig emporhebt, steckt Witz, der kleine, behende Mann, kaltblütig in die Tasche."

Nach einzelnen solchen Sätzen gehört Dondorff in eine Reihe mit Viktor Hehn und Paul de Lagarde; stünde nur das übrige auf derselben Höhe!

Es giebt eine gewisse Art, Wissenschaft zu treiben, die den Dingen nicht gerecht wird, weil sie keine Ehrfurcht vor den Dingen hat; das ist der Rationalismus. Aber eine besondre „ungläubige Wissenschaft" giebt es nicht. Wissenschaft wird ungläubig sein, oder sie wird nicht sein; so auch die Bibelkritik. Doch warum sollte die Bibel, sollte unsre gesamte religiöse Überlieferung nicht vertragen, was doch nach Dondorffs Ansicht Schiller verträgt, „daß wir unterscheiden, was unvergänglich ist, und was menschlicher Schwäche und Einseitigkeit angehört"? Übrigens ist die Bibelkritik schon zufrieden, wenn es ihr gelingt, jüngere und ältere, selbständige und abhängige Schichten zu unterscheiden. Aber Dondorff beklagt wohl mehr ein Überwiegen der kritischen Beschäftigung, ihn verdrießt mehr das Behagen des Bildungsphilisters, der da meint, nun sei wer weiß was gethan. Leider beschränkt er sich aber fast auf Klagen und Schwarzmalen, anstatt zu sorgen, wie denn nun mehr Wärme und Liebe, mehr Fühlung mit gestern und mit morgen, mehr Haltung und fromme Sitte ins Volk zu bringen sei. Daß er selber in seiner Schrift mit gutem Beispiel voranginge, läßt sich auch nicht sagen. Ein böser, polternder, bilderstürmerischer Ton herrscht vor. Blaß und abgezogen erscheint in der Ferne, wenig glaublich, das Ideal einer heiligen, allgemeinen, apostolischen Zukunftskirche.

Drum schade um soviel Pathos und soviel Witz, soviel reiche Bildung und

soviel Beredsamkeit, wohl geeignet zu einem lauten Tamtam (vergleiche die Kreuzzeitung und den Reichsboten), aber schließlich doch unfruchtbar und müßig.

Sport und Spiel. Bei dem letzten internationalen Schachkongreß in Dresden hat sich wiederholt ein Vorfall ereignet, der alle noch nicht von der Sportmanie angesteckten Freunde des edeln Spiels mit tiefstem Unwillen erfüllt hat. Ob ihn die Fachorgane gebührend verurteilen werden, erscheint bei der einseitigen Richtung, die unter englisch-amerikanischem Einfluß leider auch im deutschen Schachleben eingerissen ist, fraglich; jedenfalls verdient er wegen seiner allgemeinen Bedeutung besprochen zu werden. Die Sache ist, kurz gesagt, diese.

Eine ganze Reihe von Spielen wurde nach den ersten, theoretisch und buchmäßig geführten Zügen, nach deren Ablauf keiner der beiden Spieler im Vorteil stand, für „remis" oder unentschieden erklärt, also gerade da abgebrochen, wo die Kämpen nicht mehr die Stärke ihres Gedächtnisses, sondern ihre eigentliche Spielstärke zu zeigen hatten. Wiederholt hat Herr Dr. Tarrasch, der erste Preisträger, nach zehn oder elf Zügen Remis angeboten, das die Gegner des gefürchteten Kämpfers natürlich gern annahmen. Sicherte es ihnen doch einen halben Point, während Dr. Tarrasch, dem der Gewinn sicher war, nichts darauf zu geben brauchte, ob er ihn mit einem ganzen oder einem halben Point mehr erzielte. Aber das ist kein Spiel mehr, sondern einfach Plusmacherei, die gerade beim Schach widerwärtig berührt, und die in das Gebiet der privaten Vereinbarungen fällt, deren grundsätzliche Verwerflichkeit allgemein anerkannt ist; die Turnierregeln für das von der Wiener Schachgesellschaft im Jahre 1873 veranstaltete Internationale Schachturnier verfügten mit vollem Recht ausdrücklich (§§ 10, 11): „Alle Privatvereinbarungen sind im vorhinein (sic!) ungiltig. Jeder Teilnehmer verpflichtet sich auf sein Ehrenwort, sämtliche Partien mit Aufwand seiner ganzen Kraft zu spielen." Für das Dresdner Turnier hat man leider eine gleiche Bestimmung zu treffen versäumt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die aus der Natur des Schachspiels sich ergebenden besondern Gründe, die gegen die gerügte Unsitte sprechen, einzugehn; hier soll nur aus allgemeinen Gründen gegen einen Mißbrauch Einspruch erhoben werden, ehe er noch weiter einreißt und deutsche freie Sitte mit der thörichten Schablone, in die man in England selbst Spiel und Vergnügen einzuzwängen liebt, noch mehr verunstaltet und verkrüppelt. Denn was für das Schachspiel gilt, macht sich auch noch auf vielen andern Gebieten bemerkbar, und darin liegt die weitergehende Bedeutung dieser scheinbar ein begrenztes Gebiet berührenden Thatsachen: das deutsche Spiel artet zum englischen Sport aus. Von der unerfreulichen Entwicklung, die im Wettrennen nach englischer Manier die Freude an schönen und schnellen Pferden und an der Bethätigung der eignen Kraft und Gewandtheit genommen hat, wollen wir, als von einer gar zu tief eingewurzelten, gar nicht reden; die Welt würde doch nur über den Sonderling lachen, der die Art, wie die Beduinen ihre Pferdeliebhaberei bekunden, vernünftiger findet als das läppische Jockeytum, dem der zivilisirte Europäer verfallen ist. Auch die sind nicht mehr zu kuriren, die der englischen Manier des Rudersports huldigen, wodurch ebenfalls ein den Körper kräftigendes, den Geist anregendes und erfrischendes Vergnügen in Grund und Boden ruinirt wird. Aber, bei allen Göttern des Frohsinns! Muß denn jede Veranstaltung, die der Mensch ersonnen hat, um sich von den großen Leiden und den kleinen Sorgen des Lebens zu erholen, dem Sportmoloch zum Opfer fallen? Muß denn unser Ohr überall von dem mißtönenden record und

der widerwärtigen championship verfolgt werden? Muß denn der Zweiradfahrer ein um die Meisterschaft der Welt ringender Bicyclist werden? Kann denn der fröhliche Bergfahrer nicht seiner Neigung huldigen, ohne zum „alpinen“ Fex zu werden? Muß der gute Schütze dem infamen Taubenschießen huldigen? Was soll beim Billardspiel der öde Rummel mit den Serien von 1000 und mehr Karambolagen? Selbst die gemütliche Kegelei und — der schauerliche Skat sind, wie von den Kegler- und Skatbrüderkongressen her sattsam bekannt ist, diesem sinnlosen Ulk verfallen. Um den Skat, der, zu einer wahren Seuche geworden, die Geselligkeit mordet und Charakter und Manieren verdirbt, ist es freilich nicht schade. Aber unser Schach! Hat Herr Dr. Tarrasch wirklich kein Gefühl für die Lächerlichkeit des Vorwands, unter dem er einen Wettkampf mit einem anerkannt hervorragenden und glänzend bewährten Meister nur deswegen abgelehnt hat, weil dieser noch nicht „schachsportlich“ geaicht worden ist? Warum sollen wir uns unsre gemütvolle deutsche Freude am Leben und an den Dingen, die es verschönen, durch die pedantische englische Sportfexerei vergällen?

Nochmals das Pferdefleisch. Ein hoher Offizier schreibt uns, er habe sich über unser „Maßgebliches“ in der Pferdefleischfrage gefreut, umsomehr, als ein Berliner Blatt, das einen vom Tierschutzverein ausgegangnen, für den Konsum von Pferdefleisch eintretenden Aufsatz gebracht hatte, eine von ihm eingesandte Entgegnung ignorirt habe, worin er geschrieben hatte, ebenso wenig wie man gern einen Onkel oder eine Tante, seinen Hund oder seinen Kanarienvogel essen würde, möchte man Pferdefleisch genießen.

Es ist selbstverständlich, daß ein Offizier, der in ein intimeres Verhältnis zum Roß treten muß, als etwa ein gelegentlicher Benutzer der Pferdebahn, auch besondern Abscheu vor der Pferdefresserei fühlen muß; und auch wir — wir kennen ihre Gründe nicht, aber wir mißbilligen sie — finden es erstaunlich von den Tierschutzvereinen, daß gerade sie das Aufessen für einen den Pferden wohlthuenden Schutz zu halten scheinen. Von da bis zu dem Antrag auf Ersetzung der Altersversorgungsgesetze durch solche, die ein geregeltes Aufessen unsrer Onkel und Tanten zum Zweck hätten, ist doch nur ein Schritt! Und der nächste wäre — uns schaudert! — der zum Aufessen unsrer Schwiegermütter. Aber das gesunde Gefühl des normalen Menschen wird sich doch gegen diese Ausartung ebenso wie gegen die Roßschlächterei empören und diese auf die lebensmüden Droschkengäule beschränken, die den armen Leuten, die auch bisher schließlich mit Hund und Katze vorlieb nahmen, ein wenig animalische Nahrung zuführen, solange unsre bewundernswerten sozialen Verhältnisse sie nicht in den Stand setzen, sich menschenwürdigere Kost zu beschaffen.

Ein merkwürdiger Beweis für diese tröstliche Annahme fiel uns auf. Obwohl nämlich die Bessergestellten im Volke mit dem größten Vergnügen Dutzende von Lerchen und durch den Küchennamen „Krammetsvögel“ unverfänglich gemachtes Singgeflügel zu verspeisen gewohnt sind, denkt doch niemand daran, den, wie wir uns aus unsern jugendlichen Jagdversuchen erinnern (die Jugend ist ja leider grausam) — ebenso gut schmeckenden Sperling oder Spatzen zu genießen. Er wäre doch in unsern Städten leicht zu tausenden zu haben, wo kein Schutz wegen des Ungeziefers für ihn nötig wäre, wie auf dem Lande, und der Pferdemist vor der Abfuhr nicht notwendig entkörnt werden muß. Sollte nicht dasselbe Gefühl, das den nicht halbverhungerten Menschen das Pferdefleisch ekelhaft macht, gegenüber dem passer domesticus — traulicher Name! — im Spiele sein? Wäre es jemand

möglich, den kleinen Vagabunden zu essen, dessen Gezwitscher ihn getröstet hat, wenn nach einer durchwachten Nacht endlich der Morgen kommt, den einzigen Boten einer weit vor den Thoren draußen blühenden Natur?

Anspruchlos. In der Anzeige von Robert Schumanns Gesammelten Schriften (Grenzboten vom 28. Juli 1892, S. 229) wird gewiß mit Recht behauptet, daß Schumann in seiner Sprache nicht vor Provinzialismen zurückschrecke, ferner aber, daß er in der Schreibung anspruchlos, Hochzeittag (statt anspruchslos, Hochzeitstag) dem Vorbilde Jean Pauls gefolgt sei. Es bleibe dahingestellt, ob viele Leser der Schumannschen Schriften gerade auf diese Buchstabensachen besonders achten; aber heute sind ja Bemerkungen über Einzelheiten und Kleinigkeiten des Sprachgebrauchs auch in sonst allgemein gehaltnen Bücheranzeigen wieder mehr üblich als vor Jahrzehnten, und welcher Vernünftige wollte solche Sorgfalt im kleinen tadeln? Aber bei Bemerkungen der Art geht mancher zu einseitig vom gegenwärtigen Sprachgebrauch aus und wagt Behauptungen, die schon vor leicht nachweisbaren Thatsachen der Sprach- und Wortgeschichte eines einzigen Jahrhunderts zerfallen. So ist dem Verfasser der genannten Anzeige die Schreibung anspruchlos und Hochzeittag aufgefallen, und da er sich wohl der bei mancher guten Beobachtung doch im Grunde wissenschaftlich wenig bedeutenden Schrift Jean Pauls: Über die deutschen Doppelwörter erinnerte, glaubte er in der bezeichneten Schreibung einen Anschluß an Jean Pauls Weise zu sehn. An solche Nachahmung in diesem besondern Falle zu denken, ist jedoch ganz überflüssig, da die Schreibung und Aussprache anspruchslos sich erst allmählich im neunzehnten Jahrhundert durchgesetzt hat, während hingegen nicht bloß Jean Paul, sondern auch fast alle seine gleich ihm oder noch mehr als er berühmten Zeitgenossen anspruchlos, Anspruchlosigkeit schrieben, nicht aber anspruchslos, Anspruchslosigkeit. Vielleicht ist es dienlich, an dem Worte anspruch(s)los die Unsicherheit des heutigen Sprachgefühls zu zeigen, nachdem einmal die Aufmerksamkeit der Grenzbotenleser auf Schumanns anspruchlos gelenkt worden ist.

Das Wort anspruchlos erscheint als ziemlich junge Bildung und wird nebst Anspruchlosigkeit in den Wörterbüchern erst seit Adelung (1774) verzeichnet, ja in gleichzeitigen und etwas spätern ziemlich ausführlichen Werken wie in Schwans Dictionnaire allemand-françois (1783) oder in Moerbeeks deutsch-holländischem Wörterbuch (1786) völlig übergangen. Campe (1807) führt nur anspruchlos auf, ebenso Heinsius (1818) und Heyse (1833), ohne die Formen anspruchslos oder Anspruchslosigkeit auch nur zu erwähnen. Nur Catel in der Berliner Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie giebt schon im Beginn unsers Jahrhunderts (1801) unter prétention anspruchsvoll und anspruchslos. Jakob Grimm im Wörterbuch 1, 472 (1854) führt als Stichwort in Reih und Glied nur anspruchlos und Anspruchlosigkeit auf, ebenso anspruchvoll, bemerkt aber, anscheinend als besondre Abweichung, daß Gotter (gestorben 1797) an einer Stelle anspruchslos biete. Also auch Grimm erachtet noch im Anfange der funfziger Jahre die Form anspruchlos für die übliche. Nicht anders verhält sich Sanders, indem er in seinem großen Wörterbuche 2, 161a (1863) noch anspruchlos ansetzt, doch 3, 1433c (1865) neben anspruchvoll auch anspruchsvoll durch zwei Stellen Wielands belegt. Schon gegenüber diesen Angaben der Wörterbücher wird man Bedenken tragen, die von Schumann gebrauchte Form anspruchlos auf eine Nachahmung Jean Pauls zurückzuführen. Die Schriftsteller nun selbst stimmen mit den Anführungen der Wörterbücher ganz überein. Ich

finde unser Wort zuerst 1754 bei Wieland, Supplemente 4, 17 (Erinnerungen an eine Freundin): der anspruchlose bescheidne Stolz auf selbstbewußten Wert. Ebenso gebraucht es Wieland ein halbes Jahrhundert später Bd. 33, 130 im Hexameron von Rosenhain (1804): eine Unterhaltung, die auf beiden Seiten gleich anspruchlos ist. Daß Schiller in der Jungfrau von Orleans und in der Schrift Über das Naive die Form anspruchlos bietet, und zwar, wie Gödekes große Ausgabe lehrt, ohne abweichende Lesart, ist vor einigen Jahren an anderm Orte bemerkt worden. Campe in seinem Versuche Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache S. 200 (1794) giebt unter dem Worte prätensionslos das deutsche anspruchlos, ebenso im Verdeutschungswörterbuche S. 544b (1801); auch Jördens im Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 1, 244 (1806) hat Anspruchlosigkeit neben prätensionsvoll ebd. 4, 41. Gerade aus diesem neben prätensionslos und prätensionsvoll so übereinstimmend gesetzten anspruchlos und -voll darf man wohl schließen, daß Campe und Jördens in den entsprechenden ganz deutschen Wörtern die Aussprache ohne bindendes s für üblich oder mustergiltig gehalten haben. E. M. Arndt zeigt früher und später übereinstimmend die Schreibung anspruchlos; so Anspruchlosigkeit in seinen Reisen durch einen Teil Deutschlands 2, 235 (2. Aufl. 1804), desgleichen in den Schriften An meine lieben Deutschen 2, 264 (Über den deutschen Studentenstaat, zuerst erschienen 1815); anspruchlos ebd. 3, 339 (Über G. A. Reimer, 1842). Niemeyer, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts 1, 544 (1818) hat anspruchlos, ebd. 3,174 (1819) Anspruchlosigkeit und 225 anspruchvolles Wesen. Auch im Rheinischen Merkur (1814 bis in den Januar 1816) steht wiederholt anspruchlos, doch daneben auch anspruchslos in Nr. 88 vom 17. Juli 1814 und in Nr. 356 vom 8. Januar 1816. Wenig später finde ich Anspruchslosigkeit in Claurens Mimili, S. 32 der Reclamschen Ausgabe, und ich will annehmen, daß hier, wie solche Genauigkeit ja in der Reclamschen Sammlung seit einigen Jahren üblich geworden ist, ein getreuer Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1816 vorliege. Diese leicht zu mehrenden Belege werden zum Beweise dafür genügen, daß unsre großen Schriftsteller wie Wieland, Goethe, Schiller u. a. in ihrer frühern und in ihrer spätern Zeit die Form anspruchlos gebrauchten, und daß es die kleinern im allgemeinen ebenso machten; daß ferner schon in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die Form anspruchslos vereinzelt und seit dem zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts häufiger vorkommt, jedoch in den Wörterbüchern, außer bei Catel, noch lange Zeit keine Anerkennung findet, bis sie seit den funfziger und sechziger Jahren das Übergewicht bekommt, sodaß schließlich im Jahre 1892 in den Grenzboten die Form ohne s als fremdartige Bildung betrachtet werden kann, die sich angeblich erst als Nachahmung des seinerzeit ja vielen Schriftstellern als Vorbild geltenden Jean Paul erklären läßt.

Nicht viel anders steht es mit der ebenfalls auf Jean Paul zurückgeführten Schreibung Hochzeittag. Die vorhin genannten Wörterbücher bezeichnen übereinstimmend sämtliche Zusammensetzungen mit Hochzeit ohne das bindende s, und auch diese Angaben entsprechen dem bis vor einigen Jahrzehnten geltenden Sprachgebrauche. Auf Vorführung von Beispielen kann verzichtet werden; es sei nur erinnert an Herders bekannte Ballade Erlkönigs Tochter, in der Oluf spricht:

> Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag:
> Frühmorgen ist mein Hochzeittag.

Und weil dem Tage gewöhnlich eine Nacht entspricht, so möge Wieland noch einmal

zu Worte kommen, in dessen Lucianübersetzung wir Bd. 4, 412 (1789) lesen: die meuchelmörderische Hochzeitnacht der funfzig Danaiden.

Und nun die Nutzanwendung: Möchten doch alle, die über deutschen Sprachgebrauch etwas durch den Druck mitteilen wollen, sich sorgfältig umthun, wo schon derselbe Gegenstand durch Sachverständige entweder ausführlich behandelt oder gestreift worden ist. Im vorliegenden Falle würde schon eine Befragung der genannten Wörterbücher, besonders aber ein Einblick in den zweiten Band der Grimmschen Grammatik vor dem Aussprechen einer unhaltbarer Meinung bewahrt haben.

Groß-Strehlitz Gombert

Zusatz der Redaktion. Wir haben die vorstehende Belehrung abgedruckt, damit der Verfasser nicht seine mühevolle Zusammenstellung vergebens gemacht habe. Was aber nun Herrn Gombert unbekannt zu sein scheint, ist das, daß Schumann jahrelang ausschließlich für Jean Paul geschwärmt, ausschließlich Jean Paul gelesen hat und daß er in seiner Ausdrucksweise aufs tiefste von ihm beeinflußt worden ist. Der Gedanke also, auch in solchen Kleinigkeiten den Einfluß Jean Pauls zu sehn — natürlich nicht der Schrift über die Doppelwörter (!), sondern des Jean Paulischen Sprachgebrauchs — ist durchaus nicht so thöricht, wie es Herrn Gombert erschienen ist. Im Übrigen mag er ja Recht haben.

Mozarts Wiegenlied. In dem neuesten Hefte der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft (8. Jahrgang, 2. Heft) befindet sich ein Aufsatz von Max Friedländer, der den Nachweis führt, daß das unter Mozarts Namen gehende Wiegenlied: „Schlafe, mein Prinzchen, es ruhn" u. s. w. nicht von Mozart sein kann. Da die Vierteljahrsschrift nur in den hier sehr engen Kreisen der Fachwissenschaft gelesen wird, das Liedchen aber allbekannt und allbeliebt ist — wird es doch sogar, trotz des verfänglichen Fragesatzes in der zweiten Strophe, von manchen Sängerinnen in öffentlichen Konzerten gesungen! —, so wollen wir die Beweisführung Friedländers kurz mitteilen.

Friedländer hat durch einen glücklichen Zufall entdeckt, woher der Text des Liedes stammt. Bisher wurde es bald Claudius, bald Gleim, bald Weiße zugeschrieben. Es ist aber von keinem von allen, sondern von Gotter, und zwar steht es in dessen Schauspiel „Esther."

Die Esther ist eine Dichtung in Wielandischer Manier, voll Grazie, voll Laune, voll Satire, voll toller Anachronismen; nur Rambergische Kupferstiche gehörten noch dazu. Im fünften Akt liegt Ahasver unruhig auf seinem Sofa und kann keinen Schlaf finden. Eben hat er seinem Astrologen Belsatzar ein Traumgesicht erzählt und dessen Deutung gefordert, und nun ist sein Leibarzt Hippokrates bei ihm und soll ihm Schlaf schaffen. Da Hippokrates seine Unfähigkeit gesteht, kommt Ahasver selbst auf den Einfall, die schöne Sklavin Fatme rufen zu lassen, damit sie ein Lied singe: „ein Lied — wobei man schlafen kann — Gleichviel! — Ein Wiegenlied!" Als sie sich einen Augenblick ziert, fügt er drängend hinzu: „Das Wiegenlied, das ich vor kurzem Esthern gab! — Du weißts! Besinne dich!" Und nun singt sie „zur Guitarre":

Schlafe, mein Prinzchen! es ruhn
Schäfchen und Vögelchen nun;
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr summt;

Luna mit silbernem Schein
Gucket zum Fenster herein.
    Schlafe beim silbernen Schein,
    Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein!

Auch in dem Schlosse schon liegt
Alles in Schlummer gewiegt;
Reget kein Mäuschen sich mehr,
Keller und Küche sind leer.
Nur in der Zofe Gemach
Tönet ein schmelzendes Ach.
    Was für ein Ach mag das sein?
    Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein.

Wer ist beglückter als du?
Nichts als Vergnügen und Ruh!
Spielwerk und Zucker vollauf,
Und noch Karessen im Kauf!
Alles besorgt und bereit,
Daß nur mein Prinzchen nicht schreit!
    Was wird das künftig erst sein?
    Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein.*)

Friedländer schließt nun so: Mozart starb 1791, Gotters Esther wurde erst 1795 veröffentlicht. Die Möglichkeit also, daß Mozart der Komponist des Liedchens sei, würde nur dann vorliegen, wenn man annehmen dürfte, entweder: daß Gotter seine Esther schon vor 1791 gedichtet und das Wiegenliedchen Mozart zur Komposition geschickt habe, oder: daß das Liedchen allein vielleicht schon vor 1791 von Gotter irgendwo veröffentlicht, oder daß es vielleicht gar nicht von Gotter selbst gedichtet, sondern nur als Einlage von ihm benutzt, oder endlich daß es von Gotter einer bereits vorhandnen Mozartischen Melodie untergelegt worden sei. Alle diese Annahmen sind ausgeschlossen bis auf eine: es steht in der That fest, daß die Esther schon 1789 gedichtet war. Denn Karoline Böhmer schreibt schon im Oktober 1789 in einem Briefe an F. L. W. Meyer: „Gotter hat eine stolze Vastha (so!) und eine demütige Esther gemacht, die er in Weimar vorlas.“**)

Die Echtheit des Liedchens wird aber auch aus andern Gründen zweifelhaft. Bis 1828 hat niemand etwas von dem Liede gewußt. Erst da — also 37 Jahre nach Mozarts Tode! — wurde es zum erstenmale gedruckt als musikalische Beilage zu der Biographie Mozarts von Nissen. Dieser Nissen war der zweite Mann von Mozarts Witwe Konstanze; sein Buch wurde nach seinem Tode von Mozarts und nunmehr auch Nissens Witwe herausgegeben. So wie das Lied aber dort gedruckt ist, zeigt es ein paar auffällige Fehler, namentlich einen groben Verstoß gegen die Deklamation, der Mozart schlechterdings nicht zuzutrauen ist, und einen gegen die musikalische Grammatik. Übrigens hat nachweislich Nissen und seiner

---

*) Vielleicht entschließen sich die Sängerinnen, die, trotz der zweifelhaft gewordnen Echtheit, das Liedchen nicht preisgeben wollen, in Zukunft wenigstens den hier mitgeteilten echten Text zu singen statt des jetzt verbreiteten, worin solcher Unsinn vorkommt, wie in der dritten Strophe: *Karossen im Lauf*, statt: *Karessen im Kauf*. Als ob man ein schreiendes Prinzchen durch laufende Karossen einschläferte! Es ist klar, wie die Verballhornung entstanden ist. Irgend ein Abschreiber verstand nicht die Worte *im Kauf*, die so viel bedeuten wie *als Zugabe*, *obendrein* (vergl. mit in Kauf nehmen), und so änderte er im Hinblick auf die gleichzeitig falsch gelesenen *Karossen* das *Kauf* in *Lauf* um.

**) In dem Bändchen Schauspiele, das Gotter 1795 veröffentlichte, stehen außer der Esther noch die stolze Vasthi, eine Art Vorspiel zur Esther, und die beiden Basen.

Frau das Lied nicht in Mozarts Handschrift, sondern nur in einer Abschrift vorgelegen; beide wußten nicht, sondern glaubten nur, daß das Lied von Mozart sei. Also, schließt Friedländer, „wir können als sicher annehmen, daß auch das Wiegenlied zu den Kuckuckseiern gehört, die in Mozarts Nest gelegt wurden“ [soll heißen: gelegt worden sind].

Endlich sucht Friedländer dem wirklichen Komponisten des Liedes auf die Spur zu kommen. Es ist ihm gelungen, eine Komposition des Liedes von dem Herzoglich Sachsen-Meiningischen Kapelldirektor Fleischmann nachzuweisen, die 1796 in Offenbach gedruckt, auch anderwärts nachgedruckt worden ist, und deren Anfangstakte, ebenso wie ein chromatischer Gang in dem vorletzten Takte der Klavierbegleitung, eine auffällige Ähnlichkeit mit denselben Takten der angeblich Mozartischen Komposition zeigen. Und so schließt er denn mit der Vermutung: „Ein geschickter Musiker, der mit Mozarts Stil vertraut war, wandelte in den zwanziger Jahren Fleischmanns Lied in die uns jetzt geläufige Form um. Die neue Komposition fand dann ihren Weg nach Salzburg, wo einige Musiker Mozarts Art darin zu erkennen glaubten, und daraufhin wurde das Lied von Konstanze ohne viele Skrupel als Mozarts Werk herausgegeben.“

Ich möchte zu dieser Beweisführung nur wenige Bemerkungen machen. Friedländer selbst führt aus der Lebensbeschreibung Gotters von Schlichtegroll (zuerst gedruckt im Nekrolog auf 1797, dann wieder 1802 vor Gotters Nachlaß) die Nachricht an, daß Gotter sein Singspiel „Die Geisterinsel“ an Mozart habe zur Komposition senden wollen, daß aber Mozart vor der Ausführung dieser Absicht gestorben sei. (Die Geisterinsel wurde später von mehreren andern komponirt.) Die Erzählung Schlichtegrolls klingt so bestimmt, als ob er sagen wollte: Schade, daß Mozart starb, sonst hätte er die Geisterinsel höchstwahrscheinlich komponirt! Wie hätte nun Gotter diese Hoffnung hegen können, wenn er bis dahin mit Mozart in gar keiner Verbindung gestanden hätte? Die Annahme also, daß Gotter bereits 1789 sein Wiegenlied Mozart zugeschickt habe, mit der Bitte, es zu komponiren, liegt eigentlich nicht so fern. Höchst bedenklich aber ist der Umstand, daß sich das Lied in Mozarts Nachlaß nicht in Mozarts Handschrift vorgefunden hat. Dieser Umstand allein hätte schon bisher ausreichen können, das Lied Mozart abzusprechen.

Wenig Glauben wird die Ansicht Friedländers finden, daß die angeblich Mozartische Komposition aus der Fleischmannischen zurechtgeschnitten sei. Beide Kompositionen sind so verschieden, wie ein paar Kompositionen desselben Liedes damals — d. h. vor Beethoven und Schubert — nur sein konnten. Daß der Anfang beider eine auffällige Ähnlichkeit hat, ist nicht zu leugnen. Aber Friedländer selbst weist ja auf die allbekannte Melodie des Volksliedchens: „Schlaf, Kindchen, schlaf!“ hin, die durch beide hindurchklingt. Wenn heute zehn Komponisten die Aufgabe bekämen, das Lied zu komponiren, so wäre es allerdings möglich, daß ihre zehn Kompositionen nicht die geringste Ähnlichkeit unter einander zeigten. Aber wie komponirt man auch heute! Heute würde sich doch jeder, dem diese Aufgabe gestellt würde, zunächst fragen: Wie fängst du es an, daß du etwas recht Ungewöhnliches, Unerwartetes, Unnatürliches zu stande bringst, in der Melodie, im Rhythmus, in der Begleitungsfigur u. s. w. Wenn dagegen vor hundert Jahren zehn Komponisten die Aufgabe gestellt worden wäre, so kann man darauf schwören, daß ihre zehn Kompositionen alle im Dreiviertel- oder Sechsachteltakt gewesen wären, und daß das „Schlaf, Kindchen, schlaf“ wie durch Tappertsche „wandernde Melodien“ in allen wiedergeklungen hätte. Die in Mozarts

Nachlaß gefundne Komposition kann also recht gut eine selbständige Arbeit sein. Der Komponist bliebe dann noch nachzuweisen, wenn — es der Mühe lohnte.

Aber lohnt es denn der Mühe? Friedländer spricht das Lied augenscheinlich mit einem gewissen Bedauern Mozart ab. Er spricht von seiner „feinen, zierlichen, den Musiker wie den Laien gleichmäßig erfreuenden Melodie," die ebenso sehr „Webers wie Mozarts Züge" trage, „aufs glücklichste die galante Stimmung des Gedichts" treffe u. s. w.; sogar den recht gewöhnlichen chromatischen Gang am Schlusse, der wohl in hundert Liedern jener Zeit wiederkehrt, nennt er den „schönen chromatischen Gang." Wie verschieden wir doch da fühlen! Ich habe das Liedchen manch liebes mal Sängerinnen begleitet und habe das natürlich stets mit der nötigen Pietät besorgt. Aber im Geiste sah ich doch dabei immer zu meiner Rechten eine Hand die Kurbel drehn und dachte: Na, das Lied sängest du auch nicht, wenn nicht Mozart drüber stünde! Auf mich hat offen gestanden der Nachweis Friedländers wie eine Befreiung gewirkt. * * *

Unter den Linden. In wenigen Wochen wird Berlin durch Eröffnung des neuen Theaters „Unter den Linden" um eine attraction bereichert werden — so melden die Zeitungen. Eine attraction für wen? An jedem Abend sollen zwei große Ballets und eine Operette aufgeführt werden. Zweihundert „Figurantinnen sind engagirt"; das Theater faßt tausend Zuschauer. Gespielt wird bis Mitternacht, doch bleibt das „Etablissement" bis ein Uhr geöffnet. Mit dem Theater wird sich ein Café und ein — Hotel verbinden. Honny soit qui mal y pense! Vielleicht ist sogar ein Gutes dabei. Man sieht endlich, wo das Ballet hingehört.

Litteratur

Die Neue Welt. Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada und Mexiko. Von Emil Deckert. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892.

Amerika tritt uns immer näher. Einst schwamm es wie ein Wolkenstreif, der sich ins Unbestimmte verliert, tief am Abendhimmel, rot und golden wie ein Märchen; aber es ist gewachsen und steigt immer höher und dunkler am Firmament herauf, wir unterscheiden schärfer einzelne Teile und ermessen die Größe des Ganzen, dessen Schatten über das Meer bis zu uns herüberfällt. In dem Fremden dieser Erscheinung liegt etwas Drohendes, wir erwarten unbestimmt einen Einfluß dieser Raumgröße, dieser Menschenmengen und vervielfältigten Hilfsmittel und Leistungen auf unser soviel kleiner zugeschnittnes Wesen und fragen uns, ob unser politisches Kleingewerbe in der Konkurrenz mit diesem großen Unternehmer bestehen werde. Nächst Rußland fordert Nordamerika am dringendsten zum Studium auf, nicht uns nur, sondern alle Europäer, und da wir keinen Überfluß an guten Büchern über dieses Land haben, begrüßen wir mit Dank neue, gute Berichte; sie sind um so notwendiger, als die transatlantischen Länder in ihrem jugendlichen Wachstum sich in vielen Einzelheiten überraschend schnell verändern.

Gegen das Buch, von dem wir heute ein paar Worte sagen möchten, haben

wir freilich allerlei einzuwenden; wir wollen aber erst am Schluß berühren, was uns nicht gefällt, um zuerst das Gute zu loben und zu empfehlen, was uns daran angezogen und gefesselt hat.

Wir haben hier die gewissenhafte Arbeit eines gebildeten Deutschen vor uns, der die bedeutendern Städte und Landschaften der Vereinigten Staaten östlich vom Felsengebirge fast alle besucht und prüfenden Auges durchwandert hat, den der Wunsch beseelt, wahrheitstreuen Bericht zu geben, und dessen Schilderungen uns in angenehmer Plaudersprache ohne alle Länge und doch ernst belehren, indem sie uns zugleich unterhalten. Wir halten das Buch für geeignet, ein im ganzen richtiges Bild der Vereinigten Staaten diesseits des Mississippi zu geben, und wünschen, daß es aufmerksame Leser finden möge.

Von vornherein hat es uns für den Verfasser eingenommen, daß er offenbar den aufrichtigsten Wunsch hegt, die Wahrheit zu finden und zu sagen. Wir wissen aus Erfahrung, daß das nicht leicht ist, um so weniger leicht, als soviele von unsern eignen Landsleuten drüben vor dem Amerikanertum auf dem Bauche liegen. Das erbittert und mischt leicht das Grelle des Widerspruchs in die Farben unsrer Schilderung. Es ist überhaupt schwer, einer so jugendlichen Erscheinung gegenüber, wie es Nordamerika in Beziehung auf seine Kultur und in politischer Beziehung ist, den richtigen Weg in Anerkennung und Tadel zu finden. Unserm Verfasser ist das größtenteils gelungen. Er hat geographische Studien gemacht und verliert nicht das Große des Landes über den Einzelheiten aus dem Auge. Es ist ganz gut, daß er uns öfter auf die in der Natur, sogar in geologischer Tiefe der neuen Welt liegenden Schranken ihrer Entwicklung aufmerksam macht, denn auch in Europa lassen wir uns allzu leicht von dem Großen bestechen, das ja nicht alles positiv ist, und dem Jugendlichen, das ja nicht alles hoffnungsvoll ist. Wir vergessen den ungeheuern Vorzug unsrer alten Geschichte, unsrer ehrwürdigen Umgebungen, die uns wie Kinder einer altangesessnen Familie, die in großen geschichtlichen, erinnerungsreichen Räumen aufwachsen, neben die des reichen, aber unbehaglich in all seinem Neuen, Unehrwürdigen, der Vergessenheit bestimmten Emporkömmlings stellen.

Was uns weniger an dem Buche gefällt, ist der Mangel an Sicherheit und Bestimmtheit. Wir meinen, der Mann, der es geschrieben hat, könnte nicht weit von der mittlern Elbe oder Oder zu Hause sein. Seine vorsichtigen Urteile über Dinge, in die ein andrer ein Donnerwetter hineinschlagen ließe, erinnern an die bekannten Anekdoten von dem komisch-höflichen Obersachsen. Herr Deckert ist gerade kein Bliemchen, aber er hat ein bischen von dessen Manier, was uns von dem sonst vortrefflichen Mann aufrichtig leid thut. Es giebt so manches, was klar und scharf zu verurteilen wäre. Ihm erscheint die Zukunft gewisser Dinge, die man in den Boden verwünschen möchte, nur als „vielleicht zweifelhaft." Die Sprache der amerikanischen Zeitungen ist manchmal ein „wenig kräftig." An den Niagarafällen, wo ihn, wie schon manchen vorher, die unverschämten Kutscher und Hausknechte ärgern, schreibt er folgenden Satz nieder: „Land der Freiheit! seufzen wir und lassen das Unvermeidliche über uns ergehn, wenn auch nicht, ohne dann und wann eine kleine Portion göttlicher Grobheit auf die Zudringlichen regnen zu lassen." Sehr gut: kleine Portion, göttlich, regnen lassen, Seufzer, leider paßt nur dazu Grobheit nicht; wir glauben gar nicht, daß Herr Deckert grob sein kann, und daß er das nicht sein kann, ist hier nicht bloß menschlich, sondern auch stilistisch ein großer, ja fast ein grober Fehler. Die Erscheinungen des amerikanischen Landes und Lebens sind selbst zu groß und zu massiv, als das

ein schüchtern zaghaftes Berühren genügte. Wer sich dem Großen gegenüber nicht entschlossen auf die eine oder andre Seite zu stellen weiß, der wird oft an Teilen herumtasten, indem er meint, das Ganze zu umfassen, kurz er läuft Gefahr, vor lauter Objektivität oberflächlich zu werden. So geht es, fürchten wir, Herrn Deckert mit dem großen Problem der neun Millionen Neger in den Vereinigten Staaten, von dem er in den allerverschiedensten Kapiteln spricht, ohne die wahrhaft gewaltige Bedeutung dieser schweren, niederziehenden Masse auch nur mit einem Worte zu verraten. Auch andre Schäden, besonders die politische Korruption und das geradezu stürmische Hineintreiben in die Strudel der Plutokratie, behandelt er viel zu faserig.

Von dem löblichen Bemühen, einen guten Stil zu schreiben, das aber doch zu sehr Bemühen bleibt, hebt sich komisch die Vorliebe für die abgegriffensten klassischen Sentenzen ab. Es lassen sich einige Dutzend aus dem Buche heraussieben von der Art des Incidit in Scyllam oder des Utile cum dulci. Die gleiche Neigung, Bildung zu zeigen, bemerken wir auch in der geflissentlichen Aufwühlung des Geologischen an unpassenden Stellen. Wir würden nichts dagegen haben, wenn uns nicht die Furcht beschliche, es möchte sich hinter solchen Schwächen eine Unreife bergen, die außer Verhältnis zu der großen Aufgabe der Schilderung Nordamerikas steht.

Einen starken Mann haben wir jedenfalls nicht vor uns, und so ist denn auch das Buch mehr im einzelnen lehrreich und angenehm als im ganzen. Man liest es nicht mit steigender Befriedigung, weil die vielen, an sich guten Einzelheiten nicht zu einem Guß zusammengeschmolzen sind, daher mit der Zeit ermüdend wirken. Aber freilich enthält es auch nichts Unrichtiges, Schädliches oder Abstoßendes, und das ist schon viel für ein Buch über ein so großes, schwerverständliches Land.

Graue Geschichten von M. zur Megede. Neue Folge. Berlin, F. Fontane & Co. 1892

Die neue Folge der „Grauen Geschichten" entspricht in Vorzügen und Mängeln der ersten unter diesem Titel erschienenen Sammlung, der einzige Unterschied ist vielleicht, daß in den „Weihnachtsfahrten" ein wenig mehr Licht in das Grau der Lebensschilderung fällt, das die Verfasserin in ihren Skizzen bevorzugt. Denn Skizzen, meist Skizzen zu einem ganzen Roman und nicht Novellen sind es, die auch in dieser neuen Folge vorwalten; „Fräulein Josephine," „Die Familie Morin," „Der Anfang vom Ende" schließen je einen ganzen, freilich je einen trostlosen Lebensroman in sich ein, womit wir nicht etwa gesagt haben wollen, daß es rätlich und erquicklich sein würde, diese Romane thatsächlich auszuführen. Die Beobachtungen der Verfasserin sind richtig, die Wahrheit der skizzirten Charaktere und Schicksale ist meist unbestreitbar, und trotz ihrer entschiednen Neigung für Darstellung des Peinlichen und Düstern verletzt M. zur Megede die Bescheidenheit der Natur sehr selten. Wie die Dinge liegen, ist schwer zu sagen, ob an der leidigen Bevorzugung der unerfreulichsten Seiten des Daseins die Grundstimmung der Verfasserin oder die leidige Mode den Hauptanteil hat. Daß die Schriftstellerin nicht schlechthin unfähig ist, andre Erscheinungen zu sehn und zu würdigen, erweisen Einzelheiten des kleinen Bandes. Geschrieben sind die kleinen Geschichten mit lobenswerter, ein wirkliches Talent verratender Einfachheit, und insofern bilden sie einen Gegensatz zu den beliebten renommirenden Elendsdarstellungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Mußte es so kommen?

Gregorovius hat durch seine Blut in Blut gemalten Schilderungen anschaulich bewiesen, wie schauerlich die Wirklichkeit wäre, in die sich das phantastische Bild des sozialistischen Zukunftsstaats umsetzen müßte. Zwar ob er auf eine nennenswerte Zahl von Sozialdemokraten damit Eindruck gemacht hat, steht dahin. Sie sind gegen Gründe der Logik und gegen psychologische Schlußfolgerungen vorläufig noch dadurch gewappnet, daß ihnen ihr Programm einfach Glaubenssache ist. Dem „Himmel auf Erden" und Eugen Richters Zukunftsbildern gebührt aber das Verdienst, die bürgerliche Gesellschaft in der Form des Romans, der einzigen, in der noch an sie hinanzukommen ist, von den Ideen unterrichtet zu haben, die in den Köpfen von Hunderttausenden ihrer Landsleute spuken. Mancher Leser wird sich freilich der Unausführbarkeit dieser Ideen getrösten und damit diese selbst für abgethan halten. Andre mögen das Gruseln gelernt und sich einem hoffnungslosen Pessimismus ergeben haben. Aus pessimistischen Kreisen stammt die Frage: „Wie kam es doch?" Stellen wir die Gegenfrage: „Mußte es denn so kommen?"

Kein Zweifel, jeder denkende Sozialdemokrat sagt sich: die Beseitigung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ist nur durch Gewalt zu erreichen. Phrasen wie: der heutige Staat werde unmerklich in die sozialistische Gesellschaft hineinwachsen, eines Abends werde man sich noch als Bourgeois zu Bett legen, um am andern Morgen als Genosse aufzuwachen, können nicht ernst gemeint sein. Man mag sich die Widerstandsfähigkeit der heutigen Gesellschaft noch so gering, die einstige Gewalt der sozialistischen Ideen noch so groß vorstellen, niemals werden sich die Besitzenden freiwillig ihres Privateigentums berauben lassen. Auch nicht, wenn ihnen diese Beraubung als

„Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerken, Rohstoffen, Werkzeugen, Maschinen, Verkehrsmitteln — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebne Produktion" schmackhaft zu machen versucht wird. Um über den wahren Sinn dieser Formel in den eignen Reihen keinen Zweifel aufkommen zu lassen, wird denn auch immer wieder von der parlamentarischen Tribüne herab, in der Presse, in den Versammlungen der „revolutionäre" Charakter der Sozialdemokratie betont. Es ist nur eine erzwungne Verbeugung vor dem Staatsanwalt, wenn dabei vorsichtigerweise von der „Revolutionirung der Geister" gesprochen wird. Die Auguren unter sich wissen genau, was sie meinen.

Ehrlicher klingt es, wenn man die Führer sagen hört: man solle sie doch nicht für so dumm halten, daß sie schon heute oder morgen die Massen gegen den Staat und gegen den Besitz Sturm laufen ließen. Sie wüßten ebenso gut, wie ihre Gegner, daß sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden würden und dann die rücksichtslose Unterdrückung aller bürgerlichen und wirtschaftlichen Freiheit über sich ergehen lassen müßten. Wir glauben deshalb gern, daß die Heerführer der sozialistischen Revolution nicht eher auf die Barrikaden steigen werden, als sie nicht sicher zu sein glauben, auch mit der Armee fertig zu werden. Da sie niemals hoffen dürfen, die Waffen mit den Massen zu überwinden, so können sie nur rechnen, die Armee selbst oder doch einen großen Teil auf ihre Seite zu bringen. Kein Satz des sozialistischen Programms ist daher logischer und aufrichtiger gemeint als die Forderung: Volkswehr an die Stelle der stehenden Heere. Denn solange die heutige Heeresverfassung in Kraft bleibt, ist nicht zu befürchten, die Disziplin der deutschen Armee werde jemals so gelockert werden, daß sie dem Kampfe auch gegen den innern Feind nicht gewachsen wäre. Zweifellos dienen schon heute im aktiven Heere nicht wenige, in der Reserve und Landwehr tausende und abertausende von Sozialdemokraten. Sie pflegen in der Truppe nicht durch irgendwelche Nachlässigkeit im Dienstbetrieb kenntlich zu werden. Im Gegenteil, ihre Führung ist in der Regel musterhaft, ihre Intelligenz meist übermittelmäßig. Eine gewisse verdroßne Zurückhaltung ist das einzige Anzeichen, wodurch sie sich verraten. Jeder, der eine Landwehrübung mitgemacht hat, weiß aber auch, daß diese Stimmung gegen das Wiederaufleben soldatischer und kameradschaftlicher Erinnerungen selten Stand hält. So kann man wohl sagen, daß die Armee die sozialdemokratischen Elemente, die sie heute in sich birgt, einfach in sich erdrückt, ja daß sie die beste Schule ist, ihre dem roten Banner verfallnen Glieder wieder zu den alten Fahnen zurückzuführen. Die Hauptsache ist, daß das Offizierkorps der Linie wie des Beurlaubtenstandes niemals auch nur zum kleinsten Bruchteile der sozialistischen Propaganda anheimfallen wird. Freilich drückt der Rückgang der ländlichen, die Zunahme der Fabrikbevölkerung

die Beschaffenheit des Truppenersatzes nicht bloß körperlich, sondern auch moralisch herab. Zugleich vermehrt die gesteigerte Schulbildung die Zahl der intelligentern, aber auch schwieriger zu disziplinirenden Soldaten. Immerhin ist die Macht der Überlieferung, die Lust am Waffenhandwerk, der gute Geist in der deutschen Armee noch so lebendig, die Disziplin so sehr Fleisch und Blut des ganzen Organismus, daß diesen Kräften eine längere Dauer prophezeit werden darf, als sie politische und soziale Bewegungen selbst der tiefgehendsten Art aufzuweisen pflegen. Überall, wo die Armee gegen den innern Feind versagt hat, war von oben her, durch Schwäche und Unentschlossenheit der Befehlshaber, gesündigt worden. Daß in dieser Beziehung vorläufig nichts zu besorgen ist, wissen Bebel und Liebknecht ganz genau.

Sichrer als an die Flinte, die schießt, und an den Säbel, der haut, ist an die mehr moralischen Machtmittel des modernen Staates, an seine Gesetze und ihre Vollstrecker, die Obrigkeiten, hinanzukommen. Sie gleichen den Noten, die der Staat an Stelle des gemünzten Geldes in Verkehr bringt. Sind sie durch ein starkes Heer, die ultima ratio regum, genügend gedeckt, so gelten sie wie Gold und Silber. An dem Tage, wo die Macht nicht mehr hinter dem Recht steht, sind die Gesetze wertlose Assignaten, die Behörden bankrotte Verwalter eines bankrotten Geschäfts. Im geordneten Staatswesen können aber, wie seine Noten auch ohne Zwangskurs gern genommen werden, auch die Obrigkeiten ihre Aufgaben schon mit Hilfe des Kredits erfüllen, den ihnen der Sinn des Volks für Gesetzlichkeit verschafft. Ja sie überstehn damit, allenfalls noch mit der Scheidemünze der Polizeimacht, auch kleinere Krisen, ohne die Goldreserve angreifen zu müssen. Daß es der Sozialdemokratie in weitem Umfange gelungen ist, jenen gesetzlichen Sinn zu zerstören, ist gewiß. Doch wäre es kaum gerecht, diese Zerstörungen nur auf ihr Schuldkonto zu bringen. Eine der zersetzendsten Säuren, den vielbeklagten Materialismus unsrer Tage, hat sie bereits vor- und in voller Arbeit gefunden. Die Verbreitung der allgemeinen Bildung, das Erwachen der nationalen und politischen Empfindungen, die Einführung der konstitutionellen Regierungsform und der Selbstverwaltung in allen Zweigen des Staatslebens haben die mannichfaltigsten Kräfte zur thätigen Mitwirkung an den staatlichen Aufgaben berufen, dadurch die Leistungsfähigkeit des Ganzen ungeheuer gehoben, aber auch das Selbstbewußtsein bis zur Selbstsucht und Selbstüberhebung gesteigert. An Stelle der alten vertrauensvollen, patriarchalischen Verhältnisse sind im Staats- und Privatleben sorgfältig abgezirkelte, wohlparagraphirte und doch stets umstrittne Rechts- und Pflichtenkreise getreten, die Bequemlichkeit des Regierens hat aufgehört, die Bureaukratie muß, wenn sie die Führung noch behalten will, neuen Wein in die alten Schläuche füllen, selbst die Träger der Krone sind mit einem Tropfen demokratischen Öles gesalbt. Mag man nun die heutige politische Entwicklung als glückverheißende Errungenschaft des Jahrhunderts

segnen oder als den Anfang vom Ende verfluchen, wir können nicht mehr zurück. Auch der ärgste Reaktionär kann als praktisch erreichbar nur hoffen, möglichst viel von dem Bestehenden und von dem alten Geiste in die neue Zeit herüberzuretten. Daß die Sozialdemokratie als die jüngste und radikalste der Parteien auch politisch auf den äußersten linken Flügel trat, war selbstverständlich. Ebenso, daß die bestehenden politischen Parteien im Interesse der Staatserhaltung — ein klein wenig vielleicht auch im Interesse der Selbsterhaltung? — zunächst versuchten, die neue Konkurrentin mit Gesetzesgewalt zu unterdrücken. Dieser Versuch ist gescheitert, seine Wiederholung — täuschen wir uns darüber nicht — ist aussichtslos. Was nun? Man hat eine Formel gefunden, die auf viele, die sich schmeicheln, juristisch-logisch zu denken und gerecht zu urteilen, eine außerordentliche Wirkung gehabt hat. Man sagt, der Staat sei nicht verpflichtet, die unter seinen Einwohnern, die ihn selbst zu beseitigen trachten, ihn „negiren," der staatlichen Rechte und Wohlthaten teilhaftig werden zu lassen. Er könne sie streng genommen auch von den durch die Wahlen ihnen übertragnen Ämtern, vor allem von der Volksvertretung ausschließen, mindestens sei er berechtigt, ihnen die praktische Mitarbeit in den Parlamenten und ihren Kommissionen zu verweigern. Auch ihre Presse, ihre Vereine und Versammlungen dürfe er mit anderm Maße messen, sehr wohl könne er ihnen Vergünstigungen versagen, deren Gewährung überhaupt in das Ermessen der Verwaltungsbehörden gestellt sei (Tellersammlungen u. dergl.). Nun gilt aber doch schon im Privatrecht der Satz, daß niemand deshalb von einem Vertrag zurücktreten kann, weil der Gegenpart dessen Erfüllung verweigert. Wäre aber ein solcher Rücktritt gestattet und wäre es selbst zulässig, das Verhältnis zwischen Staat und Bürger unter die kümmerlichen Gesichtspunkte des Privatrechts zu bringen, so müßte doch das Rechts- und Pflichtenverhältnis gleichzeitig auf beiden Seiten zu Ende gehn. Folgerichtig wären dann die sozialdemokratischen Staatsbürger von dem Heeresdienste, der Steuerpflicht und zahlreichen andern öffentlichen Pflichten entbunden, umgekehrt könnten sie auch keine Ansprüche auf Rechtsschutz für Leben, Freiheit, Eigentum u. s. w. erheben. Gegen die ersten dieser Folgerungen würden wohl der Kriegs- und der Finanzminister, gegen die andern der Justizminister Einspruch zu erheben haben. Und ob dem Verwaltungsminister damit gedient wäre, daß die nun einmal im Lande wohnenden Hunderttausende von Sozialdemokraten nach den Regeln des Pandektenrechts für nichtig erklärt würden, ist doch die Frage. Auch dürfte sich das natürliche Rechtsgefühl schwerlich zu diesen Höhen juristischer Sophistik erheben und die alten guten Sätze vergessen: Was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und: Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem andern zu. Endlich müßte, wenn jene Grundsätze auch nur im Sinn ihrer Verfechter einigermaßen gerecht gehandhabt werden sollten, in jedem einzelnen Falle eine Prüfung der politischen Gesinnung

auf Herz und Nieren vorausgehn, die die Inquisitoren schließlich selbst mit Ekel erfüllen würde. Oder man müßte versuchen, mit dem Satze zu trösten, daß um des höhern staatlichen Zwecks willen der Gerechte auch einmal mit dem Ungerechten zu leiden verstehen müsse. Der Erfolg wäre eine allgemeine Einbuße an bürgerlicher Freiheit, mit der man die höhere Rechtsordnung doch wohl auf die Dauer zu teuer bezahlt finden würde.

Also mit Sondergesetzen geht es nicht, mit feinen juristischen Konstruktionen geht es auch nicht. Warum soll es auf dem gradesten und deshalb besten Wege nicht gehn, den sozialdemokratischen Staatsbürger, ohne überhaupt nach seiner Gesinnung zu fragen, genau so wie jeden andern Staatsbürger zu behandeln? Man braucht den Staat noch gar nicht für den „Racker“ zu erklären. Wahr ist aber, daß er kein Herz im Leibe hat. Er hat als Staat weder Haß noch Liebe zu fühlen und seines Amts der Vorsehung gleich zu warten, die ihre Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt.

Wird doch das Hassen, wenn auch nicht das Lieben, schon gründlich genug von den politischen Parteien besorgt, die sich freilich allesamt, nur die Sozialdemokratie ausgenommen, mit dem heutigen Staat für eins halten. Nun ist es ja eine Zumutung für den monarchisch und religiös denkenden Bürger, gegen die Sozialdemokratie kaltblütig zu bleiben, wenn sie eingestandnermaßen die Monarchie grundsätzlich verwirft und die Religion äußersten Falls als Privatsache gelten läßt. Dennoch heißt es auch hier: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! und: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Bleiben wir bei den monarchischen Gefühlen, zu denen wir uns gewiß gern und freudig bekennen. Hand aufs Herz! Wie viele von uns sind denn königstreu, weil sie in der Person des Königs von Gottes Gnaden Gottes Statthalter erkennen und deshalb nach seinen Tugenden oder Fehlern, Vorzügen oder Mängeln nicht zu fragen brauchen? Machen sich nicht viele den Vorbehalt, „ihre monarchischen Gefühle zu revidiren,“ wenn der Monarch nicht nach ihrem Sinne ist? Sind nicht viele monarchisch, nur weil sie in der erblichen Spitze des Staats den festen Pol in der Erscheinungen Flucht, in der geltenden Verteilung der öffentlichen Gewalten zwischen der Krone und der Volksvertretung die zweckmäßigste Einrichtung des Staats erblicken? Wie viele sind denn in Deutschland fürstlich, herzoglich, großherzoglich, königlich, wie viele schlechthin nur kaiserlich? Wieviel deutsche Stämme überliefern ihren Kindern die Erinnerungen an große und edle Herrscher, wie viele wünschen die Geschichte ihrer Herrscherfamilien oder doch große Stücke davon mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt zu sehn? Und stehn denn nicht unter den heutigen politischen Parteien die Freisinnigen in dem Verdacht, die Parlamentsherrschaft anzustreben, die dem Thron doch nur den Wert eines Präsidentensessels mit den Abzeichen der Krone lassen würde? Besteht die nationalliberale Königstreue auch dem einzelstaatlichen Herrscher, die klerikale

dem päpstlichen Stuhle gegenüber jede Probe? Und haftet nicht auch an der konservativen Partei das böse Wort: Unser König absolut, wenn er unsern Willen thut? Gewiß geschieht jeder dieser Parteien mit diesen Verdächtigungen schweres Unrecht. Trotzdem werden sie jeden Tag einer jeden ins Gesicht geschleudert. Die Sozialdemokratie aber verzeichnet schmunzelnd die wachsende Zahl der Majestätsbeleidigungsprozesse, zu denen sie durchaus nicht allein die Angeklagten liefert.

Gewiß bekennen wir uns gern und freudig auch zur Religion als einem innersten Herzensbedürfnis. Aber vergessen wir nicht, wenn wir die Religion in den politischen Tagesstreit hineinziehen, allesamt Christi Wort, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei? Wie reimt es sich denn eigentlich, daß wir schon fast gewöhnt sind, gläubiges Christentum mit konservativer, Indifferentismus mit nationalliberaler, kirchlich-freisinnige mit deutsch-freisinniger Gesinnung und Atheismus mit Sozialdemokratie zusammenzuwerfen? Ganz zu schweigen von der Ungeheuerlichkeit, daß das Zentrum zugleich politische und Religionspartei ist und nur aus dieser Verbindung seine Daseinsberechtigung herleitet. Könnte man sich denn nicht auch einen gläubigen Christen denken, der mindestens wirtschaftlich ganz auf dem Boden des sozialistischen Programms steht, wie denn unbezweifelt der Kommunismus die Wirtschaftsform der ersten christlichen Gemeinde gewesen ist? Und könnte denn nicht auch ein Atheist ein mindestens verstandesmäßig überzeugter strenger Anhänger selbst der absoluten Monarchie sein? Was hat umgekehrt die Religion von den politischen Parteien zu erwarten? Sie hat nur Schaden davon, wenn sich die eine Partei ihrer bemächtigt und sie dadurch allein schon bei den Gegenparteien in Verdacht bringt. So ist das sogenannte konservative Christentum für die Kirche in ihrem Verhältnis zur Sozialdemokratie geradezu verhängnisvoll geworden. Dort wird sie mit Vorliebe als die Magd der besitzenden Klassen bezeichnet. Sie müsse, heißt es, den Tagelöhnern und Arbeitern ihr Los als Gottes Willen, die Verheißungen des künftigen Lebens als ihren wahren Lohn nur deshalb predigen, damit der konservative Großgrundbesitzer und der ostentativ kirchliche Großindustrielle willige, mit niedern Löhnen zufriedne Arbeitskräfte haben. Äußerungen, wie die von Göhre (S. 175) berichteten: „Übrigens sind die Pfaffen selbst an der ganzen Feindschaft des Volks gegen die Kirche schuld. Denn sie haben Partei für die großen Herren genommen. Nur wenige machen davon eine Ausnahme," kann man alle Tage im Gespräch mit Sozialdemokraten zu hören bekommen.

Die Kirche hätte somit allen Grund, sich von den politischen Parteien zu verbitten, daß sie sich zu Anwälten und Beschützern der Religion aufwerfen. Am meisten die evangelische Kirche, die bereits unter der zu engen Verbindung mit dem Staat, der doch kein protestantisches Gemeinwesen sein kann und darf, schwer zu leiden hat. Wie könnte sie vollends daran denken, nach dem poli-

tischen Glaubensbekenntnis zu fragen, wenn sie Christi Ruf: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! gerade an die arbeitenden Klassen ergehen läßt? Wenn sie zunächst einmal alle Kräfte darauf konzentrirte, innerhalb der äußerlich zu ihr haltenden Gesellschaftsklassen ein lebendiges, durch christlichen Wandel sich bezeugendes Christentum zu schaffen, sie würde damit mehr zur Lösung der sozialen Frage beitragen, als durch Wiederbekehrung hunderter und tausender von Sozialdemokraten. Es ist das hohe Verdienst Stöckers, daß er seine eindringlichen Bußpredigten zuerst und vor allen an die besitzenden Klassen richtet, vielleicht auch die Erklärung dafür, daß er von seinen sozialdemokratischen Gegnern noch immer angehört worden ist und noch heute mit einer gewissen widerwilligen Achtung genannt wird. So soll es auch der Kreuzzeitung nicht vergessen werden, daß sie oft genug gerade von den Sünden ihrer nächsten Partei- und Standesgenossen furchtlos den Schleier gezogen hat. Gegen den Grundbesitzer und Fabrikanten, der auch nur das eine Gebot Christi befolgte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! hätte es keiner Arbeiterschutz-, Sonntagsheiligungs-, Alters- und Unfallversicherungsgesetze bedurft, wie sie noch immer den staatserhaltenden Parteien abgerungen werden müssen, ohne daß die Morgenröte des sozialen Friedens tagen will. So lasse sich doch auch ein jeder daran genügen, selbst den König zu ehren, anstatt täglich von neuem die Königstreue seiner politischen Gegner unter die Lupe zu nehmen. Die monarchischen Empfindungen des ganzen Volks werden nur Gewinn davon haben.

Die alten politischen Parteien mögen nun leben oder sterben — vor der Hand können sie weder das eine noch das andre —, ihre alten Schlagwörter sind verbraucht. Auch Religion, Sittlichkeit und Königstreue können ihren Programmen nicht aufhelfen. Selbst mit den wuchtigen nationalen Akkorden, und wenn sie von der Hand des Meisters gegriffen werden, lassen sich die täglichen politischen Geschäfte nicht erledigen. Die brennenden Fragen des Tages sind die wirtschaftlichen, und ihnen thut nur eine nüchterne, langweilige Behandlung gut. Hinter all den hochtönenden Phrasen der Programme pflegt sich doch nur das soziale Nichtwollen, vielleicht auch Nichtkönnen zu verstecken.

Wie oft schon, ist es auch heute wieder der hohe Beruf der Wissenschaft, den durch das Getöse der widerstreitenden Tagesmeinungen verwirrten Gedanken einen Sammelpunkt zu gewähren. Erst die geschichtliche Betrachtung des Gewordnen öffnet, wie in der eigentlichen Politik, so auch in der Wirtschaftspolitik das Verständnis für die Gegenwart und die Möglichkeit eines Ausblicks in die Zukunft. Die heutige deutsche volkswirtschaftliche Litteratur zeigt nun zwar den ganzen Widerstreit der Schulen und Lehrmeinungen. Sie ist aber unverkennbar von einem tiefen Streben nach Wahrheit erfüllt. Mit Erstaunen gewahrt man die Sachlichkeit und Ruhe, mit der namentlich auch die sozialistischen Forderungen auf ihre Ausführbarkeit geprüft werden. Das Ergebnis

ist, daß von den bekannten fünf Forderungen des Erfurter Programms, die von der sozialdemokratischen Partei Deutschlands zum Schutz der Arbeiterklasse „zunächst“ aufgestellt werden,*) kaum eine grundsätzlich verworfen, manche beschränkt und selbst unbeschränkt befürwortet werden. Es darf deshalb als ein wissenschaftlich jedenfalls überwundner Standpunkt bezeichnet werden, wenn auch gegen diesen Teil der sozialdemokratischen Bestrebungen immer wieder das rote Gespenst und immer wieder mit Erfolg hervorgeholt wird. Auch ist es ein Trugschluß oder ein Fechterkunststück, den sozialistischen Zukunftsstaat ad absurdum zu führen und damit auch jene nächsten Ziele als ebenso unsinnig und unlogisch ohne weiteres für abgethan zu erklären. Besonders erfreulich ist, daß unter den Vertretern der heutigen nationalökonomischen Wissenschaft selbst der verhängnisvolle Klassengegensatz und Klassendünkel nahezu überwunden, jeder Mitarbeiter willkommen scheint. Daß wir von verschiednen namhaften Sozialdemokraten sehr beachtenswerte Untersuchungen über die Lage einzelner Gewerbe besitzen, ist bekannt. Es ist ebenso politisch klug wie sachdienlich, daß auch in die neugeschaffne Kommission für Arbeitsstatistik Sozialdemokraten als ständige Mitglieder berufen worden sind. Denn man täusche sich nicht: innerhalb der Sozialdemokratie beginnt der tiefe Wissensdrang, der wenigstens an den deutschen Sozialisten schon längst bemerkt worden ist, jetzt Früchte zu tragen. Neue, mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Bildung gewappnete Talente fallen ihr zu. Die Redakteure ihrer Blätter sind heute zum großen Teil akademisch gebildete Leute, und ihre Tagespresse hat die Leistungen der kleinen Provinzialpresse, die von politischen Waschzetteln und vom Tagesklatsch leben muß, vielfach überflügelt. Zudem haben ihre Mitarbeiter täglich Gelegenheit, die soziale Frage an ihrem Leibe und an ihrem Magen zu studieren.

---

*) Sie lauten:

1. Eine wirksame nationale und internationale Arbeiterschutzgesetzgebung auf folgender Grundlage:
   a) Festsetzung eines höchstens acht Stunden betragenden Normalarbeitstags.
   b) Verbot der Erwerbsarbeit für Kinder unter vierzehn Jahren.
   c) Verbot der Nachtarbeit, außer für solche Industriezweige, die ihrer Natur nach, aus technischen Gründen oder aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt Nachtarbeit erheischen.
   d) Eine ununterbrochne Ruhepause von mindestens sechsunddreißig Stunden in jeder Woche für jeden Arbeiter.
   e) Verbot des Trucksystems.
2. Überwachung aller gewerblichen Betriebe, Erforschung und Regelung der Arbeitsverhältnisse in Stadt und Land durch ein Reichsarbeitsamt, Bezirksarbeitsämter und Arbeitskammern. Durchgreifende gewerbliche Hygiene.
3. Rechtliche Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Dienstboten mit den gewerblichen Arbeitern; Beseitigung der Gesindeordnungen.
4. Sicherstellung des Koalitionsrechts.
5. Übernahme der gesamten Arbeiterversicherung durch das Reich mit maßgebender Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung.

und die Redaktionen versäumen nicht, ihnen fleißig das Wort zu lassen. Der schon einmal in den Grenzboten gegebne Rat, die sozialistische Presse aufmerksam zu verfolgen, kann deshalb nur dringend wiederholt werden. Sie ist für die besser gestellten Klassen, die nicht selbst im gewerblichen Leben stehn, fast das einzige Mittel, ein Bild von der Lage der arbeitenden Bevölkerung zu gewinnen. Auch wäre es thöricht, darin eine Unterstützung der sozialdemokratischen Partei erblicken zu wollen. An Geld fehlt es ihr wahrlich nicht, wenn es auch dunkel bleibt, woher sie die offenbar beträchtlichen Mittel nimmt, die ihr selbst jetzt in der Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs zufließen. Daß wir nur den reifen und urteilsfähigen Mann als Leser und etwaigen Abonnenten im Auge haben, versteht sich von selbst.

Wir setzen unsre Hoffnung darauf, daß jene von der nationalökonomischen Wissenschaft heute schon gepflegte sachliche Art der Behandlung wirtschaftlicher Fragen eines Tages auch in den Parlamenten, in der Presse, im öffentlichen Leben überhaupt durchbrechen und sich behaupten werde. Beschränkte man sich einmal auf das Thema: Verbesserung der wirtschaftlichen Lage insbesondre der arbeitenden Klassen, so wäre die Aufgabe der Verständigung schon so riesengroß, daß man sie durch Heranziehung der Punkte, über die niemals eine Einigung möglich scheint: Monarchie, Religion, Privateigentum, nicht unnötig erschweren sollte. Leitstern bleibt der Satz: Alle berechtigten Interessen sind harmonisch. An seiner Wahrheit verzweifeln, hieße verzweifeln an der Weisheit und Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung. In der sozialen Frage spitzt sich dieser Satz im letzten Grunde auf eine Art von Rechenexempel zu: Wieviel muß dem Unternehmer als Unternehmergewinn, dem Grundbesitzer als Grundrente verbleiben, damit Industrie und Landwirtschaft gedeihen und Befriedigung gewähren können? Wie viel vom Produktionsgewinn gebührt dem Arbeiter als Ertrag seiner Arbeit, damit er nicht nur leben und in der Arbeit Befriedigung finden, sondern auch seinerseits als Konsument und damit als wirksamster Förderer der Produktion auftreten kann? Die Lösung kann nur nach der Formel des vielgeschmähten prätorischen Rechts: Uti inter bonos agier oportet erfolgen.

Es ist nicht die Absicht, hier die eigentlichen wirtschaftlichen Fragen auch nur andeutungsweise zu verfolgen. Wir kehren vielmehr zu dem Vorschlage zurück, der Staat sowohl als die sogenannte bürgerliche Gesellschaft solle sich entschließen, den sozialdemokratischen Volksgenossen einmal genau so wie jeden andern Staatsbürger zu nehmen. Man sollte zwar meinen, dies sei einfach eine Forderung der Gerechtigkeit, und zwar der Gerechtigkeit, die als fundamentum regnorum gilt, die deshalb in einem sich christlich nennenden Staatswesen längst verwirklicht sein müßte. Und doch, wie gewaltig ist noch heute der Bann, der in dem bloßen Worte „Sozialdemokrat" liegt. Ist nicht jeder gesetzgeberische Gedanke, jeder Vorschlag einer Verwaltungsmaßregel oder son-

stigen Einrichtung schon deshalb des vielseitigsten und erbittertsten Widerspruchs gewiß, weil er, gleichviel welchen Inhalts, aus dem sozialdemokratischen Lager kommt? Und ist es nicht einer der beliebtesten Kunstgriffe parlamentarischer oder publizistischer Dialektik, derartige Vorschläge völlig unverdächtiger Herkunft damit zu bekämpfen, daß man sie als sozialdemokratischer Denkweise entsprungen hinzustellen versucht? Ist es nicht lange Jahre hindurch gelungen, das soziale Reformwerk unsers ehrwürdigen Kaisers Wilhelm und seines großen Kanzlers mit eben diesen Mitteln zu verdächtigen? Daß sie immer noch versagen, erklärt sich erstens aus der Unbekanntschaft mit den eigentlichen sozialistischen Lehren, die z. B. dem sogenannten Staatssozialismus grundsätzlich entgegengesetzt sind. Vor allem aber aus der modernen Charakterschwäche, die es nicht über sich gewinnt, sich eine eigne Überzeugung von der Güte einer Sache zu erkämpfen und damit auf die Gefahr hin, verketzert zu werden, furchtlos herauszutreten. Es bleibt tief zu beklagen, daß dieser Terrorismus, die Gefahr, der öffentlichen Meinung sowohl als der eignen Regierung als verkappter Sozialdemokrat denunzirt zu werden (so erst unlängst in dem Wörrishoferschen Falle), auch die Beamten, namentlich die Verwaltungsbeamten, noch vielfach hindert, mit den arbeitenden Klassen nähere Fühlung zu gewinnen. Wäre es z. B. auch bei uns, wie in andern Ländern, denkbar, daß die Beamten — wir haben vorzugsweise die Gewerbeinspektoren, aber nicht sie allein im Auge — in Arbeitervereinen Vorträge hielten, der Arbeiterpresse belehrende Aufsätze zugehen ließen, ja auch die Arbeitervereinsfeste besuchten, die segensreichen Folgen würden nicht ausbleiben für beide Teile. Freilich setzt es einen natürlichen Schatz von Takt und ungekünsteltem Wohlwollen sowie den Verzicht auf jede Proselytenmacherei voraus, wenn ein Beamter bei einem Arbeiterauditorium Vertrauen gewinnen soll. Daß es hoffnungslos wäre, mögen wir nicht glauben. Doch einstweilen sind dies fromme Wünsche. In republikanischen Staatswesen mag über manche äußere Schwierigkeit leichter hinwegzukommen sein. Im monarchischen Deutschland ist es ein verhängnisvolles Hemmnis für ein kräftiges und entschloßnes Vorwärtsschreiten auf der Bahn sozialer Reformen, daß die sozialistische Partei zugleich eine demokratische ist. In der That, es gehörte fast mehr als hochherzige Selbstverleugnung des Monarchen dazu, vorerst auch einmal darüber hinwegzusehen, sich nur an das Vertrauen seiner Arbeiterunterthanen zu wenden, ihre berechtigten wirtschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen und abzuwarten, ob die Zeit sie nicht doch noch um seinen Thron scharen werde. Für den verantwortlichen Minister dürfte es schließlich auf seine Ansicht über die angeborne Schlechtigkeit oder die angeborne Güte der menschlichen Natur hinauskommen, ob er zu diesem Experiment raten soll. Jedenfalls hat der große Friedrich mit seinen der schwerbedrückten Bauernschaft erzeigten wirtschaftlichen Wohlthaten einst große Erfolge auch für das monarchische Prinzip erzielt. Noch

heute klingt, wenn auch gedämpft und viel bespöttelt, das Wort vom „Arbeiterkaiser" in der sozialdemokratischen Presse nach. Erst kürzlich bei der Beratung des Berggesetzentwurfs im preußischen Abgeordnetenhause konnte man beobachten, daß sie die arbeiterfreundlichen Vorschläge der Regierung wohl zu würdigen wußte und ihren Mißerfolg nur dem Druck der sogenannten kapitalistischen Klassen zuschrieb.

Einstweilen ist es eine Anforderung weniger an die Gesinnungsgröße, als an die politische Klugheit, den Kampf gegen die Sozialdemokratie seiner Bedeutung als Kampf zweier Weltanschauungen entsprechend wenigstens nicht mit kleinlichen Mitteln zu führen. Volle Koalitionsfreiheit für Arbeiter wie Arbeitgeber wird als eines der erprobtesten Mittel, den unvermeidlichen Krieg beider in geordneten Formen auszutragen, von der nationalökonomischen Wissenschaft heute nahezu einstimmig gefordert. Vereins- und Versammlungswesen wie die Presse sind niemals mehr niedergehalten worden, als nach den Karlsbader Beschlüssen. Und doch ist damit den revolutionären Ideen nicht ein Fußbreit Landes abgewonnen oder ihrem endlichen Siegeszuge auch nur einen Augenblick länger Widerstand geleistet worden. Eine wohlwollende, gerechte Staatsgewalt, die innerhalb des Rahmens der allgemeinen Strafgesetze unreifen Meinungen Raum läßt auszutoben, von der man aber weiß, daß sie den ersten Versuch des Aufruhrs mit der Aufforderung zum Auseinandergehn, dreimaligem Trommelwirbel und schließlich einer erbarmungslosen Salve der kleinkalibrigen Gewehre in den dichtesten Haufen hinein begegnet, hat von einer freimütigen, selbst gehässigen Presse oder von der abendlichen Erhitzung der Gemüter durch Bier, unsinnigen Redeschwall und Tabaksqualm nichts zu befürchten. Wohl aber darf sie hoffen, daß der unvernünftige Teil der sozialistischen Bestrebungen um so früher an seinem eignen Widersinn zu Grunde gehn werde. Dem vernünftigen Kern zum Siege zu helfen, und er ist nur vernünftig, soweit dies ohne Beeinträchtigung andrer berechtigter Interessen möglich ist, ist ohnedies die Schuldigkeit der Staatsgewalt. Rechtzeitige Reformen sind allezeit die besten Vorbeugungsmaßregeln gegen Revolutionen gewesen. Von der Seisachtheia unter Solon, der die Dike zu seiner Göttin erwählt hatte, rühmt Jäger, daß sie eine dauernde Heilung gewesen, und daß ihr zu danken sei, wenn die Ruhe des attischen Landes, wie so manches andern, durch ökonomische Wirren nicht wieder gestört worden sei. Reformen gelingen aber am sichersten, wenn sie von der thätigen Mitwirkung der Klassen getragen werden, denen sie zu gute gehen sollten. Die Regierungen sowohl als die ganze bürgerliche Gesellschaft sollten deshalb jede Bereitschaft der Sozialdemokratie zur Mitarbeit an den positiven Aufgaben des Staats und der Gemeinde willkommen heißen, statt sie mit Mißtrauen oder gar mit höhnenden Worten zurückzuweisen.

Noch einmal ist die Gelegenheit günstig. Der auf dem Hallischen Partei-

tag mühsam überbrückte Gegensatz der gemäßigten Richtung Vollmars gegen die offizielle Parteileitung öffnet sich von neuem, die Parteileitung darf es nicht wagen, die ihr unbequemen staatssozialistischen Tendenzen aus der Partei förmlich auszuschließen, ein Beweis, daß sie ihre Stärke nicht gering anschlägt. Auf der linken Seite wird sie selbst von dem anarchistischen Flügel der Unabhängigen bedrängt. Störe man diesen Läuterungsprozeß, von dem man nur nicht schon morgen Früchte erwarten darf, nicht durch veraltete Rezepte aus der Polizeioffizin. Bleiben wir stark, weise und — gerecht!

Die Handelspolitik unsers Jahrhunderts

(Schluß)

In dem zweiten Abschnitte seiner Arbeit behandelt der Verfasser „Italiens Handelspolitik in ihren Beziehungen zur Volkswirtschaft." Hier interessirt uns vorzugsweise die Beantwortung der Frage: „War es volkswirtschaftlich zweckmäßig und weise, daß Italien es nach 1875 unternahm, mittels einer schutzzöllnerischen Handelspolitik sich eine selbständige nationale Industrie schaffen zu wollen?" Die Frage wird in fünf Unterfragen aufgelöst. Die erste lautet: „Ist es für ein vorwiegend agrikoles (!) Land im allgemeinen ein erstrebenswertes Ziel, eine selbständige nationale Industrie zu besitzen?" Sombart antwortet, er für seine Person sei geneigt, diese Frage prinzipiell zu bejahen; an dieser Stelle könne die nationalökonomische Frage, „ob für ein Land der Industrialismus ein erstrebenswertes Ziel sei," nicht erörtert werden. Hier fällt uns die Ungenauigkeit des Ausdrucks auf, die freilich zum Teil dem noch unabgeklärten Sprachgebrauch zur Last fällt. Wenn man unter dem Worte Industrie so viel versteht wie Gewerbfleiß, so ist die Frage unbedingt zu bejahen, denn ein Volk, bei dem die Gewerbe nicht bis zur Kunstblüte entwickelt sind, ist noch kein Kulturvolk. Aber Sombart meint ohne Zweifel, wie das an der zweiten Stelle gebrauchte Wort Industrialismus andeutet, die Exportindustrie: ihm schwebt der Zustand Englands als Ideal vor, wo die Industrie den Ackerbau zurückgedrängt hat, und die Existenz des Volks auf die Anfertigung billiger Massenwaren mit der Maschine und auf deren Ausfuhr gegründet ist. Wir verabscheuen dieses „Ideal" aus oft dargelegten Gründen und betrachten es als eine traurige Notwendigkeit, wenn sich ein ganzes Volk, um nicht zu verhungern, in Fabriken und Gruben einsperren lassen, die halbe Welt mit Hemden- und Kleiderstoffen versorgen und die für den großartigen Fabrikbetrieb er-

forderlichen Steinkohlen aus ungeheuerlichen Tiefen heraufwühlen muß. Daher vermögen wir auch in der früh erreichten nationalen Einheit Englands, sofern sie als Vorbedingung des großartig entwickelten Industrialismus dieses Landes betrachtet wird, keine besondre Begnadigung zu sehn.

Die folgenden Fragen haben nur dann einen Sinn, wenn die erste Frage bejaht wird, so bemerkt Sombart selbst. Wir könnten alsó hier abbrechen, wollen aber doch auch zu dem folgenden noch ein Wörtchen sagen. Die zweite Frage lautet, ob das Ziel auch für Italien erstrebenswert sei. Sombart glaubt den Einwand derer, die das leugnen und sagen, Italien sei von Natur zum Ackerbaustaate geschaffen, und die Begünstigung der Industrie werde die Pflege seiner natürlichen Hilfsquellen beeinträchtigen, als unbegründet zurückweisen zu dürfen. Weder sei zu befürchten, daß eine Verteuerung der Lebensbedürfnisse (z. B. der Maschinen und Kleider) durch Schutzzoll der Landwirtschaft die Arbeitskräfte verteuern werde, da bei der Kultur von Wein, Öl, Südfrüchten u. s. w. keine Maschinen angewendet werden und die italienischen Landleute sich ihre Kleiderstoffe meist selbst anfertigten, noch könne die italienische Landwirtschaft durch Verlust von Kapital und Arbeitskräften geschädigt werden; das Kapital spiele beim Anbau von Südfrüchten u. dgl. keine Rolle, und Arbeiter seien, wie die Auswanderung von jährlich zweihunderttausend Menschen beweise, im Überfluß vorhanden. „Sollte aus diesen Emigrantenheeren sich nicht das für eine aufblühende Industrie notwendige Arbeitsmaterial [sic!] gut und gern bilden lassen?“ Gut? O ja! dafür würden der Hunger und die Peitsche des Aufsehers schon sorgen. Aber gern? Nein! wofern sich das Wort nicht auf die Absicht der Unternehmer bezieht, sondern auf die Stimmung der Arbeiter, die ja freilich bloß als „Material“ gelten, und deren Wünsche daher wohl kaum in Betracht kommen. Aber bei Beantwortung der dritten Frage dürfen sie trotzdem nicht übersehen werden. Diese lautet: „Besitzt das heutige Italien hinreichende produktive Kräfte und Fähigkeiten, also die Elemente, um (!) eine nationale Industrie großen Stiles heranzubilden?“ Ob fähige Unternehmer in ausreichender Anzahl vorhanden seien, das, meint Sombart, lasse sich nicht gut ermitteln. An Geldkapital fehle es leider ganz entschieden [und wird es so lange fehlen, als Italien eine Kriegsrüstung unterhält, die außer allem Verhältnis zu seinem natürlichen Vermögen steht; auf künstlichem und gewaltsamem Wege, durch Kolonien und Ausbeutung andrer Völker erworbnes Vermögen besitzt es nicht, muß also die Kosten seiner Rüstungen durch Anleihen aufbringen, deren Verzinsung das Geld aus dem Lande zieht]. Was endlich das wichtigste Element, die Arbeiter, anlangt, so werde allerdings darüber geklagt, daß sie sich zur Maschinenarbeit nicht eigneten, doch, meint Sombart, zur Routine könne der italienische Arbeiter ja erzogen werden, und was ihm an Ausdauer abgehe, das werde er einigermaßen durch Gewandtheit ersetzen. Einen Vorzug aber habe er, der für die Unternehmer ganz besonders

günstig sei, seine Anspruchslosigkeit; der italienische Arbeiter sei äußerst billig, und kein nennenswerter Arbeiterschutz setze dem Unternehmer in der Ausbeutung dieser billigen Arbeitskraft eine Grenze.

Sombart übersieht die Hauptsache. Der Italiener ist zu sehr Mensch, um sich so leicht zur Maschine oder zum Maschinenteil herabwürdigen oder, wie sich unsre humane Zeit lieber ausdrückt, „erziehen" zu lassen. Er will im Freien arbeiten, seines Lebens bei der Arbeit froh werden, immer etwas schönes sehn und womöglich selbst etwas schönes hervorbringen. Sich in eine Fabrik sperren lassen, den ganzen Tag nichts zu sehn bekommen als Rädchen, Wergputzen und kahle, schmutzige Wände, nichts thun als vierzehn oder achtzehn Stunden lang auf zwanzig wirbelnde Spindeln starren und abreißende Fädchen wieder anknüpfen, das widerstrebt seiner innersten Natur. Das blühende italienische Gewerbe des vierzehnten, fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert war nicht Maschinenindustrie, sondern Kunsthandwerk. Allerdings hat die schon damals fabrikmäßig, wenn auch noch nicht mit Maschinen betriebne Seiden- und Tuchweberei im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zum Wohlstande des Landes nicht wenig beigetragen. Aber erstens bildete die Ausfuhr von Geweben doch bei weitem nicht in dem Maße eine Hauptquelle des italienischen Nationaleinkommens, wie dies bis in die Mitte unsers Jahrhunderts in England der Fall war; der Levantehandel und der Geldwucher — waren doch die Italiener lange Zeit hindurch die Bankiers aller europäischen Staaten — brachten viel mehr ein. Und zweitens sicherte den italienischen Seiden- und Tuchwaren die damalige Seltenheit guter, feiner Stoffe Monopolpreise, die es auch den übrigens beständig rebellirenden Webern und Spinnern noch möglich machten, menschlich zu leben. Was die andre der beiden großen Hauptexportindustrien anlangt, die Eisenindustrie, die ein menschenwürdigeres Dasein ermöglicht als die Textilindustrie, so dürfte darin Italien vorläufig schon deswegen nicht mit den Nordländern konkurriren können, weil seinen schlecht genährten Männern die dazu nötige Körperkraft fehlt. Und endlich, was wäre in volkswirtschaftlicher Beziehung gewonnen, wenn es gelänge, die Italiener zu einem Volke von Fabrikspinnern und Kohlenhäuern zu „erziehen"? Ihre ästhetische Anlage, die doch auch ihren nationalökonomischen Wert hat, würde dadurch vernichtet werden. Die Italiener würden ihre Geschicklichkeit für das Kunsthandwerk, für Mosaikarbeiten, Schmucksachen u. dgl., mit denen sich auch heute noch ein bescheidnes Stück Geld verdienen läßt, einbüßen, um die unverkäuflichen Massen von Baumwollen- und Wollengeweben zu vermehren, die der englischen und der deutschen Industrie so schwer auf dem Herzen liegen. Auch die moralischen Zustände pflegen durch den Übergang eines Volks von der Landwirtschaft und dem Kleinhandwerk zur Fabrikindustrie nicht besser zu werden. Vorläufig geben die amtlichen Berichte, wie Eheberg solche in seiner Schrift über die agrarischen Zustände Italiens anführt, dem armen Landvolke

noch das Zeugnis, daß es gut begabt, einfach, nüchtern, fleißig, religiös und in bewunderungswürdigem Grade sparsam sei und ein geregeltes Familienleben führe. Und die Sicherheit des Staates! Sind doch italienische Staatsmänner, wie unter andern auch die Berichterstatter der oben erwähnten agrarischen Enquete, seelensfroh darüber, daß das Gesetz über den obligatorischen Volksschulunterricht bis jetzt noch auf dem Papiere stehen geblieben ist. „Gerade die Beschränktheit des geistigen Horizonts in jenen Kreisen der italienischen Bevölkerung, die sich in der schlechtesten Lage befinden, bemerkt Eheberg, hat, so bedauerlich sie sein mag, für den ruhigen Bestand des Staats auch ihr heilsames gehabt. Es ist zu verwundern, wie bei der vielfach gedrückten Lage der Landleute doch die Ruhe nie im größern Maßstabe auf längere Zeit gestört wird. Werden die Kenntnisse allgemeiner um sich greifen, [das »um sich greifen« klingt nicht sehr schmeichelhaft für die Kenntnisse], so wird, wenn nicht bis dahin eine Besserung eingetreten ist, der italienische Bauer kaum noch für lange Zeit in der alten Gefügigkeit verharren. Erzählt man doch jetzt schon, daß die in der Ableistung der Militärpflicht gewonnene Bildung vielfach Unzufriedenheit hervorgerufen und geschürt habe. Ein Glück, daß die italienischen Landleute [zum Ersatz für die fehlende Schulbildung] in einem patriarchalisch geregelten Familienleben eine Quelle guter Gesinnung und moralischer Anschauungen haben.“ Also schon das Militär wirkt aufwiegelnd! Wie würde es erst werden, wenn sich die Landleute haufenweise in zeitunglesende Fabrikarbeiter verwandelten!

Die letzten beiden der Fragen, in die sich die Hauptfrage des Verfassers gliedert, lauten: Ist die schutzzöllnerische Politik das rechte Mittel, zum Ziele, d. h. zur Entwicklung der Industrie zu gelangen, und wenn ja, war das Maß des Schutzes richtig bemessen? Die erste Frage vermag er als verständiger Volkswirt weder unbedingt zu bejahen noch unbedingt zu verneinen. Auf die zweite antwortet er, die italienische Tarifreform sei im großen Ganzen als ein notwendiger und gesunder Fortschritt zu begrüßen. Das gelte aber eben nur von den Industriezöllen. Den Agrarzöllen könne keinerlei Berechtigung zugestanden werden. Erstens sei bei der ohnehin kärglichen Ernährung des italienischen Volks jede Steigerung der Brot- und Fleischpreise gefährlich, sodann würde jede Verschiebung der Anbauverhältnisse, zu der sich die wenigen, denen die Preissteigerung Vorteil brächte, die Großgrundbesitzer, möglicherweise würden verleiten lassen, höchst verderblich sein. Schränkten diese zu Gunsten des Getreidebaus die Kultur des Weins, des Ölbaums, der Sauerfrüchte, des Maulbeerbaums ein, also gerade der Bodenerzeugnisse, in denen sich die Vorzüge des Klimas in wirtschaftliche Werte umsetzten, so würde dadurch der Gesamtwert der Jahresproduktion Italiens vermindert werden. Noch schlimmer würde es sein, wenn gesteigerte Viehpreise zur Ausdehnung der Viehzucht verleiteten; dadurch würde die ohnehin auf den Latifundien Mittel- und Süditaliens bemerkbare Tendenz, Ackerland in Viehweide zu verwandeln, noch gesteigert werden.

—

3

In der ausgezeichneten Arbeit von Walther Lotz über die Ideen der deutschen Handelspolitik von 1860 bis 1891 wird das Interesse besonders durch zwei Gegenstände gefesselt: durch den Zusammenhang der Zollpolitik Preußens vor 1866 mit seiner auf Ausschluß Österreichs gerichteten deutschen Einigungspolitik, und durch den Umschwung vom Freihandel zum Schutzzoll im Jahre 1879. Wir beschränken uns auf eine kurze Übersicht des zweiten Gegenstandes.

Die freihändlerische Bewegung, sagt Lotz, „die in den sechziger und siebziger Jahren die öffentliche Meinung beherrscht, ist (?) nicht in erster Linie von den Universitäten geführt. Die ältere Freihandelsbewegung, welche zur Zeit der Stein-Hardenbergischen Reformen die Universitäten und Ministerialbureaus beherrschte, war von der nächsten Generation der Gelehrten nicht mit gleicher Energie fortgesetzt worden. Zur [zu der!] Zeit, in welcher die politischen Freihändler in Deutschland ihre größten Triumphe feierten, lehrten bereits Roscher, Knies, Rau und Hermann auf den Kathedern eine Nationalökonomie, die sich nicht absolut ablehnend gegen alle Schutzzölle verhielt. Obwohl nicht von den Universitäten ausgegangen, hat die [wie später ausgeführt wird, von Prince Smith eingeleitete] deutsche Freihandelsbewegung der fünfziger und sechziger Jahre einen gewissen schulmäßigen, lehrhaften Zug. Dies ist in einem Umstande begründet, durch welchen sie sich ganz wesentlich von der englischen unterscheidet. Die Deutschen kämpfen zwar mit denselben Argumenten, wie die englische Antikornliga. Doch die Argumentation, welche uns in beiden Fällen begegnet, ist in England urwüchsig aus dem Leben hervorgegangen und mit den Forderungen der einflußreichsten Interessen identisch, in Deutschland und überhaupt auf dem Kontinent dagegen eine Schulmeinung. Der Standpunkt, von welchem Cobden und seine Freunde in England durchdrungen sind [wie kann man von einem Punkte, auf dem man steht, durchdrungen sein!], ist der des exportirenden Fabrikanten. Der englische Fabrikant fürchtet nicht die industrielle Konkurrenz des Auslandes; woran ihm liegt, ist, Käufer zu gewinnen. Sein Hauptargument ist: wir müssen dem Auslande abkaufen, damit wir wiederum als Verkäufer der Waren, in denen wir hervorragen, der Industrieprodukte, Erfolg haben können. Dies war ganz und gar nicht der Standpunkt der deutschen Großindustriellen jener Zeit. Deutschland ist erst neuerdings in diejenige handelspolitische Phase eingetreten, für welche die Anschauungen Cobdens über die Interessen eines exportirenden Industrielandes wieder Geltung gewinnen können. Wollte man in den vierziger und fünfziger Jahren die freihändlerischen Interessen Deutschlands organisiren, so mußte man eine Koalition ganz andern Charakters als die der englischen Freihändler anstreben. Der Konsument, in dessen Interesse Cobden den Freihandel forderte, ist der gewerbliche Arbeiter, dem die Kornzölle das Brot verteuern. Der Kon-

jument, für den man in Deutschland den Freihandel anstrebte, ist der Beamte und Kleinbürger, der billige Kleider, der Großgrundbesitzer, der wohlfeile landwirtschaftliche Maschinen und womöglich auch billigen Rotwein wünscht, der schwächliche Hausweber und Strumpfwirker, der durch wohlfeilern Garneinkauf seine kümmerliche Existenz einige Jahre länger zu fristen hofft. Die Koalition der deutschen Freihändler von 1862 bis 1875 ist aus heterogenen Elementen zusammengesetzt. Sie hat nicht in erster Linie die Großindustriellen und die Arbeiterklasse zu Vorkämpfern. Die Wortführer sind persönlich von der absoluten Richtigkeit des Freihandelsdogmas überzeugte Schriftsteller und Parlamentarier. Ihre Hilfstruppen sind erstens der deutsche Handel, zweitens der Liberalismus, drittens die norddeutsche Landwirtschaft. Die Organisation, in welcher um die Wende der fünfziger und sechziger Jahre die Wortführer des Freihandels sich zusammenschließen, ist der Kongreß deutscher Volkswirte."

Wir unserseits sind schon lange so weit, daß wir uns durch einen Rummel oder boom weder verblüffen noch fortreißen lassen, daß uns in solchen stürmischen Bewegungen weder eine große Autorität imponirt, noch der Ruf schreckt: Das Vaterland ist in Gefahr, daß wir vielmehr kaltblütig den Gegenstand der Aufregung prüfen. Wer noch nicht so weit sein sollte, der wird, wenn er die Schrift von Lotz liest, vollends dahin kommen. Während der freihändlerische Doktrinarismus der Liberalen als ein vom wirklichen Leben abgelöstes fleisch- und blutloses Gespenst nur öde und langweilig aussieht, wirkt die feurige Begeisterung der Agrarier zuerst für den Freihandel und dann für den Schutzzoll geradezu hochkomisch. Schon im Jahre 1848 hatten sämtliche landwirtschaftlichen Vereine Sachsens eine Denkschrift gegen alle Schutzzölle bei der Frankfurter Nationalversammlung eingereicht, weil ihnen die durch Schutzzölle begünstigte Industrie die Arbeiter abspenstig mache. Und als 1870 der Tarif im freihändlerischen Sinne reformirt wurde, geberdeten sich die Agrarier am radikalsten und forderten ein viel schnelleres Tempo im Aufräumen mit Zöllen. Im Zollparlament erklärte ein norddeutscher Gutsbesitzer: weil er konservativ sei, so sei er natürlicherweise auch Freihändler. Niendorf, der spätere Vorkämpfer des Schutzzolls, bekämpfte am leidenschaftlichsten im agrarischen Interesse den Eisenzoll; „unverschämte" Freihändler nannten sich seine Mannen im Unterschiede von den gemäßigten Freihändlern aus dem Handels- und Gewerbestande. Im schönen Monat Mai 1873, in dem Monat des Wiener Börsenkrachs, beantragten die Abgeordneten von Behr und Genossen die völlige Aufhebung fast aller Eisenzölle. Nehmen Sie, sagte Herr von Behr in seiner Rede, „vor allem die Versicherung entgegen, daß mir nichts ferner liegt, als Ihnen die Notwendigkeit der Aufhebung der Eisenzölle beweisen zu wollen; Axiome, meine Herren, beweist man nicht." Es war damals, sagt der Verfasser, als ob das deutsche Volk nicht aus Brotessern, sondern aus lauter Eisenfressern bestanden hätte. Wer sich die Agitation der

Agrarier gegen die Eisenzölle vergegenwärtigt, der wird für ihre heutigen Beweisführungen — vielleicht dürfen wir schon sagen gestrigen — nur ein Lächeln haben. Wie heute mit Schutzzoll und billigem Silber, so sollten damals alle wirklichen und vorgeblichen Leiden der „Landwirtschaft“ mit Freihandel und billigem Eisen kurirt werden.

Für die Schwenkung im Jahre 1879 war ja freilich Grund genug vorhanden. Auf dem Londoner Getreidemarkte waren die preußischen Großgrundbesitzer von ihren russischen Konkurrenten geschlagen worden, denen sich bald auch die amerikanischen zugesellten, und die von der überseeischen Konkurrenz herabgedrückten Getreidepreise paßten sehr schlecht zu den hohen Gutspreisen, die in den teuern fünfziger Jahren gezahlt worden waren. Und da jetzt hohe Getreidepreise viel wichtiger waren als billiges Eisen, das man nach dem Krach auch noch beim höchsten Schutzzoll haben konnte, so war es natürlich genug, daß die Agrarier, nachdem kaum ihre Eisenfresserreden verhallt waren, mit den Eisenindustriellen ihre Schutzzollschachergeschäftchen machten. Wenn die Herren, sagte der Abgeordnete Flügge bei der Zolldebatte von 1879, „hier in der Kulisse des Hauses gewesen sind vor der Verhandlung über die Eisenzölle, so ist es ihnen vielleicht ergangen wie mir, wenn ich die ehrlichen Makler einhergehen sah; der eine bot: geben Sie fünfzig für Roggen, gebe ich den vollen Eisenzoll, oder verwerfen Sie das von Wedellsche Amendement, so gebe ich Ihnen den Roggen u. s. w. Meine Herren, man zweifelte mitunter, man mußte sich besinnen, daß man sich an der Leipziger Straße befand und nicht etwa in einer sonst sehr achtbaren Versammlung an der Burgstraße.“ Vom Standpunkte der Interessenpolitik also ist gegen diese Schwenkung der Agrarier nicht das geringste einzuwenden, nur mit ihrem patriotischen, sittlichen und sonstigen Pathos sollen sie und alle andern Interessenpolitiker uns vom Leibe bleiben.

Was das Interesse der Gesamtheit oder genauer gesagt der Mehrheit der Bevölkerung anlangt, so ist das in allen diesen Wechseln, wenn auch vielleicht nicht gerade ausnehmend schlecht, so doch gewiß auch nicht besonders gut gefahren. Man hat Freihandel getrieben zu einer Zeit, wo der Schutzzoll nichts geschadet hätte und teilweise sogar noch nützlich gewesen wäre, man hat gegen alle Mahnungen der Sachverständigen den letzten Eisenzoll weggeräumt in einem Augenblicke, wo die schwere Krisis der Eisenindustrie durch einen mäßigen Schutzzoll hätte gemildert werden können, und man hat die Agrarzölle in einer Zeit, wo der beginnende Brot- und Fleischmangel ihre völlige Aufhebung gerechtfertigt haben würde, unmäßig erhöht. Der Regierung dient dabei der Umstand zur Entschuldigung, daß sie sich in Zollfragen fast niemals von rein volkswirtschaftlichen Erwägungen leiten lassen durfte. Wurde Preußen zur Zeit des Bundes durch den Gegensatz zu Österreich auf die Seite des Freihandels gedrängt, so bildete dieser dann später, als die Freihändler ihre Sache

mit dem liberalen Stempel zu versehn geschickt genug gewesen waren, ein letztes Band zwischen Regierung und Volksvertretung, während alle andern Bänder zerreißen zu wollen schienen: die ganze Konfliktszeit hindurch waren Regierung und Landtag in allen Zollfragen ein Herz und eine Seele. Beim Umschwunge sodann war es einerseits die unabweisbare Notwendigkeit, das Reich finanziell auf eigne Füße zu stellen, was zur Einführung von neuen indirekten Steuern und Finanzzöllen zwang, andrerseits der Wunsch, den sozialen Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, die bei den nunmehr zum Schutzzoll bekehrten Konservativen und Zentrumsleuten mehr Verständnis fanden als bei den Liberalen, was den Reichskanzler den Schutzzöllnern näher brachte. Für seine Person hat sich Bismarck bekanntlich damit entschuldigt, daß ihm bis dahin die Politik noch keine Zeit gelassen habe, sich mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen.

Wie der märchenhaft rasche Wechsel zu stande kommen konnte und wirklich zu stande kam, das mag man bei Lotz selbst nachlesen. Die Grundansicht, die Bismarck damals entwickelte: Deutschland müsse dahin streben, sich selbst genügen zu können, alle seine Bedürfnisse müsse es selbst erzeugen, und andrerseits müsse seine Produktion bei den heimischen Konsumenten genügenden Absatz finden, ist an sich vollkommen richtig. Der sich selbst genügende Staat ist der Idealstaat, auch nach Adam Smith; der Auslandshandel sollte sich auf Luxusgegenstände und Erzeugnisse andrer Himmelsstriche beschränken; Industrieerzeugnisse für den Bedarf sollten zwischen den Staaten nur soweit ausgetauscht werden, daß durch die stete Berührung mit dem Auslande die Stagnation der heimischen Gewerbe verhütet würde; vor allem seine Nahrungsmittel muß jedes Volk in ausreichender Menge selbst erzeugen. Die Frage ist nur, ob das deutsche Reich in seiner heutigen Gestalt und bei seinen heutigen Bevölkerungsverhältnissen ein Ideal zu erreichen vermag, das in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nahezu verwirklicht ist. Wir bezweifeln es. Und zwar erstens seiner Gestalt und Lage wegen. Ostpreußen würde ja mit seinem überschüssigen Getreide die überzähligen Bewohner Badens oder Hessens ganz gut ernähren können, wenn diese hinzögen und sich auf ostpreußischen Rittergütern ansiedelten, aber soll der Ausgleich auf dem Wege des Handels erfolgen, so wird es keine Bahntarifreform dahin bringen, daß ostpreußisches Getreide in Mannheim so billig und vorteilhaft verkauft werden könnte wie in Stockholm oder London. Und dann, selbst eine andre Verteilung der Bevölkerung über das Land vorausgesetzt, genügt sich Deutschland nicht mehr, weil es nicht mehr die ausreichende Nahrungsmittelmenge hervorbringt. Im Jahre 1879 lag die Zeit, wo Deutschland für fünfunddreißig Millionen Mark mehr Weizen aus- als eingeführt hatte, erst fünfzehn Jahre zurück, heute liegt sie weit hinter uns. Zwar behaupten unsre Agrarier, sie seien imstande, den vaterländischen Getreide- und Fleischbedarf zu decken, allein Behauptungen gelten in einem

solchen Falle nichts: wenn wirs sehen, werden wirs glauben. Würde, was Owen seinerzeit für England vorgeschlagen hat, das ganze Land in lauter kleine Grundstücke zerteilt, die von den Eigentümern mit dem Spaten bearbeitet würden, dann vermöchte unser Vaterland vielleicht sogar hundert Millionen zu ernähren, und so ist es ja wohl auch in den bevölkertsten Provinzen Chinas: aber bei der heutigen Verteilung des Grundbesitzes und bei seiner lediglich nach Rentabilitätsrücksichten eingerichteten Bewirtschaftung ist nicht daran zu denken.

Auch viele nähere Ausführungen jenes Grundgedankens in Bismarcks damaligen Reden und Briefen sind von bleibendem praktischen Wert. So z. B. hatte eine der deutschen Regierungen vom Standpunkte der Konsumenten aus Bedenken geäußert gegen Zölle auf Gegenstände des Massenverbrauchs. Bismarck versah das Schriftstück mit folgender Randbemerkung: „Der Vorschlag mag Bedenken erregen bei der Konsumtion, aber nur der geheimrätlichen und jeder von dessen [des Produzenten? es scheint etwas ausgefallen zu sein] Gefällen sorgenfrei existirenden. Auch der aber werden die Subsidien ausgehen, wenn sie sich nicht entschließt, die Lage der produzirenden Bevölkerung zu berücksichtigen. Ist diese erst verarmt, so ist es auch der Staat. Wer soll denn schließlich die Staatslasten tragen? Der Produzent allein? Konsumenten sind alle."

Aber, das muß ergänzend beigefügt werden, auch Produzenten sind alle mit Ausnahme der Rentner, Geldwucherer, Börsenjobber, Spitzbuben und andrer Schmarotzer. Damals stellten sich dem Auge des leitenden Staatsmanns die Großindustriellen und die Großgrundbesitzer als vornehmste Produzenten dar. Die bilden aber doch nur einen kleinen Bruchteil der schaffenden Bevölkerung. Diese Auffassung findet ihre Korrektur in dem von Lotz aufgestellten Ideal, das wir ebenfalls, aber ebenfalls nicht ohne Korrektur gelten lassen. Die Schutzzöllner haben, verlegen um eine wissenschaftliche Autorität, Friedrich List für sich angerufen. Lotz behauptet nun, daß sie kein Recht dazu hätten, weil List den Schutzzoll ganz anders gemeint habe. Er fragt, wie der große patriotische Volkswirt wohl sprechen würde, wenn er heute aus dem Grabe aufstünde, und läßt ihn eine Rede halten, an deren Schlusse es heißt: „Ihr habt die Idee, die ich euch vor fünfzig Jahren zurief: Deutschlands Zukunft sei, ein exportirender Industriestaat zu werden, euch noch nicht völlig aneignen wollen. Deutschland tastet noch in der Entwicklung zwischen Ackerbaustaat und Industriestaat, gerade wie England nach 1815 noch tastete, und mit ähnlichen Kämpfen und Gefahren. Wie wäre es sonst erklärlich, daß nicht in erster Linie bisher das jeweilige industrielle Interesse den Ausschlag in eurer Handelspolitik gab, sondern daß in den Koalitionen die Grundbesitzer des Ostens die Entscheidung bestimmten? Deutschland war freihändlerisch, solange die Großgrundbesitzer des Ostens freihändlerisch interessirt waren; es

wurde schutzzöllnerisch, als sie schutzzöllnerisch interessirt wurden. Und doch wäre es heute ein Anachronismus, allein von diesem Interesse in Zukunft den Ausschlag geben zu lassen. Denn konntet ihr auch zweifelhaft sein im Jahre 1860, als noch fünf Achtel des Volkes agrarisch interessirt waren, konntet ihr zweifelhaft sein 1879, als noch eine sehr erhebliche Minorität der Deutschen landwirtschaftlich interessirt war, so haben sich heute die Dinge geändert. Deutschland kann nicht mehr im Zweifel sein, wohin sein Lauf treibt, es opfert seine Zukunft, seine wirtschaftliche, seine politische und kulturelle [elle!] Zukunft, wenn es nicht das Interesse der exportirenden Großindustrie in erste Linie stellt. Die Frage, ob Industriestaat oder Agrarstaat, ist nicht bloß eine Majoritätsfrage, sondern vor allem eine Frage der Entwicklungstendenz. Welches Interesse ist dasjenige, welches einen immer größern Bruchteil der Nation um seine Fahnen sammelt? Das Interesse, welches jährlich wachsende Millionen Arbeiter lohnend zu beschäftigen vermag, ist das der Großindustrie; das Interesse, dessen Anteil an der Erzeugung des Volkswohlstandes der Minorität zustrebt, ist das agrarische. Jede andre Politik, als die mit Rücksicht auf die Industrie unternommene, wird als Interessenpolitik für künstlich geschützte Minoritäten, wird als reaktionär auf die Dauer empfunden. Wie lange sie haltbar ist, ist lediglich die Frage weniger Jahre. Heute gilt nicht mehr der Satz: Hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt! sondern der Konsument der Zukunft, von dessen Zahlungskraft das Gedeihen der Gewerbe und auch mittelbar der Landwirtschaft abhängig ist, diese zukünftige Säule von Deutschlands Kraft ist der industrielle Arbeiter."

So der aus dem Grabe erweckte List. Wir sind mit ihm einverstanden in dem Gedanken, den Lotz an andern Stellen weiter ausführt, daß die Produktion nur blühen könne, wenn die Massen kaufkräftig sind; es ist der alte Gedanke des Rodbertus, den wir in diesen Blättern mehr als einmal entwickelt haben, und der seit einiger Zeit unter der Losung: nicht Überproduktion, sondern Unterkonsumtion ist es, woran wir leiden, aller Orten gepredigt wird. Wir verwerfen auch mit Lotz die Mittelchen, mit denen sich manche Industrien für den fehlenden inländischen Absatz zu entschädigen suchen: Preissteigerung durch Kartelle und Schutzzölle, Exportprämien, die so viel Gewinn bringen, daß die Waren, die der inländische Konsument teurer bezahlen muß, im Auslande zu Schleuderpreisen verkauft werden können. Wir lassen es auch gelten, daß der Fabrikarbeiter als Produzent wie als Konsument in dem Maße eine Säule des Staats wird, als er an Zahl zunimmt, und daß er, wenn er einmal den Hauptbestandteil des deutschen Volks bilden sollte, allerdings nicht bloß eine, sondern die „Säule von Deutschlands Kraft" sein würde. Es fragt sich nur, wie es um Deutschlands Kraft dann stehn würde. Wir leugnen ganz entschieden, daß irgend ein Fabrikarbeiterstand der Welt jemals als Kern der Volkskraft den Bauernstand ersetzen könne. Der durch-

schnittliche Fabrikarbeiter vermag, was hier nicht ausführlich begründet zu werden braucht, den durchschnittlichen Bauer weder in wirtschaftlicher, noch in geistiger, noch in sittlicher, noch in politischer, noch in militärischer Beziehung zu ersetzen. Schon aus diesem Grunde und abgesehn von allem andern, was wir bei andern Gelegenheiten gegen die Herrschaft des Industrialismus gesagt haben, würden wir es als ein großes Unglück beklagen, wenn Deutschland ein Industrie- und Handelsstaat wie England werden müßte. Die Herren Professoren, die einen solchen Wandel als Ergebnis einer natürlichen Entwicklung so gelassen hinnehmen, sollen nur einmal ein Jahr lang auf einem schlesischen Bauerndorfe zubringen und dann ein Jahr in dem Proletarierviertel einer Großstadt oder in einem Industriebezirk, dann würden sie schon einsehn, was der Wandel bedeutet; selbst die allerhöchsten Löhne in der Industrie vermögen das Glück des gesunden, freien, behäbigen und gesicherten Bauernlebens nicht aufzuwiegen. In Schlesien würden sie sich zugleich überzeugen, daß der deutsche Bauernstand denn doch noch nicht daran denkt, vor oder hinter der Industrie zu verschwinden. Damit soll nicht etwa den Agrarzöllen das Wort geredet werden; unsre schlesischen Bauern nehmen zwar die jetzigen hohen Preise gern mit, aber sie brauchen sie nicht. Noch vor zehn Jahren kostete es Mühe, solchen Bauern, die nicht schon durch vornehmen Umgang „erzogen" worden waren, die „Not der Landwirtschaft" begreiflich zu machen. Seitdem ist ihnen ja die Sache, namentlich in den landwirtschaftlichen Vereinen, soweit klar gemacht worden, daß sie sagen: „Na ja, wenns weiter nichts ist, als daß wir mehr Geld einnehmen sollen, das lassen wir uns ja gern gefallen; je mehr, desto besser!" Unser Ideal ist ein Staat mit einem kräftigen Bauernstande und einer für den inländischen Bedarf arbeitenden Industrie, die beide den Schutzzoll weder brauchen noch zu fürchten haben, und die deshalb Zollfragen mit kaltem Blut als einen für sie gleichgiltigen und hauptsächlich die Finanzverwaltung angehenden Gegenstand behandeln.

Den Bauernstand preisgeben will nun allerdings auch Lotz nicht. Am Schlusse beantwortet er drei Fragen, die namentlich zu Anfang dieses Jahres brennend waren: 1. Sollen wir die Agrarzölle ohne Äquivalent preisgeben, also autonom abschaffen, oder sollen wir sie zu Handelsverträgen verwerten? 2. Bedeutet die Verminderung des Agrarschutzes Preisgebung der Landwirtschaft? 3. Sollen wir etwa bloß das eine erhoffen als Wirkung der abgeschafften Getreidezölle, daß bei verbilligter Nahrung die Löhne herab(!)gemindert (!) werden können? Soll unsre Konkurrenzfähigkeit auf niedern Löhnen basiren? Die dritte Frage beantwortet er, wie man denken kann, mit einem entschiednen Nein. Wir sagen zwar ebenfalls nein, sind aber überzeugt, daß die Exportindustrien aller Länder, sofern es sich nicht um Spezialitäten handelt, die der Konkurrenz entrückt sind, nur bei Hungerlöhnen werden bestehn können. Denn woher sollen die Abnehmer kommen, nachdem alle Völker, die

früher Englands Abnehmer waren, jetzt mit diesem in der Ausfuhr konkurriren? Nur der allerbilligste Mann wird noch etwas absetzen. Darum halten wir es eben für einen unglücklichen Gedanken, heute noch die Existenz eines Volks auf die Exportindustrie gründen zu wollen. Die erste Frage wird dahin beantwortet, daß die nun einmal vorhandnen Agrarzölle als Tauschobjekte verwendet werden sollen. In Beziehung auf Nr. 2 antwortet er, und wir sind damit vollkommen einverstanden: eine andre Frage sei die nach der Zukunft der Landwirtschaft, eine andre die nach der Zukunft der einzelnen Wirte. Die Kleinbauern, die kein Getreide verkauften, wohl gar noch welches hinzukaufen müßten, hätten von hohen Getreidepreisen keinen Vorteil, sondern unter Umständen Schaden. Die Magnaten seien reich genug, auf das Privilegium einer künstlichen Preiserhöhung verzichten zu können. Schwierig würde sich allerdings bei gänzlicher Aufhebung der Zölle die Lage vieler Rittergutsbesitzer gestalten. Manche von ihnen seien so wie so auf keine Weise zu halten und müßten ihrem Schicksal überlassen werden. Die noch lebensfähigen möchten sich durch eines von zwei Mitteln helfen: ihren Besitz entweder parzellenweise verkaufen oder verpachten. Die nicht überschuldeten Bauern und Großgrundbesitzer seien für den Einnahmeausfall bei Aufhebung der Getreidezölle durch Steuererleichterungen zu entschädigen; auch könne, meint Lotz, ein mäßiger Viehzoll beibehalten werden.

Im Schlußwort wiederholt Lotz die früher schon ausgesprochne Warnung an die Konservativen, mit ihren Angriffen gegen das mobile Kapital vorsichtig zu sein, da die Arbeiter, wenn einmal das Kapital überhaupt verpönt sei, vor dem in Grund und Boden angelegten nicht Halt machen würden, und giebt den Liberalen zu bedenken, daß sie als Förderer der Exportindustrie nur so lange am Ruder bleiben könnten, als sie bereit seien, die für die Wehrhaftigkeit des Reichs notwendigen Opfer zu bringen; denn über allen wirtschaftlichen und sozialen Fragen stehe die Existenz des Vaterlandes.

Die Frankfurter Haushaltungsschulen

Von Otto Kamp

Zu Ostern 1889 wurde in dem damals leerstehenden „Russischen Hof" auf der Zeil in Frankfurt a. M. ein Abendkursus für hauswirtschaftlichen Unterricht eröffnet. Aber die Lehrstätte in jenem, allen Fremden bekannten Gasthause mußte, weil es die Reichspostbehörde ankaufte, noch vor Schluß des ersten Schuljahrs umsiedeln; sie wurde im Februar 1890 in das Herz der Altstadt Frankfurts, an den

alten Markt Nr. 5 verlegt, wo sie sich noch heute befindet. Für ihre Umgebung und das jenseits des Mains befindliche Sachsenhausen günstig gelegen, wird sie vorzugsweise von Mädchen dieser Stadtteile besucht. Eine zweite Haushaltungsschule ist zwei Jahre später, Ostern 1891, in dem nordöstlich von Frankfurt liegenden, ihm als Vorort zugehörigen Bornheim errichtet worden. Sie dient zur Aufnahme der dort wohnenden Schülerinnen und auch von Mädchen aus den ländlichen Außenorten Frankfurts. Namentlich richten diese ihr Augenmerk auf die Morgenkurse, von denen in jedem Schullokal einer abgehalten wird. Der Frankfurter Verein für Haushaltungsschulen hat demnach vier Lehrgänge: zwei Abendkurse, 1889 und 1891 eröffnet, und zwei Morgenkurse, die, in denselben Schulräumen, Ostern 1890 für die Altstadt und Sachsenhausen, und Ostern 1892 für Bornheim und den Nordosten der Stadt errichtet worden sind.

Daß die Abendkurse den Morgenkursen vorangingen, liegt im Vereinszweck begründet, der dahin geht, unbemittelten Mädchen nach dem Austritt aus der Schule und dem Eintritt in eine Lohnarbeit in ihren freien Stunden die Gelegenheit zu hauswirtschaftlicher Ausbildung zu bieten. Die Lohnarbeit wird, unter den gegenwärtigen gewerblichen Verhältnissen, fast immer eine volle Tagesarbeit sein, die frei bleibenden Stunden werden daher auf den Abend oder auf den Sonntag fallen. Soll nun den Mädchen, ohne Beeinträchtigung ihres Broterwerbs, hauswirtschaftliche Unterweisung zu teil werden, so kann dies — da der Sonntag aus manchen Erwägungen am besten arbeits- und unterrichtsfrei bleibt — nur abends geschehen. Mit fast allen dem gleichen Zweck dienenden Unterrichtsanstalten haben also die Frankfurter Haushaltungsschulen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Abendkurse gelegt; sie sind vor allem Abendhaushaltungsschulen oder, als eins der drei Glieder im Mädchenfortbildungsschulwesen, hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen, die, ihrem Namen entsprechend, neben einer Tageslohnarbeit, einem Broterwerb hergehen. Die Morgenkurse, die in Frankfurt beidemal erst in zweiter Linie eingerichtet worden sind, schließen schon durch ihre Unterrichtszeit die eigentlichen Lohnarbeiterinnen vom Besuch aus. Sie haben als Schülerinnen solche Mädchen, die nach dem Verlassen der Volksschule nicht unmittelbar in Lohnarbeit treten, teils weil sie dazu körperlich noch nicht kräftig genug sind, teils weil es die Verhältnisse der Eltern gestatten, daß sich zwischen Volksschulbesuch und Lohnarbeit, zu der die Töchter später doch übertreten, ein Zeitraum einschiebt, der sich zweckmäßig auch zur Teilnahme an einem hauswirtschaftlichen Morgenkursus verwenden läßt.

Ein Vergleich der Schülerinnen beider Lehrgänge zeigt, daß die abends von sieben bis neun Uhr kommenden Mädchen im Durchschnitt älter und kräftiger, die morgens von neun bis zwölf Uhr thätigen jünger, weniger ausgewachsen und — soweit in den durchgängig ärmlichen Verhältnissen der

Eltern überhaupt ein Unterschied bemerkbar wird — von Hause aus etwas besser bemittelt, d. h. weniger unbemittelt sind. Es ist manche unter ihnen, die am Nachmittage doch irgend welche Lohnarbeit, z. B. Zeitungentragen, besorgen muß; andre, und zwar die meisten, sind während der nicht in der Haushaltungsschule verbrachten Stunden nach dem Maße der schon erlangten wirtschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, im elterlichen Haushalt thätig. Gehn somit die Morgenkurse über den bezeichneten Vereinszweck hinaus, so entsprechen sie doch einem Bedürfnis derselben ärmern Bevölkerungsschicht, aus der unsre Frankfurter Schülerinnen im Alter von fünfzehn bis einundzwanzig Jahren überhaupt hervorgehn. Sie dienen den etwas jüngern und schwächern, den um ein geringes besser gestellten Kindern in der kurzen Zeitspanne, die der vollen Tageslohnarbeit vorhergeht; und sie werden, was uns ihre Errichtung auch sehr nahe gelegt hat, in denselben Schulräumen und meist mit denselben Lehrkräften abgehalten, die von den andern Kursen nur abends beansprucht sind. Die letztern bleiben schon in der durchgängig größern Zahl ihrer Besucherinnen wie der Anfang so der Mittelpunkt der Vereinsbestrebungen.

In beiden Lehrgängen findet, in dem einen zwei, in dem andern drei Stunden täglich der gleiche Unterricht statt. Er wird räumlich getrennt, von verschiednen, natürlich weiblichen Lehrkräften erteilt: in Handarbeiten, im Bügeln (oder Plätten) und im Kochen. Da aber Freitags und Sonnabends auch alle in den Schulräumen befindlichen Gegenstände und die Räume selbst, abgesehn von ihrer täglichen Reinigung, noch eine gründliche Wochensäuberung erfahren, so werden die drei Hauptteile auch der einfachsten Haushaltsführung: Kleidung, Nahrung und Erhaltung von Wohnung und Hausgerät, im Verlauf einer Schulwoche praktisch gelehrt und eingeübt. Eigentlich vollzieht sich der Kreislauf der Unterrichtsgegenstände in zwei Wochen oder, da die Sonntage frei bleiben, an zwölf Schulabenden und Schulmorgen. Ist z. B. die Gesamtzahl der Schülerinnen eines Kursus dreißig, so sind fünfzehn in der einen Woche im Handarbeitssaal beschäftigt mit allem, was die eigne Kleidung oder die der Eltern und Geschwister an auszubessernden und neuzufertigenden Sachen einem für Schülerinnen berechneten Handarbeitsunterricht liefert. Die fünfzehn andern verbringen die halbe Woche in der Küche und im Bügelzimmer, und zwar in letzterm immer fünf Schülerinnen je zwei Abende oder zwei Morgen, sodaß die ganze Küchenhälfte im Verlauf einer Woche vier Abende mit Kochen und zwei Abende mit Bügeln beschäftigt ist. Es kommen daher auf die zwölf Schultage oder zwei Wochen: sechs Handarbeits-, vier Koch- und zwei Bügelabende. Dieser Wechsel vollzieht sich für beide Hälften Woche um Woche, sodaß am Schluß der halbjährigen Kurse jede regelmäßig erscheinende Schülerin in den drei Lehrgegenständen die gleiche Stundenzahl erhalten hat. Ein regelmäßiger Besuch ohne Versäumnisse hat sich aber in den drei nun verflossenen Schuljahren immer mehr eingebürgert, obgleich die ganze

Nötigung zu regelmäßigem Erscheinen nur darin bestehen kann, daß die Unterweisung selbst nicht zu schwierig, sondern einfach und — man möchte sagen — handgreiflich nutzbringend im Rahmen der eignen Lebensführung der unbemittelten Schülerinnen gehalten wird. Doch giebt es neben diesem festesten Kitt des Schulbesuchs noch andre Bindemittel für die Mädchenschar.

Die Frankfurter Haushaltungsschulen werden von heimischen und auswärtigen Gästen viel besichtigt, und es wird manche Frage gestellt, um über Einzelheiten des Unterrichtsbetriebs Auskunft zu erhalten. Eine der häufigsten lautet: „Was macht ihr mit dem hergestellten Essen?" Diese Frage findet ihre augenfällige Beantwortung um zwölf Uhr mittags und um neun Uhr abends, am Schlusse der Unterrichtsstunden. Die Mädchen essen das von ihnen Zubereitete selbst; die Kochschülerinnen, jene zehn von den dreißig, die sich gerade in der Küche befinden, kochen für sich selbst und für die im Bügelraum und Handarbeitssaal beschäftigten Genossinnen. Zwar ist keine gezwungen, an der Abend- und Mittagsmahlzeit, die täglich mit zehn Pfennigen vergütet werden muß, teilzunehmen; besondre Umstände, z. B. ein weiter Rückweg, veranlassen einzelne Schülerinnen, sich mit dem Glockenschlage zwölf und neun Uhr nach Hause zu begeben. Doch sind das Ausnahmen gegenüber denen, die sich nach den Mühen des Unterrichts das unter Anleitung der Kochlehrerin hergestellte Essen munden lassen, wobei von jedem der kleinen Kochherde die Kochälteste auch die Tischälteste ist und an einem der Tische die Austeilung besorgt. Zu den erwähnten Bindemitteln der Anstalt gehört diese leiblich kräftigende, gesellig stimmende Mahlzeit sicherlich auch.

Wichtiger ist eine andre Frage, nämlich die: „Was kosten denn solche Schulen?" aber sie bietet einer allseitig befriedigenden Beantwortung viele Schwierigkeiten. Der Vorstand des Frankfurter Vereins weiß freilich genau, was ihn seine Schulen und die Einzelkurse kosten an Miete der Schullokale, an Gehalten der Lehrkräfte, an Führung des Schulhaushalts zu Unterrichtszwecken und den andern großen und kleinen Erfordernissen des Schulbetriebs und der Vereinsführung. Auch kennt er die Einnahmen an Schulgeld: eine Mark monatlich für den täglichen Besuch, und an Eßgeld die täglich zu zahlenden zehn Pfennige. Er hat auch noch eine besondre Mittagsspeisung eingerichtet, d. h. er läßt Abendschülerinnen, die mittags in ihrer kurzen Arbeitspause von zwölf bis ein Uhr nicht nach Hause gehn können, mit den Morgenschülerinnen speisen und erhebt dafür zwanzig Pfennige Eßgeld, einen Betrag, der ihm die Herstellungskosten deckt. Er mag hierbei sogar einen kleinen Überschuß haben, hat aber andrerseits den großen Fehlbetrag zu decken, den sonst die beiden Einnahmen aus Schulgeld und Eßgeld gegenüber all den Ausgaben lassen. Er kann auch, da seine Schülerinnen unbemittelte Mädchen sind, das Gleichgewicht von Soll und Haben nicht durch eine Erhöhung dieser Einnahmen herstellen. Die Einnahmen des Schulbetriebes werden eine solche

Schule nicht erhalten können. Er muß weitere Betriebsmittel mit Hilfe von Freunden beschaffen; und an solchen Freunden hat es dem Frankfurter Verein bisher nicht gefehlt. Zu ihnen gehören der Staat (Ministerium für Handel und Gewerbe), die städtische Verwaltung, eine reiche Frankfurter gemeinnützige Gesellschaft (Polytechnische Gesellschaft) und endlich die Vereinsmitglieder. Alle diese Einnahmen und Ausgaben nun werden an neuen Schulorten vielleicht in gleicher Zahl auftreten, aber die Einzelposten werden andre Beträge aufweisen. Unser Frankfurter Budget zeigt, was für Einnahmen und Ausgaben solche Schulen haben können; wie hoch sie sich in einer andern Stadt belaufen werden, läßt sich erst aus dem Schulbetriebe selbst erkennen.*)

Furcht vor finanzieller Ungewißheit, die Scheu, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, dessen Bedürfnisse sich bei der Gründung nicht übersehn lassen, mag das Entstehn mancher Haushaltungsschule verzögert oder verhindert haben. Dennoch steht die Frankfurter Anstalt, die ihre Vorläuferinnen in Hannover und in M.-Gladbach hatte, heute nicht vereinzelt da, sondern sie hat für eine Anzahl deutscher Großstädte — ich nenne nur Bremen, Kiel, Magdeburg, Leipzig — und auch für kleinere Orte Anregung und Vorbild gegeben. Nicht daß man dort die Frankfurter Einrichtungen einfach nachgebildet hätte; aber man hat sie in ihren Grundzügen nachgeahmt und den Schulbetrieb im einzelnen den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßt.

Unsre Anstalt hat den Vorzug, daß sie einfach, übersichtlich in all ihren Teilen ist und treue, lernbegierige Schülerinnen hat. Vielfach sind diese lohnarbeitenden Mädchen Fabrikarbeiterinnen, doch finden sich auch solche dabei, die im Kleingewerbe als Näherinnen oder Putzmacherinnen oder als Ladenmädchen beschäftigt sind. Am spärlichsten sind die Dienstboten vertreten. Von den Fabrikmädchen stand es ja jahrzehntelang fest, daß sie nach Arbeitsschluß an ihrem Feierabend nur auf Vergnügungen aller Art bedacht seien und sich jeder Unterweisung, ob hauswirtschaftlicher, gewerblicher oder sonst welcher Art, unzugänglich zeigten. Wie man dies in Erfahrung gebracht haben will, ist schwer verständlich. Richtig war doch nur soviel, daß sie ihre freien Stunden nicht im stillen Kämmerlein und ebenso wenig in den ihnen fremd bleibenden hauswirtschaftlichen Verrichtungen verbrachten, sondern herumbummelten und sich

*) Zur Einführung dürften sich die Schriften empfehlen: „Die Abend-Haushaltungsschule in Frankfurt am Main, als praktische Lösung einer sozialen Aufgabe" (Berlin, Otto Liebmann); und als allgemeinere Darstellung „Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland, Grundzüge der bestehenden Einrichtungen und Anleitung zur Schaffung derselben" (Wiesbaden, J. F. Bergmann). Neue Folge, ebendaselbst. Die letztern Schriften sind von dem Verfasser dieses Aufsatzes gemeinsam mit Herrn Fritz Kalle in Wiesbaden herausgegeben worden. Schließt sich an die Durchsicht dieses Materials eine Besichtigung der Haushaltungsschulen, so dürfte damit das Verständnis dieser verhältnismäßig neuen Schulart gesichert sein.

vergnügten, wie sie es lieber nicht hätten thun sollen. Falsch war der Schluß, daß sie sich gegen jeden Versuch, ihnen eine beßre Verwendung ihrer Mußestunden zu bieten, widerwillig zeigen müßten. Der Versuch selbst hat das Gegenteil bewiesen: ja er hat, wenigstens in der Frankfurter Abendhaushaltungsschule, gezeigt, daß die Mädchen beim Lernen die eifrigsten sind, deren Tagesbeschäftigung allen hauswirtschaftlichen Verrichtungen am fernsten steht: die Fabrikarbeiterinnen.

Ich habe in den drei Schuljahren oft Fremde durch unsre Räume geleitet, denen der Stand der Lohnarbeiterinnen wohl bekannt war, ja die zum Teil selbst als Arbeitgeber von Fabrikmädchen mit deren Tagesbeschäftigung und der Art, wie sie die Abende und Sonntage ausfüllten, vertraut waren. Wenn wir dann gegen acht Uhr — dies ist der zeitliche und sachliche Mittelpunkt des Abendunterrichts — in den Handarbeitssaal traten und dort die „Handarbeitshälfte" emsig beim Flicken und Stopfen, beim Nähen und Schneidern fanden, wenn wir am Bügelraum vorbei, wo auch nicht gefeiert wurde, in die große Küche und den Speiseraum kamen, die Herde gut gefeuert und die Mädchen herrichtend, kochend und tischdeckend trafen, alles in fröhlicher Arbeit, so ging es oft wie ein Gelöbnis über die Gesichter unsrer Gäste. Manche an andern Orten heute blühende Abendhaushaltungsschule hat in solchen Augenblicken im Kopfe ihrer Stifter ihren Ursprung genommen.

Weibliche Lohnarbeit, auch die der Fabrikarbeiterinnen, ist ein Teil unsrer gewerblichen Verhältnisse; wir können sie nicht beseitigen und brauchen das heute auch nicht mehr mit dem blinden Eifer zu erstreben, der ehemals in der zur Heirat schreitenden Fabrikarbeiterin, dieser „hauswirtschaftlich ganz unfähigen Person," die Zerstörerin alles ehelichen Glücks erblickte. Wo sie dies zur Zeit noch ist, da wende man ein Gegenmittel an, das gern und ohne Zwang benutzt wird: die Abendhaushaltungsschule.

Auf der Rundfahrt

Auf dem Rundfluge, könnte es auch heißen. Denn obwohl man sich nach heutiger Reisesitte seiner schneckenhaften Langsamkeit zu schämen hat, wenn man in drei Wochen nicht mehr als dreihundert Meilen zurücklegt, so ist doch dieses Tempo gerade rasch genug, überall falsch zu sehen und zu hören,*) namentlich wenn sich der Beobachter wegen mangelhafter Schärfe der Sinnesorgane einiger-

*) In einer Gerichtsverhandlung über einen Eisenbahnunfall entschuldigte sich der Angeklagte damit, daß er im Zustande der Übermüdung und in der Eile eine Ziffer eines

maßen über die Natur zu beklagen hat. Die nachfolgenden Bosheiten sind daher nur zu dem Zwecke geschrieben, den Grenzboten eine Reihe geharnischter Proteste von den „Eingebornen“ der betroffnen Orte und damit ein richtiges Bild der Lage einzutragen.

Wer Berlin seit den Gründerjahren nicht gesehn hat und es erst in diesem Jahre wieder besucht, der erkennt es, ich meine nicht die Physiognomie seines Gemäuers, sondern seiner Bewohner, kaum wieder. Wo ist die ausgelaßne Menge geblieben, die auf den glänzenden Ballfesten der Demimonde schwelgte und jubelte, die den übermütigen Zauberpossen und unzweideutigen Tingeltangelwitzen Beifall zuwieherte? Überall geht es hübsch anständig, gesetzt und langweilig zu, die Volksgärten, in denen sonst kein Apfel zur Erde konnte, vermag selbst der große Tierbändiger Batty mit seiner Löwendrehlade nicht mehr zu füllen, und die Unterlippen der verdroßnen Kellner hängen parallel mit ihren schäbigen Frackschößen herab. Sogar die Bestien des zoologischen Gartens schauen ganz trübselig drein, nicht zu reden davon, daß viele Käfige und Umzäunungen leer, die übrigen nur mit wenigen, kleinen und ruppigen Exemplaren versehn sind. Auch die Krokodile, Affen und Medusen des Herrn Hermes werden immer spärlicher, kleiner und fauler.

Diese ernste Stille wäre ja nun äußerst erfreulich, wenn man sie als ein Zeichen innerlicher Sammlung, als einen Vorboten sittlicher Wiedergeburt und großer Thaten deuten könnte. Allein das dürfen wir wohl kaum. Die aufrichtige und tiefe Teilnahme, die beinahe rührend kindliche Freude, mit der ein vieltausendköpfiges, aus allen Bevölkerungsklassen Hamburgs gemischtes Publikum allabendlich im Zirkus Renz die Späße des dummen August begleitet, läßt weder von einer Änderung des Geschmacks noch von einer Vertiefung des Gemüts beim deutschen Michel etwas erkennen; und was wäre wohl in den letzten Jahren vorgefallen, das uns berechtigte, die heutigen Berliner für idealer zu halten als die heutigen Hamburger? Es ist lediglich der elende Geschäftsgang, infolgedessen die Berliner die Köpfe hängen, und das hört man auch von jedem, den man drum fragt. Anderwärts giebt sich diese „schwere Not der Zeit,“ über die man sich mit schlechten Witzen hinwegsetzen, aber die man nicht leugnen kann, auf andre Weise kund. In Danzig steht von den Speichern, die sich an der Mottlau hinziehen, die Hälfte leer; man fängt an, sie zu Proletarierwohnungen umzubauen. In Zoppot sah man — im Juli und beim schönsten Wetter! — an nicht wenig Häusern die Tafel mit „Wohnungen zu vermieten“ hängen, und in Breslauer Hotels bekam man für zwei Mark ein Zimmer, das vor vier Jahren vier Mark kostete. Der vielbeklagten

Telegramms verlesen habe. Der Staatsanwalt bemerkte dagegen, zum richtig lesen gehöre nicht mehr Zeit als zum falsch lesen. Wäre es nicht im Interesse der Sicherheit der Reisenden zu raten, daß den Eisenbahndirektoren und Staatsanwälten eine Vorlesung über Psychometrie gehalten würde?

Teuerkeit des Reisens in der Hochsaison hat also für dieses Jahr die Erbärmlichkeit des Geschäftsganges ein wenig abgeholfen. Teuer genug bleibt es aber immer noch im nordöstlichen Teile des lieben Vaterlandes, wo der etwaige solide Preis gewöhnlich durch die schlechte Beschaffenheit der Zimmer, Betten und Speisen aufgewogen wird. Gegenden, wo man für billiges Geld etwas gutes bekommt, soll es allerdings auch heute noch in der Welt geben, aber wer sie kennt, der hütet sich weislich, sie zu nennen.

Wenn in Berlin die Preise für Wohnung und Kost stetig in die Höhe gehn und jetzt weit höher sind als noch vor zehn Jahren, so kommt das nicht von zunehmender Lebhaftigkeit des Fremdenverkehrs, sondern von dem lawinenartigen Anschwellen der Einwohnerschaft, das den Bodenpreis zu schwindelnder Höhe emportreibt. Ein Berliner Hausbesitzer sagte mir, daß in der Friedrichstadt die Quadratrute mit fünfundzwanzigtausend Mark bezahlt würde. Wenn sich der gute Mann nicht um eine Null geirrt hat, so würde also der Quadratfuß zweihundertfünfzig Mark gelten; dafür bekommt man schon einen Quadratfuß Goldblech. Daß bei diesem Preise des Baugrundes die Gastwirte und Ladeninhaber unverschämt scheinende Preise fordern müssen und trotzdem keine glänzenden Geschäfte machen, sieht jedermann ein. Aller Arbeitsverdienst und alle Ersparnisse von Hunderttausenden fließen den beati possidentes zu, die durch den Zufall der Geburt vor 1870 schon in Berlin Grundbesitzer waren, oder die durch geschickte und glückliche Spekulation rechtzeitig zu Grundbesitz gekommen sind.

Besagter Hausbesitzer ist natürlich eifriges Mitglied des Hausbesitzervereins und schwärmt für zwei Dinge: als Hausbesitzer für die Kasernirung der Prostitution und als Berliner Philister für Ahlwardt. In ersterer Beziehung teilte er einen Fall mit, wo ein Hausbesitzer, der gar nicht in Berlin wohnt und schlechterdings nicht weiß, was in seinem Hause vorgeht, wegen Kuppelei verurteilt worden sei. Bekanntlich fordert der Hausbesitzerverein von seinen Mitgliedern, daß sie kein unter Kontrolle stehendes Mädchen aufnehmen, die Polizei aber verweigert die Auskunft darüber, ob eine Frauensperson unter Kontrolle stehe oder nicht, um, wie es in einem Bescheide heißt, diesen Personen das Wohnungfinden nicht noch mehr zu erschweren. Ich habe nun dem Herrn geraten, er soll dem Hausbesitzerverein vorschlagen, auf Grund dieser Motivirung der Auskunftsverweigerung den Polizeipräsidenten wegen Kuppelei zu verklagen, dann wird wohl die blinde Justitia Augen kriegen und die heikle Frage in einer der beiden möglichen Weisen entscheiden. Will man sich zu keiner von beiden entschließen, dann wird nichts übrig bleiben, als daß der Staat für diese Personen Luftballons anschafft, in denen sie dann wohnen und zweimal wöchentlich zu der vorgeschriebnen ärztlichen Untersuchung schweben müßten. Was Ahlwardt anlangt, so behauptete mein Philister steif und fest, alles, was dieser Ehrenmann erzähle, sei wahr, und alles, was die Zeitungen

über ihn und seine Vorträge berichteten, sei erstunken und erlogen; ganz Berlin glaube ihm aufs Wort, und wenn heute hunderttausend Mark Kaution für ihn gefordert würden, so würden sie morgen zusammen sein. Was diese Erscheinung erklärt, ist ja den Lesern der Grenzboten zur Genüge bekannt. Man muß Leute erzählen hören, die zur Zeit des Judenflintenlärms in Berlin waren, um von der Großartigkeit der Bewegung einen Begriff zu bekommen; die Zeitungen haben die Wahrheit nicht verraten, erst das endlose und wahnsinnig leidenschaftliche Geschrei der freisinnigen Blätter nach Polizeihilfe gegen die Ausrufer der „Judenbordelle" ließ die Lage einigermaßen ahnen. Die Sozialdemokraten behaupten mit einem österreichischen Reichstagsabgeordneten, der Antisemitismus sei weiter nichts als die Sozialdemokratie der dummen Kerle, die zu schwachsichtig oder zu furchtsam, zum Teil allerdings auch zu interessirt seien, einzusehn, daß sie eigentlich nicht den Juden, sondern den Kapitalisten meinten. Dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls muß man einerseits mit dem klagenden Hiob fragen: „Schreit etwa der Waldesel ohne Grund?" und andrerseits die für Hartmanns „evolutionistischen Optimismus" wenig günstige Thatsache verzeichnen, daß „ganz Berlin" monatelang einem Menschen wie Ahlwardt nachläuft und das Märchen von der internationalen jüdischen Verschwörung gegen des deutschen Reiches Flinten glaubt. Dieser Glaube scheint einen Grad von Gehirnschwund vorauszusetzen, der außerhalb der Stadt der Intelligenz kaum vorkommen dürfte. Die Wundergläubigkeit der Frommen kann man nicht auf eine Stufe damit stellen, denn wo einmal die Möglichkeit übernatürlicher Einwirkungen angenommen wird, da verletzt der Glaube an ein einzelnes Wunder weder die Logik noch einen Erfahrungssatz; hier aber handelt es sich um Thatsachen, die ganz innerhalb der Verkettung diesseitiger Ursächlichkeit liegen. Da mein Hausbesitzer einen Schwiegersohn in einem der nervösesten Ministerien hat, so brachte ich ihn durch die Frage, wie man in diesen allermaßgebendsten Kreisen über Bismarck denke, ein wenig in Verlegenheit. Er wollte anfänglich mit der Sprache nicht recht heraus, gestand aber dann, daß Bismarck auch dort noch warme Verehrer zähle.

Hie und da trifft man noch auf äußere Zeichen natürlicher und darum erfreulicher Verhältnisse. In Kiel ist die „Köksch" noch nicht mit der Gnädigen zu verwechseln, sondern geht im kurzärmligen Jäckchen bloßarmig auf den Markt, im Lübeckschen und Posenschen tragen die Bauerfrauen eigentümlich geformte Strohhüte; die Posener Form ist ganz anders als die Lübeckische. Die Posenerinnen, die ich in einem Leichenzuge einherstampfen sah, nahmen sich mit ihren bunten Röcken, Tüchern, Jacken und hellen Hüten, alles von recht ungeschicktem Schnitt, äußerst putzig aus. Schön ist die Tracht nicht, aber es ist doch immerhin eine Volkstracht. Wie lange wirds dauern, dachte ich, dann werden auch diese Weiblein vollkommen „germanisirt," zivilisirt und aufgeklärt sein! Dann werden sie nicht mehr zwanzig Jahre lang ein und

dasselbe Urgroßmutterhütlein tragen, sondern der Mann wird jedes Frühjahr und jeden Herbst für Frau und Töchter neue Hüte kaufen müssen. Dann wird er anfangen, in das Lied von der Not der Landwirtschaft einzustimmen und statt eines von der Fraktion Admiralski einen Agrarier oder einen Antisemiten wählen, und wieder ein paar Jahre später, wenn der hilfreiche Freund aus der Stadt sein Gütchen verspeist hat, einen Sozialdemokraten. Recht gemütlich gehts auch noch in Marienburg zu. Wie billig muß dort noch Grund und Boden sein! Nicht in die Höhe, sondern in die Breite bauen die Leute. Die meisten Häuser und Häuschen haben nur ein Erdgeschoß und allenfalls noch ein Dachstübchen. Architekturstudien lassen sich da freilich nicht machen, aber die alte Hochmeisterburg hat ja Architektur genug für ein ganzes Dutzend solcher Städtlein. Von den Krisen des Weltmarkts verspüren die Handwerksmeister, kleinen Fabrikanten und Krämer des Ortes nicht viel, denn ihre Abnehmer sind die umwohnenden Bauern. Hier gilt noch das Wort: Hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt, hier herrscht noch Interessenharmonie. Der Städter wünscht dem Bauer eine gute Einnahme, diesem aber kommt es weniger auf hohe Preise als auf gute Ernten an, denn, sagt er, was hilft mir der hohe Preis, wenn ich nichts zu verkaufen habe oder wohl gar selbst Viehfutter und Brotkorn kaufen muß? Das war leider im letzten Jahre der Fall, in diesem aber siehts zum Glück anders aus. In Pommern, in Preußen, in der Mark, in Posen, in Schlesien, überall im Nordosten körnert das Getreide so reichlich, daß wir nicht bloß eine gute Mittelernte, sondern eine wirklich gute Ernte erwarten dürfen; in Schlesien liefert der Probedrusch geradezu erstaunliche Ergebnisse. Ganz so schlimm wie der vergangne wird also der bevorstehende Winter nicht ausfallen. Das ist ein lichter Punkt am düstern volkswirtschaftlichen Himmel.

Wird das billige Brot imstande sein, die finstern Sozialdemokratengesichter ein wenig aufzuhellen? Schwerlich! Der Ingrimm hat sich zu tief eingefressen, es ist ein „prinzipieller" Ingrimm, den keine Verbesserung der Lage mehr zu überwinden vermag. Scheint er doch gerade bei solchen Leuten, deren Lage verhältnismäßig sehr befriedigend ist, am stärksten zu sein. Hätte ich nur einen kleinen Anschütz bei mir gehabt, als ich an der Seite eines Marinebeamten durch die Reihen der fünftausend am Feierabend heimkehrenden Werftarbeiter in Kiel Spießruten lief! Die Augenblicksaufnahmen würden zeigen, daß die Mehrzahl dieser Arbeiter trotz sehr guten Verdienstes ungefähr von denselben Empfindungen beseelt ist, wie die römischen Sklaven vor Ausbruch der Sklavenkriege. Es ist nicht möglich, daß ich mir die bösen Blicke, die mich trafen, nur sollte eingebildet haben, denn ich kam nicht allein ohne Vorurteil, sondern als erholungsbedürftiger Ferienbummler beinahe ohne Gedanken hin und bin so harmlos und frei von Argwohn, daß ich vor Jahren an andern Orten etlichemal die mir zugerufnen Schimpfworte für Grüße genommen und mit

einem freundlichen Grüß Gott! erwidert habe. Aber die Blicke, die dort der Uniform und dem vermeintlichen Müßiggänger aus nächster Nähe zugeworfen wurden, konnten auch von dem Kurzsichtigsten nicht übersehn und unmöglich mißverstanden werden.

Diese Stimmung der Arbeitermassen allein schon könnte meines Erachtens als hinreichender Grund gegen die von den Berliner Gastwirten und linksliberalen Politikern so warm empfohlene Weltausstellung angeführt werden. Der Glanz und die Pracht eines solchen Weltjahrmarkts zusammen mit dem Schauspiele verschwenderischer Üppigkeit, das die zusammenströmenden reichen Fremden geben, könnte bei der einmal vorhandnen Weltansicht und Stimmung der ebenfalls zusammenströmenden Arbeiter nicht anders als erbitternd auf sie wirken. Die Gefahr, daß das Unternehmen zustande kommen könnte, ist ja bei der Mattigkeit und teilweise deutlich hervortretenden Abneigung der Fabrikanten nicht groß. Diese Fabrikantenstimmung müssen auch die als ein unwiderlegliches Zeugnis für die Elendigkeit der Lage ansehn, die vor dem Arbeiterelend grundsätzlich Augen und Ohren verschließen; denn bewegte sich unsre Industrie in aufsteigender Linie, dann würden alle Unternehmer dem Plane zugejubelt haben, ohne erst lange das Für und Wider zu erwägen.

Ausstellungen in kleinern Kreisen, die mit einem viel geringern Risiko verbunden sind, kommen auch heute noch verhältnismäßig leicht zu stande. Schweidnitz, eine in gesegneter Gegend liegende Stadt von 25 000 Einwohnern, hat diesen Sommer eine veranstaltet, und sie ist recht nett ausgefallen. Die in einem schattigen Park geschmackvoll und zweckmäßig angeordneten Gegenstände geben ein kleines, aber ziemlich vollständiges Bild der großartigen gewerblichen Technik unsrer Zeit. Bei ihrer Beschauung ist mir namentlich zweierlei im Kopfe herumgegangen. Erstens: wie rasend schnell diese Spinn-, Web- und sonstigen Maschinen arbeiten, und wie bald wir uns vor die Frage gestellt sehn werden, ob wir — nicht den achtstündigen, nein, den sechs-, den vierstündigen Arbeitstag einführen oder die überzähligen Arbeiter totschlagen wollen. Sodann: wie traurig der Gegensatz ist zwischen den Erzeugnissen der Industrie und ihren Erzeugern. Wie reinlich und appetitlich, wie schmuck und schön liegen doch alle diese Sachen da! Wie freundlich glänzen und blinken die Metallwaren und Maschinen, mit wie herrlichen Farben und Zeichnungen prangen die Kleiderstoffe, wie mollig und wohlig wird einem beim Anblick der mit weichen Teppichen belegten Speise-, Prunk- und Schlafzimmer, wie locken die Likörflaschen, mit wie stolzen, freudigen Gedanken schwellt der prächtig aufgezäumte Rappe das Herz des Beschauers, und wie ästhetisch nehmen sich sogar die Proben unsrer schwarzen Diamanten in saubern blinkenden Gläsern aus. Und jede Abteilung hat ihren eignen, höchst charakteristischen, aber durchaus angenehmen Geruch: Eisen, Leder, Papier, Leinen verraten sich sofort beim Eintritt in die Abteilung der Nase und erhöhen da-

durch den Genuß des Auges. Und nun stellte ich mir die Menschen vor, die alle diese Dinge schaffen, in ihren schmutzigen Werkstätten, Fabriken und Bergwerken. Nicht überall, wir wissen es wohl, geht es beim Schaffen ungemütlich zu; die Fleischer z. B. mit ihren breiten lachenden Gesichtern, ihren rotweißen Backen und rotweißen Hemden sehen im Schlachthof und im Laden nicht anders aus als hier bei der großen Würstelmaschine, die den kräftigsten Anziehungspunkt der ganzen Ausstellung bildet. Aber die Bergleute, aber die Weber, aber die schwindsüchtigen Steinschneider, die rheumatischen Töpfer und unzählige andre! Und die Frage entringt sich der beklemmten Brust: Wann wird endlich einmal das Erzeugnis für den Menschen und nicht mehr der Mensch bloß für sein Erzeugnis dasein? Wann wird man es wagen dürfen, den Schöpfer dieser Herrlichkeiten, der sie jetzt durch sein vogelscheuchenartiges Aussehn nur verschimpfiren würde, als ihre Krone mitten hineinzusetzen?

Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Sechstes Kapitel

Hinterwinkel stellt sich nicht auf den Kopf, aber der Held fällt fast aus den Wolken

Im Anfang zeigten sich die Hinterwinkler untröstlich über die Bescherung. Sie meinten, da Preußen im Dorfe lägen, sei dieses nun auch selbst preußisch. Napoleon mußte also seine Hilfe verweigert haben.

Aber bald erschien das Unglück nicht so groß, als man befürchtet hatte. Zunächst erwiesen sich die Einquartierten als ziemlich liebenswürdige Feinde und im ganzen als genügsame Gäste. Mit neuen Kartoffeln und frischer Butter konnte man ihnen ein großes Fest bereiten. Auch waren es nicht einmal Preußen, sondern Hamburger, Söhne einer freien Stadt, die selber von den Preußen nicht immer als ihren besten Freunden sprachen und es jedem sagten, der es hören wollte, daß sie den von Preußen heraufbeschwornen „Bruderkrieg“ von Herzen verabscheuten und nur gezwungen mitgemacht hätten. So konnte es nicht fehlen, daß der Feind gar bald gut Freund wurde, besonders da sich die sichere Nachricht verbreitete, daß man württembergisch bleibe nach wie vor, und daß die Kosten der Einquartierung

von Staats wegen reichlich vergütet werden würden. Man machte darum wohl auf die Melodie der Hornsignale cynische, den Preußenhaß zum Ausdruck bringende Reimverse; aber seinen Gästen selbst sagte man so viel Schmeicheleien, als sie hören wollten.

Und nicht unverdientermaßen. Denn die fremden Soldaten zeigten ein rührendes Entgegenkommen; die meisten gingen mit ins Feld und halfen bei der Arbeit, als ob sie im Tagelohn stünden. Da gab es dann ein fortgesetztes gegenseitiges Staunen über die fremde Art und Sprache.

Am höchsten stieg die Hinterwinkler Begeisterung am 15. August, am Tage von Mariä Himmelfahrt. Nicht nur daß schon vorher die ausgezeichnete Kapelle des Regiments auf den Wiesen bei der Haselbrücke jeden Tag stundenlang die herrlichste Musik gemacht hatte für jedermann, der zuhören wollte: an diesem Himmelfahrtstage, dem Lieblingsfeste der Hinterwinkler, erbot sich der Kapellmeister, in der Kirche beim Hochamt ich weiß nicht was für eine berühmte Messe zu spielen. Und so geschah es auch wirklich. Während von der Orgelbühne herunter eine Musik erklang, wie in den Mauern der Hinterwinkler Kirche noch nie gehört worden war, standen vorn im Chor um den Hochaltar sechs Trommelschläger und die ganze erste Kompagnie des Regiments, mit schwarzen Roßschweifen auf den Pickelhauben, und beim Segen mit dem Allerheiligsten, beim Tantum ergo sacramentum und Ecce panis angelorum, beim Offertorium, bei der Wandlung und der Kommunion schlugen die Trommeln einen Wirbel, und die Soldaten präsentirten das Gewehr, daß es nur so rasselte. Da war eine große heilige Freude und Seligkeit.

Am Nachmittag aber setzte sich die Freude ins Weltliche fort. Dieselbe Musik spielte jetzt in der Krone zum Tanz auf. Das hätte zwar der Pfarrer gern verboten, denn es war nicht Sitte, am Himmelfahrtstag zu tanzen. Aber da er, ein Freund von Musik und feierlichem Gepränge, die gottesdienstliche Teilnahme des Regiments angenommen hatte, mußte er nun schon ein Auge zudrücken und zu dem bösen weltlichen Spiel gute Miene machen.

Eine noch beßre machten die Hinterwinkler Mädchen. Mit den hübschesten unter ihnen tanzten sogar die Offiziere, und sie thaten dabei, als ob sie im Leben kein höheres Vergnügen gehabt hätten, und als ob es keine größere Ehre für sie gäbe, als mit einer drallen Schwabendirne so herumzuwalzen. Und nicht nur die Mädchen gewannen sie durch solche Liebenswürdigkeit; auch die jungen Burschen machten sie kirre. Im Anfang standen diese verdutzt in den Ecken herum oder getrauten sich auch gar nicht den Tanzsaal zu betreten. Aber die Offiziere wurden nicht müde, die Trutzigen zum Tanz zu ermuntern und ihnen vorzureden, daß der Ball nur für sie und ihre Schätze veranstaltet sei, daß Soldaten und Offiziere sich als Gäste betrachteten und sich nur mit gütiger Erlaubnis der Herren von Hinterwinkel am Tanz beteiligten.

Eine einzige unter den Töchtern des Dorfs, die schönste von allen, tanzte nicht, weder mit Gemeinen noch mit Offizieren; sie saß daheim bei ihrer Mutter und weinte. Das war die braune Ludwine, die schöne Schwester des Lienhard Reichenbühler.

Ein Fest andrer Art fand am darauffolgenden Sonntag statt. Diesmal wollten die guten Hamburger zeigen, daß sie nicht nur die Religion der Hinterwinkler nicht verachteten, sondern daß sie auch selbst welche hätten, und sie veranstalteten einen feierlichen Feldgottesdienst, an dem nicht nur die Hinterwinkler Truppenteile, sondern auch die sämtlicher umliegenden Dörfer teilnehmen sollten.

Im Wiesenthal drüben, nicht weit von der Haselbrücke, wurden die Vorbereitungen getroffen. Ich benutzte natürlich die nahe Gelegenheit und ließ mir nichts entgehen. Am meisten bewunderte ich die Baukunst der Soldaten; aus losgestochnen viereckigen Rasenschollen errichteten sie, die Fugen zierlich mit Moos verkleidend, eine mächtige, fast haushohe Kanzel, zu der eine breite Rasenstaffel emporführte.

Nun kam der Sonntag. Unser Pfarrer Bartholomes hielt diesmal zur größten Verwundrung seiner Pfarrkinder das Amt schon früh um sieben Uhr, damit sich ja alles den fremden, ketzerischen Gottesdienst ansehn könnte. Niemand in Hinterwinkel hätte dem Pfarrer so etwas zugetraut; aber auch Seine Hochwürden waren seit der Anwesenheit der „Preußen" wie umgewandelt. Sonst eigensinnig, knorrig, zwirbelfaserig wie Hainbuchenholz, zeigten sie sich auf einmal geschmeidig wie schwedische Handschuhe. Derselbe Mann, der gewohnt war, sich nach niemand als nach sich selber zu richten und jedermann lieber zum Trotz als zum Gefallen zu leben, entsprach jetzt, und sogar in kirchlichen Angelegenheiten, den leisesten Wünschen eines fremden, noch dazu „lutherischen" Soldaten, der ihm doch gar nichts zu befehlen hatte.

Ganz in der Nähe der Rasenkanzel stand, über einer Grenzhecke aufragend, ein alter Weichselbaum. Und ausnahmsweise kam ich einmal nicht zu spät, ließ ich mich nicht von andern verdrängen. Ich war sogar der erste auf dem Baum. Dann kamen noch viele nach, alle glücklich über den vorteilhaften Platz, mit dem kein andrer zu vergleichen war.

Unterdessen marschierten die Bataillone unter Trommeln und Pfeifen von allen Wegrichtungen her in unser Hinterwinkler Thal herein und schlossen sich zusammen. Viel Volk, altes und junges, folgte ihnen unter großem Jubel. In einem weiten, regelmäßigen Viereck, die Kapelle in der Mitte, stellten sich die Truppen um die Kanzel herum, und hinter ihnen das Volk weithin den grünen Plan erfüllend. Niemals hatte Hinterwinkel so viel Menschen gesehen!

Da trat aus einem der aufgeschlagnen Zelte eine hohe schwarze Gestalt, von langem Talar umwallt, das Haupt vom schwarzen Barett bedeckt, ein großes, schwarzes Buch in den Händen haltend, alles schwarz. Nur auf der

Brust trug er zwei schneeweiße Läppchen. Und ein bitter ernstes Gesicht machte er. Gravitätisch stieg er die weichen Stufen zu seiner Kanzel empor. Ein Kommandoruf, ein Trommelwirbel, und heilige Stille herrschte.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes begann der Prediger, und ich machte unwillkürlich das Kreuzzeichen. Er selber vergaß es, wie ich im ersten Augenblick bei mir dachte. Aber langsamer, schöner, andächtiger, unendlich viel feierlicher sprach er die Worte als unser Pfarrer Bartholomes. Noch salbungsvoller sprach er das Vaterunser. Noch nie hatte ich das Gebet des Herrn in so ergreifender Weise beten hören; ein heiliger Schauer durchrieselte mich. Das Beten des Pfarrers Bartholomes war ein lumpiges Herunterleiern dagegen. Nur eins kam mir komisch vor, daß der Mann nicht Vater unser, sondern unser Vater sagte, und lebhaft bedauerte ich, daß der, der so schön betete, auch das „Gegrüßet seist du, Maria" vergaß, das ich gar zu gern auch von ihm gehört hätte, weil es mich fast noch schöner deuchte als das Vaterunser.

Nach dem Gebet erscholl die Musik und mit ihr lauter, weithin hallender Gesang, dann begann die Predigt. Noch heute weiß ich den Anfang ganz genau, und ich werde ihn auch nie vergessen. Es waren die Worte der Schrift: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde —" Mehr hörte ich nicht. Da geschah ein Krachen, ein Aufschreien in der Luft und auf der Erde, ein Gedränge, ein Tumult. Der Hauptast des Weichselbaums, auf dem ich mit vier andern meinen Sitz erwählt hatte, war gebrochen und samt seiner fünffachen lebendigen Last auf die Köpfe der untenstehenden dicht gedrängten Volksmasse gefallen. Es dauerte eine Weile, ehe der Prediger von neuem beginnen konnte.

Über diesen Zwischenfall wurde in der Folge viel gelacht, und noch heute wird er in Hinterwinkel oft erzählt. Die so erschreckenden und vielfach verwirrenden und verbitternden Ereignisse jenes Jahres, die ersten Stürme und Gewitterschauer des bald darauf anbrechenden politischen Frühlings der deutschen Nation, sie sind heute in Hinterwinkel so gut wie vergessen. Wenn man ihrer noch gedenkt, so geschieht es fast nur in Verbindung mit der Geschichte des Weichselbaums, die einer dem andern ins Gedächtnis zurückruft. Auch das Andenken des Lienhard Reichenbühler ist tot wie er selber; niemand weint mehr um ihn. Über den gebrochnen Weichselbaum aber lacht man noch, man wird vielleicht noch darüber lachen, wenn die Jahreszahl 1866 in den Gehirnen von Hinterwinkel so wenig mehr vorhanden ist als eine andre der Weltgeschichte.

Noch eine Aufregung erlebten die Hinterwinkler in jenen Tagen. Unter den ins Dorf einmarschierenden Truppen, einfacher, blau montirter Infanterie, wurde ein Reiter von so auffallender und glänzender Erscheinung bemerkt,

daß er aller Augen auf sich zog. Er ritt auf spiegelblankem Rappen und trug über seinem schneeweißen, rotbesetzten Waffenrock einen vergoldeten Brustharnisch, der so leuchtete und strahlte, daß er die Augen blendete wie die flammende Sonne; auf dem Haupt aber saß ihm ein blanker Stahlhelm mit wallendem Federbusch. Alle die Offiziere, die vor den Truppen herritten, sahen armselig aus gegen ihn, der seinen Platz willkürlich wechselte und seinen Rappen dabei die kühnsten Kunststücke ausführen ließ.

Man hielt die blendende Erscheinung für den höchsten General, wenn nicht gar für den König von Preußen oder sonst einen mit ihm verbündeten Potentaten. Zum mindesten mußte es ein Prinz sein. Alles blickte darum nur auf ihn, und die Jugend von Hinterwinkel sah sich an seinem Glanz fast die Augen aus.

Beim Auseinandertreten des Regiments auf dem Rathausplatze war jedermann vor allem begierig, was der glänzende Reiter nun machen würde. Daß er in eine Hinterwinkler Wohnung treten könnte, wenn auch in die vornehmste, die des Pfarrers, hielt niemand für denkbar. Ein so vergoldeter Prinz, der wie ein Cherub funkelte und die Sonne auf seiner Brust trug, konnte unmöglich bei gemeinen Sterblichen wohnen. Wahrscheinlich führte das Regiment für ihn ein goldnes Prunkzelt mit. So dachte wenigstens ich und zitterte vor Begierde, wo man es aufschlagen würde. Einstweilen suchte ich es mir im Geiste auszumalen, was mir auch wohl gelang; denn ich hatte einmal eine Beschreibung davon gelesen, nicht von diesem, aber von dem noch reichern der wundersamen Prinzessin Mirzabelle, der Tochter des berühmten Mohrenkönigs in der Geschichte des Kaisers Octavianus und des frommen Königs Dagobert von Frankenland.

Ich folgte dem goldnen Ritter auf dem Fuße. Er aber ritt, ohne jemand zu fragen, mitten durch Hinterwinkel, hinunter ins kleine Dörfle. Vor dem Haus der Hanne Strohmelker machte er Halt, sprang ab, band seinen Rappen an den Fensterladen und trat ohne Umstände in die alte wacklige Lehmhütte. Die Thür schloß er hinter sich zu.

Keiner wußte, was er davon denken sollte; aber es dauerte nicht lange, da hörten wir drinnen die bekannten übertriebnen Ausrufe der Hanne: O du kreuzsterbender Heiland! und andre, die jedoch diesmal schnell aufhörten und lautem Freudengeheul Platz machten. Der goldige Reiter war niemand anders als der Cyprian, der Sohn der Hanne Strohmelker!

Da wollte des Verwunderns kein Ende werden. Doch ließ sich der Cyprian mit andern Leuten nicht ein; er ritt noch am Abend wieder davon, ohne in Hinterwinkel über seinen Stand und Rang klare Begriffe zurückzulassen. Darüber ärgerten sich die Hinterwinkler nicht wenig; doch allzusehr konnten sie dem ehemaligen Buben aus dem kleinen Dörfle sein Betragen nicht verübeln, er war ja so vornehm geworden. Und nimmer hätten die guten Leute

geglaubt, daß einer aus ihrem Dorf bei den knauserigen Preußen zu solchem Glanz gelangen könnte. Wer das fertig brachte, mußte ein wahrer Mordskerl sein.

Letztes Kapitel

Von ungestillter Sehnsucht und einem zerzupften Kränzlein

Niemand wurde durch die Erscheinung des Cyprian so im Innersten getroffen wie ich. Also das kann einer werden, dachte ich, wenn er nicht in Hinterwinkel sitzen bleibt, und meine ganze, halb männliche halb kindische Sehnsucht nach der Fremde, nach der weiten Welt, nach, ich wußte selbst nicht was, vor allem nach etwas anderm als der elenden Flickerei und der Gesellschaft von Geisen und Gänsen erwachte von neuem in mir und mit erhöhter Gewalt. Warum sollte ich auch immerfort nur alte Hosen flicken, ich, der die Vossische Odyssee auswendig wußte, der mensa dekliniren und Schillers Glocke deklamiren konnte, der fünf Instrumente zu spielen verstand: die Flöte, die Klarinette, die Violine, das Klavier und die Orgel, der Talent zu einem Schlachtenbummler und zu einem Kriegsberichterstatter an den Tag gelegt hatte? Das alles bestritt mir auch niemand, und doch sollte ich immer der Geisbub und Schneiderjung von Hinterwinkel bleiben? Wenn ich doch nur wenigstens wie mein Vater einmal hätte die Welt sehen können!

Diesen stillen Mann sah ich in diesen Tagen neu aufleben. Er wußte den Soldaten von Hamburg zu erzählen, und sie bewunderten laut, wie weit er gereist war, und seine Bekanntschaft mit ihrer geliebten Vaterstadt; sie schwatzten mit einander vom Alsterdamm und vom Jungfernstieg, vom Hafen und von der Sankt-Pauli-Vorstadt mit ihren bunten Schaubelten. Sie behandelten sich gegenseitig fast wie halbe Landsleute. Und die Hinterwinkler, die das mit ansahen und meinen Vater mit den Soldaten in ihrem heimischen „Platt“ sich unterhalten hörten, wovon sie keine Silbe verstanden, bekamen auf einmal einen ungeheuern Respekt vor dem Schneiderjakob.

Da that sich unvermutet auch für mich eine Hoffnung auf.

Der Regimentskapellmeister, Herr Franke mit Namen, war unser Nachbar geworden; und mehr als das: er war bei Nepomuk Rothermund einquartiert. Diese Gelegenheit machte ich mir zu nutze. Wie ehemals, als ich mit der Olga musizierte, lag ich wieder tagelang drüben bei meinem alten Meister, und auf jedes Wort, das zwischen ihm, dem ehemaligen Ludwigsburger Hoboisten, und dem fremden vornehmen Mann mit den goldnen Tressen und Achselborten gesprochen wurde, lauschte ich wie auf ein Evangelium. Keine Silbe davon wollte ich mir entgehn lassen, und man konnte mich nicht unglücklicher machen, als wenn man mich während eines solchen Gesprächs nach Hause rief; ich war dann wie außer mir und zu nichts zu gebrauchen.

So konnte es nicht fehlen, daß ich dem Kapellmeister auffiel, was wiederum

Nepomuk veranlaßte, ihm einen Teil meiner Geschichte zu erzählen, besonders die von meinen musikalischen Studien und den Plänen des verstorbnen Steuerperäquators Heinzelmann, mich ausbilden zu lassen, die durch dessen Tod und meine Mittellosigkeit vereitelt worden waren.

Herr Franke betrachtete mich mit großer Teilnahme, indem er den langen gelben Schnurbart durch die Finger zog, und stellte allerlei Fragen an mich, deren Beantwortung ihn überzeugen mußte, daß ich nichts lieber auf der Welt treiben möchte als Musik. Über manches Wort von mir lächelte er, ohne daß ich begriff warum, weswegen ich allemal tief errötete. Er wollte dann wissen, was ich konnte, und prüfte mich. Er legte mir Noten vor, ich sollte sie auf der Klarinette spielen. Auch auf der Flöte mußte ich ihm eine Probe geben. Für mein Violin- und Klavierspiel interessirte er sich nicht.

Als ich zuerst die Klarinette in die Hand nahm, zitterte ich so stark, daß ich alle Kraft aufwenden mußte, sie fest am Munde zu halten. Ich wußte vor Aufregung nicht, ob ich gut oder schlecht spielte, und der Kapellmeister richtete nur stumme, prüfende Blicke auf mich. Er redete mich auch mit Sie an, was mir im Leben nie geschehen war.

Ungeheuer erschrak ich, als Herr Franke plötzlich erklärte, es hinge nur von mir ab, ob ich eines Tages Kapellmeister werden wollte, so wie er. In meinem Alter habe er noch kein Instrument spielen können, und mit siebzehn Jahren sei er auch noch Schneider gewesen, so wie ich jetzt. Er wolle mir gern behilflich sein, ja er wolle mich gleich mit nach Hamburg nehmen; ich sollte schon von Anfang an freie Montur, freie Station in der Kaserne und die Löhnung des gemeinen Soldaten erhalten.

Mir wurde schwindlig, als ich solche Dinge hörte. Bangigkeit, die Angst vor dem Unbekannten, und ein unbeschreiblicher innerer Jubel mischten sich in meiner Empfindung. Wie in einem Rausche eilte ich nach Hause.

Dort wurde ich schnell ernüchtert. Die Eltern machten bedenkliche Gesichter. Der Vater schwieg eine Zeit lang; dann erklärte er, für ein solches Kasernenleben sei ich noch zu jung, ich liefe dabei zu große Gefahr. Bei meiner schwächlichen Konstitution würde ich leicht den Anstrengungen erliegen und mir eine Auszehrung an den Hals blasen. Auch sollte ich nur ein klein wenig bedenken, ob ich mir denn wirklich getraute, in einer so großen fremden Stadt zu leben, und noch dazu in einer Kaserne, ohne Möglichkeit zurückzukehren; ob ich nicht selber fürchtete, daß ich sterbenskrank werden würde vor Heimweh und Verlassenheit.

Wenn aber mein Vater schon so sprach, so mag man sich erst die Mutter vorstellen. Ihr fiel zu guter letzt noch ein, daß ich in Hamburg ja unter lauter Evangelische käme, wo ich sicher meine Religion verlieren würde. Ich könnte da nie in eine katholische Kirche gehen, denn dort gebe es wohl gar keine. Und dazu weinte sie.

Daß der Vater selber nahe an drittehalb Jahre in der gottlosen Stadt gelebt hatte und trotzdem ein guter katholischer Christ geblieben war, wurde dabei nicht in Erwägung gezogen. Ich selber dachte nicht daran, diesen Beweisgrund anzuführen, ich war schnell eingeschüchtert, besonders durch die Thränen der Mutter, die eine Gewalt über mich hatten wie nichts auf der Welt.

So zogen die Hamburger ab, ich sah ihnen betrübt nach, und von neuem begann nun eine gemeine, nüchterne Werkeltagszeit. Ich fühlte ihre Ödigkeit schon voraus und fing gar bald an, mir heimlich die bittersten Vorwürfe zu machen, daß ich die dargebotne Hilfe nicht keck ergriffen hatte. Nun, da ich die Möglichkeit dazu für immer abgeschnitten sah, schmerzte es mich von Tag zu Tage mehr, daß ich mir durch Feigheit und Unentschlossenheit die einzige Gelegenheit hatte entgehn lassen, wie ich fest glaubte, mein Glück zu machen, und zur Verwirklichung meiner Träume einen ersten vielversprechenden Schritt zu thun. Ich wurde zornig gegen mich selber.

Auch meinem Vater grollte ich im geheimen. Er selber war mit fünfzehn Jahren in die Fremde gezogen, frei, ohne Bevormundung, und hatte seinen Weg selbst bestimmt, und gegen mich zeigte er sich so engherzig und behandelte mich wie ein Kind!

Wenn ich gar an den Cyprian dachte, wurde ich wütend. Und ich mußte immer an ihn denken, an ihn, der viel weniger als ich, der nur ein Bettelbub aus dem kleinen Dörfle gewesen war und nichts gelernt hatte, der die Odyssee nicht auswendig wußte, keine Ahnung hatte, was mensa sei, der weder die Glocke von Schiller deklamiren noch fünf Instrumente spielen konnte, und der nun in goldnen Lichtern funkelte wie der Erzengel Gabriel. Es war zum Tollwerden.

Und ich hielt es zuletzt auch nicht mehr aus, ich faßte einen kühnen Plan. Noch immer konnte ich ja die rettende Hand aus Hamburg ergreifen. Ich setzte mich also hin, droben in einer Bodenkammer, im geheimsten Winkel des Hauses, und schrieb einen Brief an den Kapellmeister Franke nach Hamburg. Ich hätte mir sein Anerbieten überlegt und sei bereit, ihm zu folgen; er möge mir nur raten, wie ich mein Vorhaben ins Werk setzen könne. Acht Tage arbeitete ich an diesem schriftlichen Aufsatz.

Als ich aber im Begriff stand, meine Epistel auf die Post zu geben, zögerte ich von neuem. Ich konnte einerseits nicht recht an einen Erfolg glauben, andrerseits fürchtete ich mich vor dem Erfolg. Ich fühlte, daß ich dann nicht mehr zurückweichen dürfte. Aber würde ich auch wirklich den Mut finden, Vater und Mutter zu verlassen, um Frau Musika anzuhangen? Ich wollte noch einmal warten bis zum andern Tage.

Dieser andre Tag war ein Sonntag, und er brachte für Hinterwinkel ein Ereignis, das nicht nur das ganze Dorf in Aufruhr versetzte, sondern auch

mich die Absendung meines Briefes vergessen ließ. In der Kirche, unmittelbar vor dem Gottesdienst, geschah das Seltsame. Ich sah oben von der Orgel herab den Vorgängen zu.

Zuerst begriff ich gar nicht, um was es sich handelte. Doch so viel bemerkte ich bald, daß die schöne Cölestine aus dem kleinen Dörfle die Heldin des sich abspielenden Auftritts sein mußte, dieselbe Cölestine Bächle, der ich vor ungefähr einem halben Jahr auf dem Acker des Füllentoni die Strohbänder gelegt hatte.

Ich war ihr erst vor einigen Tagen im Sindelwald begegnet, wo sie für ihre lahme Mutter, die alte Hechelkasperin, Lesholz zusammentrug, was auch mein Geschäft bildete, und wobei sie sich mir gegenüber so seltsam benahm, daß ich nicht klug aus ihr wurde.

Sie fragte mich zuerst, ob es denn wahr sei, daß ich mit den Hamburgern hätte ziehen wollen, um Musiker zu werden. — Ich wunderte mich, daß sie davon wußte. — Ich sähe so traurig aus seit jener Einquartierung, meinte sie; allerdings sei ich schon vorher nicht sehr lustig gewesen. Ob ich mich denn noch an das Garbenbinden bei Füllentonis erinnerte?

Du freilich warst damals lebhafter als ich, sagte ich errötend, denn die Püffe des Füllentoni fielen mir ein. An etwas andres dachte ich nicht.

Cölestine schwieg; aber ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Nach einer längern Pause sagte sie wehmütig: Ich ärgerte mich damals recht über den Bauern, dich so vor dem Vesperbrot wegzujagen. Du hättest beim Milchessen neben mir sitzen müssen. Da wär ich mit den Brocken nicht zu kurz gekommen. Und sie lachte. Aber du auch nicht; die schönsten hätt ich dir hingeschoben. O, mir wars so froh zu Mut damals.

Du hattest an jenem Tage rötere Backen als heute, antwortete ich scherzend, du bist blasser geworden seit dem Abzug der Preußen und auch stiller. Man sieht dich nicht mehr lachen wie früher; fast sollte man meinen, du hättst auch mit nach Hamburg ziehen wollen, um Musikantin zu werden, und es sei dir verboten worden, wie mir.

Die Cölestine lachte darüber nicht, obwohl ich es erwartet hatte. Sie that etwas ganz andres, sehr verwunderliches. Sie sank auf ihr Reisigbündel nieder und begann laut zu weinen und zu schluchzen.

Umsonst fragte ich, was ihr fehle, und ob ich ihr helfen könne. Ich erhielt keine Antwort. Und während ich in meiner Bestürzung und Ratlosigkeit neben ihr stand, erscholl durch den kahlen Buchenwald das Krächzen eines Hähers, der an einem Kreuzweg auf einer Esche saß. Anders als damals im Erntefeld klang heute sein Rufen.

Nach und nach erholte sich Cölestine von ihrem Weinen und erhob sich wieder. Du bist gut, Alexander, sagte sie; wie kommt es denn, daß dich niemand mag? Doch, man mag dich, man muß dich gern haben, wenn dich die

Bauern auch verachten. Hältst du mich für ein schlechtes Mädchen? fügte sie rasch hinzu.

Ich versicherte ihr das Gegenteil und berichtete ihr auch, daß mich an jenem Erntetage die Püffe des Füllentoni nur ihretwegen geärgert hätten, und daß es auch mir Freude gemacht hätte, beim Milchessen an ihrer Seite zu sitzen. Wir hätten gewiß keinen Streit bekommen wegen des Eingebrockten.

Und ich bin dennoch ein schlechtes Mädchen, erwiderte sie in festem, entschloßnem Ton, wiewohl sie von meinen Worten getröstet schien.

So rätselhaft und unbegreiflich mir damals im Walde das Betragen der bleichgewordnen Cölestine erschien, so unfaßbar blieb mir heute in der Kirche der Sinn von dem, was im Schiff drunten vor sich ging.

Die Cölestine kniete an ihrem gewöhnlichen Platz; die übrigen Mädchen dagegen, die sonst den Stuhl mit ihr teilten, hielten sich im Gange und weigerten sich einzutreten. Ein Geraune und Geplausche ging durch die Kirche und wurde immer lauter und beunruhigender.

Dann sah ich, wie sich die Cölestine plötzlich erhob und mit wankenden Schritten, aber trocknen Auges ihre Bank verließ, um auf dem letzten Bänklein des Schiffs, das Magdalenenbänklein genannt, neben der Hanne Strohmelker und einer alten Bettelfrau niederzuknien, während ihr bisheriger Stuhl nun von den andern Mädchen unter triumphirendem Gebahren in Besitz genommen wurde.

Zu Hause fragte ich die Mutter, was denn mit der Cölestine sei. Ich kann mich aber nicht mehr erinnern, was sie darauf anwortete. Sie erklärte mir nichts und forderte doch auch kein weiteres Forschen heraus.

Ich hörte dann den Tag über genug Bemerkungen über die Angelegenheit, darunter recht unflätige; aber meine angeborne Zurückhaltung, in diesem Falle gesteigert durch die Scham und Scheu, die aus der dunkeln Ahnung eines Geheimnisses entspringt, und meine aufgeregten Gedanken über die eigne nächste Zukunft ließen mich nur halb auf diese Reden hinhorchen und kaum darüber nachdenken.

So kam es, daß ich es auch bei dieser so günstigen Gelegenheit versäumte, den ersten Einblick in eine Wissenschaft zu thun, die meinen Altersgenossen von Hinterwinkel schon geläufiger war als das Einmaleins.

Ein Satz besonders klang an jenem Tage als ewiger Refrain an mein Ohr: Und auch noch von einem Preußen! Es war für mich ein geheimnisvolleres Wort, ein dunkleres Rätsel als vier Monate vorher das:

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Schleswig-Holstein stammverwandt.

Aber etwas schlimmes, sehr schlimmes mußte der Cölestine von einem Preußen, vielmehr von einem Hamburger geschehen sein. Das sah ich an der Wirkung

auf die andern und an ihrem eignen traurigen Aussehn. Ich konnte mich deshalb nicht entschließen, meinen Hamburger Brief abzuschicken. Wie sollte ich auch, wenn das Menschen waren, die andre Leute unglücklich machten?

Also blieb ich vor der Hand Geisbub und Schneiderjung in Hinterwinkel.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom ungarischen Globus. Vor uns liegt ein wunderliches Druckwerk, so ingrimmig abgefaßt und von außen so karmoisinrot, daß man meinen könnte, die darin aufgespeicherte Wut sei ihm in den Umschlag gefahren. Es trägt den Stempel Hermannstadt (Siebenbürgen) 1892 und wendet sich in höchst erregter Sprache in dreißig riesigen Quartseiten an Seine kaiserliche und königliche apostolische Majestät Franz Joseph I., um ihn anläßlich des ungarischen Krönungsjubiläums in immer erneuten, leidenschaftlichen Anrufungen zu beschwören, sich nicht ausschließlich zum König der Magyaren machen zu lassen. Die heftige Streitschrift hat gleichwohl viel überzeugendes; nicht immer ist der in Erregung geratene im Unrecht. Sie beweist aktenmäßig, daß durch die Union die Autonomie Siebenbürgens „auf eine ungerechte, dem Staatsrecht und den Rechten der freien Elemente, die Siebenbürgen bilden, zuwiderlaufende Weise und mit Mißachtung seiner ethnischen, geographischen Lage sowie seiner eigenartigen Entwicklung vernichtet worden ist.“ Sie hält den Magyaren entgegen, daß sie sich zu der von ihr vertretnen Bevölkerung wie 1 zu 8 verhalten; daß die Magyaren auf Grund der den Edelleuten und den freien Szeklern verliehenen Wahlrechte „je auf 4000 bis 5000 Seelen einen Deputirten entsenden,“ dagegen die von ihr vertretene Bevölkerung in den von ihr bewohnten Komitaten erst auf 50000 bis 60000 Einwohner einen. Sie fragt, auf Grund welcher Thatsache in der tausendjährigen Geschichte des Landes die Magyaren dazu kommen, der Bevölkerung gegenüber „ein Staatsrechtsprinzip wie zwischen dem Erobrer und dem Unterworfnen“ durchzusetzen. Die Hauptsorge der Regierung sei nicht die gute Verwaltung, sondern die Magyarisirung des ganzen öffentlichen Lebens. Die meiste Zeit des Schulbesuchs, „achtzehn Stunden wöchentlich,“ werde auf die Erlernung einer „völlig fremdklingenden Sprache,“ der alle übrigen Sprachen zu „Dialekten“ herabdrückenden magyarischen „Staatssprache,“ verwendet. Sie beschwert sich über die „magyarischen Kultuvereine“ (so!), die in Wahrheit nichts andres seien als „eine Organisirung der magyarischen Gesellschaft für einen ausgesprochen aggressiven Rassenkampf“ u. s. w.

Ob die unterzeichneten Herren in der Wiener Hofburg großen Eindruck machen werden, bezweifeln wir. Wir fürchten, das karmoisinrote Heft mit seinem heiligen Zorne werde an irgend einer unheiligen Stelle verschwinden, ehe es sein Ziel, die königliche und kaiserliche apostolische Majestät, erreicht. Kaum ein Lächeln für die herausfordernde Tragikomik des Unternehmens werden die vielgeplagten Herren in Wien dafür übrig haben, die so eifrig damit beschäftigt sind, Völkervorsehung zu spielen. Was uns Deutsche nur dabei beruhigen — oder beunruhigen? — kann, ist dies, daß es nicht, wie man wohl allgemein geglaubt haben wird, unsre deutschen

Sprach- und Stammesgenossen, die Siebenbürger Sachsen sind, die sich der Abweisung aussetzen, sondern — die „Romänen“ (so!) Siebenbürgens. Der Deutsche gehört zwar, wie Einsichtige glauben, der einflußreichsten und unentbehrlichsten Kulturnation an, er hat auch dort im Auslande seine Sitten, seinen reformirten Glauben, seine köstliche niederdeutsche Sprache, seine ehrwürdige altdeutsche Stammesverfassung mit dem „Gräf“ an der Spitze jahrhundertelang bewahrt. Aber er opfert alles ruhig und ohne zu mucksen den verheißungsvollen Ansätzen zum „ungarischen Globus,“ wie seine mehr oder minder nationalen Genossen in Pest, die Herren Myller, Ferenz, Sczoulzkarol, Scwarz, Szigmond und Konsorten. Er läßt den Herrn Obergespan über sich walten, sich in Komitate zerschneiden, lernt „achtzehn Stunden wöchentlich“ pflichtgetreu eine „völlig fremdklingende Sprache,“ um darin einmal vor der ungarischen Kommission das juristische (oder vielmehr juridische), medizinische, theologische Staatsexamen machen zu können. Als Lehrer muß er von Haus aus wissen, was z. B. sinus und cosinus auf magyarisch heiße u. s. w. Will sich jemand regen, so mag es der „Romäne“ thun. Der Deutsche bewährt nach altem Herkommen seine nationale Kraft im Kampfe mit sich selbst, auf die da draußen achtet er immer erst — wenns zu spät ist! Nicht einmal den feinen, in unsrer Schrift angedeuteten Zug hat er, „in passiver Abstinenz zu beharren gegenüber dem Reichstag in Budapest,“ wie die Romänen, oder (im Hinblick auf die baltischen Provinzen sei es hinzugefügt) gegenüber dem Zar in Petersburg, wie die Polen, oder —. Aber wir wollen nicht fortfahren in der Aufzählung unsrer nationalen Verluste im Auslande. Wir fänden kein Ende!

Litteratur

Die Moral als Waffe im Kampfe ums Dasein von Dr. Sigmund Exner. Wien, Tempsky

Dieser Vortrag, in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Wien am 30. Mai d. J. gehalten, hebt zunächst mit Befriedigung die Wiederannäherung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft oder, genauer gesagt, zwischen Psychologie und Physiologie des Gehirns hervor. Daß die Entfremdung zwischen beiden Wissenszweigen, die so sehr darauf angewiesen sind, gemeinsam zu arbeiten, im Schwinden begriffen ist, ist allerdings eine erfreuliche Thatsache, und die vorliegende Arbeit ist schon dadurch doppelt erfreulich, daß der Verfasser nicht, wie manche Naturforscher, glaubt, die Philosophie einfach meistern zu dürfen. Er sucht wirkliche Verständigung und bemüht sich, vom Standpunkte seiner Wissenschaft aus Entstehen und Wesen der Sittengesetze zu begründen. Unter stetem Hinweis auf verwandte Erscheinungen im tierischen Leben findet er, daß der Mensch seine sozialen Empfindungen und somit auch seine Ansichten über gut und böse teils durch Naturanlage teils durch Vererbung besitzt, aber erst durch die Erziehung, im weitesten Sinne dieses Wortes, wirklich erwirbt, ferner daß die Moral den Zweck hat, das Individuum, die unmittelbare Nachkommenschaft und die Gemein-

schaft, in der es lebt, zu schützen. Hier nun wird einerseits betont, daß wir Handlungen, die wir gegen Angehörige derselben Gemeinschaft (Stamm, Nation, Staat u. s. w.) begangen, als unsittlich verurteilen, gegenüber Angehörigen einer andern „Sozietät“ billigen können; andrerseits, daß der moralische Instinkt der Völker des klassischen Altertums von dem unsrigen wesentlich verschieden war. Der Verfasser wählt zum Beweise dafür das Beispiel der Ödipussage und zeigt, daß die Griechen den Untergang des Ödipus und seines ganzen Geschlechts als verdient ansahen, weil er, obwohl unbewußt, Thaten begangen hatte, die der Sozietät, die der Familie schaden müssen. Sie „verabscheuten die unsittliche Handlung als solche und kümmerten sich nicht um die Vorgänge im Gehirn des handelnden Subjektes. Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern, das ist eine Naturerscheinung des sozialen Lebens, und dieser hat die antike Moral Rechnung getragen. Auch in der Bibel wird die Strafe an Kindern und Kindeskindern mit der Allgüte Gottes vereinbar gefunden; das Kindeskind muß sein Schicksal ertragen; maßgebend für dasselbe ist seine Stellung in der Sozietät, in der Familie, nicht sein persönliches Denken und Fühlen.“ Diesem ungetrübten moralischen Instinkt der alten Völker giebt Exner unverkennbar, im Interesse der Erhaltung der Art, den Vorzug vor dem Grundsatze der modernen Kultur, der „das Individuum gegen die Härte der die Sozietät beherrschenden Naturgesetze in Schutz nahm, den persönlichen Gedanken und Gefühlen Gewicht verlieh und das handelnde Subjekt aus seiner verschwindenden Kleinheit in der Gesamtheit der Sozietät zu einer selbständigen Stellung emporhob.“ Daß eine solche Auffassung heutzutage vielfachen Widerspruch hervorrufen wird, ist nicht zu bezweifeln; und in seiner Allgemeinheit wird sich der Satz auch anfechten lassen. Doch ist es dem Verfasser, wenn er das auch nicht ausdrücklich ausspricht, wesentlich um die Rechtfertigung dessen zu thun, was wir sonst gesunden nationalen Egoismus nennen. Dafür zeugt schon seine Beziehung auf den Engländer Greg, der den sozialen Kampf zwischen dem „sorglosen, schmutzigen, nicht höher hinaus wollenden,“ sich stark vermehrenden Irländer und dem „frugalen, vorsichtigen, sich selbst achtenden, ehrgeizigen, in seiner Moralität strengen, in seinem Glauben durchgeistigten und in seinem Wissen disziplinirten“ Schotten veranschaulicht. Und unter all den Anwendungen, die der allgemeine Satz finden kann, ist gewiß diese von der höchsten Wichtigkeit; von höchster Wichtigkeit auch, daß gerade ein Naturforscher, und zwar ein deutscher Naturforscher, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenkt. Denn kein zweites Volk leidet so sehr an der in das internationale politische Leben übertragnen und eigensinnig festgehaltnen schwächlichen Humanität. Die Lehren des philosophischen Jahrhunderts, die von andern Nationen immer nur, soweit es ihnen paßt, befolgt werden, haben bei uns namenlose Verwirrung angerichtet. Man erinnere sich nur, wie sich der deutsche Liberalismus verpflichtet glaubte, die deutschen Soldaten, die bei Leipzig den erzwungnen Dienst im Heere Napoleons verließen, wegen ihres Bruches des Fahneneides nach Jahrzehnten noch zu schmähen. An die zahllosen Beispiele aus neuester Zeit brauchen wir kaum zu erinnern. Fielen aber Polen, Ungarn, Italiener von ihrem Landesherrn ab, so war das eher zu rühmen als zu tadeln! Haben doch heute noch Demokraten und Sozialdemokraten, darunter solche, die die Ehre genießen, in der Vertretung des deutschen Volkes zu sitzen, die Stirn, mit den revanchelustigen Franzosen zu liebäugeln. Phantastereien, die ein Jahrhundert lang noble Passion der Gebildeten waren, sind nun in den Köpfen der Masse verbreitet, und man darf sich nicht wundern, daß sich der Handwerksgeselle auf seine Aufklärung etwas zu gute thut, wenn er das Nationalgefühl als alten Plunder

behandelt. Vielleicht dient die Schrift eines Physiologen dazu, manchem eine wirkliche Aufklärung zu verschaffen, für die er nicht zugänglich sein würde, wenn sie von andrer Seite käme.

Krieg, Friede und Erziehung. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1891

Ein aus warmer Begeisterung und tiefer, klarer Ueberzeugung heraus frisch und packend geschriebnes Büchlein! Der Verfasser weist die Unvernunft der Friedensschwärmerei auf naturphilosophischem Wege nach, indem er Krieg und Frieden als polare Gegensätze charakterisirt, von denen jeder den andern nach eingetretner Differenzirung immer stärker hervortreibt, sodaß keiner ohne den andern gedacht werden kann, und der vollkommene Friede im Innern des modernen Großstaats die höchste Vollendung der kriegerischen Abwehr gegen den äußern Feind zur Voraussetzung hat, während bei unvollkommener Differenzirung, wie im Mittelalter, Krieg und Friede beständig ineinander fließen. Sehr richtig bezeichnet der Verfasser als den Hauptgegenstand des Krieges den Besitz der Nahrungsmittel und als seinen Hauptzweck die fortwährende Vernichtung der untüchtigeren Völker durch die tüchtigeren, die Vernichtung der Lüge, indem der Fortbestand daseinsunwürdiger Personen und Zustände eine thatsächliche Lüge ist. Mit scharfem Spott fertigt er die Träume der Chemiker von der zukünftigen Herstellung der Nahrungsmittel auf künstlichem Wege als das „Paninkeltum" (von panis) ab, dem wohl bald das „Homunkeltum" folgen werde, und nachdrücklich hebt er hervor, daß das von der Industrie, der großen Friedensmacht, erzeugte Hungerelend weit schlimmer sei als das Kriegselend, wie ja auch der Hungertod qualvoller ist als der Tod auf dem Schlachtfelde. In folgendem Satze begrüßen wir einen unsrer eignen Grundgedanken: „Der Krieg ist es, der die Völker zwingt, den untern Schichten ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten, denn die untern, breiten Schichten stellen als Hauptmasse auch die Hauptzahl der Kämpfer, und Völker, die dem nicht Rechnung tragen, kommen im Kriege zu Schaden." So ist es. Im modernen Industriestaat besitzt die Humanität fast nur noch einen Vertreter, der wirklich etwas vermag, den Kriegsminister, und die Hauptgegner, die er zu überwinden hat, sitzen in jenen Bourgeoiskreisen, deren Organe zu allen Zeiten, wo nicht gerade Polizei und Strafrichter gegen unbotmäßige Arbeiter aufzurufen sind, von Humanität triefen.

Um nun die unvermeidliche Last des Kriegsdienstes dem Volke möglichst zu erleichtern, sie möglichst gleichmäßig und gerecht auf die Schultern aller zu verteilen und die Schädigungen des Wirtschaftslebens, die sie zur Folge hat, auf das geringste Maß zurückzuführen, schlägt der Verfasser einen Reformplan vor, auf dessen Prüfung wir uns wegen mangelnder Fachkenntnis nicht einlassen können, der aber der Erwägung der militärischen Kreise dringend zu empfehlen ist. Als Hauptgrundsatz tritt daraus hervor, daß die Länge der Dienstzeit ganz allein von der Rücksicht auf den Zweck des Dienstes abhängen soll, daß daher, wer in einem Jahre durchgebildet ist, ohne Rücksicht auf Person und Stand auch wirklich nur ein Jahr dienen dürfe, während der Unfähigere, wiederum ohne Rücksicht auf Stand und Person — die „Berechtigung" zum einjährigen Dienst wäre abzuschaffen —, je nach seinen Leistungen zwei oder drei Jahre dienen müsse. Zur Kürzung der Dienstzeit werde es beitragen, wenn sich die Jünglinge die militärischen Eigenschaften und Fertigkeiten möglichst schon vorher aneigneten. „Diese Aneignung wird in das Belieben eines jeden gestellt. Die Einrichtungen dafür

trifft der Staat, die Kosten dafür tragen bis auf weiteres die Benutzer.“ Gemäß dem Zweck der Erziehung, die Bürger für Krieg und Frieden tüchtig zu machen, soll das Unterrichtswesen umgestaltet, der klassische Zopf endlich einmal abgeschnitten werden. Eine einheitliche Weltanschauung als Grundlage der Bildung aller Staatsbürger habe ehedem die christliche Kirche dargeboten. Durch ihre Spaltung jedoch, die täglich zu immer weiterer Zerklüftung führe, habe sie sich unfähig gemacht, das Volk zu einigen. Dem Staate bleibe unter diesen Umständen als einigendes Gedankenband nur „der Kausalitätsgedanke und die auf diesem beruhende neue Wissenschaft.“ Auf eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser über diesen Punkt können wir nicht eingehen, weil sie zu weit führen würde. Auch auf das boden- und uferlose Meer des Schulstreits lassen wir uns diesmal nicht verlocken. Den Kulturwert des griechisch-römischen Altertums erkennt der Verfasser übrigens an, wie wir unserseits die Verheerungen nicht bestreiten, die die Philologie unter dem unberechtigten Namen der klassischen Bildung anrichtet. Aber der Verfasser übertreibt. Richtig ist, daß man in gewissen Kreisen immer dümmer wird. Auf die Weltgeschichte von hinten folgen Examenfragen über das Invalidengesetz, nach den Namen der Söhne unsers Kaisers, und welcher davon die schönsten Augen habe, und nach militärtechnischen Dingen aus der Kriegsgeschichte in einer — Lehrerinnenprüfung. Aber griechisch-römische Reinkulturen dürften es nicht sein, aus denen der Dummheitsbazillus hervorkriecht. Gegen Charakterlosigkeit schützt keine Naturwissenschaft und kein Studium der Kausalität.

Des Verfassers Sprache ist nicht weniger schneidig als seine Weltansicht. Manche Wendungen sind reizend in ihrer drastischen Kürze, z. B. wenn er sagt: „wobei jedoch der Wirtschaftswert der eigentlichen Jugendzeit fast (Gänsejunge) oder gänzlich (Gymnasiast) Null ist.“ Von seinen schneidigen neuen Wortbildungen dürfte namentlich die „Inbenutzungnahme“ in einer gewissen „diesbezüglich“ maßgebenden Stelle das Bedenken erregen, ob eine nach des Verfassers Grundsätzen eingerichtete Schule die deutsche Jugend in jeder Hinsicht zum Heile führen werde. Sachtüchtigkeit und Formvollendung „differenziren“ sich eben auch gern ein bischen von einander. Solche kleine Mängel halten uns natürlich nicht ab, der Schrift die weiteste Verbreitung und nachhaltige Beachtung zu wünschen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Repräsentation in der Gesellschaft der Völker

Unter allen Vorwürfen, die dem Reichskanzler gemacht werden, billigen wir am wenigsten den, daß er nicht in der Volksseele zu lesen verstehe, was diese wolle, ohne es selber deutlich zu erkennen; dadurch gehe ihm die Fühlung nach der Tiefe ab, die Bismarck die Macht über die Nation zu williger, weil dankbarer Gefolgschaft verliehen habe. Wir meinen, daß Graf Caprivi nur zu sehr in der Volksseele zu lesen suche, und finden gerade das bezeichnend für ihn und sein politisches Handeln, daß er in allen wichtigen Fällen bekannte Neigungen unsers Volks mit Klugheit in die Berechnung des Ausgangs gezogen hat. Gerade darin liegt der Grund jener äußerlichen Erfolge, die der Form nach nichts zu wünschen übrig ließen und doch nicht die Zufriedenheit zu schaffen vermochten, die nur die Tochter der siegreichen Entscheidung ist. Sowie das deutsch-englische Abkommen die zaghaften Philister zufriedenstellte, die in der Kolonialpolitik eine unbesonnene Aufwallung befürchteten, und — abgesehn von der stümperhaften Ziehung der Grenzen — sogar die Fachpolitiker, die die Vermehrung und Verwirrung der ohnehin die deutsche Diplomatie schwer belastenden europäischen Aufgaben ohne greifbares Entgelt scheuten, so hat die Ablehnung der Berliner Weltausstellung den Beifall der Mehrheit der Geschäftsleute, denen die Opfer einer großen Ausstellung nicht im Verhältnis zum klingenden Erfolg zu stehen schienen, und entspricht in weitern Kreisen der höchst ehrbaren Abneigung gegen lärmende Kundgebungen des Marktes, von denen der schwunglose Verstandesmensch weder politischen Erfolg, noch eine Mehrung des nationalen Ansehens, noch endlich Belehrung oder Anregung erwartet. Dazu paßt auch die mit den trockensten, man möchte sagen geizigsten marinetechnischen Gründen belegte Weigerung, an der spanischen Columbus-feier ein deutsches Kriegsschiff teilnehmen zu lassen. Aus rein sachlichen

Gründen hat in all diesen Fällen die Zurückhaltung ihre Berechtigung. Wer die Berliner Weltausstellung so wie Jannasch oder Reuleaux als den Schlußstein des Reichsbaues und ihre Ablehnung als ein nationales Unglück betrachten und um die Frage: Weltausstellung oder nicht? einen großen politischen Feldzug führen wollte, würde derselben Enttäuschung ausgesetzt sein, wie jene Kolonialpolitiker, deren Entrüstungsschreie nach dem Abkommen über Ostafrika ohne alle Erwiderung verhallten. Auch eine bis zur Dürftigkeit mäßige, bis nahe an die Zaghaftigkeit vorsichtige Politik wird in Deutschland immer nur von Minderheiten verurteilt werden. Wir machen keinem Staatsmann den Mangel an Schwung zum Vorwurf, so gern wir an die heroischen Zeiten zurückdenken, wo uns Bismarck nicht nur den Verstand überzeugte, sondern Herz und Seele in Begeisterung fortriß. Wir wissen zu gut, mit wie harten Notwendigkeiten die Leitung Deutschlands zu kämpfen hat, und die Mehrzahl von uns hat die Zeit der schweren Not der Zerrissenheit und der Einheitskämpfe mit durchgemacht, die genügsam machte. Wir sind dem politischen Luxus abgeneigt. Die Staatsmänner unsrer Wahl gleichen noch heute mehr einem sächsischen Heinrich als einem hohenstaufischen Friedrich. Unsre Verehrung und Liebe freilich gehört immer einem alten Fritz und Bismarck, deren Größe beide vereinigt.

Und doch muß die Frage aufgeworfen werden, ob unsre Lage wirklich so sei, daß wir uns mit Vorteil auf das kühl erwogne Notwendige zurückziehen. Die Weltausstellung legt die allgemeinere Frage nach dem Werte der Repräsentation im Völkerleben nahe. Ist sie nicht eine Notwendigkeit unter Staaten wie unter Einzelnen? Ein großer Teil der Geschäfte der Diplomatie geht ja in ihr auf. Mit dem wachsenden internationalen Verkehr ist die internationale Repräsentationspflicht gegeben, die ein Ausbreiten und Darbieten von Höflichkeiten in den vom Herkommen geadelten Formen ist. Im Völkerverkehr ist die Repräsentation Trägerin derselben Aufgaben, wie im Verkehr der Einzelnen: sie macht das Zusammenleben erträglicher, indem sie durch schöne Formen die kleinen Reibungen verhütet oder doch vergessen macht; sie kann aber auch darüber hinaus sachlicher und gründlicher wirken, indem sie durch Erleichterung des internationalen Umgangs Vorurteile und andre Ecken oder Beulen ausgleicht. Höflichkeit und Repräsentation sind unzertrennlich verbunden mit dem Begriff der Gegenseitigkeit; mit Geben und Nehmen ist ebenso innig das Sichnähertreten beider Teile verknüpft. In den Formen des sozialen und des Völkerlebens spielt die Anpassung an bestehende Satzungen eine mächtige Rolle; auch der Originellste ist nicht ganz von der Nachahmung dessen befreit, was die andern ihm vormachen. Im kleinen wie im großen giebt es eine volle Unabhängigkeit von den Regeln der Gesellschaft nur für den Einsiedler. Der Staat ist als isolirtes Wesen durchaus nicht denkbar, und heute weniger als je.

Man giebt sich nicht oft genug Rechenschaft von der Bedeutung, die die geschickt und mit Liebe geübte Repräsentation gewinnen kann. An und für sich erscheint sie uns ja ohne Wert, sie ist eine Form, die ohne Inhalt ein Nichts ist, und der wir um so weniger Gewicht beilegen möchten, als sie um so näher an die Reklame grenzt, je höhere Schätzung sie für sich verlangt. Mit Recht betrachten wir die soziale Stellung als hohl, die vorwiegend auf der Erfüllung äußerer Formen beruht. Die Erfahrung jedes Tages lehrt uns aber doch, daß auf diesem Weg auch ehrliche Erfolge errungen werden, und daß die Geringschätzung der Formen, weil es Formen sind, die Thorheit eines Weltunkundigen wäre. Wir Deutschen haben uns zu hüten, daß hier wir nicht in ein Extrem verfallen. Für Frankreich sind Repräsentation und Reklame ebenso wichtige Werkzeuge der Wirkung nach außen wie Diplomatie oder Flotte. Ein großer Teil des französischen Einflusses in der Welt beruht auf Illusionen, die zu erhalten man sich jenseits der Vogesen die größte Mühe giebt. Wörtlich und bildlich sind französische Mode und Küche, französische Zeitungen und Theater, französische Litteratur und Kunst, Pariser Waren und Schweinereien Hilfstruppen dieses Einflusses. Würde die innere Nichtigkeit einer oder der andern dieser „Säulen“ der französischen Ruhmeshalle nachgewiesen, so wäre das einer verlornen Schlacht gleichzusetzen. Dazu darf man es also nicht kommen lassen. Besonders darf Paris, der Brennspiegel alles französischens Könnens, sich nicht in den Schatten stellen lassen. Das ist ein gerade so triftiger Grundsatz der französischen Politik, wie daß Frankreich nicht vom Papst lassen dürfe, und wäre es voltairisch bis ins Blut. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen die Weltausstellungen, und was damit zusammenhängt, für Frankreich eine Bedeutung, die uns unbegreiflich bleibt, solange wir uns nicht in die französische Auffassung hineindenken. Wir müssen diese eben verstehen, wenn wir den Wert einer solchen Veranstaltung überhaupt schätzen lernen wollen.

Repräsentation bis zur Reklame ist aber durchaus nicht bloß französische Eigentümlichkeit. Auch die Angelsachsen dies- und jenseits des Ozeans verstehen sich sehr gut darauf. Nur nimmt sie bei ihnen eine weniger aufdringliche Form an. Einem Engländer wird es natürlich nie einfallen, mit den Schlägen zu kokettiren, die er empfangen hat, so wie die Franzosen seit jenem herrlichen Jahre der Vergeltung 1870, aus dessen kriegerischen Niederlagen sie Kapital schlagen, indem sie vorgeben, sich dafür längst litterarisch oder künstlerisch gerächt zu haben. Der Engländer sucht den Eindruck in der ruhigen Hochschätzung und — Überschätzung des Eignen und verfehlt ihn nicht. Das reicht von der Litteratur bis zu den Haarnadeln, und er läßt sich durch nichts besseres irre machen. Wir impressionabeln Deutschen erholen uns von der Bewunderung der französischen Überlegenheit, um — in die der englischen zu verfallen! Der ruhige Deutsche, den der Vergleich des Eignen und Fremden gegen die Lust blöden Staunens gewappnet hat, findet mit Mühe seinen Weg

zwischen Französelei und Engländerei. Nicht einmal in der Wissenschaft vertraut er seinem bessern Wissen und Können, sondern bewundert mit allen Hohlköpfen der angelsächsischen Welt Scheingrößen wie Huxley oder Lubbock. Mit Zornesröte lasen wir neulich in einer populär-wissenschaftlichen Zeitschrift von dem „großen Naturforscher Huxley," der doch nur ein Phrasenmacher ohne eigne Gedanken ist. Es wäre viel über die Schwierigkeit zu sagen, mit der sich Deutschland zwischen diesen beiden Systemen von Repräsentation und Reklame seine Stelle in der Welt zu erobern hat, Deutschland, dessen Ruhmestitel den andern unbequem, weil übermächtig, oder unverständlich sind, und das noch lange nicht frei von den Fehlern seiner Vergangenheit, besonders dem Mangel an Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, der Kleinlichkeit und kleinlichen Selbstherrlichkeit ist.

Wir meinen, daß für uns die Frage der Weltausstellung in allererster Linie aus diesem Zustande heraus zu beurteilen gewesen wäre, und daß auch alle, die abgeneigt sind, Repräsentationsfragen blutig ernst zu nehmen, hier einmal eine Ausnahme hätten machen und fragen sollen, ob der Vorzug der Repräsentation nur immer den andern allein zufallen solle? Die Antwort hätte nur lauten können, daß wir begründete Abneigungen zurückdrängen und die Folgerung unsrer Stellung in der Völkergesellschaft mit kühnem Entschluß ziehen sollten. Die Weltausstellungen mögen immerhin Märkte voll bunten Trödels geworden sein, sie haben nun einmal ihre Stelle im internationalen Verkehr eingenommen, sind im bösen wie im guten ein so treuer Ausdruck unsrer wirtschaftlich fortschreitenden Zeit mit ihrer gedrängten Konkurrenz, ihrer Beweglichkeit und Agglomerationslust geworden, daß wir den Versuch früher oder später doch unternehmen werden, aus der Sache das zu machen, was wir können, und was natürlich in manchen Beziehungen etwas andres und, wir glauben und hoffen es, besseres werden wird und muß, als in England, Frankreich, Belgien oder Nordamerika. Wir werden dabei unter allen Umständen in der Richtung lernen, in der unsre Vergangenheit uns zu wenig Schulung bieten konnte: in der nationalen Repräsentation. Ausdrücklich betonen wir aber, daß es gerade aus diesem Punkte unmöglich erscheint, die Frage der Weltausstellung zu einer großen politischen zu erheben. Es handelt sich bei einer solchen Veranstaltung nicht um das Wesen, sondern um die Formen des wirtschaftlichen, des geistigen, des persönlichen Verkehrs der Kulturvölker und für uns bei ihrer Besprechung nur um den Versuch, zur richtigen Schätzung dieser Formen zu gelangen.

In Deutschland haben bisher die großen internationalen Ausstellungen gefehlt, während kleinere, wie z. B. die Münchner Kunstausstellungen, ohne Frage mit Erfolg veranstaltet worden sind, nicht bloß mit materiellem, sondern auch mit dem tieferreichenden geistigen Erfolg einer eindringlichen Belehrung durch ausgezeichnete Beispiele. Dagegen haben sich unsre Landsleute sehr

von den internationalen Kongressen und Festen angezogen gefühlt, die ja mit den Weltausstellungen nahe verwandt sind, und ihr Auftreten bei diesen verdient einmal etwas näher betrachtet zu werden.

Ein wichtiger Teil der internationalen Repräsentation ist sicherlich die freiwillige Repräsentation durch ganze Gruppen oder Massen, die sich in unsrer reiselustigen Zeit immer breiter über die Grenzen aller Länder ergießen. So wie das Völkerrecht gegenüber den Massenein- und -auswanderungen hilflos dasteht, so sieht die praktische Politik diesen großen Völkerzusammenkünften ohne rechtes Verständnis zu. Die Zeitungen bemerken sie wohl, denn der Lärm, den sie zu erzeugen pflegen, schlägt ganz in ihr Fach, sie nehmen auch als Friedenskongresse, sogar als Schützen- und Turnerfeste u. dgl. politische Formen an. Vor allem wirbeln sie viel Staub auf, wenn sie zu sogenannten Weltausstellungen anschwellen. Aber von dem Nutzen, den die Völker aus ihnen ziehen, und einige mehr als andre, giebt man sich keine genügende Rechenschaft. Und doch ist das eine gerade so neue und zu neuem führende Einrichtung wie alles andre, was die Völker beweglicher macht, wobei nie die politischen Folgen fehlen können.

In frühern Jahrhunderten repräsentirten die ausgezeichneten Geister, die von den Höhen des Geisteslebens ihres Volks zu Nachbarhöhen wie Adler von First zu First und von Firn zu Firn ihre Flüge nahmen. Ein Händel in London, ein Winckelmann in Rom, ein Alexander von Humboldt in Paris, ein Pallas in St. Petersburg vertraten Deutschland besser als ganze Deputationen von Professoren, die heute auf den internationalen Kongressen als freiwillige Repräsentanten zu glänzen suchen. Auch heute fehlt es nicht an solchen Sternen, die mit dem angebornen Lichte ihres Geistes die auf der Wanderung durch fremde Sphären erworbne Fülle entlehnten Lichts in wohlthuend gedämpfter Mischung verbinden. Aber vor sie drängt sich die Masse der besonders bei uns reiselustigen Deutschen so zahlreichen geistigen Irrlichter, die keinen Kongreß, keine Ausstellung versäumen. Als einzelne zu unbedeutend, suchen sie die Wirkung in der Masse. Aber alles Geistige hat die Eigentümlichkeit, frei von dem mathematischen Gesetze der Summirung kleiner Größen zu bleiben. Aus hundert Mittelmäßigkeiten schlägt uns nie die Flamme des Genies entgegen, die einzelnen Fünkchen glimmen um so trüber, je mehr davon beisammen sind, und aus dem Bestreben, stärker zu leuchten, entwickelt sich nur der übelriechende Dampf des Geltenwollens, der Streberei. Bedeutende Menschen sind fast immer wahrer und daher bescheidner als andre, es fehlt ihnen in der Atmosphäre versammelter Mittelmäßigkeit die Luft. So kommt die wichtige Repräsentation an die Nichtigen und Eiteln, sie sind es, die mit Vorliebe auf den internationalen Kongressen glänzen, wo nur allzu oft nicht die obern, sondern die untern Schichten der Litteratur, der Wissenschaft u. s. w. in Berührung treten. Daher die Neigung zum Schwindelhaften, die eine

große Anzahl dieser Versammlungen durchzieht, die Skandale, zu denen sie Anlaß geben, ihre Unfruchtbarkeit nach innen und nach außen. Die traurig-lächerlichen Streitigkeiten des in die Brüche gegangnen Orientalistenkongresses, die in alle Blätter getragnen Zwistigkeiten über den diesjährigen Moskauer Anthropologenkongreß, den ernste Leute dort zuerst ablehnten, während ihn Streber mit aller Macht zustande zu bringen suchten, obwohl jene vor Annahme der Einladungen warnten, die entsprechenden Warnungen, die jetzt schon ernste Gelehrte Nordamerikas vor den mit der Weltausstellung in Chicago verbundnen Kongressen ergehen lassen, die von Unberufnen geplant und verkündet werden, sind die neuesten Zeugnisse der Unsicherheit des Bodens, auf dem diese internationalen Veranstaltungen stehn. Ähnliche Anzeichen sind aber schon früher in Masse dagewesen und haben z. B. schon vor Jahren die Reichsregierung und die deutschen Länder veranlaßt, sich auf den internationalen Kongressen der Statistiker nicht mehr vertreten zu lassen. Von den internationalen Kongressen, die 1889 zur Erinnerung an die erste französische Revolution in Paris abgehalten wurden, sind die meisten nur von einer geringen Zahl von Vertretern der europäischen Kulturvölker besucht worden. Dennoch wurden dort Beschlüsse gefaßt, denen man internationale Geltung zu sichern suchte, und so hat sich das Sinnwidrige ereignet, daß letzten Frühling eine sogenannte internationale Chemikerversammlung in Genf, der nur zwei namhafte deutsche Chemiker beiwohnten, Regeln über chemische Nomenklatur festsetzte, die wahrscheinlich nie Geltung erlangen werden. Die chemische Wissenschaft ist heute so vorwiegend deutsch, daß die Anmaßung einer vorwiegend französischen Versammlung, ihr, wenn auch nur über Äußerliches, Gesetze zu geben, nur als eine gelungne Parodie auf den Wert des „Internationalen" erscheint.

Aber derartige Unifikationen äußerer Dinge, deren Wichtigkeit wir nicht leugnen wollen, wenn sie auch sehr oft weit übertrieben wird, sind natürlich das Gebiet, auf dem sich die internationalen Kongresse mit Vorliebe bewegen. Die Probleme des Kerns der Wissenschaft entziehn sich ihrem Wesen nach der kollegialen Behandlung, sie gehören in die Zelle, sei sie Studirzimmer, Observatorium, Laboratorium, aber nicht in die Arena. Wer in der Vereinheitlichung der Maße, der Terminologie und ähnlichen Äußerlichkeiten das Heil der Menschheit sieht, kann mit diesen Kongressen höchlich zufrieden sein, denn dort regnen nur so die menschenfreundlichsten Beschlüsse, die alles verständlich und leicht machen wollen. Von den Kongressen sind uns die schönen Dezimalmaße gebracht worden, die es doch z. B. für Wege und Flächen mit unsrer alten deutschen Meile und Quadratmeile nicht aufnehmen können. Aber die Kongreßschwätzer unter unsern Professoren der Geodäsie, Geographie u. s. w. haben es dahin gebracht, daß eiligst der Anschluß an die französisch-revolutionäre Einheit und Gleichheit dekretirt wurde. Die Engländer haben

ruhig ihre Statute Mile behalten, die viel weniger einfach als unsre deutsche geographische Meile ist, und nur in einem Falle haben sie in den Einheits- und Gleichheitsschwindel eingestimmt, nämlich in der Annahme ihres Meridians von Greenwich. Da sich aber dieser die Franzosen nicht anschlossen, zählen jetzt unsre deutschen Kartographen oben an ihren Karten die Längen nach Greenwich, unten nach Paris. Wer die Zungendreschereien der Friedenskongresse und der etwas sachlichern Versammlungen der Völkerrechtler liest, findet dort genau dasselbe Bestreben irgend einer rasch zusammenkluppenden und sich organisirenden, wortgewandten Nationalität, den andern ihre Produkte und Liebhabereien als internationale aufzudrängen. Dabei sind natürlich die Franzosen, die großen Repräsentanten und Schwätzer, immer voran. Wenn sich diese herablassen, auf einem internationalen Kongreß zu erscheinen, der ausnahmsweise seinen Sitz in Deutschland hat, erheben unsre Zeitungen ein Jubelgeschrei, denn ohne Franzosen geht es nicht, und dann erlebt man das Erhebende, daß sogenannte Leuchten der deutschen Wissenschaft mitten in der Reichshauptstadt ihr scheußliches Französisch parliren und die naserümpfenden Franzosen anwedeln, denen sie wissenschaftlich um Haupteslänge überlegen sind. Bei einem Kongreß naturwissenschaftlicher Handwerker und Dilettanten, denen auch einige Geister beigemengt waren — es war wohl ein Geologenkongreß —, wurde diese Komödie der französisch-radebrechenden Berliner Deutschen in einem Sitzungssaal des provisorischen Reichstagsgebäudes zum öffentlichen Skandal. Auch deutsche Mehrheiten ändern daran nichts, ein deutliches Zeichen, wie weit wir in der Kunst der Repräsentation zurückgeblieben sind. Lernen wir uns zur Geltung bringen, nicht indem wir uns zurückziehen, sondern indem wir als ehrliche Deutsche dem Schwindelhaften in diesen Vereinigungen entgegentreten.

Solange das Französische die Sprache der meisten internationalen Kongresse bleibt, werden sie auch vorwiegend französische Versammlungen sein. Der Deutsche, der ihnen beiwohnt, begiebt sich in den meisten Fällen des kostbaren Vorzugs, seine Gedanken in das einzige ihnen ganz gemäße Gewand, das der Muttersprache, zu kleiden. Seine geistige Repräsentation wird schwerfällig, linkisch, Fülle und Tiefe werden ihm zur Last, aus einem Riesen wird ein Krüppel. Selbst der geschwätzigste der deutschen Gelehrten, Virchow, hat da kein Glück. Seine Eitelkeit, seine Fähigkeit, über alles und jedes etwas nicht ganz Unverständiges zu sagen, sind französisch, aber sein Accent ist hinterpommerisch. Die Veranstaltung und womöglich Leitung internationaler Kongresse nehmen natürlich immer am liebsten Angehörige des französischen Stammes in die Hände; nur dort treten sie in den Hintergrund, wo das Gewicht der Leistungen oder einfach das Wissen zu gering ist. In den reinen Arbeitskongressen, wie in dem der europäischen Gradmessung oder der Astronomengesellschaft, treten sie von vornherein in den Hintergrund, und in den andern drängt

sie wohl einmal der Verlauf der Verhandlungen zurück, wie man es voriges Jahr bei dem Berner Unfallversicherungskongreß erlebte, auf dem die Massen der erschienenen Franzosen und Franzosenfreunde vor dem courant germanique die Segel strichen, der von ein paar deutschen, österreichischen und deutsch-schweizerischen Sachkennern, vor allen den Praktikern Bödiker und G. von Mayr, ausging. Je größern Raum für Dilettanten und Phrasenmacher ein Kongreß bietet, desto mächtiger ist die Anziehung, die er auf die kongreßwütigen Franzosen und ihre schweizerischen und belgischen Freunde übt. Für diese ist die Veranstaltung von Weltausstellungen und internationalen Kongressen geradezu ein Sport geworden, bei dem es auf ein bischen Schwindel mehr oder weniger nicht mehr ankommt, und in deren Förderung Fremdenstädte wie Genf, Bern, Brüssel eine noble Form der Spekulation im Interesse ihrer beutelustigen Gasthäuser und Lohndiener sehn. So weit ist es gekommen, daß es eine solche Stadt wie einen Vorwurf empfindet, wenn ein Jahr vergeht, wo kein internationaler Kongreß in ihren Mauern, und wäre es auch nur einer für anthropologische Kriminalistik oder von europäischen Buddhisten tagt. Selbst kleinere Städte streben nach dieser Ehre und den damit verbundnen Erträgen, und es kommt ihnen dabei nicht auf eine so grobe internationale Taktlosigkeit an, wie sie Neuenburg mit der Einladung des internationalen Schriftstellertages beging, als seine französischen Dirigenten die vorher bestimmte Tagung in Berlin verhindern wollten.

Sehen wir von der naheliegenden, aber zur Zeit unfruchtbaren Erörterung der Frage nach angeblichen idealen Vorteilen dieser internationalen Vereinigungen ab, nehmen wir sie als eine unvermeidlich gewordne Zeiterscheinung hin, und fragen wir uns als praktisch und womöglich politisch denkende Menschen, was wir daraus machen können, so liegt es auf der Hand, daß die Dinge so nicht bleiben können. Gerade auf diesem Gebiet ist ohne Schaden auf die Dauer das Übergewicht der Franzosen und Franzosenfreunde nicht zu ertragen. Ohne allen Neid auf die ungezählten Vorteile, die sie daraus ziehen, und ohne Feindschaft verlangen wir auch in den Formen des internationalen Verkehrs die uns gebührenden Rücksichten und unsern gerechten Anteil an Pflicht und Ehre der Repräsentation. Das war der ernste Wunsch, aus dem heraus der Gedanke der Weltausstellung auch von solchen freundlich betrachtet wurde, die sich andern Gründen verschlossen. Das Äußerliche unsrer internationalen Stellung genügt noch nicht ihrem innern Wesen und Wert, und wir wollten die Gelegenheit ergreifen, Form und Inhalt unsers Lebens einander näher zu bringen.

Aber wir stehn in diesem Bedürfnis nicht allein. Die Italiener sind auch in dieser Beziehung unsre Schicksalsgenossen, und die uns geistig näherstehenden Engländer und Skandinavier haben öfter das aufdringliche Sichgeltendmachenwollen der Franzosen ruhig abgelehnt und sie bei internationalen

Vereinigungen in England oder Nordamerika ruhig in den Schatten treten lassen. In den nächsten Jahrzehnten wird trotz der Pariser Jahrhundertausstellung die unvermeidliche Ausgleichung zwischen Wesen und Form der nationalen Leistung weiter fortschreiten.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der Disziplin, der sich die deutsche Natur beugt, und der Formlosigkeit, zu der sie neigt. Etwas ähnliches findet man bei keinem andern Volke. Von der militärischen Strammheit und den Förmlichkeiten der Beamtenhierarchie geht wenig ins Privatleben über, und wenn die soziale Schichtung bei uns noch immer strenger durchgeführt ist als bei andern Völkern, so strebt doch in jeder Schicht jeder seinem und nicht einem allgemeinen sozialen Ideal nach. Für Franzosen und Engländer giebt es eine einzige soziale Höhe, zu der alle streben, während das deutsche Leben vielgestaltig wie der Boden ist, auf dem es sich bewegt. Bei uns kann sich ein hochgebildeter Mann benehmen wie ein Bauer, und er wird doch in seinem guten Kern anerkannt werden; in England würde er sich schon eine Blöße geben, wenn er zu einem bestimmten Braten eine andre als die übliche Sauce aus der Saucenflaschenbatterie herausgriffe, und würde sozial unmöglich sein, wenn er nicht den Gesetzen der Mode über die Tageszeiten folgte, an denen man Frack oder Rock, weiße oder blaue Halsbinden trägt.

Wir selbst wollen aber der Pflichten nicht vergessen, die sich uns daraus ergeben. Es muß uns etwas von dem Selbstgefühl zuwachsen, das die andern abzulegen haben werden, und unsre Schätzung der Formen muß sich heben. Die bequeme Breite unsrer sozialen Formen, die allerdings von Süden nach Norden rasch abnimmt und schon viel beschnitten worden ist, muß gewiß als ein köstliches Gut für unser inneres Leben, d. h. für das Leben im Lande gelten, aber sie erschwert unzweifelhaft unsre Repräsentation im Auslande, dort fehlt unsern Landsleuten die Sicherheit und Klarheit, die jeder sozialen Verpflichtung spielend gerecht wird. Unser Land, das seine Botschafter und Gesandten unter den „Edelsten der Nation“ wählt, sieht sich auf internationalen Vereinigungen nur zu oft von takt- und formlosen Gruppen vertreten, die diese Gelegenheiten für die passendsten zum Abtragen alter Überzieher halten, in die sie sich beharrlich von früh bis spät hüllen und über den Nutzen reiner Wäsche ebenso selbständig denken, wie über ein Problem der Wissenschaft oder Politik. Das sind nur die äußern Zeichen einer tiefern Unzulänglichkeit, die sich in dem Mangel an Organisation und Zusammenschluß und in der Unsicherheit ausspricht, die wichtige Abschnitte der Repräsentation verpassen oder falsch auffassen läßt. Dem geschloßnen Auftreten der Franzosen bei den großen Universitätsfesten der letzten Jahre stand das Auseinanderfallen der deutschen Vertreter, von denen einige „in Tracht,“ andre im Frack, noch andre im Rock erschienen, kläglich gegenüber, und während jene von vornherein die besten Redner bestimmt hatten, die sich in gutem Französisch mit der Sicher-

heit aussprechen, die nur die Muttersprache verleiht, quälte sich hier ein der freien Rede unkundiger Kathederprediger in fremder Sprache ab, unbehaglich Unbehagen verbreitend. Eine Korrespondenz aus Dublin in der Allgemeinen Zeitung, der man doch nicht Abneigung gegen Professoren vorwerfen kann, schilderte vor einigen Monaten das bedauernerregende Auftreten der Vertreter der deutschen Universitäten bei dem Universitätsjubiläum in Dublin, wo sie ihre Reden in unverständlichem Englisch stotterten, während warm und zu Herzen dringend, weil in gutem Deutsch, nur der Vertreter der Schweizer Universitäten sprach. Die gelehrten Herren, die sich für fähig hielten, dort zu repräsentiren, waren nicht weltkundig genug, zu wissen, daß eine selbstbewußte, gerade Vertretung nicht nur würdiger, sondern auch im tiefsten Sinne höflicher ist als eine sich wegwerfende und linkische. Zufällig fiel vor wenigen Tagen im Hause eines schweizerischen Freundes unser Blick auf die offizielle Sammlung der bei der Gründungsfeier der Lausanner Universität um Pfingsten 1891 gehaltnen Ansprachen, die mit der in französischer Übersetzung gegebnen Ansprache des Vertreters der deutschen Universitäten beginnt und mit der deutschen Ansprache des Vertreters der schweizerischen Universitäten schließt. Gerade wie in Dublin! Was in aller Welt konnte den Berliner Professor, einen gebornen Schweizer, veranlassen, seine Rede in Übersetzung zu geben, wenn der Vertreter der mehrsprachigen Schweizer Universitäten, ein Basler Professor und geborner Schwabe, die seine im deutschen Original gab? Auch wenn der Berliner nicht die Taktlosigkeit begangen hätte, sein Schweizertum durchschimmern zu lassen, indem er den Schweizern Bescheidenheit empfahl — was sonst gewiß nur zu billigen ist —, wäre dieses dem Ort und Zweck ganz ungemäße Bevorzugen der fremden Sprache als Ausfluß eines Mangels an nationaler Lebensart streng zu verurteilen. Diese erbauliche Lektüre ließ die Erinnerung unwillkürlich über die grauen Juraberge weg nach dem alten Genf schweifen, wo wir vor einigen Jahren in einer Festhalle saßen, in der nach der Begrüßungsrede der Franzosen die bejubelte und mitgesungne Marseillaise erklang, während der Rede des Deutschen die Jammerlaute von „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ folgten. Die Schweizer „Freunde“ hatten sie spielen lassen, weil sie mit der „Wacht am Rhein“ bei den Franzosen anzustoßen fürchteten, und die deutschen Bedientenseelen lächelten vergnügt bei der Drehorgelmelodie. Sie verdienten es nicht besser; nur wenige fühlten die Ohrfeige brennen und schlichen sich beschämt von dannen.

Es ist klar, solchen und ähnlichen Leuten sollte die internationale Repräsentation nicht überlassen bleiben. Wir können aber keine Polizei über Festbummler und Kongreßschwätzer üben, und so können wir nur darauf hoffen, daß die fortschreitende Selbsterziehung unsers Volks nicht bloß den Kern, sondern auch die Formen unsers Thuns heilsam beeinflussen werde. Immer mehr Menschen müssen, sobald sie die Grenze überschreiten, ihre Verantwortlichkeit

sich steigern fühlen und jene Empfindung der Zusammenfassung zur Bereitschaft haben, mit der wir einen Salon voll fremder Menschen betreten. Um andrerseits zu lernen, wie die Fremden bei uns zu empfangen sind, ohne ihnen zu wenig zu geben und uns etwas zu vergeben, und um uns und unsre Produkte etwas mehr aus dem Schatten zu ziehen, wäre ohne Frage eine Berliner Weltausstellung recht nützlich gewesen. Wir bedauern aus nationalpädagogischen Gründen ihr Nichtzustandekommen, glauben aber nicht, daß man sich darum in Trauer zu hüllen brauche, denn in der Idee einer solchen Kundgebung liegt etwas aus unsrer nationalen Entwicklung hervorgehendes Notwendiges; sie wird sich ohne Frage in irgend einer Gestalt im nächsten Jahrzehnt verwirklichen müssen, und die Regierung wird sich bestimmt nicht auf die Dauer von ihr abwenden können.

Die Judenfrage eine ethische Frage*)

Von Leopold Caro

In Deutschland ist gegenwärtig ein heftiger Kampf zwischen Juden und Antisemiten entbrannt. Dies veranlaßt mich, in deutscher Sprache das Wort in dieser Frage zu ergreifen, wenn ich auch nicht Deutscher, sondern Pole bin. Ich bin der Ansicht, daß nur ein Ausländer ein unparteiisches Urteil über Judentum und Antisemitismus zu fällen imstande sei, weil er fern von dem Kampfe der Parteien leichter das Wahre von dem Falschen, das Wesentliche von dem Unbedeutenden und Nebensächlichen unterscheidet. Die folgenden Ausführungen sollen den Kampf nicht hineintragen, wo er schon längst wütet; sie verfolgen im Gegenteil den Zweck, die Schuldigen preiszugeben, um die Unschuldigen zu retten, die Verworfnen unnachsichtlich an den Pranger zu stellen, um der Sache des sozialen Friedens zu dienen. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich es keiner Partei recht machen werde, aber da ich von der Richtigkeit meines Standpunktes aufs innigste überzeugt bin, so biete ich getrost allen die Stirn und sehe allen Angriffen ruhig entgegen. Möge man sine ira et studio hinnehmen, was ich aus Liebe zur Wahrheit und im Dienste der guten Sache sagen zu müssen glaubte!

* * *

*) Wir haben diesem völlig unparteiischen Aufsatz die Aufnahme nicht verweigern wollen; möchte er vor allem auch in jüdischen Kreisen beachtet und beherzigt werden. Der

Kann der Haß, die Verfolgung eines Menschen durch einen andern berechtigt sein? Kann die christliche Religion, die Religion der Liebe und Milde, der Barmherzigkeit und der Verzeihung, den Haß und die Verfolgung überhaupt billigen? Oder kann sich ein philosophischer Altruismus, der das Dasein Gottes in Frage zieht und die Weltordnung aus sich selbst herleitet, dafür erklären, daß einzelne Menschen wegen der Verschiedenheit ihrer Rasse, wegen ihrer besondern Gesichtsbildung, ihres Teints, ihrer Nasen, ja selbst wegen ihrer angebornen Vorzüge und Fehler minder berechtigt, daß sie deshalb gehaßt und verfolgt sein sollen?

Wenn, wie nicht anders zu erwarten ist, diese Fragen verneint werden, so muß man zu dem Schlusse gelangen, daß die Judenfrage weder eine Religions- noch eine Rassenfrage sei. Aber die Frage liegt trotzdem nicht so einfach, wie sie sich die Juden selbst denken. Die Juden sagen einfach, sie sei eine Neid- und Brotfrage. Die Juden könnten doch nichts dafür, daß sie in dem Wettbewerb des Lebens den Sieg davontrügen, weil sie eben fähiger seien. Die christliche Bevölkerung, die ihnen im ehrlichen Konkurrenzkampfe nicht Stand halten könne, beneide sie dann um die Früchte ihrer Arbeit und veranstalte Judenhetzen, wie in dem als unwissend verschrieenen Mittelalter.

Ich bin der Ansicht, die Juden seien zweifellos eine besondre Rasse, die auch eine besondre Religion habe, die Judenfrage aber sei weder Religions- oder Rassenfrage, wie die Antisemiten, noch Brotfrage, wie die Juden behaupten, sondern ich halte sie einfach für eine Frage der Sittlichkeit und darin liegt nach meiner Meinung die Berechtigung und zugleich die Schranke des Antisemitismus.

Dieser Standpunkt, der, wie ich glaube, bis jetzt noch von niemand, am wenigsten von Juden eingenommen worden ist, hat den Vorzug, daß er die antisemitische Bewegung aus ihrem Zusammenhange mit der Kulturgeschichte erklärt, daß er darin einen Ausfluß der Volksseele erkennt und sie nicht mit Schimpfworten abspeist, daß er aber auch ihre Auswüchse erkennen und verabscheuen lehrt.

Ohne Zweifel ist die jüdische Religion mit ihrem Monotheismus die großartigste und sittlichste Religion des Altertums; mit ihrem starren Vergeltungsprinzip aber ist sie gleichzeitig eine Religion der Vergangenheit und steht tief unter der christlichen Sittlichkeit, die auch für den Niedrigen und Schwachen, für den Kranken und Sünder noch Mitleid fühlt und ihnen Hilfe spendet, wo sich die jüdische Religion von ihnen abwendet. Wenn es einen eigentlich freien, von äußern Dingen unabhängigen Willen nicht giebt, wie die Wissenschaft auf Grund des ausnahmslos herrschenden Kausalitätsprinzips thatsächlich

Verfasser, selbst ein Jude, hat sich bisher durch zahlreiche größere und kleinere Arbeiten auf volkswirtschaftlichem und verwaltungsrechtlichem Gebiete, die meist in polnischer Sprache erschienen sind, bekannt gemacht. D. R.

behauptet, so ist die jüdische Religion mit ihrem Vergeltungsprinzip eigentlich ein Unding und eine Ungerechtigkeit; nur der Grundsatz christlicher Barmherzigkeit und Nachsicht steht mit der Wissenschaft im Einklange.

Trotzdem hat es von jeher Juden gegeben, die ein warmes Herz für ihre Mitmenschen hatten und von der christlichen Sittlichkeit tief durchdrungen waren, wenn sie sich auch scheuten, die Quelle ihrer Erkenntnis zu gestehen. Überdies beschäftigt man sich im modernen Europa mit Ausnahme von England — ob mit Recht, soll hier nicht näher untersucht werden — so wenig mit religiösen Fragen, und das Volk steht heute durchschnittlich auf einer solchen Stufe religiöser Duldsamkeit, daß es heutzutage wohl kaum ein Land in Europa giebt, wo eine rein religiöse Verfolgung andersgläubiger in größerm Stile mit Erfolg in Szene gesetzt werden könnte. Der religiöse Fanatismus hat überall der Toleranz Platz gemacht, und Lessings berühmter Vergleich von den drei Ringen, die die drei monotheistischen Hauptreligionen bedeuten, kann zwar nicht im Sinne ihrer Gleichwertigkeit, aber doch in dem Sinne sozialer Gleichberechtigung der Bekenner verschiedner Religionen als richtig anerkannt werden. Wenn sich trotzdem die Judenfrage in immer neuen Volksversammlungen, Flugschriften u. s. w. der öffentlichen Meinung aufdrängt, so kann sie unmöglich eine religiöse Frage sein.

Rassenverfolgungen kommen nun zwar auch heute noch häufiger vor, gelten aber doch bloß besondern Nationalitäten, von deren Erstarkung man ihre Trennung von einer andern Nation und die Bildung eines besondern Staatsganzen befürchtet. Es sind politische Maßregeln, die sich auf kein sittliches, sondern auf ein Herrschaftsprinzip gründen, sie haben auch nur lokalen Charakter und gehen weniger vom Volke, als von den Regierungen aus. Wenn man auch früher z. B. in Österreich gegen die Polen eine Politik der Unterdrückung beobachtete, die auf ein vermeintliches Staatsinteresse zurückgeführt wurde, so ist doch das Volk in Österreich, in Deutschland, ja selbst in Rußland dem polnischen niemals feindlich gesinnt gewesen.

Bei den Juden liegt die Sache ganz anders. Nur ein verschwindendes Häuflein von ihnen denkt heute an die Gründung eines besondern Staatsganzen; die meisten nennen diesen Gedanken utopisch. Wenn übrigens jemals ein jüdischer Staat entstehen sollte, so könnte das nur in Palästina, Arabien oder Argentinien geschehen, und da würden doch die meisten europäischen Staaten, weit entfernt, diesen Gedanken zu bekämpfen, ihn im Gegenteil befördern, weil seine Verwirklichung ihnen ermöglichen würde, sich ihrer Juden auf gute Art zu entledigen. Die Sympathie von ganz Osteuropa wäre diesem Gedanken jedesfalls gesichert.

Es giebt ja aber auch Rassenhaß, der nicht künstlich geweckt und großgezogen wird, sondern spontan auftritt, ohne daß politische Gründe ihn gewissermaßen wo nicht entschuldigen, so doch begreiflich machen. Die chinesischen

Kulis wollen in San Franzisko gewiß keinen besondern Staat gründen und werden trotzdem gehaßt, einfach deshalb, weil sie wegen ihrer geringen Bedürfnisse imstande sind, billiger zu arbeiten. Die chinesische Frage in Kalifornien ist deshalb eine Rassenfrage. Aber auch in diesem Sinne ist es die jüdische Frage in Europa nicht. Während das ungezügelte, sich überhastende amerikanische Wirtschaftsleben in jedem Konkurrenten einen Feind sieht, der mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden muß, wird der jüdische Handwerker trotz seiner Bedürfnislosigkeit und der Billigkeit seiner Arbeit lange nicht so gehaßt, wie der jüdische Wucherer oder Börsianer. Im Gegenteil: während er sich einen Teil seiner Konkurrenten zu Gegnern macht, was übrigens selbstverständlich ist, gewinnt er häufig das Gros der Bevölkerung, dem seine Arbeit von Vorteil ist, und damit ist er ihrer Sympathie und Unterstützung sicher.

Die Judenfrage ist also auch keine Rassenfrage. Noch viel weniger aber ist sie eine Brotfrage. Die Juden, die die meisten flüssigen Kapitalien besitzen und in ihren wissenschaftlichen Überzeugungen sehr radikal sind, weil der Radikalismus den Vorzug hat, auf absehbare Zeit ein ungefährliches Ideal zu bleiben, kommen sehr gern darauf zu sprechen, daß die „Judenhetze," wie sie den Antisemitismus zu nennen belieben, der verirrte Kampf gegen das Privateigentum sei, und der österreichische Abgeordnete Kronawetter, übrigens kein Jude, hat diese landläufige Meinung in die geistreichen Worte gekleidet: „Der Antisemitismus ist der Sozialismus des dummen Kerls." Wahrhaftig, wäre der revolutionäre Sozialismus berechtigt, wäre die materielle Gleichberechtigung aller, die Befriedigung aller nach ihren Bedürfnissen ausführbar und in nächster Zeit zu erwarten, dann könnte man ja seine ganze Kraft der großen Aufgabe widmen, das soziale Leben vom Grund aus neu zu gestalten und brauchte sie nicht auf Einzelerscheinungen der Korruption zu zersplittern. Wenn die souveräne Macht des mobilen Kapitals durch eine soziale Revolution gebrochen wird, gegen die die französische Revolution ein Kinderspiel gewesen ist, wenn diese Revolution mit Börsen- und Wucherunwesen wie mit Privateigentum überhaupt endgiltig aufräumt, dann hat der Antisemitismus allerdings nicht die geringste Berechtigung, dann wird er überhaupt nicht mehr sein oder gar nicht ernst genommen werden können. Ist aber eine soziale Umwälzung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, dann verschieben die, die sich durch ihre Schematisirung der Judenfrage als Teil der sozialen Frage überhaupt den Anstrich von Wissenschaftlichkeit zu geben versuchen, in Wahrheit die Lösung der Judenfrage auf eine vollkommen ungewisse und jedenfalls sehr ferne Zukunft, die sie gern in den schillerndsten Worten ausmalen, um sich dafür der süßen Gegenwart mit ihrem wirtschaftlichen Egoismus und ihrem Genußleben zu versichern. So wird selbst der träumerische Sozialismus, der eigentlich nichts andres als die Verkörperung der göttlichen Lehren Christi

ist, zum ungewollten Verbündeten der Kapitalsherrschaft, die er bekämpft und wegwünscht.

Ich kann mich nun, wenn ich gerecht sein will, nicht der Selbsttäuschung hingeben, daß die sozialistischen Ideale bald erfüllt werden könnten, und wenn ich auch von meinem Standpunkt gänzlich absehe und mich auf den sozialistischen stelle, so muß ich auch hier der Überzeugung Ausdruck geben, daß man auch im gegnerischen Lager wohl kaum vor hundert bis zweihundert Jahren die vollste Aufhebung des beweglichen Kapitals erwartet. Wenn ich mir also das Börsen- und Wucherunwesen, das hauptsächlich von Juden betrieben wird, ansehe und mir vergegenwärtige, daß dieses heute jeder gesittete Mensch von Grund aus verabscheut, so halte ich es für eine ungeziemende Vertröstung auf jene Zukunft, wenn man sich mit Phrasen gegen die Hebung von wahrhaften Übelständen zu verschanzen erdreistet, sie aber in Wahrheit weiter fortbestehen läßt.

Mir ist die Judenfrage also schlechthin eine Frage der Sittlichkeit. Das moderne Erwerbsleben, und ganz besonders das jüdische, bringt eine ganze Reihe unerquicklicher Erscheinungen zu Tage, die von jedem unparteiischen Beobachter als sozial schädlich bezeichnet werden müssen. Nur diese Erscheinungen aber sind es, die der antisemitischen Bewegung ihre tiefere Bedeutung gegeben haben. Wären nicht die jüdischen Wucherer, die jüdischen Börsianer, die jüdischen Pleitemacher, die jüdischen Zeitungsschreiber, dann gäbe es auch eine unparteiische öffentliche Meinung, eine beiderseits unbeeinflußte Unterscheidung zwischen gut und böse, dann gäbe es aber auch keinen Antisemitismus, oder er hätte seine soziale Bedeutung verloren und müßte sowohl vom religiösen als vom philosophischen Standpunkt unbedingt verworfen werden.

In Österreich sind etwa 70 Prozent aller abgestraften Wucherer, im Kronlande Galizien 85 Prozent Juden. Diese Zahlen wären noch größer, wenn nicht das Wuchergesetz so unvollständig wäre, und wenn es strenger gehandhabt würde. Ich kenne aus meiner Advokaturpraxis eine Unzahl jüdischer Dorfwucherer, die bis jetzt unbestraft sind. Die Dorfschenken, wo der Bauer durch Fusel den Zwecken des Wucherers willfähriger, ja eigentlich willenlos gemacht wird, wo Grund und Boden, Vieh und Getreide auf dem Halm dem lächelnden Dorfschenken oder seinem „Geschäftsfreunde" verkauft werden, sind alle in den Händen von Juden, und zwar von solchen, die nach einem Jahrzehnt das Gut pachten und nach einem zweiten das Gut, wo sie ihre Laufbahn so klein begonnen hatten, meist um einen Spottpreis erstehn. Während der frühere Eigentümer durch wucherische Zinsen, durch gewagte Holzgeschäfte, in die er sich auf Anraten seines Hofjuden eingelassen hatte, u. s. w. zu Grunde gerichtet ist und in die Stadt zieht, um sich dort eine kümmerliche Existenz zu gründen, oder wohl gar zu reichen Verwandten seine Zuflucht nimmt, schwingt sich der frühere Dorfwucherer und Pächter zum Gutsbesitzer auf, wird wohl

auch mit der Zeit Bankier, Kommerzienrat und Konsul. Ich verfüge in der Wucherfrage über ein überaus reiches, aus amtlichen Quellen herrührendes Material und gedenke dieses demnächst in einem größern Werke selbständig zu verarbeiten. Damit man aber nicht einwende, daß dies alles nur auf österreichische Verhältnisse Bezug habe, aber auf Deutschland nicht passe, mache ich darauf aufmerksam, daß nach der Enquete des Vereins für Sozialpolitik (1887) der Wucher auf dem Lande auch in Deutschland in allen Gegenden des kleinen parzellirten Grundbesitzes, vorzugsweise in Ländern fränkischer, alemannischer und thüringischer Besiedlung, somit in Südwest- und Mitteldeutschland, in geradezu besorgniserregender Weise hervortritt und auch im übrigen Deutschland häufig genug ist.

An der Hand der Kriminalstatistik gelangt man, auch ohne Antisemit zu sein, zu dem unerfreulichen Schlusse, daß die Juden überall zu den Verbrechen aus Gewinnsucht ein sehr bedeutendes, weit über ihr Verhältnis zur Gesamtbevölkerung hinausgehendes Kontingent liefern. Jeder Richter oder Rechtsanwalt, der die Sache aus eigner Anschauung kennt, wird dem nicht nur beistimmen, sondern auch die Geschicklichkeit bewundern, mit der sich die Juden aus der Schlinge zu ziehn wissen, wenn man schon nahe daran zu sein vermeint, sie fassen zu können.

Die Verheerungen, die die Hausse- und Baissespekulation seit Jahren im Volksvermögen anrichtet, sind so bedeutend, so ungeheuer, so unfaßbar, daß wohl ein Hinweis auf den Wiener Börsenkrach von 1873 genügen dürfte, das Börsenunwesen zu brandmarken. Erst kürzlich wurde auf der Wiener Börse infolge der Audienz eines Abgeordneten beim Kaiser von Österreich das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser von einem herannahenden Kriege gesprochen habe. Die Kurse fielen reißend schnell, die kleinen Kaufleute, Handwerker, Hausbesitzer verkauften, von panischem Schrecken erfaßt, alle ihre Wertpapiere, und die Spekulanten kauften durch Vermittlung von Berliner Bankhäusern die angebotnen Papiere zu Spottpreisen auf, worauf sie dann das Gerücht als unwahr hinstellen ließen, die Kurse in die Höhe schraubten und beim Wiederverkauf nun den Gewinn ihrer saubern Spekulation einsackten.

Beschränkten sich die wirtschaftlichen Krisen, die mit schrecklicher Regelmäßigkeit immer wieder in gewissen Zeiträumen eintreten, bloß auf die berufsmäßigen Börsenjobber, so könnte man ihnen ja schließlich gestatten, sich gegenseitig aufzufressen. Ein solcher Schlag trifft aber immer die Gesamtbevölkerung, alles hat spekulirt, und alles — mit Ausnahme einiger Finanzbarone und ihrer Protégés — hat verloren. Und warum? War es nicht strafwürdige Habsucht, wenn sich das Volk zu den Bankkontoren drängte? Nein, das war es nicht. Seit Laws Zeiten weiß man durch Agenten und Zeitungen das Volk geschickt aufzuregen, ihm sein letztes Hab und Gut abzulocken und sich dann, wenn das Geld in der Kasse ist, ins Fäustchen zu lachen. Dazu bedarf

es jedoch eines Verbündeten: der Presse. So wurde diese zum Marktschreier der Börse, zu ihrem bezahlten, aber nicht minder treuen Prätorianer, und damit war die Notwendigkeit geschaffen, auch sie in die Hand zu bekommen, wenn man auf der Börse siegen, wenn man dem gesamten wirtschaftlichen Leben der Gegenwart den Fuß auf den Nacken setzen wollte. So geschah es, daß sich die Juden in vielen Ländern der Presse bemächtigten.

Wie käuflich und verlogen diese Presse ist, wie sie trotz beßrer Einsicht immer der verkrachten manchesterlichen Doktrin das Wort redet, weil nur diese ihren Gönnern volle Freiheit der Bewegung gestattet, wie sie mit hochmütigen Witzworten über den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Volkswirtschaft hinweggeht, wie sie in ihrer Hexenküche Aufregung, Begeisterung, Gleichgiltigkeit, Haß und Verachtung je nach Bedürfnis und Auftrag der Börse künstlich herzustellen versteht, wie sie anstatt des Beweises die Phrase setzt, den Hohn, die Intrigue, den Schimpf oder das Todschweigen, wie sie jede sachliche Auseinandersetzung verschmäht, mit welchem Eifer sie für den Materialismus Propaganda macht, weil er ihrem nicht jüdischen, sondern geradezu gottesleugnerischen Handeln ein gewisses wissenschaftliches air verleiht, das alles sind Erscheinungen, die, natürlich weit entfernt, den Antisemitismus großziehen zu wollen, ihn doch recht eigentlich züchten und ihm, wenn sie nicht bald verschwinden, die Unterstützung aller Unparteiischen — die anständigen Juden selbst nicht ausgeschlossen! — sichern werden.

Die Juden leugnen freilich in ihrer falschen Solidarität alle diese Thatsachen, sie verschließen sich geradezu jeder Erkenntnis, weil sie darin einen Verrat an der eignen Sache erblicken. Sie sagen einfach: Unsere Betrüger sind Betrüger, weil sie Kaufleute, nicht weil sie Juden sind; auf der Börse und in der Presse giebt es auch Christen, die es ebenso oder noch ärger treiben; mit welchem Rechte verlangt man, daß die Juden besser sein sollen als die Christen?

Darauf läßt sich mit gutem Gewissen antworten, was die tägliche Erfahrung lehrt, daß nämlich der christliche Kaufmann durchschnittlich ehrlicher ist als der jüdische, daß die Kriminalstatistik bedeutend mehr Verbrechen aus Gewinnsucht unter Juden aufweist, als sich aus ihrer Beteiligung am Kaufmannsstande zur Not erklären ließe, und daß doch schließlich in jedem Stande die Möglichkeit der Übervorteilung in gleichem Grade geboten ist — im Kaufmannsstande nicht mehr als im Unternehmerberufe, in diesem nicht mehr als im Grund- oder Hausbesitzerstand, und in diesem ebenso wie in dem Berufe des Rechtsanwalts oder des Arztes. Der Tagelöhner, der Fabrikarbeiter, der Mieter, der Klient, der Patient kann ebenso gut ausgebeutet werden, wie der Käufer im Kaufmannsladen oder im Kontor. Die christlichen Börsianer und käuflichen Journalisten sind selbst absolut, den jüdischen gegenüber, in ver-

schwindender Minderzahl, und dann paßt auf sie eben die Fabel von dem gesunden Apfel, der, neben den verfaulten gelegt, selbst verfault.

Es fragt sich nun, warum die Juden, eine geistig so hervorragende Rasse, in ihrem fast ausschließlichen Sinn für Erwerbs- und Geistesleben die Gesetze der Sittlichkeit so häufig hintansetzen, daß sie öffentliches Ärgernis erregen, warum sie nicht einsehen, daß sie sich trotz ihrer Solidarität und ihrer bewundrungswürdigen Zähigkeit durch das hartnäckige Festhalten an einem rücksichtslosen geschäftlichen Egoismus selbst den Todesstoß geben.

Die Antisemiten erklären dies aus Vorschriften des Talmud und aus Eigentümlichkeiten der Rasse; die Juden entschuldigen es, wenn sie es nicht überhaupt vorziehen, alles schlankweg zu leugnen, durch die Verfolgungen des Mittelalters. Ich will mich in den Talmudstreit nicht einlassen, da ich nichts davon verstehe. Das aber sage ich den Antisemiten ins Gesicht, daß ich es vollkommen begreiflich und geschichtlich begründet finden würde, wenn irgend jemand der Nachweis gelänge, daß die jüdischen Sittenlehrer während der Judenverfolgungen thatsächlich die haarsträubendsten und unsittlichsten Lehren von Christenverfolgung gepredigt hätten. Konnte die christliche Lehre die schmählichsten Judenverfolgungen nicht eindämmen, ja hat es selbst christliche Priester gegeben, die die Lehre ihres Heilands vergaßen und in Spanien und Deutschland gegen Juden, in England gegen Katholiken, in Frankreich gegen Protestanten wüteten, so kann man es doch füglich den unterdrückten Juden nicht verdenken, namentlich wenn man sich den alttestamentarischen Grundsatz der Vergeltung ins Gedächtnis ruft, wenn sie ihre Unterdrücker haßten, sie verwünschten, betrogen, ja vielleicht auch mordeten. Es ist das Recht einer jeden Kreatur, sich gegen Ungerechtigkeit aufzulehnen, und wer Haß säet, wird Haß ernten. Ausnahmegesetze erzeugen Ausnahmeverhältnisse. Nur Duldsamkeit und Gerechtigkeit, Objektivität und Menschenfreundlichkeit können eine Verständigung zwischen verschiednen Rassen, wie zwischen verschiednen Gesellschaftsklassen oder politischen Parteien anbahnen. Wenn ich an den Ritualmord nicht glaube, so geschieht es nicht deshalb, weil er mir im Widerspruche mit der wahrscheinlichen Stimmung der frühern Juden für die Christen zu sein schiene, sondern weil ich ihn mit den religiösen Satzungen der Juden absolut nicht in Einklang bringen kann. Aber diese Vergangenheit kann mir doch die Gegenwart mit ihrer gesetzlichen Gleichberechtigung und thatsächlichen Herrschaft des mobilen Kapitals und mit ihm der Juden noch lange nicht erklären. Die Juden sind heute aus den Unterdrückten Unterdrücker geworden, und nun übt der Antisemitismus an ihnen dieselbe Vergeltungspolitik, die sie im Mittelalter gegen die Christen zu üben wohl berechtigt gewesen wären.

Auch die Rassenunterschiede sind lange nicht so bedeutend, daß sie die Rücksichtslosigkeit des jüdischen Erwerbslebens genügend erklären könnten. Es giebt eine Reihe jüdischer Rasseneigentümlichkeiten, wie die Zudringlichkeit,

die Arroganz, das Geldprotzentum, die sozial durchaus ungefährlich, den Juden selbst mehr schaden, als sie die Christen vorübergehend ärgern könnten. Spott, nicht Haß wäre die richtige Antwort darauf. Den allgemeinen Unwillen gegen die Juden rufen nicht diese Eigenschaften hervor, sondern die Unsittlichkeit ihres Erwerbslebens.

Andrerseits ist es bekannt, welchen wohlthätigen Einfluß eine anhaltende Erziehung ausübt, und wie wunderbar sie oft ererbte Instinkte niederhält. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, dies in der musterhaft geleiteten Besserungsanstalt für minderjährige Verbrecher in Studzieniec (Russisch-Polen) zu beobachten, wo Söhne von Gewohnheitsdieben und öffentlichen Dirnen zu anständigen und ehrlichen Menschen erzogen werden. Jeder wissenschaftlich gebildete Pädagoge, jeder Kenner der Psychologie und jeder Kriminalist wird mir hierin beipflichten. Die Unterdrückung der Juden in der Vergangenheit, ihre Ausschließung von Ackerbau und Handwerk, die sie seinerzeit fast ausschließlich zum Geldleihgeschäft ihre Zuflucht nehmen ließ, die Mißachtung, der sie überall begegneten, haben die schlechten Eigenschaften des ehemaligen Juden zweifellos hervorgerufen oder doch wesentlich gefördert, wie dies sowohl Lecky in seiner Geschichte der Aufklärung als auch Macaulay in seiner Rede über Judenemanzipation betont. Aber das scheint mir denn doch für die Erklärung der charakteristischen Merkmale des modernen Juden, der seit hundert Jahren gleichberechtigt ist und unter dem Einfluß der öffentlichen Schule steht, sowie zur Erklärung des gerade heute so stark hervorbrechenden Antisemitismus nicht genügend.

Aber selbst wenn dies mit Hilfe der Rasseneigentümlichkeiten und der Judenunterdrückung der Vergangenheit gelänge, so könnte es doch die Judenfrage nicht lösen. Die Unsittlichkeit und Verworfenheit einer korrupten Presse, eines blutsaugerischen Wuchers und eines rücksichtslosen Spekulantentums lassen sich weder durch religionsphilosophische noch durch naturwissenschaftliche und völkerpsychologische oder historische Untersuchungen aus der Welt schaffen. Es ist zwar wahr, daß nur der, der die ersten Ursachen des Übels kennt, den Versuch zur Heilung machen darf. Aber die Wissenschaft verfügt noch nicht über eine ausreichende Theorie der Frage, wir vermögen noch nicht mit völliger Genauigkeit den Mangel gewisser sittlicher Eigenschaften aus einer besondern Rassenbildung abzuleiten, ihn mit historischen und religiösen Einflüssen in Einklang zu bringen, diese Einflüsse genau zu begrenzen und die Gesamterscheinung damit erschöpfend zu erklären. So bleibt uns nur die induktive Methode der Beobachtung konkreter Fälle. An deren Hand aber gelange ich zu dem Schlusse, daß die Rücksichtslosigkeit und Unsittlichkeit des jüdischen Erwerbslebens, die ich für die einzige berechtigte Ursache des Antisemitismus halte, nicht der Religion und der Rasse, sondern einer andern Ursache zuzuschreiben ist, nämlich — der Konfessionslosigkeit und dem Weltbürgertum bei

dem gebildeten Juden, und bei dem ungebildeten dem Fanatismus, der jede Bibelstelle sich nach seinem Gutdünken zurechtlegt oder mißversteht, seinem Mangel auch der elementarsten Kenntnisse, seiner Gleichgiltigkeit gegen alles, was nicht unmittelbar oder mittelbar auf die Juden Bezug hat.

Die wenigen Juden, die zugleich gute Deutsche, Franzosen, Polen u. s. w. sind, und die dem Glauben ihrer Väter wirklich treu anhängen, trifft gewöhnlich im Geschäftsleben nicht der geringste Vorwurf. Und wenn ich gesagt habe, daß die christlichen Kaufleute durchschnittlich ehrlicher seien als die jüdischen, so kann ich hier die Gründe dafür angeben: sie erkennen eine positive Religion an und fühlen sich eins mit der Nation, deren Sprache sie reden. Das ist bei dem jüdischen Bankier oder Journalisten nur ausnahmsweise der Fall. Er setzt seinen Stolz darein, der ganzen Welt anzugehören, und deklamirt mit Vorliebe von Humanität und Verbrüderung der Völker aus demselben Grunde, aus dem er sich für den Kampf gegen das Privatkapital erklärt hat. Die weitesten Ziele, die weltstürmendsten Ideale sind ihm die liebsten, weil sie den Vorzug haben, nie oder erst in fernster Zukunft erreicht zu werden. Après nous le déluge! ist sein Wahlspruch, und nachdem er im Klub oder in seiner Zeitung einige geistreiche Bemerkungen gegen das Kapital und den Chauvinismus oder für den ewigen Frieden vom Stapel gelassen hat, setzt er auf der Börse den ewigen Krieg gegen das fremde Kapital unermüdlich in der Absicht fort, am meisten davon für sich zu erobern, und benutzt jedes Mißverständnis zwischen Regierungen, ja jedes an sich gleichgiltige Ereignis, wenn es nur in der Presse entsprechend ausgelegt werden kann, je nach seinem Vorrat von Papieren des betreffenden Staates zu Minen und Kontreminen.

Der fromme Jude kehrt sich nicht an veraltete Talmudsatzungen, wenn sie auch irgendwo vorhanden sind und er sie kennt; er weiß, sie sind in einer andern Zeit entstanden und waren gegen andre Menschen, gegen die Verfolger seiner Vorfahren gerichtet. Der Jude, der sich der Nation angeschlossen hat, unter der er lebt, fühlt Teilnahme für seine Mitbrüder, kümmert sich um ihr Wohl und Wehe, fühlt sich eins mit ihnen, und es wäre ihm unmöglich, andre zu übervorteilen. Wer Religion und Nationalität besitzt, findet an ihnen den Halt, dessen der Mensch überhaupt bedarf.

Die Konfessionslosigkeit, die von dem Materialismus als moderne Religion proklamirt wurde, wonach man das Gute um des Guten willen thun, das Böse um des Bösen willen meiden solle — ohne Hoffnung auf Lohn oder Strafe, ohne Glauben an Gewissen und göttliche Gerechtigkeit —, dieses philosophische Glaubensbekenntnis hat im modernen Judentum seinen größten Triumph gefeiert, aber auch seinen schmählichsten Schiffbruch gelitten.

Das Experiment ist gelungen: an der Brust einer kurzsichtigen mechanischen Weltanschauung hat man Menschen auferzogen, die den positiven

Glauben verlachten, die da meinten, die Descendenztheorie habe die Nichtexistenz eines Schöpfers bewiesen, die die armen Christen verspotteten, die sich notwendig vor etwas beugen müßten und eigentlich Heiden wären, Heiden im wahrsten Sinne des Wortes, die Menschen als Götter und Heilige verehrten. Das Experiment ist aber auch schmählich mißlungen, und der Schüler ging weiter, als es der Meister wünschte. Man verlachte mit Gott das Gute, man bewies die Relativität aller Sittlichkeit und zog in Zweifel, ob das subjektiv für böse Gehaltene auch das Böse an sich sei, ob es überhaupt ein Böses an sich gebe, und somit kam man zu dem Grundsatz, daß jeder seinen Instinkten folgen, seine Bedürfnisse befriedigen und alles, was sich ihm dabei in den Weg stelle, bekämpfen dürfe. Die Schranken, die in Sitte und Sprache, in Gewohnheit und Recht zwischen Nationen und Nationen bestehen, waren für den Juden nicht vorhanden; er war durch soviele Jahrhunderte geknechtet und über den ganzen Erdboden zerstreut gewesen, daß ihn der Völkerzwist nichts anging. Begierig griff er daher den Gedanken der Verbrüderung aller Völker auf, um desto gemächlicher seinem internationalen Ideal, der Geldherrschaft, nachzuhängen. Non olet wurde sein Wahlspruch in dem von sittlichen Schranken abgelösten wilden Wettbewerb.

Das muß, es muß anders werden, wenn die anständigen Juden nicht in der Flut des Antisemitismus untergehen wollen. Anstatt sich aber Rechenschaft darüber zu geben, was an der antisemitischen Bewegung berechtigt sei, weisen sie dem einen oder andern Antisemitenführer nach, daß er selbst in seinem Privatleben nicht vorwurfsfrei gewesen sei, berufen sich auf einzelne große und verdienstvolle Männer, die die Juden Deutschland und den übrigen Nationen gegeben haben, machen wohl auch manchmal einen Anlauf zur Diskussion, aber dann kommen sie nicht über Phrasen und anmaßende Schmähungen Andersdenkender hinaus. Das ist aber nicht der Weg gegenseitiger Verständigung.

(Schluß folgt)

Bundesstaat und Staatenbund; Volk und Land

Die beiden Bücher, die uns zur Abfassung dieses Aufsatzes Veranlassung geben,*) sind nach demselben Plane angelegt, indem beide durch einleitende Abhandlungen über den Begriff und die Aufgaben des Staates sowie über seine möglichen Formen das Verständnis für die Organisation des deutschen Reichs vorbereiten, deren Darlegung den Inhalt des Hauptteils bildet. Vergleicht man

*) Deutsches Staatsrecht. Von Albert Hänel. Erster Band. Die Grundlagen des

das Buch von Trieps (232 Seiten) seinem Umfange nach mit dem ausführlichen Werke Hänels (856 Seiten Lexikonoktav), so könnte man das erste als ein Kompendium bezeichnen, wenn ihm nicht zum kurz gefaßten Lehrbuche die sehr wesentlichen Eigenschaften der Klarheit und Leichtverständlichkeit fehlten. Da es, was ihm hieran fehlt, durch philosophischen Tiefsinn ersetzt, so werden wir es eher eine Studie nennen können. Hänel schreibt klarer und befriedigt durch die Vollständigkeit seines Werkes sowohl das wissenschaftliche wie das praktische Bedürfnis. Die Kritik solcher Bücher gehört in Fachzeitschriften. Hier wollen wir unsre Leser nur einladen, ein paar Gedankenreihen fortzuspinnen, zu denen uns beide Vorlagen mit sonderbarer Übereinstimmung angeregt haben.

Das deutsche Reich stellt bekanntlich mit der Schweiz und den Vereinigten Staaten eine eigne Klasse von Staatengebilden dar. Allerdings wären auch noch die südamerikanischen Staatenbünde dahin zu rechnen, allein „ihrer Einreihung in irgend einen Typus der Staatenverbindungen, sagt Hänel, stellt sich die Unzulänglichkeit des Materials entgegen," und ihre Unfertigkeit, dürfen wir wohl hinzufügen. Jene drei aber haben kurz nach einander die Entwicklung vom Staatenbunde zum Bundesstaate durchgemacht, unter dem Zwange derselben Notwendigkeit, insofern sich zeigte, daß der lockre und namentlich nach außen hin ohnmächtige Bundesverband den Aufgaben nicht gewachsen war, die ihm das Bedürfnis der Bürger seiner kleinen unzulänglichen Gliederstaaten stellte. Daß auch bei uns die strammere Zusammenfassung aus dem wirklichen Bedürfnis aller Deutschen und nicht etwa bloß aus den Machterweiterungsgelüsten Preußens hervorgegangen ist, braucht ja wohl heute nicht mehr bewiesen zu werden, aber ganz besonders deutlich wird es einem, wenn man sich bei Hänel (S. 198 ff.) davon überzeugt, wie die Verfassungen des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reichs „an den entscheidenden Punkten und in den Grundzügen Reproduktionen der deutschen Reichsverfassung von 1849" sind. Wenn bei uns das den Umständen nach Mögliche und allgemein als notwendig Erkannte nur durch einen Krieg verwirklicht werden konnte, so lag das doch nur daran, daß zwei Großmächte vorhanden waren, die beide auf die Führerschaft Anspruch machten; übrigens haben die Schweiz und die große Union ihre schon fertige Einheit nachträglich auch noch gegen Sonderbunds- und Sezessionsbestrebungen mit den Waffen verteidigen müssen. Das Merkwürdige ist nun, wie der Drang und Zwang äußerer Umstände eine so genau übereinstimmende Entwicklung und Gestaltung auf so völlig verschiedner Grundlage zu wege bringen konnte. Nur in Deutschland haben wir

---

deutschen Staates und die Reichsgewalt. Leipzig, Duncker und Humblot, 1892. (Erschienen als ein Teil von Bindings Handbuche der deutschen Rechtswissenschaft.) — Das deutsche Reich und die deutschen Bundesstaaten in ihren rechtlichen Beziehungen. Von Dr. jur. August Trieps, Herzogl. Braunschweig. Finanzrat. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1890.

es mit einem Volke im Sinne einer national gleichartigen Masse zu thun, einem Volke, das seit Jahrhunderten sein Land bewohnend und sich dessen Besitz durch fleißige Arbeit jahraus jahrein aufs neue verdienend, von vornherein wo nicht auf den Einheitsstaat so doch auf den Bundesstaat den allerbegründetsten Anspruch hatte. In der Schweiz sehn wir drei Völkerbruchteile, deren an einander anstoßende und beim Bau der Großstaaten sozusagen übrig gebliebne Landzipfel so günstig gelegen sind, daß sie ihren Bewohnern die Macht des Großstaats entbehrlich machen und seine Last ersparen. In Nordamerika endlich sehn wir einige Millionen englischer Kolonisten, die, mehr durch des Mutterlandes Ungeschick als durch eigne Tüchtigkeit unumschränkte Herren eines ungeheuern Landes geworden, ein Reich gründen, dessen Glieder in Zukunft erst geschaffen werden sollen und nur mit Hilfe eines bunten Völkergemisches von Einwanderern geschaffen werden können.

Das andre merkwürdige ist nun, daß während es ein Schweizervolk und ein nordamerikanisches Volk im nationalen Sinne gar nicht giebt, aber trotzdem der Schweizerstaat und die Union im strengsten Sinne des Wortes die organisirten Bevölkerungen und ihre Verfassungen der Ausdruck ihres Willens sind, in Deutschland das unzweifelhaft vorhandne uralte Volk hinter dem Staate gänzlich verschwindet. Jahrzehnte hindurch sind die berechtigten Einigungsbestrebungen unsers Volks von den Regierungen als revolutionär gebrandmarkt und bekämpft worden; in der Form eines Vertrags zwischen den Regierungen, wenn auch unter dem Drucke der Volkswünsche, wurde dann der neue Bundesstaat aufgerichtet, und noch heute stehen die verbündeten Regierungen an Macht so hoch über dem Reichstage, daß im Falle eines Konflikts der Ausgang keinen Augenblick zweifelhaft sein könnte. Bei den herrschenden sozialen Zuständen und bei der geographischen Lage des Reichs inmitten teils eifersüchtiger, teils offenbar feindlicher Großmächte ist das ja wohl vor der Hand auch das beste, aber das an sich natürliche ist es nicht. In den beiden vorliegenden Werken ist es uns aufgefallen, wie ängstlich die Verfasser den Namen Volk selbst an solchen Stellen vermeiden, wo er notwendig hingehört. S. 92 und 93 z. B. spricht Hänel von der verschiednen Weise, wie die Über- und Unterordnung der Behörden im Staate geregelt sein kann, und unterscheidet von der absolutistischen Form, wo alle Behörden ihre Vollmacht vom Hauptorgan empfangen, die demokratische und die konstitutionell-monarchische, wo „wenigstens die dem souveränen Organ untergeordneten Hauptorgane in der nämlichen Weise wie das souveräne Hauptorgan selbst ihre Kompetenz unmittelbar auf die Verfassung gründen, dergestalt, daß ein rechtliches Verhältnis der Ableitung der Kompetenz der einen von der der andern ausgeschlossen ist." Auf die Verfassung gründen — ja, aber von wem leiten sie ihre Kompetenz ab? Von wem empfangen sie sie? Von der Verfassung doch nicht! Die ist eine Regel, nach der abgeleitet und gespendet wird, aber keine Person oder

Macht, die irgend etwas verleihen, oder aus deren Fülle irgend jemand schöpfen könnte. Wer deutlich reden will, der muß diese Person oder diese Personen, diese Macht nennen. Entweder der Monarch oder das Volk ist die Quelle der Befugnisse aller Behörden, oder der Monarch ist es für die einen, das Volk für die andern. Die Vorstellung, daß irgend eine obrigkeitliche Gewalt im Staate vom Volke herstammen könnte, ist ja dem Altpreußen das denkbar anstößigste; will er doch sogar die Teilnahme des Volks an der Gesetzgebung nur als den Ausfluß eines Rechts gelten lassen, das der König in freiwilliger Selbstbeschränkung seiner Allmacht*) den Unterthanen aus Gnaden geschenkt habe, aber als eine wissenschaftlich berechtigte Theorie kann man doch diese Ansicht heute nicht mehr gelten lassen, wo wir die Thatsache vor Augen haben, daß sich die Form der demokratischen Republik in zwei Großstaaten als lebensfähig bewährt hat. Wir beneiden wahrlich diese Republiken nicht um ihre Verfassungen, danken vielmehr Gott für die Gnade, daß er uns eine Dynastie gegeben hat, die uns vor dem Unheil einer ausbeutenden Partei-, Klassen- und Cliquenherrschaft zu bewahren vermag, indem einmal das Schicksal jeder Dynastie an sich schon viel inniger mit dem Wohle des ganzen Volks verknüpft ist, als das einer Partei, Vermögens- oder Berufsklasse, die Dynastie daher um ihrer Selbsterhaltung willen das Gemeinwohl im weitesten Sinne zur Richtschnur ihres Handelns machen muß, und indem andrerseits das feine Verständnis für diese innige Verknüpfung im Hohenzollernhause sozusagen erblich geworden ist. Aber zum Wesen des Staats gehört die Monarchie strengster Auffassung so wenig, daß vielmehr alle Staatswissenschaften zuerst in Republiken — in denen des Altertums und des Mittelalters — ausgebildet worden sind. Ja selbst für die Festigkeit und Machtentwicklung des Staats, die den absoluten Monarchen a priori zu fordern scheinen, bietet die monarchische Verfassung keineswegs immer die sicherste Gewähr, wie nicht allein die Unterjochung vieler Königreiche durch die römische Republik, sondern auch die Erschütterung und Umgestaltung des monarchischen Europas am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Handvoll Jakobiner und einen anfänglich in ihren Diensten erobernden Abenteurer beweist. Die Wissenschaft darf also nicht verschweigen, daß thatsächlich in vielen Fällen die Staatsgewalt vom Volke verliehen und ausgeübt wird, wie klein, unwürdig und unfähig auch der Bruchteil des Volks sein mag, dem die Vorsehung gerade im Augenblick die Entscheidung in die Hand legt.

*) Bei einer öffentlichen Feier vor etwa sechs Jahren gab ein hoher Offizier in seiner Festrede dem Kaiser u. a. das schmückende Beiwort allmächtig. Der Redakteur, dem die Pflicht der Berichterstattung oblag, wagte das Wort weder ohne weiteres zu schreiben noch eigenmächtig wegzulassen und bat den Herrn um den schriftlichen Wortlaut seiner Rede. Dieser willfahrte der Bitte und vergaß auch das sehr deutlich und kräftig geschriebne „allmächtig" nicht.

Jeder von den wechselnden Erscheinungen der Wirklichkeit abgezogne Begriff des praktischen Lebens fordert zu seiner Ergänzung eine Idee, die dem schwankenden Begriff als ein festes Musterbild gegenüber steht, dessen Verwirklichung alle Änderungen anzustreben haben. Wenn wir nun finden, daß bei jeder Staatenschöpfung zwei Mächte zusammenwirken, ein Volk und eine Dynastie, oder eine Aristokratie, oder ein genialer Mann, oder ein revolutionärer Haufen, der dem dunkeln Sehnen der Menge zur Klarheit und ihren vereinzelten Bestrebungen durch Einigung zur Macht verhilft, so erkennen wir daraus, daß im Staatsideal dem Volke seine bestimmte Stelle angewiesen werden muß, und daß man sich nicht damit begnügen darf, es nur so nebenbei und gelegentlich zu erwähnen. Namentlich über die Streitfrage nach dem Verhältnis der Einzelstaaten zur Zentralgewalt, die den Angelpunkt aller verschiednen Auffassungen des deutschen Staatsrechts bildet, wird man niemals ins reine kommen, wenn man nicht untersucht, was das Volk braucht und, wenn auch nur unklar, erstrebt. Wie das Verhältnis im Augenblick ist, das sagt ja die Reichsverfassung. Aber wenn wir auch weit entfernt davon sind, an ihr rütteln und sie ändern zu wollen, so kann sie doch so wenig wie irgend ein andres irdisches Wesen unverändert bleiben, und die Richtung, nach der hin sie sich verändert, hängt von dem Verfassungsideal ab, das den leitenden Kreisen vorschwebt. Je nachdem dieses partikularistisch oder zentralistisch aussieht, wird in jedem einzelnen Streitfalle die Verfassung ausgelegt, und jede solche Auslegung begründet ein Gewohnheitsrecht, wodurch die Verfassung ganz leise und allmählich in dem einen oder dem andern Sinne umgebildet wird.

Von den beiden vorliegenden Werken läßt sich nun zwar soviel sagen, daß das Hänelsche mehr dem Einheitsstaate und das von Trieps mehr dem Staatenbunde zuneigt, aber ein Ideal stellen sie nicht auf, durften sie vielleicht auch nicht aufstellen, weil dann den Verfassern der Vorwurf hätte gemacht werden können, daß sie statt wissenschaftlicher Werke Parteischriften geliefert hätten. Aber das Volk kann eines Ideals nicht entbehren. Auf die gegenwärtige Stufe unsers Staatslebens sind wir mit Hilfe von zwei Idealen gelangt: dem großdeutschen und dem großpreußischen, die einander so lange bekämpften, bis es sich zeigte, daß das zweite von der Vorsehung als Werkzeug ausersehen sei, das erste wenigstens teilweise zu verwirklichen. Nun fragt es sich, in welchem Sinne der politische Bildungs- und Umbildungsprozeß in unserm Vaterlande weiter gelenkt werden soll. Gar keine Anhaltspunkte dafür bietet Trieps. Wie wenig sich mit seinen vorsichtig gewundnen Sätzen anfangen läßt, mag folgende Probe zeigen. „Die Teilung der staatlichen Aufgaben unter mehrere Rechtssubjekte bedingt daher die rechtliche Möglichkeit einer zwiefachen Gebietshoheit mit der Maßgabe, daß die Zuständigkeit der beiderseitigen Staatsgewalten entscheidend ist, daß in Anwendung auf die vorliegenden Bundesverhältnisse, die Kompetenzgrenze zwischen Reich und Einzel-

staat zugleich die Grenze bildet, die die Gebietshoheit des Reichs am Reichsgebiete von der Gebietshoheit des Einzelstaats am Staatsgebiete rechtlich scheidet, und übereinstimmend damit, daß freilich gleich dem doppelten Eigentume das Nebeneinanderbestehen mehrerer allgemeiner Herrschaftsgewalten auf demselben Gebiete ausgeschlossen ist, daß dagegen nach dem Vorgange der privatrechtlichen Personalservituten die Ausscheidung von Spezialrechten aus der allgemeinen Herrschaft möglich erscheint, die auf gleicher absoluter Grundlage im Anschlusse an die sachliche Kompetenz mit Bezug auf das Territorium die Konkurrenz einer doppelten Gebietshoheit in dem Rahmen der beiderseitigen Rechte zur Folge hat."*) Weit offner sagt Hänel, wie ers meint. „Der Unterschied der Größenverhältnisse zwischen den einzelnen deutschen Staaten, die Vormachtstellung Preußens stellte die Aufgabe, in die Struktur des Bundesstaats ein hegemonisches Element einzufügen. Nur durch den Nachweis der rechtlichen Gestaltung der preußischen Hegemonie wird der Begriff des Bundesstaats für Deutschland über ein abstraktes Schema hinausgehoben. Unter fünfundzwanzig deutschen Einzelstaaten sind zweiundzwanzig monarchisch organisirt. Von jeher aber galt es als ein unlösbares Problem, Monarchien in eine über den Staatenbund hinaus liegende Verbindung einzufügen. In der That — der Begriff der Monarchie, wie er über den [sic!] Einheitsstaat abgezogen ist, das monarchische Prinzip, wie es fordert, »daß die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staats vereinigt bleibe« (Wiener Schlußakte a. 57), ist unvereinbar mit der Unterordnung von Monarchien und Monarchen unter eine Staatsgewalt. Beide können, wenn nicht der gleiche Name eine vollkommne Umgestaltung des Begriffs und des Wesens nur verdecken soll, unter dem Bundesstaate nicht bestehn in den Einzelstaaten, sie können nur sich wiederfinden in der Organisation der Reichsgewalt. Die Monarchie im Sinne eines festen wissenschaftlichen Begriffs ist in Deutschland, allen verdunkelnden und beschönigenden Redensarten zum Trotze, nur darstellbar im Kaisertum und nirgends sonst. An den verfassungsmäßigen Attributen des Kaisertums allein entscheidet es sich, ob die Monarchie in Deutschland besteht oder nicht besteht." Daraus tritt nun allerdings ein Ideal deutlich genug hervor: der preußische Einheitsstaat, in dem Deutschland aufgehn soll; allein dieses Ideal ist nicht das unsre, wir glauben nicht, daß es der Natur, den Bedürfnissen und berechtigten Wünschen des deutschen Volks entspreche. Denn, wie gesagt, aus dem Begriffe des Staats allein und ohne Rücksicht auf das bestimmte Volk, um das es sich handelt, läßt sich das richtige Ideal nicht gewinnen.

Was will unser deutsches Volk, was braucht es zu seinem Gedeihen? Das ist die entscheidende Frage. Und wenn es dem absoluten Staate, der ja für seine Zeit gut war und unabweisbare Aufgaben zu erfüllen hatte, so ziem-

*) Wie segnen wir unsern verehrten Mitarbeiter beim Lesen eines solchen Satzes! D R

lich gelungen ist, dem Volke sein Bewußtsein von sich selber zu nehmen und damit auch den Volkswillen zu vernichten, so muß unser Volk jetzt an der Erkenntnis seiner Bedürfnisse wieder wollen lernen. Das deutsche Volk will also gleich jedem andern Volke, oder hat zu wollen: Unabhängigkeit vom Auslande, Einrichtungen, die ihm die volle Ausnutzung seiner Bodenschätze, seiner eignen körperlichen und geistigen Kräfte zur Befriedigung seiner leiblichen und geistigen Bedürfnisse ermöglichen, die seiner Eigenart entsprechende Kultur und Lebensweise, so viel Anteil an der Beherrschung des Erdballs, als zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nötig ist. Diese Leistungen, die das deutsche Volk fordern muß, kann auf die Dauer nur ein souveränes Zentralorgan übernehmen, von dem es an sich gleichgiltig ist, ob es König von Preußen oder deutscher Kaiser heißt, das aber unbedingt eine einzelne Person sein muß. Die „verbündeten Regierungen" sind nur unter der Voraussetzung ein weniger untaugliches Organ, als der alte Bundestag war, daß der Kaiser, der im König von Preußen steckt, bei wichtigen Entscheidungen niemals überstimmt wird, und diese Voraussetzung ist nur dann vorhanden, wenn entweder eine überlegne Persönlichkeit, mag es nun der Kaiser selbst oder ein Bismarck als Kanzler sein, jeden Widerstand der übrigen Bundesglieder beugt und bricht, oder wenn die deutschen Fürsten Einsicht und Patriotismus genug haben, ihr Stimmrecht nie im Interesse ihrer Teilsouveränität zu gebrauchen, sondern diese dem Gemeinwohl unbedingt unterzuordnen. Andernfalls ist nicht einmal in der Kriegsgefahr die Einheit gesichert, denn in Artikel 11 der Reichsverfassung heißt es: „Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reichs ist die Zustimmung des Bundesrats erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt." Wie, wenn die Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten sagen: Preußen hat den Angriff herausgefordert, es mag ihn allein abwehren? Und ist denn der Fall undenkbar, daß das deutsche Volk einmal gezwungen würde, um seiner Selbsterhaltung willen einen Angriffskrieg zu führen?

Wir sind also mit Hänel der Ansicht, daß es nur eine wirkliche Souveränität im Reiche geben darf, die des Kaisers. Aber das deutsche Volk ist keine ganz gleichartige Masse. Seine Verzweigung in Stämme gehört zu seinem Wesen, und auf die Erhaltung dieses Wesens hat es einen Anspruch; es würde sich selbst aufgeben, würde sich bereit erklären, ein andres Volk zu werden, wenn es diesen Anspruch aufgeben sollte. Der fränkische Bauer hat ein andres Erbrecht als der sächsische, der Oberbaier, der Rheinfranke, der Alamanne haben ein andres Temperament und eine andre Art, sich zu vergnügen, als der schwerfällige Bewohner der nördlichen Küsten, dazu kommen die konfessionellen Unterschiede und mancherlei Verschiedenheiten der Lebensweise, die in der verschiednen Beschaffenheit der deutschen Landschaften wurzeln. Wären nun die deutschen Fürsten Stammesherzöge, berufen, unter dem sou-

veränen Kaiser die berechtigten Verschiedenheiten der Landschaften und Provinzen zu wahren und dafür zu sorgen, daß ihnen die Gesetzgebung gerecht werde, so würden sie notwendig und der Idee nach in die Reichsverfassung hineingehören. Das ist aber nicht der Fall; die Einzelstaaten decken sich keineswegs mit den Stämmen. Nicht bloß das große Preußen, sondern auch Baiern und Baden vereinigen Menschen verschiednen Stammes. Die Grenzen namentlich der allerkleinsten Staaten sind nicht von irgend einer innern Notwendigkeit, nicht vom Volksbedürfnis gezogen worden, sondern nach den Grundsätzen des privaten Eigentumserwerbs sind die Gebiete dieser Staaten durch Vererbung und Erbteilung, durch Kauf, Verkauf und Verpfändung, durch Tauschgeschäfte und Prozesse, durch Kriege und Fehden bald vergrößert bald verkleinert und willkürlich zerstückt worden ohne Rücksicht auf die darin wohnenden Menschen, bis sie endlich, rein zufällig, ihre heutige Gestalt und ihren gegenwärtigen Umfang erhalten haben. Wenn es daher auch mit Rücksicht auf die in den Jahren 1866 und 1870 obwaltenden Umstände ein Akt hoher politischer Weisheit war, das deutsche Reich auf keine andre Weise zu gründen als in der Form eines Vertrages zwischen den damals zufällig vorhandnen Fürsten, so darf doch dem deutschen Volke das Bewußtsein nicht abhanden kommen, daß die vor der Hand allein mögliche Art seiner Einigung weder seinem Einigungsbedürfnis noch seinem Anspruch auf die Wahrung seiner Stammesverschiedenheiten in den die Sicherheit und das Gedeihen des Ganzen nicht berührenden Dingen hinlänglich gerecht wird. Aus diesen begründeten Ansprüchen des Volkes heraus ist das Ideal zu schöpfen, dem die zukünftige Fortentwicklung des Reichs zuzustreben hat. Die Freunde des Staats dürfen niemals vergessen, daß es keine größere Gefahr für diesen giebt, als wenn er und das Volk auseinanderfallen. Fehlt dabei dem Volke das Selbstbewußtsein, dann ist der Staat ohnmächtig, und ein Sturm wirft ihn über den Haufen; so erging es den deutschen Staaten um das Jahr 1800. Erwacht aber das Volk zum Bewußtsein, so organisirt es sich gegen den ihm fremd oder gar zum Feinde gewordnen Staat, wie Schmidt-Warneck mit Beziehung auf die Sozialdemokratie in der beachtenswerten Schrift „Was fordert die Menschennatur vom Staate?" (Braunschweig, Grüneberg, 1890) ausführt.

Noch mehr als das Volk scheint das Land den Blicken der modernen Staatsrechtslehre zu entschwinden. Selbstverständlich versäumt es keiner zu sagen, daß, wie Trieps sich ausdrückt, „Land und Leute die thatsächlichen Unterlagen jedes Staates sind," und Hänel definirt den Staat als Gebietskörperschaft. Allein der Bedeutung des Landes für Volk und Staat wird keiner gerecht. Seite 120 und 121 zählt Hänel die Elemente des Staats auf und sagt in Beziehung auf das Land: „Endlich ist das Gebiet des Staates ein seine Struktur bedingendes [?] und bestimmendes Element. Seine recht-

liche Bedeutung ist es, die Wirksamkeit des Staates nach außen abzugrenzen, nach innen zu gliedern, vor allem aber seine Herrschaft auf alle seinem Gebiete Einwohnenden ohne Unterschied ihrer Mitgliedschaft oder ihres Fremdseins zu erstrecken.“ Nur als Gebiet und Machtbereich also kommt das Land für die Staatsrechtslehrer in Betracht, als der Raum, worin der Staat seine Wirksamkeit entfaltet und der seine Macht begrenzt. Indem Hänel nur die „rechtliche Bedeutung“ des Gebiets angiebt, setzt er allerdings voraus, daß auch noch andre Bedeutungen vorhanden sind, die seiner Ansicht nach nicht ins Staatsrecht gehören. Es fragt sich aber doch, ob die Politik ohne diese andern Bedeutungen wird fertig werden können.

Das Vaterland ist nicht ein Gebiet wie etwa die Zuständigkeit einer Behörde, die aus der Herrschaft über gewisse Personen besteht, gleichviel, wo sich diese befinden. Das Vaterland ist auch nicht ein bloßer Raum für die Entfaltung bewegender Kräfte wie ein Fußballplan oder ein Schießplatz, bei dem es gleichgiltig ist, ob seine Unterlage aus Kies, aus Lehm oder aus Rasen besteht. Sondern das Vaterland ist ein wirkliches Land, es besteht aus Gestein, das mit Pflanzenwuchs bedeckt ist, enthält Berge, Thäler und Ebnen, stehendes und fließendes Gewässer, Wälder und Wiesen, Äcker und Gärten und allerlei Gebäude. Dieses Land ist nicht bloß „Unterlage“ des Staats, sondern vor allem die Daseinsbedingung und der Nährboden des Volkes, und zwar in doppelter Weise. Materiell, indem die Menschenleiber aus Erde gebildet sind, und zur Bildung und Erhaltung jedes einzelnen Menschenleibes eine gewisse Menge Humus erforderlich ist, etwa soviel, als auf einer zwei Morgen großen Fläche ausgebreitet zu sein pflegt, sodaß die in einem Staate mögliche Menschenmenge von der Größe seiner Humusfläche abhängt. Dann geistig, indem Landschaft und Klima zusammen den Volkscharakter erzeugen oder wenigstens sehr stark beeinflussen. Diesen Nährboden seines leiblichen und geistigen Lebens kann sich nun ein Volk auf keine andre Weise sichern, als indem es jedem Volksgenossen den Besitz oder wenigstens den Genuß von einem bestimmten Teile des Landes sichert. So haben alle alten staatengründenden Völker, so haben die Griechen und Römer, so die Juden bei der Eroberung Palästinas, so die Germanen bei ihren Niederlassungen und bei der Abgrenzung der Gebiete ihrer Markgenossenschaften, so unsre Vorfahren bei der Kolonisation im slawischen Osten das Verhältnis des Volks und Staats zum Lande verstanden, und so verstehn es noch heute die Staatsmänner drüben überm Ozean, die da rufen: Amerika für die Amerikaner! Daß auch bei uns noch Verständnis für das richtige Verhältnis vorhanden ist, wird sowohl durch unsre Poesie wie durch die Begeisterung des Volks in den Jahren 1813 bis 1815, 1848 und 1849, 1864, 1866 und 1870 und durch manche soziale Reformbewegungen der letzten Jahre bezeugt. Aber in der Politik macht sich dieses Verständnis kaum bemerkbar, geschweige denn,

daß es sich irgend einmal Geltung verschafft hätte. Wenn man es ganz natürlich findet, daß die Menschen nicht mehr auf der Erde, sondern in Türmen über einander geschichtet hausen, und nur etwa aus Rücksichten der Sittlichkeit und der bessern Polizei gegen diesen Zustand protestirt, wenn man es für selbstverständlich hält, daß Millionen Volksgenossen erst Kadaver werden müssen, ehe sie ihren Anspruch auf einen zehn Quadratfuß großen Anteil an ihrem Vaterlande verwirklichen können, wenn die urkonservative Ansicht, daß die Grube eigentlich dem Bergmann gehören müsse, der ihre Schätze erschließt, wie es auch in den Anfängen des deutschen Bergbaus gewesen ist, als revolutionär und höchst staatsgefährlich gebrandmarkt werden kann, wenn die Staatsweisen, Volkswirtschaftslehrer und Zeitungsschreiber das deutsche Volk mit seinem Unterhalt auf das trügerische und unheimliche Gespenst der Industrie verweisen anstatt auf seinen vaterländischen Acker, so sind das genug Beweise dafür, daß man den Staat in die Luft zu bauen im Begriff steht, anstatt auf den Erdboden. Wäre es anders, so würden in den Regierungskollegien und gesetzgebenden Versammlungen Fragen auf der Tagesordnung stehen wie die: Wo liegen die vier Millionen Morgen Acker, die die Stadt Berlin braucht? In der deutschen Politik der letzten Jahrzehnte ist die richtige Auffassung eigentlich nur zweimal zu Worte gekommen, in der Luxemburger Frage, wo Bismarck den Grundsatz aufstellte, daß kein Fuß breit deutscher Erde preisgegeben werden dürfe, und in der Absperrung unsrer östlichen Grenze gegen die Einwanderung aus Rußland. Es ist aber noch fraglich, ob die Politiker, die Bismarcks Politik in diesen beiden Punkten mit freudiger Zustimmung begrüßt haben, dabei wirklich das Grundverhältnis zwischen Volk und Land oder nur die deutsche Ehre, die ja auch uns hochsteht, und militärische oder andre ganz äußerlich politische Rücksichten vor Augen hatten.

Von der richtigen Auffassung dieses Verhältnisses zwischen Volk und Land wird über kurz oder lang der Ausfall sehr wichtiger Entscheidungen abhängen. Im ritterschaftlichen Anteile Mecklenburgs muß ein Teil des Bodens unbenutzt oder schlecht benutzt liegen bleiben, weil es an Arbeitern fehlt. Die erblich angesiedelten Arbeiter der Rittergutsbesitzer finden die Bedingungen, unter denen sie zu arbeiten gezwungen sind, unerträglich und wandern aus. In den Kreisen der mecklenburgischen Rittergutsbesitzer, wenn wir nicht irren auch in einer landwirtschaftlichen Versammlung einer preußischen Provinz, ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob es sich nicht empfehlen würde, chinesische Kulis einzuführen. Dieser Vorschlag ist zwar überall, wo er bekannt wurde, der gebührenden Entrüstung begegnet, aber aussichtlos ist er durchaus nicht, wenn dem deutschen Volke sein Verhältnis zu seinem Lande nicht klar wird. Wir haben kein Land für Fremde übrig, auch nicht einen Fuß breit! Hätten wir übriges Land, so könnte es unter Umständen ein Vorteil für uns sein, nach dem Beispiele des Großen Kurfürsten etliche tausend Morgen an fremde Kolonisten zu verschenken.

Aber in einer Zeit, wo ein paar Millionen Volksgenossen Hunger leiden, mit den Früchten unsers Bodens Fremde nähren, wäre Verbrechen, doppelt Verbrechen, wenn diese Fremden dem ekelhaften und verdorbnen Volke der Chinesen angehören. Es ist nicht erlaubt, den Kindern das Brot zu nehmen und es den Hunden vorzuwerfen; es ist noch weniger erlaubt, die Volksgenossen vom vaterländischen Boden zu vertreiben und Ungeziefer darauf anzusiedeln. Der Volkswille, verkörpert in den Regierungen, muß die mecklenburgischen Ritter zwingen, ihren deutschen Arbeitern erträgliche Lebensbedingungen zu bewilligen.

Etwas anders liegt die Sache bei der Sperrung unsrer Ostgrenze. Die Frage, ob es richtig war, auch die schon seit langer Zeit bei uns ansässigen Einwandrer auszuweisen, soll hier nicht untersucht werden. Allein die Abwehr weitern Zuflusses ist durch die oben erwähnte Thatsache, daß wir kein Land für Fremde übrig haben, zweifellos gerechtfertigt, und doppelt gerechtfertigt, wenn diese Fremden polnische Juden sind, die uns keinerlei Nutzen gewähren, und außerdem, daß sie unnütze Mitesser sind, auch noch mannigfachen wirtschaftlichen und sittlichen Schaden zufügen. Nicht dasselbe läßt sich von den polnischen Arbeitern sagen. Es ist uns kein Fall bekannt, wo Deutsche, die mit Slawen zusammen wohnten, deren nachlässige und liederliche Gewohnheiten angenommen hätten, dagegen pflegen die Slawen die ordentlichen Gewohnheiten der Deutschen anzunehmen. Nun behaupten die Landwirte der östlichen Provinzen, sie könnten den polnischen Arbeiter nicht entbehren, weil sie keine solche Arbeitslöhne und Wohnungen zu gewähren vermöchten, wie sie der anspruchsvollere Deutsche oder in Preußen germanisirte Pole fordert. Nehmen wir an, das sei wahr, so würde auf die Dauer die Zulassung russisch-polnischer Arbeiter nicht verweigert werden können; zeit- und stellenweise ist sogar die Erlaubnis schon erteilt worden. Nun entsteht aber der Widersinn, daß die Einwanderung Fremder notwendig wird, während das Land die Einheimischen nicht zu ernähren vermag. Dieser Widersinn kann nur dadurch aufgehoben werden, daß Deutsche in noch größerer Anzahl nach Rußland wandern, um dort Stellungen zu finden, die ihrer höhern Bildung und ihren höhern Ansprüchen angemessen sind. Dann ist, wie wir in anderm Zusammenhange schon wiederholt dargelegt haben, allen Teilen geholfen. Wie wenig der deutsche Nationalcharakter in jenen Gliedern des deutschen Volks gefährdet werden würde, die sich als herrschende Minderheit über den slawischen Osten ausbreiten würden, sieht man an den 200000 baltischen Deutschen, die mitten unter Fremden sechshundert Jahre lang ihre deutsche Art weit reiner bewahrt haben als wir im Reiche. Aus der richtigen Auffassung des Verhältnisses zwischen Volk und Land folgt also, daß der Volkswille darüber zu entscheiden hat, ob vaterländischer Boden an Fremde abgetreten werden darf, ob und unter welchen Bedingungen Fremde zu seiner Nutznießung zugelassen werden dürfen, ob neues Land hinzuerworben werden soll.

Daran zu erinnern, wie wichtig es sei, daß der Staat nicht als Kunstprodukt auf einem luftigen Gestell wissenschaftlicher Begriffe schwebe, sondern als das organisirte Volk fest im vaterländischen Boden wurzle, war der Zweck dieser Betrachtung.

Geduld

Eine Hundstagserinnerung an eine Winterreise

Laß dir eine Geschichte erzählen, lieber Leser. Eine Reisegeschichte aus dem Jahre 1891, die den Vorzug hat, nicht nur lustig, sondern auch wirklich und wahrhaftig wahr zu sein. Und die Moral von der Geschichte laß dir ausnahmsweise im voraus geben; sie steht bei Hölderlin im Hyperion. „Meine Insel war mir zu enge geworden, ich wollt in die Welt. Geh vorerst nach Smyrna, sagte mein Vater, lerne die Künste der See und des Krieges, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche. Lern auch ein wenig Geduld, setzte die Mutter hinzu." Das ist die Moral: lerne Geduld, lieber Leser! Übe dich in der Geduld, suche Meister zu werden in der Geduld. Geduld, das ist was! Du weißt nicht, wie bald du dieses Etwas gebrauchen kannst, sei es, daß dich der liebe Gott einmal beiseite nähme und allein sprechen wollte, sei es, daß du — ach, erschrick nur nicht, aber es kommt etwas schreckliches! — auch einmal in die Lage kämest, eine Reise thun zu müssen von Wilhelmshaven nach Norden.

Die Entfernung von der berühmten neuen Stadt Wilhelmshaven nach der berühmten alten Stadt Norden beträgt ungefähr sechzig Kilometer. Das scheint keine so ungeheuerliche Reise befürchten zu lassen. Aber der Schein trügt. In Deutschland beträgt die Eisenbahnfahrgeschwindigkeit für Schnellzüge — aber lassen wir Schnellzüge außer Betracht; was wollen wir uns mit ihnen aufhalten? Man kennt sie hierzulande ja doch nur vom Hörensagen. Es geht uns mit ihnen wie den guten Leuten zu Kirchberg. Kennst du Kirchberg, lieber Leser? Sage nur getrost: nein! denn es ist eine der kleinsten unter den Städten Deutschlands und liegt noch dazu auf dem Hunsrück, hoch oben, wo sich die Füchse und die Wölfe gute Nacht sagen. Bei solcher Lage außerhalb des großen Weltverkehrs ist es kein Wunder, daß die Errungenschaften der modernen Kultur etwas langsam und zunächst nur gerüchtweise nach Kirchberg dringen. So hatten denn die Kirchberger auch ein dunkles Gerücht vernommen, man munkle draußen in der Welt von Chaisen und von Regenschirmen. Aber gesehen hatte noch keiner etwas von solchen Wunderdingen. Nun verirrte sich eines schönen Tages ein fremder Reisender nach Kirchberg, und da es regnete, spannte er seinen Schirm auf. Und siehe da! alsbald hatte er die ganze Dorf-, wollte sagen Stadtjugend hinter sich; die lief ihm nach und rief im Tone höchster Überraschung: Ein Chaise, ein Chaise!

Also reden wir nicht von Schnellzügen, schon um nicht abenteuerliche Vorstellungen bei unsern Freunden, Mitbürgern und Landsleuten zu erregen. Für Personenzüge beträgt die Eisenbahnfahrgeschwindigkeit — ich muß das Wort noch einmal gebrauchen, schon weil es ein so herrliches deutsches Wort ist, dem gegenüber das griechische Wort Eilikrineia das reine Waisenkind ist, und doch hat das Jung-Stilling noch in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre durch seinen Wohlklang und seinen Liebreiz angetrieben, sich hinzusetzen und Griechisch zu lernen; und er hats auch richtig fertig gebracht. Also die Eisenbahnfahrgeschwindigkeit für Personenzüge beträgt in der Stunde gerade sechzig Kilometer, mithin genau die Entfernung, um die es sich hier handelt. Steigungen von ungewöhnlicher Steilheit haben wir hierzulande nicht zu befürchten; demnach können wir in etwa einer Stunde hinkommen. Wir wollen aber zuvorkommend gegen die Eisenbahn sein und zwei Stunden rechnen, also das doppelte. Da wir nun um sieben Uhr in Norden sein sollen, so scheint es, daß wir vollauf Zeit haben müssen, wenn wir den Nachmittagszug wählen, der drei Uhr dreißig Minuten in Wilhelmshaven abfährt. Aber das ist wieder nur Schein; denn ein Blick ins Kursbuch belehrt uns, daß wir mit dem Nachmittagszuge erst sieben Uhr fünfunddreißig Minuten ankommen, für unsern Zweck also eine gute halbe Stunde zu spät. Doch das möchte noch hingehn, wenn man nur auch wirklich in Norden wäre, wenn es heißt: Norden! Aber weit gefehlt: man ist dann einsam, allein auf weiter Flur. Der Bahnhof liegt nämlich eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Warum? ist nicht einzusehn.

Es scheint ein Erb- und Familienfehler der Bahnhöfe Deutschlands zu sein, daß sie fast alle eine Viertelstunde von der dazugehörigen Stadt entfernt liegen. Was die großen Ströme anlangt, so meinte jener Dorfschulmeister in der Geographiestunde, es sei sehr weise eingerichtet, daß sie immer dicht an den großen Städten vorbeifließen. Die großen und auch die kleinen Bahnhöfe aber sind, wie es scheint, zu spät gekommen, als jene Weisheit verteilt wurde. Nun sitzen sie zwar nicht, wie der Dichter, in den Wolken, aber wie der Kiebitz und wie der bekannte einsame ostfriesische Deichhammel auf freiem Felde.

Ja warum? Ob es wohl mit der liebenden Fürsorge der Bahnverwaltung für das geehrte Publikum zusammenhängt? Ob sie den Reisenden wohl Veranlassung zu gesunder Bewegung im Freien verschaffen will? Welch eine herrliche Gelegenheit, sich in frischer Luft im Dauerlauf zu üben, wenn der Weg zum Bahnhofe so weit ist! Du meinst, die biete sich auch anderweit? Gewiß, aber wer nutzt sie da? Wer ist so gewissenhaft? so tugendsam? Herrlich sang mit Bezug hierauf einst der königliche Sänger an der Isar:

> Schön ists, wenns schön ist, im Sommer spazieren zu gehn, und man thuts auch;
> Aber im Winter ists kalt; teils kommt man so nicht dazu.

Und eben weil man so nicht dazu kommt, darum haben offenbar die weisen Eisenbahnväter die Bahnhöfe so weit von den Städten entfernt angelegt. Die Bahn selbst verliert ja nichts dabei; wer reisen will, reist doch, die Leute müssen ihr kommen. Und wenn der Berg nicht zu Muhammed kommt, so muß sich eben Muhammed entschließen, zum Berge zu gehn. Dann ist er wenigstens hie und da einmal genötigt, seinen Spaziergang zu machen. Er würde sonst am Ende doch nur beim Frühschoppen sitzen, was Muhammed bekanntlich streng verboten und auch Exzellenz Windthorst sehr mißbilligt hat.

Ich glaube gar, er hat es für unmoralisch erklärt. Jedenfalls ist es teuer. Für ungesund wird es auch vielfach gehalten. Gesünder ists entschieden, sich in frischer Luft zu ergehn; je schneller, desto besser, dann kommt das Blut in Bewegung. Daß man sich auf dem weiten Wege zum Bahnhof leicht erhitzen und sich dann in dem zugigen Eisenbahnwagen dritter Klasse leicht einen Hexenschuß erster Klasse holen kann, scheint freilich bei der Rechnung außer Acht gelassen worden zu sein. Wer kann aber auch an alles denken? Außerdem steht es ja jedem frei, ja es dürfte sogar jedem zu empfehlen sein, bei Berechnung der Zeit einen ordentlichen Sicherheitskoëfficienten in die Rechnung zu nehmen, damit man gemächlich und gemütlich und ohne Hitze und Aufregung rechtzeitig den vielbegehrten Rückeckfitz einnehmen kann.

Es bleibt uns also nichts andres übrig, als in den sauern Apfel des Vormittagszuges zu beißen. Denn nicht das doppelte von einer, wir müssen mehr als das doppelte von zwei Stunden rechnen, um das gewaltige Hindernis von sechzig Kilometern „per" Eisenbahn zu nehmen: vier Stunden und einundzwanzig Minuten!

Es fängt aber auch gleich darnach an. Denn kaum hat der Zug den Bahnhof von Wilhelmshaven verlassen, so steht er auch schon wieder still, und wir müssen Bant über uns ergehen lassen. Doch schweigen wir von Bant, auch von Mariensiel, denn noch sind unsre Vorsätze der Geduld zu neu und zu frisch.

Aber in Sande, da beginnen die Geduldsproben schon ernstlicher zu werden. Eben haben wir die „Fahrkarte" ins Portemonnaie gethan, dieses in die Tasche gesteckt und mit Mühe den Winterüberzieher wieder zugeknöpft, da werden wir abermals um die „Fahrkarte" gebeten. Meine haben Sie schon gehabt — mit diesen Worten versuchen wir an der Gefahr vorbeizusteuern. Ich noch nicht! lautet die Antwort, und das zweite Loch wird geknipst, wiewohl wir kaum zehn Kilometer gefahren sind. Nachdem wir also wieder auf- und wieder zugeknöpft haben, denken wir, und ich denke wir haben einiges Recht zu solchem Gedanken: Jetzt gehts weiter! Aber nein, jetzt warten wir erst noch ein Viertelstündchen. Wie wäre dir bei dieser Botschaft gewesen, lieber Leser, zum Lachen oder zum Weinen? Ich wappnete mich mit philosophischem Gleichmut und sagte mir, daß wir immer gut thun, menschliche Dinge weder zu belachen noch zu beweinen, sondern daß wir versuchen sollen, sie zu begreifen. Zu lachen war freilich auch nichts, und zu weinen schickt sich für Männer nicht. Die Männer bei Homer heulen zwar manchmal ganz entsetzlich, aber das ist lange her; jetzt, zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, sind die Männer männlicher. Es bleibt also nichts weiter übrig, als zu versuchen, ob wir die fünfzehn Minuten begreifen können. Tout comprendre, c'est tout pardonner. Es ist zwar ein französisches Sprichwort, aber es hat auch für Deutschland seine Wahrheit. Wenn der deutsche Jüngling erst einmal den Grund von einer Sache einsieht, wartet er gern ein Viertelstündchen. Der Grund aber scheint hier der zu sein, daß erst noch ein Zug von Oldenburg kommt. Warum wir dann freilich nicht fünfzehn Minuten später von Wilhelmshaven weggefahren sind? Wir unterdrücken solche rebellische Gedanken, die Tugend siegt, die Geduld behält die Oberhand.

Und das ist gut. Denn wir sind ja ganz und gar, einzig und allein auf die Geduld angewiesen. Wir wollen also den Versuch machen, auszuschauen und uns die Gegend zu besehen. Ach Gegend! Zum Glück fällt uns

noch rechtzeitig ein, daß es hier gar keine Gegend giebt, gar keine geben kann. Denn da, wo jetzt der Bahnhof von Sande steht, wälzte einst die Jade etwa hundert Jahre lang ihre sturmgepeitschten Fluten. Bis nahe an die Kirche von Sande hatte ja die Antoniusflut 1511 das Land dem Meere gewonnen, und nur nach und nach ist es dem Meere wieder abgewonnen worden. Das giebt nun zwar guten Marschboden und fette Bauern, aber keine Gegend. Und wo die nicht ist, da giebts auch keine Aussicht. Also lassen wir nur das Fenster zu und fassen wir uns in Geduld. Wir sind ja so geduldig!

Sehr von uns selbst überzeugt, setzen wir uns endlich auf Jever in Bewegung. Laß mich schweigen, lieber Leser, von der Enttäuschung, die uns schon nach fünf Minuten wieder Sanderbusch bereitet, denn da halten wir wieder, und in Ostiem auch. Der Vizeadmiral Batsch hat neuerdings eine Lebensbeschreibung des Organisators der deutschen Kriegsmarine, des Prinzen Adalbert von Preußen, herausgegeben. Dieser Prinz war durch seine Mutter Marianne, die unter dem Namen Prinzeß Wilhelm von Preußen am bekanntesten ist, mit dem Fürstenhause Hessen-Homburg verwandt. Mit Stolz rühmte er es, daß eine so stattliche Reihe seiner homburgischen Oheime in den Freiheitskriegen mitgefochten und immer und überall im Vordertreffen gestanden hatte, und mit besondrer Genugthuung erfüllte ihn, daß einst dem Kaiser Napoleon nach einer Niederlage der Ausruf entfuhr: Überall ein Homburg! So können wir hier sagen: Überall ein Bahnhof! Wenigstens eine Haltestelle. Gehalten wird unfehlbar. In Heidmühle sogar recht lange. Von welchen Strapazen sich das Bahnpersonal hier ausruhen mußte, war ich bescheiden und geduldig genug, nicht zu fragen. Ich vermute aber, die Männer wollten sich bloß stärken und vorbereiten auf die Ruhepause von zehn, gut zehn Minuten, die in Jever auf sie wartete.

Natürlich liegt auch der „Bahnhof Jever" wieder in unnatürlicher Entfernung von der Stadt gleiches Namens. Sonst könnten wir wenigstens die für uns unfreiwillige Ruhe dazu verwenden, die Getreuen von Jever oder Edo Wiemken den Jüngern oder seine noch jüngere Tochter Maria im Vorbeigehen zu besuchen. Aber so sind wir verurteilt, nur weitere Übungen in der Geduld anzustellen. Das können wir denn auch, und zwar indem wir nun schon immer anfangen, unsre Hoffnungen auf „Köln, rechtsrheinisch" zu setzen. Wir müssen doch bald in Wittmund sein, und da fängt Köln rechtsrheinisch an. Preußen ist bekanntlich schneidig, und alles, was rheinisch heißt, ist erst recht schneidig. Also hoffen wir auf Wittmund. Mit hochgespannten Erwartungen fahren wir dieser Großstadt entgegen. Bald wird das G. O. E.*) ein Ende haben, dann —

In der frohen Hoffnung baldigen Triumphes nötigt uns Vereinigung, nötigt uns Asel nur ein mitleidiges Lächeln ab. Mit einem siegesfrohen Endlich! und mit der Gewißheit, daß nun die Tugend unsrer Geduld, wie jede Tugend, ihren Lohn finden werde, fuhren wir in Wittmund ein. Das heißt, wenn ich sage, wir fuhren ein, so ist das doch etwas zuviel gesagt, der geneigte Leser möge diesen Optimismus meiner gehobnen Stimmung zu gute halten. Denn wir hielten, ehrlich gesagt, auch hier auf freiem Felde.

---

*) Der Volkswitz las dieses G. O. E., das Großherzoglich Oldenburgische Eisenbahn bedeutet, bisher: Ganz ohne Eile; da aber nunmehr ein Schnellzug von Bremen nach Wilhelmshaven eingelegt ist, liest er: Ganz ordentliche Eisenbahn!

Nur in der Ferne, im Nebel verschwimmend, sah man Häuser liegen. Und auch das ist eigentlich nicht ganz genau. Man sah die schwachen Umrisse von Bäumen, in deren Schatten eine einigermaßen lebhafte Phantasie Häuser vermuten konnte. Aber was thut das? Unser Trost ist, daß wir uns ja hier nicht lange aufhalten. Denn hier ists preußisch, da wollen wir einmal den Oldenburgern zeigen, was Eisenbahnfahrgeschwindigkeit ist!

Daß der preußische Schaffner auch wieder nach unsrer „Fahrkarte" fragen und noch einmal knipsen wollen wird, das nehmen wir mit in Kauf, das ist sein Dienst, und der Dienst wird in Preußen gewissenhaft gethan. Übrigens muß ich der Wahrheit die Ehre geben und erwähnen, daß auch die Oldenburger ihren Dienst nicht übel versehen hatten. Namentlich die Männer, die die Ofen zu besorgen hatten, nahmen ihr Amt sehr genau. Infolge davon war es sehr warm in unserm „Abteil." Zur Übertreibung geneigte Reisende hätten es unerträglich heiß nennen können. Wir aber gehören, wie du wohl schon gemerkt haben wirst, lieber Leser, nicht zu dieser unbescheidnen, anspruchsvollen, schwer zu behandelnden und schwer zu befriedigenden Menschenart, wir wagten vielmehr nur, als „der Mann mit dem Koks" wieder einmal erschien, um neuen Torf aufzuwerfen, einen schüchternen Versuch, zu bemerken, daß es so wie so schon „recht warm" sei. Aber da kamen wir schön an! „Hilft nichts, wenn der Zug nach Wittmund kommt, muß das Feuer noch brennen, sonst werde ich angezeigt." Also rein ins Feuer mit dem Preßtorf! Das Feuer muß brennen, wenn auch die Passagiere braten. Fiat justitia, pereat mundus. Wir haben also nur die Wahl, zu braten oder uns zu erkälten, und wir wählen das letztere und machen alle Klappen und Fenster auf. Übrigens soll es Gegenden geben, wo man von Dampfheizung munkelt. Doch das sind wahrscheinlich Zukunftsträme eines Anspruchsvollen. Wir sind bescheiden, bescheiden und — geduldig.

Denn wie ist denn das? Nun sind wir schon fünf Minuten in Wittmund, und es geht noch nicht weiter? Die Übergabe an Preußen scheint also doch etwas mehr Zeit in Anspruch zu nehmen, als wir dachten. Wahrscheinlich zehn Minuten. Ja, auf so lange werden wir uns, wie es scheint, doch wohl einrichten müssen. Wie soll ich dir aber nun beschreiben, lieber Leser, wie uns wurde, als es noch länger dauerte? Fünfzehn Minuten, zwanzig, fünfundzwanzig — dreißig! Wie die halbe Stunde um war, wagten wir eine schüchterne Frage an den preußischen Schaffner, obs denn noch nicht weiterginge. Was er sagte, klang aber gar nicht Köln-rechtsrheinisch. Es ging vielmehr ganz aus der bisherigen Tonart G. O. E.; ja es stimmte den Kammerton unsrer Laune noch tiefer, denn er sprach das große Wort gelassen aus: Seine vierzig Minuten wird es wohl noch dauern! O heilige Geduld! Noch vierzig Minuten!

Also heraus aus dem überheizten Eisenbahnwagen! Hinaus auf den kalten „Bahnsteig," und auf dem Bahnsteig auf und ab, hin und her, wie ein Tiger im Käfig vor der Fütterung. Allmählich etwas abgekühlt, fragen wir so gleichmütig wie möglich einen Bahnarbeiter: Sagen Sie mal, lieber Mann, warum halten wir nur hier so lange auf freiem Felde? Ein Blick deutlicher Mißbilligung, ja tiefen Schmerzes trifft uns für das „freie Feld." Wir haben es offenbar mit einem eingebornen Wittmunder zu thun. Aber Aufschluß giebt er doch: erst müsse der Zug von Norden kommen; wenn dieser dann nach Jever weg sei, dann kämen wir an die Reihe. Also abwarten!

Um uns die Zeit zu vertreiben, verfallen wir schließlich auf die Idee, der Bahnhofrestauration einen Besuch abzustatten. Zweiter Klasse ist niemand, nicht einmal ein Ganymed oder eine Hebe. Aber dritter Klasse, da treffen wir einen schlanken Jüngling hinter dem Büffet. Bescheiden bitten wir um einen Genever — der Leser verzeihe das harte Wort —, aber auf was verfällt der Mensch nicht in der Verzweiflung! Es war auch nur ein kleiner für fünf Pfennige. Doch auch hier geht es wieder nicht ganz glatt ab. Der Schlanke schleudert den Nickelfünfer, den wir herauskriegen sollen, mit solcher Nonchalance in hohem Bogenschuß vor uns auf den Schenktisch, daß dadurch unsre stark ins Wanken geratne Stimmung auch nicht gerade gestützt oder gebessert wird.

Doch wie sagt der Ostfriese? 'T het al sen tid, man flofangen nit. Aber darum handelt sichs hier zum Glück nicht, sondern um den Zug aus Norden, und der kommt denn endlich auch wirklich an. Irgendwo muß Viehmarkt sein. Die Physiognomie der Leute, die da aussteigen, kommt mir, namentlich was den Schnitt der Nasen betrifft, gar nicht recht alt frei friesisch eingeboren vor. Eine Viertelstunde dauert der Viehmarktgästetrubel. Da erscheint endlich, mit dem Bewußtsein seiner Würde angethan, der Herr mit der roten Mütze auf der Bildfläche, winkt wichtig mit dem rechten Arm und sagt kurz und gebieterisch: Abläuten! Der Zug nach Jever mit Sems und Japhets Kindern saust ab.

Nun, denke ich, kann auch unsrer bald losgelassen werden. Sollte es der Leser inzwischen vergessen haben, so rufe ich es ihm ins Gedächtnis zurück, daß wir nach Norden unterwegs sind. Aber die nächsten fünf Minuten geschah nichts. Nach Verlauf dieser fünf Minuten aber erschien auf dem „Bahnsteig" eine Dame oder Frau, genug, ein weibliches Wesen in Hut und Mantel. So weit man das bei den Leuten hierzulande merken kann, schien sie einige Eile zu haben. Und in der That, sie hatte mit dem vor fünf Minuten abgegangnen Zug nach Jever fahren wollen.

Hier muß ich nun einen Augenblick in meiner Erzählung inne halten, lieber Leser, um dir zu versichern, daß das, was ich dir nun erzählen will, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit ist. Denke also nicht etwa, daß es nach Art der Geschichte von dem Briefträger ausgedacht sei. Schon daß ich die im Vorbeigehn hierher setze, muß dir dafür eine Bürgschaft sein. Es soll also einmal ein Briefträger die Gewohnheit gehabt haben, seinen Berufsweg eine Strecke mit der ostfriesischen Küstenbahn zurückzulegen, weil sein Freund, der Zugführer, ihn umsonst mitnahm. Eines Tages macht er aber Anstalten, den Weg zu Fuß zu gehn. „Nun, komm doch, steig ein!" rief ihm der Zugführer zu. „Nein, sagte der Briefträger, heute kann ich nicht mit euch fahren, heute muß ich marschieren, denn ich habe einen eiligen Brief!" Diese Geschichte ist gut erfunden, nicht wahr? Aber meine ist nicht erfunden, sondern wirklich geschehen. Die Dame also stand eine Zeit lang in der bekannten Verlegenheit da, die solchen Situationen eigen ist. Aber was war zu machen? Sie mußte sich davon überzeugen, daß sie den Zug versäumt hatte. Da tritt ein Bahnarbeiter zu ihr: So, na Jever wöllt Se? — Jo! — Hebb Se ok en Billet? — Nee! — Na 't sall wol ok so gan! — Darauf führt er sie über ein Geleise, stellt sie auf eine Art von „Bahnsteig," dreht sie mit dem Gesicht nach der Richtung, in der Jever liegt, und sagt gemütlich: So, nu lops man to! Sie läuft, und gar nicht einmal sehr eilig, und — hat wirklich den Zug noch ein-

geholt, um, wenn auch ohne Fahrkarte, einzusteigen. Und so ist sie in der That noch mitgekommen. Es kam ihr freilich zu statten, daß der so feierlich „abgeläutete“ Zug sich nachher noch en passant einige Güterwagen zusammenholte, die auch noch mit nach Jever sollten, aber dieser Umstand raubt hoffentlich meiner Geschichte nichts von ihrem Wert.

Noch immer also in Wittmund! Womit stärken wir unsre Geduld? Zum Glück erinnern wir uns noch rechtzeitig, daß Wittmund ja kein simples Dorf ist. Man kann das zwar in der Entfernung vom Bahnhof aus nicht merken, aber es ist uns, als ob wir in der ostfriesischen Geschichte hin und wieder auf den Namen gestoßen wären. Wir verfallen also aus lauter Ungeduld auf den Trost der Geschichte. Und richtig! Stand hier nicht auch eines Häuptlings Burg? Hauste hier nicht die Familie Kankena? Und trotzte nicht Balthasar von Esens dem Grafen Enno durch einen Fehdebrief, der mit den Worten begann: „Wir Balthasar, Herr zu Esens, Stedesdorf und Wittmund“? Trostreich freilich ist die Geschichte von Wittmund auch nicht gerade. Sie lehrt uns, daß es auch früher schon schlechte Menschen gab. Verriet doch ein Diener Tanne Kankenas seines Herrn Burg an den Feind. Und das that er, als er sines heren brod in sinem live hadde. O Wittmund! Wie froh sind wir, daß wir dich endlich verlassen dürfen.

Nach fünfviertelstündigem Hoffen und Harren fahren wir wieder. Natürlich fragen wir den neuen, preußischen Schaffner nach dem Grunde der unfreiwilligen Reisepause. Der suchte und fand ihn im — Fahrplan! Es sei dies ein ganz fahrplanmäßiger Aufenthalt gewesen, sagte er, und schien sich sehr zu verwundern über unsre Verwunderung, daß es solche Fahrpläne geben könne. Wir wagten den Einwand, daß durch das Fahrplanmäßige der Aufenthalt nicht eben vergnüglicher werde. Da fühlte er ein menschliches Rühren und versuchte uns zu trösten: Ja, wissen Sie, der Fahrplan kommt von oben! — So, von oben? — Ja, wenn ich ihn zu machen hätte — weiter kam er nicht, der Rest des Satzes wurde von der preußischen Disziplin hinuntergeschluckt.

Jedenfalls dampfen wir nun los. Natürlich immer noch mit der Hoffnung auf die mehrfach erwähnte Eisenbahnfahrgeschwindigkeit von sechzig Kilometern in der Stunde. Freilich ist diese Hoffnung schon so beschaffen, daß es uns eigentlich nicht mehr wundert, als wir mit immer größerer Gewißheit erkennen, daß wir „vorbeigehofft“ haben. Chausseegeschwindigkeit umfängt uns, das ist des Pudels Kern. Ganz langsam, sanft, sachte und allmählich ruckeln wir auf der Chaussee vorwärts. Wenn einer wenig Eile und die nötige Geduld hat, so hat übrigens solche Art zu reisen ihre Vorteile. Man bekommt einen viel bessern Eindruck von Land und Leuten. Ja es bleibt einem eigentlich gar nichts weiter übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und sich auf das Studium von Land und Leuten zu werfen.

Fangen wir also an. Welch ein friedliches Bild, dieser Bauernhof am Wege! Ein wahres Idyll! Die Leute feiern gerade ein ländliches Fest, ein Familienfest: sie schlachten ein Schwein. Wer da weiß, auf wie vertrautem Fuße der Landmann mit seinen Tieren steht, gleichsam auf du und du, der wird mich begreifen. Aber der Bauer hier, der mit den Händen in den Hosentaschen dem Schlachten zusieht, scheint frei von Sentimentalität zu sein. Er sieht recht behäbig aus, man sieht ihm an, daß, wenigstens was seinen Privatbedarf betrifft, das Einfuhrverbot amerikanischen Specks für ihn zu den akademischen Tagesfragen gehört.

Nach sieben bis acht Minuten halten wir zur Abwechslung wieder einmal still. Und dabei hatten es die zu Blersum noch gnädig gemacht und ihre rote Fahne nicht herausgesteckt, sodaß wir an dem weißen Pfahl ruhig vorüberfahren konnten. Dafür waren wir nun in Burhafe. Hier mußte freilich gehalten werden, denn es stiegen ordentlich Leute aus. Vier Männer, eine Frau und das Mädchen mit den roten Backen, das in Wittmund eingestiegen war, nachdem es mit wahrhaft ostfriesischer Geduld auf den Zug gewartet hatte. Ob es wohl die Tochter des Bauernhofes ist, der einst Burhafe den Namen gab? Denn daß Burhafe weiter nichts heißt, als Bauerhof, trotz der scheinbaren Hinneigung zu Bauerhafen, ist gewiß. Wollen doch die Gelehrten sogar das „hafe" in Marienhafe für „hof" erklären, obwohl das ja wirklich ein Hafen, wenn auch eigentlich nur ein Tief, Störtebekerischen Andenkens, gewesen ist. Dem sei, wie ihm wolle. Die Wangen des Mägdleins waren rot genug, daß die Annahme berechtigt erscheinen konnte, sie seien auf irgend einem Bauernhofe so rot geworden. Was mich die roten Backen einer ostfriesischen Bauerndirne angehn? Ja, in der Verzweiflung klammert man sich eben an alles, was den Geduldsfaden vorm Reißen bewahren kann. Und weil wir uns doch einmal Land und Leuten zugewandt haben, gehört etwa das Fräulein, denn Fräuleins sind ja heutzutage alle, nicht mit zu den Leuten? Ich berufe mich hier auf Franz von Löher. Der schreibt in seinem prächtigen Buche: „Griechische Küstenfahrten" etwa so: Daß ich viel von Frauen rede, ist erklärlich, denn sie bieten dem Reisenden nicht nur das interessanteste, sondern auch das lehrreichste Objekt der Beobachtung, weil sie Landesart und Landessitte am längsten und treusten festhalten. Sonst war in Burhafe nichts weiter los. Es wurden noch zwei Packete ausgeladen; der Briefbeutel war sehr dünn, er wird wohl höchstens die Zeitung für den Herrn Pastor enthalten haben. Sehr beunruhigte mich ein Eilgutfrachtbrief, der hier mit ausgeschifft wurde — ich erkannte ihn von weitem an der roten Farbe. Wer oder was mag wohl in Burhafe Eile haben?

Jedenfalls nicht das Macadamisiren der Feldwege. Es mag ein saures Stück Arbeit sein, sich bei Winterszeit durch einen dieser unergründlichen Wege hindurchzuarbeiten. Denn sobald man die Chaussee verlassen hat, scheint alles unergründlich zu sein. Hier könnte sich die Geschichte ereignet haben, die Doornkaat in seiner schalkhaften Art erzählt. Zur Illustration des landläufigen Sprichworts: Wen de bur nêt môt, rörd hê gên finn (Glied, Hand) of föt, sei unter andern die bekannte Anekdote von einem Bauern angeführt, der sich von seinem Knecht fahren läßt und, indem er bei dieser Gelegenheit auf einer schlecht unterhaltnen Wegstrecke fast umwirft und stecken bleibt, unmutig und erbost ausruft: 't is doch de schande werd, dat d'r nêt mêr an de wegen dân word, und als der Knecht ihm darauf verwundert antwortet: Man bûr! 't is je uns êgen weg, wâr wî up sünt, diesem ruhig erwidert: Dat ist all nêt glîk, den sult Amt uns d'r to dwingen, dat wî hum maken, fan sülfst sünt dat unse saken nêt. Ja ja, so ist der Bauer. De bûr is 'n bûr. Und das ist nicht nur in Ostfriesland so.

Inzwischen kommen wir, wenn auch langsam, doch allmählich weiter. Wahrhaftig, schon sind wir in Stedesdorf. Und merkst du auch, lieber Leser, wie wir nach und nach dem Schauplatz altfriesischer Geschichte näher kommen? Ist dirs nicht, als hörtest du von Krieg und Kriegsgeschrei, von Fehde, Seeräuberei und Blutvergießen? Zwar Stedesdorf selbst erweckt zunächst nur eine sehr friedliche Er-

innerung. Wir hören im Geiste Brautgeläute, sehn einen fröhlichen Hochzeitzug und ahnen ein reiches Heiratsgut und fette Erbschaft. Das Haus Cirksena ist, was Heiraten anlangt, im kleinen ebenso glücklich gewesen, wie das Haus Habsburg im großen. Nur daß es das hochfürstlich ostfriesische „Regierhaus," wie der treue Brenneisen immer sagt, nicht bloß mit Heiraten machte, sondern es sich auch manchen sauern Kampf kosten ließ, um es vom einfachen Hovetling in der Griet bis zum Reichsfürstenstande zu bringen. Doch um auf das Brautgeläute zurückzukommen, das ist der Foelke, des Wibet von Esens Tochter, zweimal erklungen. Zuerst als sie mit Omke von Stedesdorf zum Altar schritt. Als der gestorben war, und sie hatte nicht nur von ihrem Manne Stedesdorf, sondern auch von ihrem Vater Esens geerbt, da war sie eine begehrte Witwe, und Herr Ulrich Cirksena, der von seinem Bruder Edzard bereits das geerbt hatte, was dieser nicht nur von vornherein zu eigen besessen, sondern auch in zwei Ehen erheiratet hatte, Pilsum und Berum z. B., hatte nichts eiligeres zu thun, als diese reiche Erbin heimzuführen. Die Freude kann freilich nicht lange gedauert haben, denn wir wissen, daß hernach Ulrich seinerseits eine zweite Ehe einging, die für ihn und sein Haus noch vorteilhafter ausschlug als die erste. Er freite die mit Recht berühmte Theda aus dem Hause Ukena und legte damit nicht nur mit einem Schlage jahrzehntelange blutige Fehden bei, sondern erbte zugleich die ganze Macht und das Ansehn des alten Löwen Fokko Ukena, von dem noch heute Ostfriesland den Löwen im Wappen führt. „Eine gute Heirat spürt man sein Leben lang," sagt das Sprichwort.

Ehe wir nach Esens kommen, fahren wir auf einer schönen, großen, schnurgeraden Chaussee. Welch wehmütige Gedanken erwachen in uns bei diesem Anblick! An den Schwager denken wir, der diesen Weg wahrscheinlich noch mit Peitschenklang befährt. Wie oft schon habe ich mich nach einem solchen Schwager gesehnt, wie oft schon geseufzt: Ist kein Schwager da? Wie bald wird er ganz von der Bildfläche verschwunden sein! Es giebt eigentlich schon jetzt keinen richtigen Schwager mehr. Denn was heutzutage noch so auf dem Bock herumsitzt, ist lange nicht mehr die alte, kernfeste Art. Dem steht auch der schreckliche, vorsündflutliche Lackhut gar nicht mehr, der uns anmutet wie eine Merkwürdigkeit aus dem Reichspostmuseum, seitdem ihn halbwüchsige Burschen auf den schwachen Schultern sitzen haben, ihn, der einst bärtiger Angesichter Schmuck und Stolz war, und der mit ihnen und dem Mantel manchen Sturm erlebt hatte. Doch was soll die Wehmut? Ja, das ist es eben! Als der Schwager noch Mode war, da wußte mans nicht anders und erwartete es nicht anders, als daß alles hübsch langsam ging. Wer nicht dringende Geschäfte hatte, blieb eben zu Hause, und wer reisen mußte, richtete sich gleich auf längere Zeit ein, machte sein Testament, nahm zärtlich Abschied von Weib und Kind, befahl Leib und Seele dem Himmel und fuhr dann langsam in die weite Welt hinaus, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Man wußte es nicht anders und sehnte sich ebenso wenig nach größerer Schnelligkeit, als sich der Eskimo bei seiner Thranfunzel etwas von elektrischem Licht träumen läßt. Aber wir Kinder des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland und andern Kulturländern bilden uns ein, durch die gekaufte „Fahrkarte" ein Recht auf „Eisenbahnfahrgeschwindigkeit" erkauft zu haben. Daß wir uns aber damit im Irrtum befinden, wird uns heute gründlich bewiesen. Und das beste, was wir aus der Sache machen können, ist, daß wir uns diesen

Beweis hinter die Ohren schreiben. Denn wenn irgend etwas, so muß doch das zur Erhaltung unsrer freilich schon in den letzten Zügen liegenden Geduld beitragen.

Aber wo ist Esens? Es steht doch an dem Bahnhofsgebäude groß angeschrieben: Esens! Ach so, der Bahnhof liegt natürlich wieder eine Viertelstunde von der Stadt entfernt; wie konnten wir das nur einen Augenblick vergessen! Ich habe an diesem Orte einen guten Freund wohnen, der viel weiß. Den will ich doch gelegentlich einmal fragen, ob er weiß, warum hier auch wieder die Kirche ums Dorf herumgetragen ist? Ich fürchte nur, er wirds auch nicht wissen. Obs wohl die „oben" wissen, von denen der Fahrplan kommt? Obs überhaupt jemand weiß?

Zeit, über diese Frage nachzudenken, haben wir hier wieder genug. Aber da das doch aussichtslos ist, so denken wir lieber ein wenig an unsern Freund, den alten Junker Balthasar von Esens. Wie fröhlich und kampfeslustig hat der sich einst auf diesen nebligen Fluren herumgetummelt! Und wenn er auch sonst manchen Ärger in seinem ruhelosen Leben gehabt hat, über einen so abgelegnen Bahnhof brauchte er sich nicht aufzuregen. Übrigens scheint es, daß er sich den Korb, den er sich in Jever geholt hatte, nicht allzusehr anfechten ließ. Denn er hat zu Zeiten ganz Ostfriesland die Stirn geboten und zu Wasser und zu Lande viele Thaten gethan. Als ihn die Bremer 1540 in Esens belagerten, schlug eine Kanonenkugel in seine Schlafstube. Aber sie that ihm nichts, denn er war schon einige Stunden vorher gestorben. Beim Studium der ostfriesischen Geschichte aber ist es einem von da ab doch ordentlich wie eine Erleichterung, daß es nicht mehr immer und überall heißt: Balthasar hier, Balthasar da, Balthasar an allen Ecken und Enden!

Und so nehmen wir denn Abschied von diesem Hecht im ostfriesischen Karpfenteich und zugleich Abschied von Esens und fahren auf Fulkum los. Fulkum kann doch nichts andres bedeuten als Fulkoheim. Es geschieht ja nicht bloß hierzulande, daß die Ortsendung „heim" ausgesprochen wird wie ham, hem, hum, oder auch kurzweg um. Das oft gebrauchte ostfriesische Wort Hamrich, Hamrik, Hammerk heißt z. B. nichts andres als Heimmark, die heimatliche Grenze, Flur, Gemarkung. Ich fragte einst einen Eingebornen, ob er wohl wisse, was Hammrich hieße. Da sah er mich erst ganz verwundert an, daß ich das nicht wüßte, hernach wußte er es aber selber nicht. Überhaupt muß ich die Landsleute ten Doornkaat Koolmans hiermit anklagen, daß sie besser über seinen Genever als über sein herrliches ostfriesisches Wörterbuch Bescheid wissen. Ostfriesland muß stolz darauf sein, ein solches Werk zu besitzen. Ich wüßte keinen andern deutschen Volksstamm, dem ein ähnliches Buch beschieden wäre. Doch der Stolz allein genügt nicht diesem Buche gegenüber, es will auch studirt sein. „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein." Es sollte mich gar nicht wundern, zu hören, daß jemand Hammrich mit schinkenreich übersetzte, denn ham heißt holländisch Schinken, und je weiter die Erklärung hergeholt ist, desto einleuchtender ist sie ja vielen Leuten.

Manche freilich denken über dergleichen überhaupt nicht nach. Sie werfen Hochdeutsch und Niederdeutsch durch einander, wies gerade kommt, und ich glaube ganz sicher, daß die Geschichte von der Verwandlung des Familiennamens Blei in Pflaumenbaum wirklich passirt ist. Ein Mann hieß Blei. In der Zeit der Latinisirung vieler Namen nannte er sich Plumbum. Daraus

ward durch Mißverständnis des Sohnes: Plumbom. Dem Enkel in der Stadt war aber Plumbom zu vulgär, und so nannte er sich hochdeutsch: Pflaumenbaum. Leider kann ich mich hierbei nicht länger aufhalten, denn der Zug pfeift, und wir sind wirklich in Fulkum.

Wer der Fulko wohl gewesen sein mag, der hier sein Heim hatte? An den berühmten Kreuzprediger des vierten Kreuzzugs, Fulco von Neuilly, dürfen wir kaum denken, denn der wird wohl ein Franzose gewesen sein. Einen andern Fulko kenne ich aber nicht. Nun, wer er auch gewesen sein mag, jedesfalls thut ihm jetzt kein Zahn mehr weh. Wenn ich aber den Fulkumern des vierzehnten Jahrhunderts heute noch etwas wünschen darf, so wünsche ich ihnen, daß sie nie etwas mit Madame Foelke möchten zu thun gehabt haben, des Ocko ten Brook senior ehelicher Hausfrau, der die Geschichte den Ehrennamen „die Kwade“ beigelegt hat. Wie mag Ocko senior wohl mit ihr fertig geworden sein? Er war gewiß keiner von den ganz Furchtsamen, aber — doch lassen wir den Vorhang fallen vor den häuslichen Szenen, die sich da manchmal mögen abgespielt haben. Gewiß hat der Arme oft gedacht: Wäre ich doch nur bei der Königin Johanna in Neapel geblieben! Wäre ich nur den Schwestern nicht gefolgt, die da kamen, mich wider meinen Willen heimzuholen zu solchem Eheglück! Ik bin de Her! sä de Man, do satt he onder de disch! — das Sprichwort muß einer aufgebracht haben, der solch eine Foelke zur Frau hatte. Und doch hätte ich diese Dame, nach dem Erfolg zu schließen, immer noch lieber zur Frau als zur Schwiegermutter gehabt. Was muß jener Lütet von Nesse für eine löwenmäßige Courage gehabt haben, dieser Mutter Tochter zu heiraten! Es ist ihm freilich auch darnach bekommen. Wenn sich je einer durch Heirat in die Nesseln gesetzt hat, so war es dieser unglückselige Lütet von Nesse.

Wo waren wir doch gleich? Ach richtig, immer noch in Fulkum. Mußt dir Fulkum auch noch einen Augenblick gefallen lassen, lieber Leser. Denn es ist ja nicht, als ob es hier gar nichts zu sehen gäbe. Da ist erstens die Stelle, wo wir halten, denn Fulkum ist Haltestelle. Aber wir halten nicht nur so am weißen Pfahl mit der roten Fahne. Ein Bahnhof ist freilich auch nicht da: aber — denke dir, welch ein Stück Poesie des alten Postkutschwagens! — wir halten vor einem Wirtshause, und das Wirtshaus steht natürlich dicht neben der Kirche. Die Kirche von Fulkum aber steht auf einer kleinen Anhöhe, ob einer natürlichen oder künstlich aufgeworfnen, konnte ich trotz der geringen Eile nicht genau bestimmen. Sie zerfällt in zwei räumlich von einander getrennte Teile, der Glockenturm steht nämlich etwas abseits, und er sieht aus, als hätte sich ihn die kwade Foelke im Zorn oder in einer besonders kwaden Stunde ausgedacht, so vergrämt und verdrießlich und mißmutig schaut er drein. Die Kirche selbst ist ein noch ziemlich neuer, einfacher, aber würdiger, ja freundlicher und schmucker romanischer Bau, zu dem sich die Leute von Fulkum gratuliren können. Sie haben es offenbar mit einem wirklichen Baumeister zu thun gehabt. Wohl dem, der auf einen solchen trifft. Ich kenne neue Kirchen, bei deren Anblick einem die Haare zu Berge stehen.

Aber da leuchtet uns ja schon wieder eine rote Fahne entgegen: der Krug zu Roggenstede hat uns zu Ehren geflaggt. Wir unterbrechen also wieder unsre gemütliche Fahrt. Ach ja, recht gemütlich, nur etwas einsam, denn auf der ganzen Strecke begegnet uns keine lebende Seele, kein Wagen fährt, kein Handwerksbursche walzt die Landstraße ab, nicht einmal ein Jude auf dem

Viehhandel ist zu erblicken. Im Sommer mag wohl hie und da eine kleine Abwechslung geboten werden, wenn sich irgend eine dumme Kuh, ein unerfahrenes Rind oder ein harmloses Kälbchen dem Zuge in den Weg stellt und nicht weichen will. Da kommt dann wenigstens Spannung in die Situation, denn es muß doch ausgemacht werden, wer der Stärkere ist oder der Klügere. Aber jetzt, zur Winterszeit, welche Einsamkeit! Kaum daß ein vereinzelter Hammel sich anstrengt, die Landschaft zu beleben.

Aus Roggenstede hatten wir einmal eine Köchin. Und es war eine tüchtige, brave Köchin. Verzeih, lieber Leser, daß ich eine so häusliche Angelegenheit hier öffentlich zur Sprache bringe. Aber bei der Wichtigkeit der Köchinnenfrage, und weil uns die Eisenbahn so viel Zeit zum Nachdenken läßt, ist es wohl verzeihlich, daß wir auf solche Gedanken kommen. Also jene Köchin aus Roggenstede war gut, was um so lobender hervorgehoben werden muß, als es so wenig gute Köchinnen mehr giebt. Und da wären wir denn glücklich auf einem Gebiete, das uns Stoff zur Unterhaltung bieten könnte bis nach Norden und darüber hinaus: ja ein unabsehbares Feld der Unterhaltung eröffnet die Dienstbotenfrage vor unserm geistigen Auge. Ein Ozean von Kaffee und ein Aconcagua von Kuchen wird noch drauf gehen, ehe dieses Thema genügend besprochen ist. Ob es überhaupt jemals erschöpft werden wird? Und ob es überhaupt jemals gelingen wird, die Damen vom dienenden Stande mit ihrer Herrschaft und die Herrschaft einigermaßen mit den Dienstboten zufrieden zu machen?

Der Krüger zu Roggenstede scheint übrigens nicht viel Zuspruch zu haben, es sieht recht still und einsam bei ihm aus. Es wären ihm etliche solche Kunden zu wünschen, wie mein Kutscher auf dem Hochwald vor bald zwanzig Jahren einer war. Der fuhr, wenn er irgend konnte, nicht leicht an einem Wirtshause vorbei. Er schien zu denken, die Wirtshäuser wären ganz besonders für ihn an den Weg gebaut, und weil er ein so gutes Herz hatte, glaubte er sich der ihm dadurch auferlegten sittlichen Verpflichtung nicht entziehen zu dürfen. Daher kannte er alle Wirte weit und breit. Nun liegt da herum in der Nähe eine alte verfallene Burg, die jetzt Oberförsterei ist, Throneccken geheißen. Es geht die Sage, das sei die Burg des grimmen Hagen von Tronege gewesen. Andre behaupten zwar, die Burg Tronje habe im Wasgau gestanden, aber das ist ja nicht so weit davon. Also fahre ich eines schönen Tages mit einem Besuch nach der Burg und sage: „Da soll Hagen gewohnt haben.“ Da dreht sich Johann auf dem Bock herum und sagt: „Ei, der wohnt noch da, bei dem han ich schon manche Schoppe getrunke!“

Siehe da, da sind wir ja sanft weiter gegondelt bis nach Dornum. Ja, was soll ich von Dornum berichten? Wäre ich ein oberflächlicher Berichterstatter und ein Reisender von der Durchschnittsgattung, wie sie heutzutage überall Weg und Steg unsicher machen, um, wenn sie acht Tage in ein fremdes Land hineingerochen haben, gleich ein Buch darüber zu schreiben, dann würde ich — doch ich will es nachher sagen, was ich dann von Dornum sagen würde. Erst noch ein Wort von der modernen Art zu reisen. Da reist man heutzutage mit Stangen oder mit der „Augusta Viktoria.“ Heißt das reisen? Der Gedanke an eine Herde jener harmlosen Tiere, die von einem Leithammel in der Welt herumgeführt werden, liegt doch gar zu nahe. Das heißt doch nicht reisen, sich auf die landläufigen Sehenswürdigkeiten „programmmäßig“ mit der Nase stoßen zu lassen. Für mich heißt reisen meiner Nase nachgehn und

am Morgen nicht wissen, wo ich am Abend mein Haupt hinlegen werde. Das andre ist freilich bequemer. Aber wenn es sich bloß um die Bequemlichkeit handelt, dann ist es doch noch viel bequemer, zu Hause zu bleiben, wie es ja auch das sicherste, ja geradezu ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit ist, am Lande zu bleiben. Aber dann kann man ja nicht mitreden, und viele Leute reisen doch nur deshalb in der Welt herum, um mitreden zu können. Es giebt sogar Erdumsegler, die keinen andern Zweck haben; Globe-trotter nennt sie der Engländer. Diese sind imstande, durch die japanische Inland-See, also durch eine der herrlichsten Gegenden der ganzen Welt zu fahren, und dabei — Skat zu spielen. Hernach aber redet man mit, wenn über Japan geredet wird.

Aber Dornum? Beinahe hätte ich geschrieben: Dornum ist ein Ort, wo alle Leute die Hände in den Hosentaschen haben. Denn was das Auge hier von menschlichen Wesen erblickt, das nimmt ohne Ausnahme diese Stellung ein: der Hoteldiener, der Arbeiter, der Handelsmann und — nachdem er sich davon überzeugt hat, daß der Briefkasten am Bahnhofe leer ist — sogar der Briefträger, trotz seiner Uniform! Vier Männer neben einander aufgebaut, alle vier die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, wahrlich ein Bild zum Photographiren! Und hier weiß ich mich nun wirklich frei von Voreingenommenheit. Nein, wenns auch „per Blitzzug" geht, über diese unanständige Haltung werde ich mich immer empören. Es sieht gottsjämmerlich aus, Leute, denen Gott gerade Glieder hat wachsen lassen, so in sich selbst zusammengesunken, vornübergebeugt, als ob sie die Schwindsucht hätten, einherschlurren zu sehen, denn gehen kann man das doch nicht nennen, wenn sich einer fortbewegt, ohne die Füße von der Erde zu bringen. Hätte ein Fremder diese Schönheitsgalerie des Dornumer Bahnhofs gesehen, etwa ein Engländer — doch die stecken ja selber die Hände in die Hosentaschen. Also ein Franzose! Aber da kommen wir aus dem Regen in die Traufe; die thuns erst recht. Es scheint ein weitverbreiteter Unfug zu sein. Nur daß es bei den Franzosen, die die Taschen auf den Seiten an der Naht haben, lange nicht so häßlich aussieht, als bei den vier Dornumern, denen sie vorn auf dem Leibe sitzen. Da ich mir nun nicht einbilde, durch meinen Tadel irgend jemand diese Unart, die wahrscheinlich von den meisten ganz unbewußt geübt wird, abzugewöhnen, so richte ich wenigstens an alle deutschen Schneider, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, die dringende Bitte im Interesse des nationalen Anstands: Bringt, bitte, die Taschen möglichst weit nach hinten an! Ihr seid es, die noch am ehesten hier eine Änderung zum Bessern, Schönern, Anständigern herbeiführen können!

In dieser Hoffnung will ich den vier Männern von Dornum den gegebnen Anstoß verzeihen, umsomehr, als sie einen so beredten Fürsprecher bei mir haben. Sein Mund ist schon etliche hundert Jahre stumm, und doch spricht er laut und einnehmend für alles, was irgend etwas mit Dornum zu thun hat. Ich meine den ehrenfesten, treuen, frommen Junker Ulrich von Dornum. Der war der einzige aus der ganzen Harlinger Sippe, der dem „Regierhause" unwandelbare Treue hielt. Er mußte sich dafür von seinem saubern Bruder Hero Omken und von unserm Freunde, dem nicht minder saubern Balthasar, seinem Neffen, sein väterlich Erbteil und seine Güter vorenthalten lassen, aber darum ist er doch in seiner Treue „unentwegt" geblieben. Überall, wo es was Gutes und Rechtes galt, war er zu finden. Ein besonders großes Verdienst hat er sich um das Religionsgespräch zu Oldersum erworben.

Ehre deinem Andenken, Junker Ulrich! Ehre dir, Dornum, noch heute um seinetwillen!

Nachdem wir bei Westerende vorüber sind, kommen wir in einen regelrecht angelegten und wohlgepflegten Wald. Welch eine erquickende Abwechslung! Auch bemerken wir hier eine etwas beschleunigte Gangart unsers Dampfrosses. Woher kommt das? Von der Kälte kann es nicht kommen, denn es ist Mittag, und es wird eher etwas heller und wärmer. Auch ist das Dampfroß ja nicht der Leutnant, dessen Zivilwinterüberzieher sich von seinem Zivilsommerüberzieher nur durch die schärfere Gangart seines Trägers unterschied, auch nicht jener Student, der den Mangel eines Winterüberziehers durch stramme Haltung zu verdecken suchte. Wir müssen uns bemühn, die unverhoffte Beschleunigung anders zu erklären. Wahrscheinlich ist Norden nahe, und für die Einfahrt in den Bahnhof hat sich der Zugführer jenen pommerschen Rittergutsbesitzer zum Vorbilde genommen, der mit der Bahn nach Berlin wollte: Johann, Zugführer sagen, wenn nach Berlin kommen, schneidig vorfahren und scharf pariren! Aber nein — auch das ist es nicht. Denn wie wir aus dem Walde heraus sind und halten, ist es noch immer nicht Norden, sondern Hage.

Doch Hage lassen wir uns gefallen. Hier ist, was wir bei Sande vergeblich gesucht haben, Gegend, also Aussicht. Ein prachtvolles Schloß ragt aus hohen Bäumen empor, hinter einem Gehölz lugt ein hoher Kirchturm hervor, und in der Nähe dürfen wir gewiß auch die Lütetsburg vermuten. Die gehörte aber nicht jenem unglücklichen Schwiegersohn Lütet von Nesse, sondern ihr Erbauer und Besitzer war Lütet Manninga, derselbe, der in der Schlacht bei Bargebuhr gefallen ist und die schneidige Witwe hinterließ, die dem ebenfalls in der Schlacht verwundeten und in ihre Hände gefallnen Feinde Sibet Papinga von Rüstringen mit aller Gewalt an den Kragen wollte. Sibet erkaufte schließlich sein bischen Leben von ihr um teures Geld und vier silberne Achsennägel. Die erst so erbitterte Häuptlingsfrau ließ also schließlich mit sich reden, aber ein Höherer nicht. Der rief den Sibet ab aus einem unruhe- und wechselvollen Leben. Und doch wäre er daheim in Rüstringen, in seiner von den Hamburgern belagerten Sibetsburg noch so nötig gewesen!

Der letzte Manninga, Unico mit Namen, war gräflich ostfriesischer Drost in Emden zu der Zeit, als der achtzigjährige Orlog ausbrach; ein treuer Warner und Berater seines Herrn, wie die eindringlichen Briefe an ihn beweisen, die Brenneisen, wenn auch in ganz andrer Absicht, abgedruckt hat. Sein Schwiegersohn war Wilhelm von Inhausen und Kniephausen, sein Schwiegersohn und Erbe seiner Herrlichkeit. Auch eine gute Heirat, die er sein Leben lang gespürt hat, und die seinem Hause zu gute gekommen ist bis auf diesen Tag.

Wie gut ists doch, daß wir nicht schneller fahren! Denn nun haben wir, bis wir nach Norden kommen, gerade noch Zeit, an einen Kniephausen zu denken, den wir einen der edelsten Gestalten des ganzen dreißigjährigen Krieges nennen müssen. Das wolle nicht viel sagen, meinst du, denn unter den Blinden sei der Einäugige König? O nein, nicht nur vergleichsweise, sondern absolut war dieser Dodo von Kniephausen ein Mann, vor dem wir den Hut ziehen müssen: der eigentliche Gewinner der Schlacht bei Lützen, königlich schwedischer Feldmarschall, überzeugter, begeisterter Kämpfer für die Sache der Wahrheit, ein Held im Kriege und ein Freund des Friedens, eine Lichtgestalt in dunkler Zeit. Doch was reden wir? Wir können diesem Manne, der alles hatte, was

der Mann braucht, nur kein Glück, hier doch nicht das gebührende Denkmal setzen. Das ist zum Glück auch nicht mehr nötig. Ein andrer, besserer, berufenerer Mann hat das gethan in einem kürzlich erschienenen Buche, das hoffentlich nicht nur in Ostfriesland Leser finden wird. In Norden ist es erschienen.

Und siehe da: endlich erscheinen auch wir in Norden, d. h. zunächst auf dem Bahnhof. Aber nach allem, was wir glücklich überstanden haben, werden wir an dieser letzten Klippe hoffentlich nicht noch scheitern. Kommen wir über den Hund, kommen wir auch über den Schwanz. Mit einem Gefühl der Erleichterung steigen wir aus, froh, daß wir nicht noch Georgsheil, und was sonst noch alles für Schrecken dahinten auf den harmlosen Reisenden lauern, über uns ergehen lassen müssen.

Und nun wir am Ziele sind, nun die schrecklichen vier Stunden und einundzwanzig Minuten hinter uns liegen, da gewinnt wirklich wieder die sanftere Stimmung die Oberhand, und das Durchlebte erscheint wieder in milderm Lichte. Mag der freundliche Empfang in Norden sein Teil dazu beitragen, genug, beinahe reuen uns unsre Neckereien. Doch sei es drum! Alles was sich liebt, das neckt sich. Mutter, der Hannes will mich heiraten! — Hat er dir das gesagt? — Nein, gesagt hat er nichts, aber er hat mit der Peitsche nach mir geschlagen! — Dieses Bauernmädchen war eine feine Beobachterin des menschlichen Herzens. Der Hannes hätte sich nicht die Mühe genommen, mit der Peitsche nach ihr zu schlagen, wenn sie ihm gleichgiltig gewesen wäre. So kannst auch du dir, lieber Leser, leicht denken, daß ich den Tag und die Tinte nicht verbraucht hätte, dies niederzuschreiben, wenn ich das Land, durch das wir mit einander so langsam gefahren sind, nicht so herzlich lieb hätte. Es ist ja leider eine Erfahrung, die wir oft genug machen, daß der Mensch mit denen, die er am liebsten hat, und die ihm am nächsten stehen, am ungeduldigsten ist. So sieht es also fast nach einer Liebeserklärung aus, daß ich beinahe ungeduldig geworden wäre. Aber ich bins ja gar nicht geworden. Und so bitte ich denn zum Schluß nur noch um ein gutes Zeugnis in — der Geduld!

Litteratur

Das Stromgebiet der Sprache. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, W. Friedrich, 1892

Es ist schwer, diesem dritten und letzten Bande der philosophischen Darstellung Kleinpauls vom Leben der Sprache gerecht zu werden, so widerstreitende Gedanken und Gefühle erregt er. Aus den beiden ersten ist der selbständige Kopf des Verfassers und sein beredter Mund zur Genüge bekannt, auch der Zweck und die Art seines Werkes. Die „Sprache ohne Worte" hatte sozusagen eine Sprache fürs Auge, der zweite Band „Rätsel der Sprache" behandelt, wie sie sich dem von heute zurückschauenden aufdrängen; der vorliegende dritte betrachtet das Stromgebiet der Sprache von der Quelle aus, er „versetzt den Leser mit eins an den

Anfang aller Dinge, zum Urmenschen in den Urwald, unter die Whippoorwills der Indianer, zu denen (!) wilden, Wolfsschreie einübenden Wälsungen, in das tierische und animalische Leben selbst, spärlicher auf die heutigen Kultursprachen Rücksicht nehmend, bei den ersten Ansätzen, dem Stammeln der Vernunft verweilend und sie soweit bringend, daß sie laufen kann." „Was dem Menschen vorgeschwebt hat [welche fröhliche Sicherheit in diesem Indikativ!], wenn er seinen Feind anspuite und wie sich ihm daraus der Begriff des Feuers entwickelte — die geheime Analogie, die zwischen einem T und einer gespannten Saite, einem R und einem Ton (!), einem Zitterlaut und einem Strom, ja der Undulation des Lichts obwaltet — die dunkle Symbolik, die einst eine indogermanische Aspirata befähigte, Blickfeuer, Sternenblicke und das stille Wachstum der Pflanzenwelt [dieser Urmensch hat wahrhaftig das Gras wachsen hören] zu malen: das bedachte, belauschte ich andächtig." Es ist darnach kaum nötig, zu bemerken, daß der Verfasser die Sprache in ihren Anfängen als einen Reflex der Erscheinungen der Welt aus der menschlichen Empfindung durch das Medium des Sprechorgans ansieht. Darüber hat er auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen eine Menge hübscher Beobachtungen zusammengestellt, aus denen dann ein ganzes schimmerndes Gebäude von Etymologien emporwächst, schade nur, daß kein Stein mit notwendiger Sicherheit auf dem andern ruht und alles nur durch das lose Band der Möglichkeit verknüpft ist. Das hat der Verfasser auch selbst eingesehen; er glaubt aber doch wohl nicht im Ernste, seine Aufstellungen dadurch wahrscheinlicher zu machen, daß er alle Konsequenz in diesen ersten Ahmlauten und in ihrer Entwicklung zu Begriffsbezeichnungen leugnet.

Sprache ist Musik: das ist ein längst ausgesprochner Gedanke, von dem auch in diesem Buche viel die Rede ist. Unser Verfasser dreht ihn zur Abwechslung einmal herum: Musik ist Sprache. So nackt sagt er das zwar nicht, doch erklärt er die Musik für eine große Nachahmerin wie die Sprache und behauptet, der musikalische Genuß liege „für den Kenner gar nicht in der Schönheit der Töne, sondern in ihrer Ähnlichkeit." In ihren Anfängen müssen also Musik und Sprache identisch gewesen sein, und nur die Verschiedenheit zwischen menschlichem Sprechorgan und musikalischen Instrumenten und — die Ungleichmäßigkeit dieser Entwicklungen haben zu verschiednem Ende geführt. Wie Kleinpaul — er ist natürlich Programmmusiker vom reinsten Wasser — bei der Durchführung dieses Nachahmungsprinzips verfährt, zeigt seine Aufstellung von „vier Hauptstufen der musikalischen Imitation." Die erste, naivste sei die, daß man z. B. in einer Militärsymphonie Militärmusik nachmache, der Schluß der Neunten wird hierhergezogen als eine vollkommen „adäquate Darstellung" des gesungnen Schillerschen Liedes! Die zweite Stufe soll in der Nachahmung von menschlichen Lauten mit Hilfe musikalischer Instrumente bestehn, die dritte in der Nachahmung von Tier- und Vogelstimmen durch Instrumente und endlich die vierte und höchste — in der universellen Nachahmung der Naturlaute überhaupt! So verirrt sich Kleinpaul zuweilen! solche „Gedanken," die er „bei einigem Nachdenken" gefunden hat, ist er imstande, dem Leser vorzusetzen!

Der Verfasser hätte doch am Ende lieber nicht, wie er sich im Vorworte rühmt, beim Niederschreiben des Manuskripts mit der Druckerei um die Wette arbeiten sollen. Auch seine saloppe Darstellung gehört nicht zu einer gemeinverständlichen philosophischen Sprachbetrachtung. Ein verständiger Leser wird es nur mit Mühe fertig bringen, fünfhundert Seiten in diesem bald legeren, bald witzelnden Ton geschrieben zu lesen und sich dabei von den Einfällen und Launen

des Verfassers vom hundertsten ins tausendste werfen zu lassen. Sind wir es oder ist es Herr Dr. Kleinpaul, der hier die Bildung unsrer Nation verkennt?

Das ist es, was wir gegen das Buch auf dem Herzen haben. Als ein Vorzug muß es schon bezeichnet werden, daß der Verfasser auf dem Gebiete reiner Hypothese fast durchweg mögliches bietet, und ist bei unbeweisbaren Dingen nicht die unbestreitbare Möglichkeit das höchste, was überhaupt erreicht werden kann? Denn von zweien oder mehr Möglichkeiten eine um ihrer größern Wahrscheinlichkeit willen bevorzugen, das heißt ja doch schon die Grenze des sicher erreichbaren überschreiten.

Was seine Stellung zur „zünftigen" Wissenschaft betrifft, so macht Kleinpaul den Eindruck eines „Wilden." Man wird aber diesem „Wilden" zugestehn müssen, daß er auf seinem unsichern Gebiete oft mit einer Feinfühligkeit tastet, die verrät, wie innig er mit dem Leben der Sprache bis in ihr äußerstes Geäder vertraut ist, und daß er andrerseits ihren ganzen Körper von einer Höhe überschaut, die wir manchem von der Zunft wünschten.

Französische Königsgeschichten aus der Bourbonenzeit. Erzählt von Konrad Sturmhoefel. Leipzig, Otto Spamer, 1892

Für ein geschichtliches Werk, das reifern Schülern ein wichtiges, vom Unterricht oft nicht genügend behandeltes Kapitel vorführen will, klingt der Titel ziemlich bescheiden. Aber gerade für das bourbonische Königtum faßt er mehr in sich als anderswo. Denn nirgends ist das gesamte Staatsleben so unmittelbar an die Person des Herrschers und an das intime Hofgetriebe um ihn geknüpft gewesen wie im französischen Absolutismus. L'état c'est moi: Ludwig der Vierzehnte hatte ein Recht, dieses berüchtigte stolze Wort auszusprechen.

Der Verfasser giebt in frisch fließender Erzählung ein anschauliches Bild von der Entwicklung und dem Falle der Bourbonen. Er hat besonders den reichen Stoff der Memoiren- und Brieflitteratur jener Zeit mit Geschick verwendet, um den Leser mitten in die Ereignisse hineinzuversetzen. Daß er es an einer klaren Beurteilung der Schäden des Absolutismus und an nachdrücklicher Hinweisung auf sie nicht fehlen läßt, daß er den oft heikeln Stoff mit gesundem Takt bewältigt hat, läßt uns das Buch für seinen nächsten Zweck durchaus geeignet erscheinen. Wir können ihm aber auch den weitern Leserkreis wünschen, auf den der Verfasser bei der Niederschrift schließlich doch gehofft haben wird.

Die Bilder hätten wir der Verlagshandlung, abgesehn von einigen guten Zeitporträts wie dem des Blaise Pascal, Molières, Labruyeres, gern erlassen. Manche von ihnen erinnern doch gar zu sehr an die alte Spamersche Manier à la: „Friedrich von Schiller das Lied von der Glocke dichtend," und über solche Illustrationen sind doch jetzt wohl auch unsre Primaner hinaus.

Berichtigung. In Heft 33 haben wir eine Besprechung der Schrift von Petong über Wohlfahrtseinrichtungen in Dänemark gebracht. Leider ist dabei die Verlagsbuchhandlung falsch angegeben worden; es sollte nicht heißen: Bibliographisches Institut, sondern: Bibliographisches Bureau.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zur Unfallversicherung der Arbeiter

Von Ernst Kirchberg

In diesem Jahre hat die Gesetzgebung über die Unfallversicherung der Arbeiter eine siebenjährige Wirksamkeit hinter sich, und man kann wohl sagen, daß sie sich in dieser Zeit bewährt und den Erwartungen, die man auf sie gesetzt hatte, entsprochen hat. Während nach dem Haftpflichtgesetz ein im Betriebe verletzter Arbeiter nur dann Ansprüche auf Entschädigung machen konnte, wenn er ein Verschulden des Unternehmers oder seines Stellvertreters nachweisen konnte, was ihm in tausend Fällen noch nicht einmal möglich war, erstreckt sich die Entschädigungsverpflichtung nach dem Unfallversicherungsgesetze vom 6. Juli 1884 auf sämtliche Betriebsunfälle, gleichviel ob diese auf höhere Gewalt, auf Verschulden des Unternehmers oder auf Unachtsamkeit des Verletzten zurückzuführen sind. Zugleich ist die Versicherungspflicht nach und nach auf alle in Fabriken und in der Landwirtschaft, in Bergwerken und bei Bauten, bei den Eisenbahnen und bei der Schiffahrt beschäftigten Arbeiter ausgedehnt worden, und was das zu bedeuten hat, sieht man daraus, daß am Schlusse des Jahres 1890 die Zahl der Versicherten mehr als dreizehneinhalb Millionen betrug, daß vom Oktober 1885 bis Ende 1890 beinahe zweiundfünfzig Millionen, im Jahre 1890 allein zwanzig Millionen Mark an verletzte Arbeiter ausgezahlt worden sind und im letztgenannten Jahre für 42038 neue Unfälle Entschädigungen festzustellen waren.

Die Verwaltungskosten des Jahres 1890 haben sieben Millionen betragen, und zur Bildung von Reservefonds sind bisher beträchtliche Zuschläge zu den Entschädigungsbeträgen von den Mitgliedern der einzelnen Berufsgenossenschaften erhoben worden, im ersten Jahre Zuschläge von dreihundert, im

fünften noch von achtzig Prozent. Alles in allem haben für 1890 nahezu neununddreißig Millionen Mark von Beteiligten für Zwecke der Unfallversicherung aufgebracht werden müssen. Das sind gewaltige Lasten, die da den Arbeitgebern zum Wohle der Allgemeinheit auferlegt worden sind, wenigstens wenn man sie für sich betrachtet, und wenn man im Auge behält, daß sie für Industrie und Landwirtschaft eine neue bis dahin unbekannte Art von Steuern bedeuten. Und doch haben sich die Ausgaben in bescheidnen Grenzen gehalten, wenn man sie mit dem gezahlten Arbeitslohn vergleicht. Ein Tuchfabrikant z. B. hat im Jahre 1891 auf je tausend Mark Arbeitslohn, der in seiner Fabrik ausgezahlt wurde, nur einen Beitrag von sechs Mark zur Unfallversicherung beizusteuern gehabt; das ergiebt für zehn Mark Wochenlohn sechs Pfennige, einen Zuschlag, bei dem wohl die Befürchtung nicht aufkommen kann, daß unsre Industrie durch die Kosten der Unfallversicherung an Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande verlieren könnte. Die Ausgaben sind gering, wenn man sie mit der Zahl der versicherten Arbeiter und den an sie gezahlten Arbeitslöhnen vergleicht, noch weniger fallen sie ins Gewicht gegenüber den in Industrie und Landwirtschaft hervorgebrachten Werten, sie sind auch gering in Anbetracht des Segens, den sie verbreitet, der Unmasse von Sorge und Elend, die sie aus der Welt geschafft haben.

Aber nicht nur, daß für die alljährlich nach Tausenden zählenden Opfer der Industrie, die ihre gefahrbringende Beschäftigung an den Maschinen mit dem Leben, mit gebrochnen Gliedmaßen oder mit einer zerstörten Gesundheit bezahlen müssen, materiell Fürsorge getroffen worden ist, daß an Witwen und Waisen Getöteter, an Krüppel, Lahme und Sieche alljährlich viele Millionen Mark gezahlt werden, die Unfallversicherungsgesetzgebung hat auch für die ärmsten Bevölkerungsklassen, die, wenn nicht gerade der Tod vor der Thüre stand, nur selten ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen, eine zweite Wohlthat gebracht: eine geordnete Behandlung und Pflege in Krankheitsfällen. Die Ärzte haben dadurch, daß sie den Berufsgenossenschaften billigere Preise stellen, keinen Ausfall in ihren Einnahmen zu verzeichnen gehabt, sie haben durch sie zum großen Teil eine ganz neue Klasse von Patienten zugeführt erhalten, die der Unfallverletzten. Diese schleppten sich früher oft ihr Leben lang mit Gebrechen herum, die bei geeigneter Behandlung vollständig gehoben oder doch wesentlich gemildert worden wären. Sie selbst verfügten eben nicht über die Mittel und waren auch zu gleichgiltig, sich einer langwierigen und meist auch Willenskraft und Ausdauer erfordernden Kur zu unterwerfen. Und bei den sonst noch beteiligten, den Fabrikbesitzern, in deren Betrieb sich der Unfall ereignet hatte, und den Gemeinden, die die Erwerbsunfähigen zu unterstützen verpflichtet waren, reichte das Interesse für die Verletzten nicht über das zunächst gelegne hinaus. Die Fabrikbesitzer waren froh, wenn sie die verletzten Arbeiter durch eine kleine Barzahlung abgefunden hatten, die Gemeinden aber be-

lasteten lieber jahrelang ihr Armenbudget, als daß sie einmal eine größere Ausgabe für eine zweckentsprechende ärztliche Behandlung bewilligt hätten.

Anders heute. Die Berufsgenossenschaften, die jetzt die Entschädigungen zu zahlen haben, haben ein Interesse daran, daß die Folgen der Unfälle nach Möglichkeit gehoben oder beseitigt werden. Die Höhe der Entschädigungen richtet sich nach dem Grade der verbliebnen Erwerbsfähigkeit, und wenn diese im Laufe der Zeit gesteigert wird, kann nach dem Gesetz auch die jährliche Rente herabgesetzt werden. Ein verloren gegangnes Bein läßt sich freilich nicht wieder erneuern, und der Arbeiter, den dieser Verlust betroffen hat, wird Zeit seines Lebens die ihm zu Anfang bewilligte Rente zu beanspruchen haben. Aber andre geringfügigere Folgen von Unfällen, Schwäche im Arm, Steifheit der Hand oder einzelner Fingergelenke können durch Massage, durch Elektrizität, durch passive und aktive Bewegungen gemildert und vielfach beseitigt werden, eine Gelenkentzündung, wie sie sich oft nach äußern Verletzungen einstellt, kann, wenn sie vom Arzte richtig erkannt wird, auch in schwierigen Fällen in Kürze geheilt werden. Gute und kräftige Kost ist natürlich die Voraussetzung für den Erfolg jeder Heilung.

So sind den Berufsgenossenschaften die Wege vorgezeichnet, auf denen sie zum Teil auf eine Verminderung der Unfalllasten hinwirken können: eingehende ärztliche Behandlung der Verletzten, gute Pflege und Kost, und wo diese bei den Angehörigen nicht zu haben ist, Unterbringung im Krankenhause, für die Genesenden Schonung und bis zur Wiederaufnahme der Arbeit Gewährung des notwendigen Lebensunterhalts. Die Berufsgenossenschaften haben auch einsehen lernen, daß Freigebigkeit am richtigen Platze die größte Sparsamkeit für sie bedeutet, und leisten, was die Krankenbehandlung anlangt, ihr möglichstes. Nicht nur daß man den Verletzten den Arzt zur Seite stellt, so lange es irgend not thut, und daß man sie auf Wochen und Monate im Krankenhause verpflegen läßt, daß man für die Zwecke der Berufsgenossenschaften eigne Kranken- und Rekonvaleszentenhäuser errichtet, es werden auch kostspielige Kuren in Heilanstalten, Konsultationen bei medizinischen Autoritäten oft in entlegnen Universitätsstädten, selbst Badereisen nicht gescheut, wenn nur irgendwelche Aussicht vorhanden ist, daß dadurch die Erwerbsfähigkeit bei den Patienten wieder gehoben werden kann. Freuen wir uns dessen. Mag es auch in erster Linie die Rücksicht auf spätere Ersparnisse sein, was die Leiter der Berufsgenossenschaften zu ihrer Handlungsweise veranlaßt, immer wird durch das Bestreben, die verletzten Arbeiter wieder zu arbeitsfähigen und brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, den betroffnen und der Allgemeinheit ein größerer Dienst geleistet, als wenn man durch sie ohne Rücksicht auf die Möglichkeit einer Beseitigung oder Hebung ihrer Gebrechen die Zahl der Staatspensionäre über Gebühr vermehren würde.

Freilich wird den Berufsgenossenschaften -- und das ist bei Gelegenheit

der Etatsberatungen schon im Reichstage zur Sprache gekommen — mit Recht der Vorwurf gemacht, daß sie sich jede wenn auch noch so kleine Besserung in dem Befinden ihrer Rentenempfänger zu nutze machten, um die Renten herabzusetzen. In welchem Umfange solche Herabsetzungen vorgenommen worden sind, ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung. Es kamen bei sämtlichen Berufsgenossenschaften und staatlichen und kommunalen Aufsichtsbehörden

im Jahre 1889 auf	35619	Bescheide, durch die neue Renten festgestellt und abgelehnt wurden	19351	Abänderungsbescheide
„ „ 1890 „	50175		30385	„
„ „ 1891 „	62352		44071	„

Berücksichtigt man nun, daß ein endgiltiger Rentenfeststellungsbescheid fast immer erst nach Beendigung des Heilverfahrens erlassen wird, und daß nach der Entlassung aus der ärztlichen Behandlung eine Verschlimmerung des Leidens nur in seltnen Fällen eintritt, so folgt daraus, daß es sich in der Mehrzahl von Abänderungsbescheiden um Herabsetzungen, aber nicht um Erhöhungen der Rente handelt. Es fielen also im Jahre 1889 auf sieben Neufeststellungen nicht ganz vier Herabsetzungen, im Jahre 1891 auf drei Neufeststellungen schon mehr als zwei Herabsetzungen. Die Zahl der Herabsetzungen hat also im Verlaufe zweier Jahre bedeutend zugenommen.

Das Recht zur Herabsetzung von Renten ist den Berufsgenossenschaften im § 65 Absatz 1 des Unfallversicherungsgesetzes ausdrücklich zugestanden. Es heißt hier, daß eine anderweitige Feststellung der Entschädigung von Amts wegen erfolgen kann, wenn in den Verhältnissen, die für die erste Feststellung maßgebend gewesen sind, eine wesentliche Veränderung eingetreten ist. Maßgebend für die Höhe der ursprünglich bewilligten Rente sind nicht äußere Verhältnisse oder das Fehlen einer passenden Arbeitsgelegenheit, sondern nur der Grad der verbliebnen Erwerbsfähigkeit gewesen. Bei „wesentlicher Änderung der Verhältnisse“ wird es sich also nur um eine wesentliche Änderung der Erwerbsfähigkeit handeln können. Die Abschätzung der Erwerbsfähigkeit aber kommt in erster Linie dem in der Begutachtung von Unfallverletzten geübten Arzte als dem obersten Sachverständigen auf diesem Gebiete zu. Erklärt der Arzt, daß vielleicht die Beweglichkeit in einem oder mehreren Gelenken eines verletzt gewesenen Fingers zugenommen und daß sich infolge dessen auch die Erwerbsfähigkeit des Verletzten um fünf Prozent gehoben habe, so spricht er damit aus, daß eine wesentliche Änderung in den in Betracht kommenden Verhältnissen eingetreten sei, und den Berufsgenossenschaften kann man es nicht verargen, wenn sie auf Grund dieses Gutachtens die Rente entsprechend der um fünf Prozent gesteigerten Erwerbsfähigkeit um fünf Prozent herabsetzen. Sie sind durch das Gutachten des Sachverständigen gedeckt. Ja man wird es den Vorständen der Berufsgenossenschaften, die in erster Linie deren Interessen wahrzunehmen haben, nicht zum Vorwurfe machen können, wenn

sie nach Möglichkeit bestrebt sind, solche ärztliche Gutachten herbeizuführen, und zu diesem Zwecke die Verletzten einer fortgesetzten Kontrolle unterwerfen. Sie haben als treue Verwalter die Pflicht, in der Bewilligung der Renten nicht über das Maß hinauszugehn, das gesetzlich dafür vorgeschrieben ist, und es läßt sich auch nicht verkennen, daß sie gerade durch die Rentenherabsetzungen große Ersparnisse für ihre Berufsgenossenschaften herbeigeführt haben.

Es fragt sich nur, ob die Herabsetzungen, wenn sich auch vom gesetzlichen Standpunkte gegen ihre gegenwärtige Handhabung nichts einwenden läßt, auch immer der Billigkeit und den Interessen der Allgemeinheit entsprechen, und ob es nicht angebracht wäre, bei einer Revision des Gesetzes auch die Bestimmungen des § 65 abzuändern.

Drei Erwägungen verdienen hier Beachtung. Erstens können auch die Ärzte den Grad der verbliebnen Erwerbsfähigkeit immer nur schätzen, aber nicht genau wissenschaftlich abmessen. Auch die Ärzte können sich irren, und wenn auch Fälle, wie der kürzlich in den Zeitungen veröffentlichte, wo drei Ärzte einen Verletzten einstimmig für einen Simulanten gehalten hatten, und sich nun nach Jahren herausgestellt hat, daß er an traumatischer Neurose, einer durch äußere Verletzung hervorgerufnen schweren Nervenerkrankung leidet, zum Glück zu den Ausnahmen gehören, so fallen doch die Untersuchungen bei verschiednen Ärzten immer verschieden aus, und selbst für einen Arzt, der in der Abschätzung der Arbeitsfähigkeit von Unfallverletzten große Erfahrung hat, wird es schwer sein, zu entscheiden, ob ein Patient zu fünfzig oder sechzig, zu zwanzig oder fünfundzwanzig Prozent erwerbsfähig sei. Der Arzt kann vielleicht bei einer spätern Untersuchung gegen eine frühere eine kleine Besserung feststellen. Die Besserung liegt unzweifelhaft vor, und sie läßt sich auch vielleicht an sich mit einiger Sicherheit in Prozenten der vollen Erwerbsfähigkeit abschätzen. Aber ihr relatives Maß ist so klein, daß es noch innerhalb der Fehlergrenze liegt, innerhalb deren bei der ersten Untersuchung eine Unterscheidung nicht mehr möglich war. Vielleicht hat der Verletzte erst jetzt den Grad von Erwerbsfähigkeit erreicht, der damals irrtümlich etwas zu hoch gegriffen war. Also warte man doch lieber mit der Neufeststellung der Rente, bis die Besserung solche Fortschritte gemacht hat, daß man, ohne auf die Ergebnisse der frühern Untersuchung zurückgreifen zu müssen, zu wesentlich andern Ergebnissen als damals gelangt.

Schlimmer aber als die Herabsetzung der Rente selbst in den Fällen, wo sie nach dem Urteil des Arztes vorgenommen werden kann, ist, daß man bei dem Herabsetzungsverfahren nicht immer mit der nötigen Schonung zu Werke geht, namentlich da nicht, wo die Verwaltung zentralisirt ist und alles etwas schablonenhaft gehandhabt wird. Man versetze sich in die Lage eines solchen Verletzten, der aus der ärztlichen Behandlung einstweilen entlassen ist. Er bezieht eine kleine Rente von der Berufsgenossenschaft, hat vielleicht noch gar

keine Arbeit, jedenfalls deckt die Rente nicht den Ausfall am Arbeitsverdienst. Die Einnahmen sind geschmälert, mit der Krankheit aber sind die Ausgaben gewachsen. Die Ärzte haben schon vor Jahresfrist wenig Aussicht auf weitere Besserung gemacht, und möglicherweise hätten Erkundigungen bei dem frühern Arbeitsherrn, beim Vertrauensmann, beim Gemeindevorstand jetzt dasselbe ergeben. Aber der Kranke wird zum Arzte geschickt oder erhält dessen Besuch, und man weiß in der Familie, welchen Grund das hat, wenn auch nicht darauf besonders hingewiesen werden sollte. Was hilft es, wenn hernach doch von einer Rentenherabsetzung Abstand genommen wird und werden muß? für die Aufregung und die Angst, es möchte die geringe Rente, die ohnehin kaum zum nötigsten ausreicht, noch geschmälert werden, giebt es keine Entschädigung. Die Verletzten und ihre Angehörigen werden durch die fortgesetzten ärztlichen Untersuchungen und Rentenherabsetzungen in ewiger Unruhe und Aufregung erhalten, sie müssen bei einer Verstümmlung der Hand ordentlich in Sorge sein, wenn die Beweglichkeit in den verbliebnen drei bisher steifen Fingern etwas zuzunehmen beginnt. Ihr Verdienst bleibt deshalb einstweilen genau derselbe, aber — die Rente wird herabgesetzt.

Die Verletzten müssen ein solches Vorgehen als Unbilligkeit empfinden, und es ist nur zu natürlich, daß in den Arbeiterkreisen dadurch Unzufriedenheit geweckt wird. Es fragt sich, ob das die Ersparnis an Renten wert ist. Ich glaube kaum. Man wollte doch durch die Arbeiterversicherungsgesetzgebung Versöhnung in die Massen bringen. Also ändre man Gesetzesbestimmungen, die in ihrer Dehnbarkeit eher das Gegenteil hervorzurufen geeignet sind. Man bestimme, daß Herabsetzungen von Renten immer nur um mindestens ein Drittel ihres frühern Betrags und bei Renten von fünfzehn Prozent und weniger immer nur um fünf Prozent erfolgen können, und man wird allen billigen Anforderungen und Wünschen Rechnung getragen haben.

Die Berufsgenossenschaften aber brauchten nicht zu befürchten, daß durch diese kleine Beschränkung ihre Budgets allzu sehr belastet werden würden. Um ihre Ausgaben herabzuschrauben, stehn ihnen ganz andre Mittel zu Gebote, die viel kräftiger wirken und doch bisher wenig oder gar nicht ausgenutzt worden sind: die ihnen durch das Gesetz eingeräumten Rechte und Befugnisse auf dem Gebiete der Unfallverhütung.

Die Zusammenstellungen, die über die Rechnungsergebnisse der einzelnen Berufsgenossenschaften und Aufsichtsbehörden alljährlich auf dem Reichsversicherungsamte vorgenommen werden, haben die auffällige und sonderbare Erscheinung zu Tage gefördert, daß sich die Zahl der Unfälle, die in jedem Jahre angemeldet und entschädigt werden, seit dem Bestehen der Unfallversicherung verhältnismäßig nicht vermindert, sondern sogar etwas vermehrt hat.

Bei den industriellen Berufsgenossenschaften waren versichert im Jahre:

1886	3473435	Personen
1887	3861560	„
1888	4320663	„
1889	4742548	„
1890	4926672	„

Von diesen sind nach den eingegangnen Unfallanzeigen im Betriebe verletzt worden:

1886	92319	Personen,	d. h. je	26,91	von 1000	Versicherten
1887	105897	„	„ „	27,42	„ „	„
1888	121164	„	„ „	28,04	„ „	„
1889	139549	„	„ „	29,42	„ „	„
1890	149188	„	„ „	30,28	„ „	„

Entschädigungen wurden festgestellt für neue entschädigungspflichtig gewordne Unfälle:

1886	9723	d. h. für	2,83	Unfälle auf je 1000	Versicherte
1887	15970	„ „	4,14	„ „ „	„
1888	18809	„ „	4,35	„ „ „	„
1889	22340	„ „	4,71	„ „ „	„
1890	26408	„ „	5,36	„ „ „	„

Die Prozentsätze der gemeldeten wie der neu entschädigten Unfälle zeigen also von Jahr zu Jahr eine Steigerung. Das ist aber ein ungünstiges Zeichen. Es bedeutet, daß die Sicherheit in den Betrieben abgenommen hat, und daß die Unfallgefahr größer geworden ist.

In maßgebenden Kreisen mußte diese Thatsache mit Recht Bedenken erregen, man hatte alles andre für möglich gehalten, nur nicht, daß die Zahl der Unfälle eine Steigerung erfahren würde, und so hielt das Reichsversicherungsamt im Jahre 1891 bei den ihm unterstellten Verwaltungskörpern eine Umfrage, ob Gründe für diese Erscheinung zu ihrer Kenntnis gelangt seien.

Die Antworten lauteten, soweit solche überhaupt gegeben wurden, verschieden. Für die Zunahme der angemeldeten Unfälle wurde die verschärfte Kontrolle über die Anmeldung als Grund angeführt, und nicht mit Unrecht. In den ersten Jahren kamen kleinere, unbedeutendere Unfälle, die voraussichtlich keine längere Erwerbsunfähigkeit zur Folge haben würden, nicht regelmäßig zur Kenntnis der Genossenschaftsvorstände. Die Unternehmer fürchteten durch die Unfälle in Mißkredit zu kommen und meldeten vielfach nur da, wo die Meldung nicht zu umgehn war. Später machte man die Erfahrung, daß sich aus kleinen, anfangs ganz harmlos erscheinenden Verletzungen durch Vernachlässigung schwere, dauernde Erwerbsunfähigkeit bilden kann, daß es dann nach Wochen und Monaten oft unmöglich ist, sich in der Sache Klarheit zu verschaffen, wenn nicht gleich zu Anfang durch eine Untersuchung an Ort und Stelle der Hergang des Unfalls und die Art der Beschädigung festgestellt worden ist. Wenn Arbeiter außerhalb des Betriebes einen Schaden erlitten

hatten, so war ungerechtfertigten Ansprüchen Thür und Thor geöffnet, und das führte dazu, daß die Kontrolle der Genossenschaftsorgane verschärft wurde, der Unternehmer in der Anmeldung gewissenhafter wurde.

Über die Gründe für die Zunahme der zu entschädigenden Unfälle gingen die Ansichten weit aus einander. Die einen hatten auf die angespanntere Thätigkeit des Jahres 1890 in der Industrie und die dadurch veranlaßte Einstellung ungeübterer Arbeitskräfte hingewiesen. Die andern hatten darauf aufmerksam gemacht, daß die immer weiter fortschreitende Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinen eine größere Gefährlichkeit der Fabrikation mit sich führe, während in den Baugewerben die ständig wachsende Zahl der nicht vorgebildeten Unternehmer an der Vermehrung der Unfälle die Schuld tragen sollte. Auch die Genußsucht der Arbeiter und ihre dadurch hervorgerufene Schlaffheit wurde als Grund für einen großen Teil der Verletzungen angegeben. Eine Anzahl der Genossenschaftsorgane leugnete überhaupt eine Zunahme der Unfälle. Durch die wohlwollende Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts und der Schiedsgerichte und durch die immer größer werdende Vertrautheit der Arbeiter mit den Rechten, die sich aus dem Unfallversicherungsgesetz für sie ergeben, seien auch von Jahr zu Jahr mehr Ansprüche auf Schadenersatz erhoben worden, und zwar für Schäden, die früher und noch in den ersten Jahren nach Einführung der Gesetze gar nicht beachtet worden wären. Nicht die Zahl der Unfälle an sich, nur die Zahl solcher Unfälle, für die Entschädigung verlangt und zugestanden worden wäre, hätte eine Zunahme aufzuweisen gehabt.

Ich lasse dahingestellt, ob die letzte Annahme auf Thatsachen beruht. Ausgesprochen worden ist sie nur als Vermutung, den Beweis ist man schuldig geblieben. Wenn man aber berücksichtigt, daß meist noch heute über die Festsetzung der Renten dieselben Personen zu entscheiden haben wie in den ersten Jahren nach Einführung der Unfallversicherung, daß auch für die unbedeutendsten Verletzungen, sie nur eine erwiesene, wenn auch noch so kleine Erwerbsunfähigkeit zur Folge hatten, stets Entschädigungen bewilligt worden sind, und daß den des Gesetzes unkundigen Verletzten gleich zu Anfang die Arbeitsherrn und Mitarbeiter als Berater zur Seite gestanden haben, so kann diese vermehrte Erhebung von Entschädigungsansprüchen die Zahl der entschädigten Unfälle nur unwesentlich beeinflußt haben. Die Zunahme der Unfälle in den Betrieben bleibt also eine Thatsache.

Von den sonst zu ihrer Erklärung angeführten Ursachen ist nur einer eine allgemeinere Bedeutung zuzusprechen. Es ist richtig, daß durch die stetig zunehmende Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinen die Gefahr für die Arbeiter erhöht wird. Doch kann diese Umwälzung in der Industrie, da sie doch ganz allmählich vor sich geht, keineswegsallein die Zunahme der Unfälle erklären. Die Vermehrung nicht vorgebildeter Unternehmer ist nur für

das Bauhandwerk hervorgehoben worden, und die angespanntere Thätigkeit, die 1890 in größerm Maße als sonst eine Einstellung ungeübter Arbeitskräfte zur Folge gehabt haben soll, trifft nur für einige Industriezweige, für den Bergbau und die Maschinenindustrie zu, kann also für die Gesamtheit der Unfälle auch nicht zur Erklärung herangezogen werden. In den übrigen Gewerben, wie im Textilgewerbe, ist das Jahr 1890 ein sehr ungünstiges Geschäftsjahr gewesen und hat im Gegenteil zu vielfachen Arbeiterentlassungen geführt. Entlassen wird aber der schlechte Arbeiter, den geübten behält man. Der zuletzt angeführte Grund aber, die gesteigerte Genußsucht unter den Arbeitern und als Folge davon eine gewisse Schlaffheit bei der Arbeit, ist ganz hinfällig. Es mag sein, daß die Zusammenhäufung von Industriearbeitern in einzelnen Städten große Schattenseiten hat, daß die Verführung und Aufhetzung hier groß und daß Unlust und Unaufmerksamkeit bei der Arbeit oft darauf zurückzuführen sind. Aber man darf nicht nach den Ausnahmen urteilen. Wie der heutige Arbeiter aufgeklärter und gebildeter ist als der Geselle zur Zeit unsers Großvaters, so ist auch seine ganze Lebenshaltung eine bessere und verständigere geworden. Er mag sich Vergnügungen hingeben, die jener ihrer Kostspieligkeit wegen noch nicht gekannt hat, aber er wird im allgemeinen in höherm Grade bestrebt sein als jener, solche Genüsse zu vermeiden, die einen Nachteil für die Gesundheit mit sich führen könnten. Die allmähliche Verdrängung des Branntweins durch das Bier liefert dafür den besten Beweis.

Näher liegend als alle die Gründe, die von den verschiednen Berufsgenossenschaften angeführt worden sind, erscheint mir doch die Untersuchung der Frage, ob denn auch die Berufsgenossenschaften alles, was in ihren Kräften steht, gethan haben, um den Unfällen vorzubeugen, ob sie von den Befugnissen, die ihnen durch das Gesetz auf dem Gebiete der Unfallverhütung eingeräumt sind, den ausgedehntesten Gebrauch gemacht haben. Und diese Frage möchte ich verneinen.

Nach § 78 des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 sind die Genossenschaften befugt, für den Umfang des Genossenschaftsbezirks oder für bestimmte Industriezweige oder Betriebsarten oder bestimmt abzugrenzende Bezirke Vorschriften zu erlassen: 1. über die von den Mitgliedern zur Verhütung von Unfällen in ihren Betrieben zu treffenden Einrichtungen und 2. über das in den Betrieben von den Versicherten zur Verhütung von Unfällen zu beobachtende Verhalten. Sie haben das Recht, die Nichtbeobachtung dieser Vorschriften bei den Unternehmern durch Einschätzung ihres Betriebes in eine höhere Gefahrenklasse, ja durch Zuschläge bis zum doppelten Betrage ihres Jahresbeitrags, bei den versicherten Arbeitern zum Besten der Krankenkassen durch Geldstrafen bis zu sechs Mark zu ahnden. Die Überwachung der Betriebe mit Bezug auf die Beobachtung dieser Vorschriften aber können sie nach § 82 des Gesetzes durch Beauftragte vornehmen lassen, am besten Techniker

von Beruf, die eigens für die Revision der Betriebe angestellt und bezahlt werden.

Daß im allgemeinen die Berufsgenossenschaften wohl bestrebt gewesen sind, die Unfallverhütung mit in den Kreis ihrer Wirksamkeit zu ziehen, ergiebt sich aus der Thatsache, daß bis zum Jahre 1891 unter den dem Reichsversicherungsamt unterstellten ältern gewerblichen Berufsgenossenschaften 51, d. h. 86 Prozent, eigne Unfallverhütungsvorschriften erlassen hatten, während vier weitere mit Ausarbeitung solcher Vorschriften beschäftigt waren. Auch sind im Jahre 1891 von den gewerblichen Berufsgenossenschaften zur Revision von Betrieben 146 Beauftragte dauernd oder vorübergehend verwendet gewesen, und der Jahresabschluß der gewerblichen Berufsgenossenschaften für das Jahr 1890 weist für Überwachung der Betriebe, für Kosten bei Erlaß von Unfallverhütungsvorschriften, für Prämien zur Rettung von Verunglückten und für Abwendung von Unfällen einen Ausgabeposten von 340000 Mark auf. Aber damit ist noch nicht genug, noch lange nicht genug geschehen.

Das erste Erfordernis für ein ersprießliches Vorgehen auf dem Gebiete der Unfallverhütung ist die Ausarbeitung zweckmäßiger und möglichst eingehender, das ganze Arbeitsgebiet der betreffenden Berufsgenossenschaft umfassender Unfallverhütungsvorschriften. Denn diese haben, wenn sie durch das Reichsversicherungsamt genehmigt sind, die unbeschränkte Giltigkeit von Polizeimaßregeln. Die Mitglieder der Genossenschaft und die versicherten Arbeiter müssen sich ihnen unterwerfen, im andern Falle werden ihnen Zuschläge zu den gewöhnlichen Beiträgen oder Ordnungsstrafen auferlegt. Zuschläge jedoch bis zur doppelten Höhe des Jahresbeitrags können empfindlich genug wirken, um die Unternehmer zu veranlassen, allen billigen Anforderungen der Berufsgenossenschaften Rechnung zu tragen. Je eingehender aber die Unfallverhütungsvorschriften sind, je mehr sie die besondern Verhältnisse des einzelnen Betriebes berücksichtigen, eine um so größere Macht ist durch sie den Genossenschaftsvorständen den Unternehmern gegenüber in die Hände gelegt, desto mehr wird ihnen die Aufgabe erleichtert, dafür zu sorgen, daß die Betriebseinrichtungen und Arbeitsbedingungen in den Fabriken allmählich besser werden, daß die Zahl der Verletzungen abnimmt und die Unfallasten für die Berufsgenossenschaften sich verringern.

Gewiß sind einzelne Berufsgenossenschaften nach Kräften bestrebt gewesen, auf diesem Gebiete tüchtiges zu leisten und Vorschriften ausarbeiten zu lassen, die auch weitgehende Ansprüche befriedigen können. Beweis dafür ist das Lob, das auf dem letzten Berufsgenossenschaftstage in Hamburg der Präsident des Reichsversicherungsamts der jüngsten der gewerblichen Berufsgenossenschaften, der Seeberufsgenossenschaft, gespendet hat: „sie beweise durch die von ihr getroffnen und noch geplanten Maßregeln, wie gern sie bereit sei, selbst

über das hinauszugehen, was das Gesetz ihr vorschreibe; insbesondre habe sie durch ihre vortrefflichen Unfallverhütungsvorschriften einen Weg betreten, der allen zum Heile gereiche, durch Vorschriften, die auch das Interesse des Kaisers erregt hätten, sodaß er, der Präsident, kürzlich die Ehre gehabt habe, sie mit einigen andern ähnlichen Vorschriften dem Kaiser zu überreichen." Auch sonst giebt es noch Berufsgenossenschaften, die hier ersprießliches geleistet haben, und wie die Unfallverhütung immer allgemeiner als dankbares und die aufgewandte Mühe reichlich vergeltendes Arbeitsfeld in das Programm der Berufsgenossenschaften aufgenommen wird, ergiebt sich daraus, daß der Verband der deutschen Berufsgenossenschaften eine eigne Kommission eingesetzt hat zur Ausarbeitung von Normalunfallverhütungsvorschriften für gleichartige Gefahren in den verschiednen Berufszweigen.

Dennoch ist die Thatsache nicht hinwegzuleugnen, daß nicht gleichmäßig gearbeitet worden ist, daß einzelne Berufsgenossenschaften noch gar nichts, andre bisher nur herzlich wenig gethan haben. Auch unter den ältern 59 gewerblichen Berufsgenossenschaften, deren Bestehen in diesem Herbst größtenteils schon sieben Jahre zurückreicht, haben verschiedne noch gar keine Unfallverhütungsvorschriften erlassen. Andre haben wohl Vorschriften, aber solche, die vielleicht in wenigen Stunden am grünen Tisch, aber nicht nach einem gründlichen Studium an Ort und Stelle, in den Fabriken und Arbeitssälen entstanden sind. Mir sind Unfallverhütungsvorschriften bekannt, die nichts weiter enthalten als ganz allgemeine Bestimmungen, des Inhalts, daß die Arbeitsräume, Treppen und Flure erleuchtet sein müssen, daß die Fußboden in einem guten Zustande zu erhalten, die Treppen mit einem Geländer zu versehen, Kanäle und Wasserläufe zu verdecken sind, Kraftmaschinen in besondern Räumen aufgestellt oder doch eingefriedigt, Triebwerke nach Möglichkeit umkleidet, Arbeitsmaschinen, wo es angeht, mit Schutzvorrichtungen versehen sein müssen, daß das Reinigen der Maschinen während des Betriebes verboten ist und dergleichen — also ganz allgemein gehaltne Vorschriften, die nicht nur auf jede Gewerbeart der betreffenden Berufsgenossenschaften, sondern auf die ganze Industrie in gleicher Weise Anwendung finden könnten. Und doch umfassen diese Berufsgenossenschaften vielleicht eine ganze Anzahl grundverschiedner Gewerbegruppen. Hier haben wir Hand-, dort Maschinenarbeit. In dieser Gruppe finden wir vorzugsweise Maschinen der einen, in jener einer andern Art. Die Maschinen derselben Gruppe werden alle Ähnlichkeit mit einander haben, die einen, neuern Ursprungs, werden aus andern ältern Maschinen durch allmähliche Verbesserungen entstanden sein. Hier wird durch eine Schutzvorrichtung die Gefährlichkeit einer ältern Maschine vermindert sein, dort wird der schnellere Gang, die Vergrößerung der Maschinenteile die Gefahr gesteigert haben.

Da giebt es auf dem Gebiete der Unfallverhütung unendlich viel zu thun.

Bald wird man zusehen müssen, die große Gefährlichkeit einer ältern Maschine durch eine geeignete Vorrichtung zu verringern, bald wird es sich darum handeln, den schneller arbeitenden, neuern Maschinen durch technische Hilfsmittel die Sicherheit der ältern Bauart wiederzugeben. In jedem Falle aber bedarf es des Eingehens auf die verschiednen Arbeitsgebiete, bedarf es der Vorschriften nicht für Maschinen im allgemeinen, sondern für die Maschinen der einzelnen Betriebsarten. Nur so wird man erreichen, daß altes, unbrauchbares allmählich durch neues, besseres ersetzt wird, und daß bei allen Neukonstruktionen neben der Ersparnis für die Produktion auch immer die Frage der Betriebssicherheit gleich von Anfang an berücksichtigt wird.

Es muß von allen Berufsgenossenschaften dahin gestrebt werden, die Unfallverhütungsvorschriften den verschiednen Gewerbzweigen soweit als nur irgend möglich anzupassen. Die Unternehmer, die ihren Verpflichtungen nachkommen und sich die Betriebssicherheit in ihren Fabriken angelegen sein lassen, brauchen nicht zu befürchten, daß sie sich dadurch einer zu weit gehenden polizeilichen Bevormundung von oben herab aussetzen. Man wird sich bei der Auswahl der Schutzvorrichtungen und der Anordnungen, die für die Sicherheit des Betriebes erforderlich scheinen, nur an das halten, was man vorfindet und was sich bereits bewährt hat. Man wird von den Einrichtungen ausgehn, die in den bessern Fabriken derselben Art allgemein gebräuchlich sind, sich bei Vorkehrungen, die für die Sicherheit wünschenswert scheinen, aber noch nicht allgemein eingeführt sind, auf eine Empfehlung beschränken und wesentliche Forderungen nur an die Unternehmer stellen, die mit ihren veralteten Fabriken oder infolge sonstiger Mängel im Betriebe fortgesetzt eine hohe Unfallziffer aufzuweisen haben und so die Berufsgenossenschaft über Gebühr belasten. Und selbst hier wird man mit der nötigen Schonung vorgehn. Man wird einen Unternehmer nicht zwingen, seine alte, vielleicht verschuldete Fabrik abzureißen und durch eine neue zu ersetzen. Man wird billigerweise nur das von ihm verlangen, was er bei seinen Mitteln und einigem guten Willen zu leisten imstande ist. Höchstens daß man einen kleinen Zuschlag zum Beitrage erheben wird, um für die höhern Unfallasten wenigstens teilweise eine Entschädigung zu haben.

Natürlich wird man sich nicht damit begnügen können, die Unfallverhütungsvorschriften auf dem Papier zu haben, man wird auch dafür Sorge tragen müssen, daß sie befolgt werden, und so wird man Beauftragte anzustellen haben, die die Fabriken einer fortgesetzten Kontrolle unterziehen. Die Kosten, die solche Ämter verursachen, dürfen die Berufsgenossenschaften nicht abschrecken, sie machen sich bezahlt, wenn man nur bei der Anstellung der Beamten die richtige Auswahl trifft. Tüchtige und umsichtige Techniker finden bei den Berufsgenossenschaften ein weites und dankbares Feld für die Bethätigung ihrer Fähigkeiten, ein Arbeitsfeld, das mit der bloßen Revision der

Betriebe durchaus nicht abgeschlossen zu sein braucht. Die Revisoren haben die verschiedensten Fabriken zu besuchen gehabt, sie haben Gelegenheit gehabt, Maschinen für dieselben Fabrikationszwecke von ganz abweichendem Bau mit einander zu vergleichen, sie haben hier eine Schutzvorrichtung gesehen, die im ganzen vorzüglich war und nur eine kleine Unvollkommenheit hatte, an einer andern ähnlichen Vorrichtung, die vielleicht ganz andern Zwecken diente, haben sie diese Unvollkommenheit beseitigt gefunden. Die Mannichfaltigkeit dessen, was sie zu sehen bekommen, schärft ihren Blick und schützt sie andrerseits vor Einseitigkeit und Überschätzung des einzelnen. So bilden sie sich allmählich zu gründlichen Kennern und Sachverständigen aus, von denen die Genossenschaftsvorstände Anregung zu neuen Verbesserungen und bei geplanten Maßnahmen auf dem Gebiete der Unfallverhütung Rat und Unterstützung erwarten dürfen.

Unfallverhütungsvorschriften und Aufsichtsbeamte sollten in keiner Berufsgenossenschaft fehlen. Vorläufig aber fehlen sie noch an vielen Stellen, und es wird wohl auch noch lange Zeit vergehen, bis sie überall zu finden sein werden. Aber auch diese Zeit braucht bei dem nötigen Willen nicht ohne Nutzen für die Unfallverhütung zu verstreichen. Man kann nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen vieles auch ohne Unfallverhütungsvorschriften und Aufsichtsbeamte erreichen.

Die Handhabe dazu bietet der § 28 des Gesetzes. Es heißt da im letzten Abschnitte: „Die Genossenschaftsversammlung kann den Unternehmern nach Maßgabe der in ihren Betrieben vorgekommenen Unfälle für die nächste Periode Zuschläge auflegen oder Nachlässe bewilligen.“ Also man verzeichne die einzelnen Unfälle und die durch sie verursachten Kosten für die einzelnen Betriebe und vergleiche sie mit den gezahlten Beiträgen. In den Beiträgen stecken noch Verwaltungskosten und Zuschläge zum Reservefonds, die Entschädigungen aber werden im Durchschnitt einen ganz bestimmten Prozentsatz der Beiträge ausmachen. Wird dieser Prozentsatz im Einzelfalle überschritten, so sind mehr Unfallkosten zu zahlen gewesen, als im Durchschnitt auf die übrigen Unternehmer fallen. Handelt es sich dazu um einen größern Betrieb mit mehreren hundert Arbeitern, und ist das Mißverhältnis zwischen den wirklichen und den mittlern Unfallkosten groß, so wird man mit Sicherheit annehmen können, daß die Betriebssicherheit hier geringer ist als in den andern Betrieben der gleichen Art. Geht man auf die Zahl der Unfälle zurück, so wird man dies bestätigt finden, und man wird auf Grund dieser Thatsache berechtigt sein, eine Erhöhung des Beitrags eintreten zu lassen, auch ohne die Ursache der höhern Betriebsunsicherheit zu kennen. Bei guten sonstigen Einrichtungen der Fabrik werden dann sicherlich entweder zu viel jugendliche, ungeübte Arbeiter eingestellt sein, oder es wird eine zu lange Ausdehnung der Arbeitszeit, Mangel an dem genügenden Aufsichtspersonal oder ähnliches vorliegen. Eine Ursache wird die hohe Betriebsgefahr schon haben. Es kann

wohl einmal Zufall sein, wenn in kleinern Betrieben vielleicht im Zeitraum eines Jahres zwei oder drei Unfälle vorkommen, in einem größern Betriebe von tausend oder mehr Arbeitern aber werden die Unfälle schon mit einer gewissen Regelmäßigkeit erfolgen, vom Zufall wird man vielleicht noch in dieser oder jener Abteilung, nicht aber im ganzen Betriebe sprechen können.

Schwieriger ist es natürlich, sich über die Sicherheit kleinerer Betriebe nach kürzerer Beobachtungszeit ein Urteil zu verschaffen. Doch wird man sich auch hier in einer großen Zahl von Fällen helfen können, wenn man neben den entschädigten Unfällen alle gemeldeten Unfälle ins Auge faßt, also auch die, die in drei, vier Tagen, jedesfalls aber innerhalb der dreizehnwöchentlichen Karenzzeit geheilt worden sind. Da es sich hier um eine weit größere Zahl von Beobachtungen handelt, wird man bald auch für kleinere Fabriken mit Sicherheit herausfinden, wo Zuschläge zu den gewöhnlichen Beiträgen am Platze sind.

Die Zuschläge sollen nicht nur die Berufsgenossenschaften zu einem Teil für die höhern Kosten entschädigen, die ihnen aus schlecht eingerichteten und geleiteten Betrieben erwachsen, sie haben auch einen erzieherischen Zweck, und dieser wird in den meisten Fällen erreicht werden. Das eigne Interesse wird die Unternehmer nach solchen Zuschlagszahlungen schon dahin bringen, in der Überwachung ihrer Betriebe die peinlichste Sorgfalt eintreten zu lassen und alles zu vermeiden, was eine Erhöhung der Unfallgefahr herbeiführen könnte. Vielleicht bedurfte es hie und da auch nur eines Anstoßes, um gewisse Mängel in den Betriebseinrichtungen zu beseitigen, die als solche schon vorher bekannt waren.

Auf einen Übelstand, dem sicher abzuhelfen ist, und der zahllose Unfälle zur Folge hat, möchte ich noch besonders aufmerksam machen: auf das Putzen und Reinigen der Maschinen während des Ganges. Man sehe nur einmal die Unfallanzeigen durch, die tagtäglich bei einer Berufsgenossenschaft einlaufen, und man wird sich überzeugen, wie viel hier gesündigt wird, wie viele und schwere Unfälle diese nicht auszurottende Unsitte verursacht. Es ist immer die alte Geschichte. Hier war Staub und Schmutz zwischen die Maschine gekommen, man versuchte ihn mit einem Lappen während des Ganges zu entfernen, der Lappen wurde vom Räderwerk erfaßt, die Hand mit hineingezogen. Dort war ein Flocken Wolle in die Räder geraten, man wollte ihn mit den Fingern wieder erfassen, hatte sie nicht schnell genug weggezogen, und die Finger wurden gequetscht. Das Reinigen der Maschinen während des Ganges ist nach der Fabrikordnung untersagt, hie und da wird auch eine Arbeiterin bei einem gelindern Unfall mit einer Geldstrafe belegt. Aber es hilft nichts, es wird weiter geputzt, und die Unfälle nehmen ihren Fortgang.

Es verleiten auch zu viele Umstände dazu, die Maschine nicht jeder Kleinigkeit wegen auszurücken! Hier ist die Maschine schwer abzustellen, man ist vielleicht noch nicht recht darauf eingeübt und möchte sich auch nicht erst zu diesem Zweck an eine Mitarbeiterin wenden. In jedem Falle erfordert das Abstellen und das

Wiedereinrücken der Maschine Zeit, und Zeit bedeutet Geld. Bis die Maschine wieder in Gang gesetzt ist, kann das Webeschiffchen schon so und so oft hin und her geflogen, können schon so und so viele Stempelabdrücke gefertigt sein, und man arbeitet auf Akkord. Der Lohn richtet sich nach der Länge des abgelieferten Gewebes, nach der Anzahl der gestempelten Bogen, und der Unternehmer billigt wohl gar entgegen der Fabrikordnung dieses unvorschriftsmäßige Reinigen der Maschinen. Die Mitarbeiter putzen ständig während des Ganges, die Arbeiterin hat das täglich vor Augen, ohne daß ihres Wissens ein Unfall geschehen ist, hundertmal ist es ihr selbst geglückt. Sie greift nach der Wolle, die gerade jetzt wieder von unten herauf an ihr vorüberkommt, und das Unglück ist geschehen, sie hat die Unvorsichtigkeit mit dem Verluste von zwei Fingergliedern zu büßen, wenn sie nicht noch härter gestraft wird.

Hier gehe man von seiten der Genossenschaftsvorstände entschieden vor. Das Putzen der Maschinen während des Ganges hat zu viele Unfälle zur Folge, als daß man nicht mit allen Mitteln dahin streben müßte, es auszurotten. Man lege eben auch den Unternehmern, nicht nur den Arbeitern, im Wiederholungsfalle Strafen auf. Die ständige Gefahr stumpft freilich ab und führt zur Sorglosigkeit. Man sorge aber für handliche und wenig zeitraubende Vorrichtungen zum Ausrücken und Einrücken der Maschinen, dann werden sich die Arbeiter schon daran gewöhnen, von ihnen Gebrauch zu machen, ebenso wie sie dahin gebracht werden müssen, beim Auflegen der Transmissionen sich geeigneter Auflegestangen zu bedienen. Würde bei allen Verrichtungen immer mit der nötigen Vorsicht und Umsicht verfahren, so würde die Zahl der Unfälle weit geringer sein, und die dafür zu zahlenden Entschädigungskosten würden nicht mehr die unverhältnismäßige Zunahme aufzuweisen haben wie in den letzten Jahren.

Die Genossenschaftsvorstände müssen der Unfallverhütung ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden und am richtigen Platze auch Strenge walten lassen. Wenn sich sämtliche Berufsgenossenschaften dazu verstehen könnten, eingehende Unfallverhütungsvorschriften zu erlassen und zur Beaufsichtigung der Betriebe die erforderliche Zahl von Revisoren anzustellen, ihre Mühen und Kosten würden reichlich belohnt werden. Der pekuniäre Erfolg wäre weit größer als der bei den Rentenherabsetzungen. Der moralische Erfolg aber wäre noch höher anzuschlagen.

Bisher ist das Hauptbestreben der Berufsgenossenschaften darauf gerichtet gewesen, die Arbeiter, die in ihrem Berufe verunglückt waren, durch geeignete ärztliche Behandlung nach Möglichkeit wieder gesund und erwerbsfähig zu machen. Eine der Kultur und Gesittung aber noch würdigere Aufgabe wäre es, dafür zu sorgen, daß es gar nicht erst zur Verletzung käme, die Einrichtungen in den Fabriken so zu verbessern, daß Unglücksfälle nicht, wie heute leider noch, die Regel, sondern die Ausnahme bildeten.

Die Judenfrage eine ethische Frage

Von Leopold Caro

(Schluß)

Ich gebe zu — und ich setze mich damit gern den Angriffen der erklärten Antisemiten aus —, daß sich unter ihnen viele dunkle Ehrenmänner befinden, die die Sache bloß als Geschäft betreiben, und die selbst ebenso wenig wert sind, wie die schlechten Juden, die sie angreifen. Aber das beweist noch nicht, daß sie Unrecht hätten. Der italienische Abgeordnete Imbriani hat einmal die denkwürdigen Worte gesprochen: „Ich bin gar nichts, was ich sage, ist alles.“ Die Juden ändern an der Sache nichts, wenn sie ihren Gegnern ad personam alles mögliche Böse nachweisen, wie sie auch nichts daran ändern, wenn sie noch so viele Namen berühmter Männer anführen, die sie der deutschen Wissenschaft und Litteratur geliefert haben. Ich halte Heine auch für ein großes dichterisches Talent, wenn er mir auch als Mensch nicht sympathisch ist, ich erkenne auch die Bedeutung eines Spinoza, eines Mendelssohn, eines Lassalle und Marx an*) — aber das alles beweist nicht, daß das jüdische Spekulanten- und Wuchterertum ruhig weiter fortbestehn dürfe!

Schließlich wird in der Diskussion gesagt, der Anteil der Juden an Mord und andern gewaltthätigen Verbrechen sei bei weitem geringer als der der Christen, und dies wiege ihren größern Anteil an Verbrechen aus Gewinnsucht auf; wer anders denke, halte den Mord wohl für ein geringeres Verbrechen als den Betrug, und das sei eben Geschmackssache. Für mich bedeutet eine solche Antwort ein Herumgehn um Thatsachen, denen man doch mit Mut und Wahrheitsliebe ins Gesicht sehn sollte. Anstatt die ganze Strenge des Gesetzes gegen den Verbrecher anzurufen — schon um mit ihm nicht in einen

---

*) Merkwürdigerweise haben alle diese großen Geister die richtige Meinung von dem Judentum gehabt. Ich will hier bloß anführen, was Karl Marx, der am häufigsten genannt wird, darüber sagt: „Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld.“ Lassalle, Lasker, Naquet haben unablässig gegen die jüdische Korruption gekämpft. Angesichts dieser Thatsachen sollten doch die Juden vorsichtiger sein mit dem Pochen auf hervorragende Männer, die nichts mit ihnen gemein haben wollten.

Topf geworfen zu werden —, weist man auf einen andern hin und sagt, der andre sei noch schlechter. Gesetzt, es wäre wirklich so, so bewiese dies doch wieder nicht das geringste. Wenn man übrigens nicht mit relativen, sondern mit absoluten Zahlen operirte, so würde man sich leicht überzeugen, daß die Zahl der Mörder im Verhältnis zur Zahl der Betrüger und Schwindler aller Art verschwindend klein ist und infolge dessen auch die erstern für das Gemeinwesen viel weniger gefährlich sind als die letztern. Jeder von uns, die anständigen Juden wieder nicht ausgenommen, kann bezeugen, daß er schon oft übervorteilt und beschwindelt worden ist beim Warenkauf, beim Geldwechsel, bei Börsengeschäften u. s. w.; ermordet aber wird wohl erst ein Mensch auf hunderttausende. Die Ausbeutung in allen Formen ist daher eine allgemeine Gefahr, der Kampf dagegen eine Bedingung der Selbsterhaltung. Gegen die Mörder reichen unsre Gesetze aus, die Betrüger und Schwindler vermögen sie noch lange nicht alle zu fassen.

Wenn die Antisemiten den Atheismus und das Weltbürgertum des modernen Judentums sehen, wenn sie die Kampfesweise betrachten, die nicht nur ihren rohen Wutausbrüchen, was ja verzeihlich wäre, sondern auch ihren öffentlich vorgebrachten Argumenten gilt, dann ist es doch kein Wunder, daß sie von einer „goldnen Internationale“ reden, daß sie die Guten und die Schlechten zusammenwerfen, weil die Guten durch ihre Schwäche und ihre Beschönigungsversuche den Schlechten in die Hand arbeiten, ja wenn sie schließlich darauf verfallen, eine Austreibung aller Juden aus dem Lande zu fordern.

So stark ich auch im Einklang mit dem christlichen Sittengesetz jedes Ausnahmegesetz gegen eine Klasse von Menschen verurteile und verabscheue, so muß ich doch bekennen, daß ich gleich stark jede Beschönigung und Verteidigung des Lasters mißbillige und verachte. Wenn die Juden nicht von den jüdischen Schwindlern lassen wollten, weil diese desselben Glaubens mit ihnen sind und derselben Rasse angehören, dann bliebe wahrlich nichts weiter übrig, als die Schlechten und Schwachen unter ihnen samt und sonders aus dem Lande zu jagen. Aber so liegen die Dinge doch glücklicherweise nicht. Außer den hervorragenden Talenten haben die Juden, was mehr wiegt, doch auch eine große Zahl solcher hervorgebracht, die zwar nur Durchschnittsmenschen, aber doch tüchtige Charaktere waren, und die z. B. in den Kämpfen von 1848 für die Nationen, denen sie sich angeschlossen hatten, Gut und Leben wagten; außerdem eine große Zahl der edelsten Menschenfreunde und der ehrlichsten Leute in jedem Berufe. Diese Juden, die die öffentliche Schule, die Gleichberechtigung, die Teilnahme am politischen Leben der Gegenwart zu verdienstvollen Bürgern gemacht hat, weil sie Gottesglauben und Nationalitätsgefühl besaßen, bieten doch Gewähr für eine beßre Zukunft, sie lassen hoffen, daß die Juden ihre Rasseneigentümlichkeiten niederkämpfen und sich der modernen Gesittung anbequemen werden, ohne daß es zu Ausnahmegesetzen und Austreibungen zu

kommen braucht. Nur muß dieser Prozeß rascher als bisher vor sich gehn, wenn dem Antisemitismus mit Erfolg begegnet werden soll.

Die jüdische Empfindlichkeit, die sich überall sofort zeigt, wenn irgendwo über jüdische Schwindler geschimpft wird, muß unbedingt aufhören, man muß die Ansicht aufgeben, daß es Ehrenpflicht jedes Juden sei, seine Glaubensgenossen den Christen gegenüber zu verteidigen, auch wenn sie Schurken sind. Während dem Juden gestattet wird, über christliche Mörder oder Diebe zu schimpfen, wird in der jüdischen Presse sofort Lärm geschlagen, wenn einem jüdischen Bankier oder Gewehrfabrikanten Schwindel vorgeworfen wird. Zeigt sich dann, daß der Mann wirklich schuldig war, so wenden die Juden wohl ein, daß man nicht verallgemeinern dürfe, daß jeder Schluß aus dem Einzelfall auf das allgemeine unlogisch und übereilt sei, und darin haben sie ja natürlich Recht. Aber sie stören selbst diesen Ideengang, indem sie von vornherein für den Glaubensgenossen eintreten, anstatt den Beschuldigten einfach den Gerichten zu überlassen, mit andern Worten, indem sie jede Privatsache zu einer öffentlichen Angelegenheit aufbauschen, sowie einer der Beteiligten ein Jude war. Wenn ein Christ beleidigt wird, so ist das natürlich seine Sache; wird aber einem Juden ein Haar gekrümmt, so stößt die gesamte jüdische Presse einen Schrei der Entrüstung aus. Diese Empfindlichkeit verhindert zugleich jede sachliche Erörterung und macht jede Verständigung unmöglich. Einen krassen Beweis von dieser Empfindlichkeit liefert die Wucherfrage. Als im Jahre 1887 der Verein für Sozialpolitik, der die hervorragendsten und tüchtigsten Nationalökonomen der Gegenwart zu seinen Mitgliedern zählt und über den Vorwurf des Antisemitismus gewiß erhaben ist, auf Grund eines im Jahre 1886 ausgesandten Fragebogens einen Sammelband über den Wucher auf dem Lande veröffentlichte, worin eine Reihe der haarsträubendsten Einzelheiten mitgeteilt wurde, hatte die jüdische Presse nichts eiligeres zu thun, als die Ergebnisse dieser Forschungen anzuzweifeln, ja geradezu zu leugnen, daß es überhaupt Wucher auf dem Lande gebe. Es hätte nur noch die Behauptung gefehlt, daß die Dorfjuden in Wahrheit die Wohlthäter und Freunde der Bauern seien, und daß sich die Bauern gar keine Änderung ihrer Lage wünschten. Ja selbst diese Behauptung wurde von einem jungen Adepten der Staatswissenschaften, wenn auch in verblümter Form, vorgebracht. Dieses beharrliche Leugnen muß unbedingt endlich aufgegeben werden.

Doch damit wäre erst eine Verständigung angebahnt, aber die Judenfrage noch lange nicht gelöst. Die ehrliche jüdische wie die ehrliche antisemitische Presse muß es als ihre Aufgabe betrachten, das gemeinschädliche Treiben der Börsenspekulanten, der Wucherer und des käuflichen Preßbengeltums rücksichtslos ans Licht zu ziehn und, wenn auch mit Ausschluß persönlicher Denunziationen, an den Pranger zu stellen.

Wenn die Juden so den Kampf gegen die Korruption und Ausbeutung

nicht nur nicht verwerfen und verleumden, sondern sich selbst daran beteiligen, so wird darin der beste Beweis ihres Patriotismus liegen, sie werden durch die That beweisen, daß sie keine Kosmopoliten sind, keine geheime Internationale bilden, sondern daß ihnen an dem Wohle des Staats und an ihren christlichen Mitbürgern mehr liegt, als an ihren unehrlichen Glaubensgenossen. Aber dies ist nur möglich, wenn die Juden ihren flachen, selbstsüchtigen Materialismus aufgeben und sich nicht durch hohle Worte oder Phrasen, sondern durch Handlungen zur Religion bekennen, wenn nicht zur jüdischen Religion, die sie selbst am stärksten im geheimen bespötteln, so doch mindestens zum Deismus. Ist dies einmal geschehn, dann wird Erziehung und thatsächliche Gleichberechtigung die sittlichen Grundlagen der als wahr erkannten Religion befestigen, und List und Schlauheit werden der Hingebung und Treue Platz machen.

Doch man wird einwenden: das ist ein weiter Weg, und bis Religion und Erziehung Rasseneigentümlichkeiten und geschichtliche Überlieferungen zurückgedrängt und überwunden haben, kann es noch lange währen, und die Börsenwirtschaft und das Wucherwesen wird inzwischen immer weitere Kreise ziehn, wenn sich die Gesellschaft nicht mit aller Macht dagegen zur Wehr setzt.

Deshalb erachte ich eine Revision des bürgerlichen, des Handels- und des Strafgesetzbuchs für notwendig, dergestalt, daß Ausbeutung möglichst verhindert, der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit von Leistung und Gegenleistung im Verkehr möglichst verwirklicht, jede Übervorteilung strenger als bisher geahndet werde.

Ich halte es z. B. für notwendig, jede Übervorteilung beim Viehkauf, bei der Viehleihe, beim Grund- und Bodenwucher, beim Viktualien- und Getreidehandel, im Pfandleih- und Rückkaufsgeschäfte, desgleichen die alle Tage vorkommenden Steuerhinterziehungen unter das allgemeine Strafgesetz zu stellen. Eine nähere Ausführung dieses Gedankens werde ich an andrer Stelle zu geben versuchen. Aber damit halte ich die notwendigen Reformen noch lange nicht für erschöpft. So erscheint mir noch die Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit, die Einführung eines den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragenden Anerbenrechtes und obligater, nicht fakultativer Heimstätten, eine Organisation des landwirtschaftlichen Kredits im großen Stile mit Staatshilfe ersprießlich, ja für die Gesundung der ländlichen Verhältnisse geradezu notwendig. Schon jetzt ist ja, während die Härte der Strafen in den modernen Gesetzbüchern im allgemeinen abnimmt, die Richtung unverkennbar, in allen Formen der Übervorteilung, vor allen aber des Wuchers, die Strafe zu verschärfen. Man vergleiche nur die betreffenden Bestimmungen des preußischen Landrechts mit § 263 des Strafgesetzbuchs vom 14. April 1851, für Frankreich das Gesetz von 1807 mit der Novelle von 1850, für Österreich das Theresianische und Josephinische Gesetz mit dem Wucherpatent von 1803 und alle diese Gesetze

mit den Wuchergesetzen der Neuzeit: für Deutschland vom 24. Mai 1880, für Österreichs zwei Kronländer vom 19. Juli 1877, und für ganz Österreich vom 28. Mai 1881. Es gilt nur, diese Richtung noch allgemeiner als bisher zu verfolgen, die Strafen für Wucher wie die für Betrug, betrügerischen Bankrott, Veruntreuung, Verkauf gefälschter Nahrungsmittel u. s. w. noch zu verschärfen und in der Praxis nicht eine ungeziemende Milde walten zu lassen, die gerade bei diesen Verbrechen häufig unter das Strafminimum herabgeht, sondern die Sicherheit des Verkehrs, dessen Schutz doch sonst das Ziel aller bürgerlichen Gesetzgebung ist, energisch zu verteidigen. Mit jeder Verurteilung müssen hohe Vermögensstrafen und Ehrverlust verbunden werden.

Aber auch zur Deportation verurteilter Verbrecher müßte man endlich greifen.

Der berühmte italienische Rechtslehrer Garofalo verlangt mit Recht Reinigung der Gesellschaft von gemeinschädlichen Menschen, die „Selektion," und er geht mit Rücksicht auf die Erblichkeit so weit, zu verlangen, daß man die Verbrecher der Fortpflanzungsfähigkeit beraube, damit ihre Nachkommen ihre niedrigen Antriebe nicht erben und so ihre Zahl in der Gesellschaft nicht wachse. Es fällt mir nicht ein, die Annahme dieses Grundsatzes zu empfehlen, ich beschränke mich darauf, zu behaupten, daß es nur recht und billig sei, wenn der Verbrecher, namentlich der, von dem die Wiederholung seines Verbrechens zu befürchten ist — und dies ist z. B. bei Wucher, Betrug und betrügerischem Bankrott immer der Fall —, seinem „Wirkungskreis" unbedingt entzogen werde. Der verurteilte Dorfwucherer dürfte nicht mehr in dem Dorfe, der verurteilte Börsenspekulant nicht mehr in der Stadt bleiben, wo er seine Opfer gefunden hat. Das österreichische Wuchergesetz von 1881 hat bereits einen Anlauf zu dieser Maßregel genommen, indem es mit der Verurteilung die „Ortsabschaffung" — wenn auch nur fakultativ — verbunden hat. Aber der Wucherer darf überhaupt nicht mehr im Lande bleiben, weil sonst zu befürchten steht, daß ihm die bloße Ortsausweisung mehr Nutzen als Schaden bringen werde, indem er einfach ein andres Dorf oder eine andre Stadt aufsucht und sein nichtswürdiges Treiben dort von vorn beginnt. Jüdische wie christliche Wucherer, Betrüger, Schwindler aller Art sollten über den Ozean geschafft werden und zur Bevölkerung des schwarzen Erdteils beitragen. Das wird ihrem Vaterlande und auch denen unter ihnen, die dem Klima zu trotzen vermögen, oder doch ihren Nachkommen gewiß zum Segen gereichen. Sie werden den Wert der Arbeit und deren sittlichen Einfluß an sich selbst erproben, und der Glaube an Gott, die Liebe für ihre Nation wird in ihre öde Herzen wieder einziehn. Australien war lange Zeit nichts andres als eine Verbrecherkolonie Englands, und die Nachkommen dieser Verbrecher sind heute mindestens ebenso ehrlich, wie die Leute in andern Erdteilen. Wer an den Grundvesten des Staates rüttelt, darf keinen Anteil an den Wohl-

thaten beanspruchen, die allein für die Staatsangehörigen bestimmt sind. Er hört auf, Bürger zu sein und darf expatriirt werden, mit größerm Rechte, als dies durch das deutsche Gesetz vom 4. Mai 1874 gegenüber den katholischen Geistlichen gestattet und 1888 gegenüber den Sozialisten durch den Bundesrat wenigstens beabsichtigt worden war. Hier ist ja aber nicht einmal von Expatriirung, sondern nur von Deportation verurteilter Verbrecher die Rede.

Hand in Hand mit diesen einschneidenden Reformen aber muß noch etwas andres gehn: es muß verhütet werden, daß die kleinen Vermögen durch das große Börsenkapital „mittels organisirter Spielkuppelei," wie Schäffle sagt, vernichtet werden. Dem Aktienschwindel und dem faulen Gründungswesen muß endlich einmal das Handwerk gelegt werden. Wenn es im Interesse der Gesamtheit ist, daß die Börsengeschäfte, die in kurzen Zeiträumen die gewaltigsten Eigentumsverschiebungen hervorrufen können, auf die Börsenmänner und protokollirten Kaufleute beschränkt bleiben, wenn anerkannt wird, daß es gemeinschädlich ist, wenn kleine Beamte, Handwerker, Köchinnen, Pensionäre, Diener u. s. w. ihre sauer ersparten paar Groschen zum Bankier oder Börsenagenten tragen und diesem gestatten, damit zu spekuliren, so wage man ja nicht, jene Spitzbuben, die dem leichtgläubigen Publikum das Geld aus den Taschen locken, mit Phrasen wie „Popularisirung der Spekulation," „Demokratisirung der Börse" u. a. m. zu verteidigen. Im Gegenteil, man bestehe darauf, daß Makler und Agenten nur im Namen von protokollirten Kaufleuten, die allenfalls von der Sache etwas verstehen, Börsenaufträge annehmen und ausführen; alle von andern Personen herrührenden Aufträge müssen als null und nichtig angesehn, Geschäfte, die für solche Personen abgeschlossen worden sind, aufgehoben und der Kontrahent, der in gutem Glauben gehandelt hat, vom Makler entschädigt werden. Es müßte einfach — sit venia verbo — eine Einschränkung der Börsenfähigkeit beschlossen werden, wie eine Einschränkung der Wechselfähigkeit schon seit geraumer Zeit infolge der von den Dorfwucherern angerichteten Verheerungen von wohlunterrichteter Seite befürwortet wird.

Soll aber ein solches Gesetz auch wirksam sein, so muß der Börsenoligarchie ihr feiler Bundesgenosse, die Presse, entzogen werden. Die politische Tagespresse dürfte entweder gar keine ausführlichen Börsenberichte und Annoncen von Spekulationsbanken bringen — dies wäre den Fachzeitungen zu überlassen —, oder sie müßte auch für ihre Berichte und den dadurch hervorgerufnen Schaden verantwortlich gemacht werden. Es giebt kein natürliches Interesse der Gesamtbevölkerung für die Börse, das künstliche Interesse wird durch spaltenlange Reklamen und Annoncen, die mit „Beteiligungen" und Aktien splendid bezahlt werden, wachgerufen und erhalten. Die Gesamtbevölkerung versteht nichts von den hunderten von Werten, die an der Börse ge-

handelt werden, sie stürzt sich blind in die Spekulation in dem Vertrauen auf die Versicherungen der Zeitung oder auf die Beteuerungen der Bauernfänger im Inseratenteile. An der See erscheint es uns notwendig, Räume für Nichtschwimmer abzugrenzen, in denen sie ruhig baden können; im wirtschaftlichen Leben hält man keine Veranstaltung von nöten, den großen Heringszug zurückzustauen, der, mit den Worten Schäffles zu sprechen, geradeswegs in den aufgesperrten Walfischrachen der Geldoligarchie hineinrennt.

Natürlich wird jener Teil der liberalen Presse, der sein Haupteinkommen seiner „Fühlung" mit den Börsenkreisen verdankt, meinen Standpunkt mit der „wirtschaftlichen Freiheit" und andern aus der manchesterlichen Rumpelkammer hervorgeholten Phrasen bekämpfen. Gegen einen zweiten Vorschlag aber wird er beim besten Willen auch nicht eine Phrase einwenden können.

„Wer sich zu einem Amt, zu einer Kunst, zu einem Gewerbe oder Handwerke öffentlich bekennt, oder wer ohne Not freiwillig ein Geschäft übernimmt, dessen Ausführung einige Kunstkenntnisse oder einen nicht gewöhnlichen Fleiß erfordert, giebt dadurch zu erkennen, daß er sich den notwendigen Fleiß und die erforderlichen, nicht gewöhnlichen Kenntnisse zutraue; er muß daher den Mangel derselben vertreten." So sagt das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch in § 1299, und ähnliche Grundsätze finden sich in den deutschen Gesetzen und im Code Napoléon. Nun haben sich ja die Zeitungen öffentlich zu der Kunst bekannt, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu enträtseln, und das Amt übernommen, dem Publikum darüber Aufschluß zu geben, und fürwahr ohne Not, freiwillig das Geschäft auf sich geladen, die Gesamtbevölkerung über die Vorgänge an der Börse zu unterrichten. Wenn also dieselben Zeitungen, die die hierzu erforderlichen, nicht gewöhnlichen Kenntnisse besitzen müssen, durch Empfehlung von Schwindelwerten oder Unterlassung der nötigen Kritik thatsächlichen Schaden anrichten, so müssen sie diesen Schaden vertreten, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob ihnen nachgewiesen werden kann, daß sie für ihre Reklame oder ihr beredtes Schweigen bezahlt worden sind oder nicht. Man lasse nur nach einer wirtschaftlichen Krisis, wie sie in Wien im Jahre 1873 stattgefunden hat, die großen Zeitungen die ruinirten kleinen Leute entschädigen, man untersuche nach Zusammenbruch jedes Bankinstituts oder einer sonstigen Unternehmung, welche Zeitungen dafür Reklame gemacht haben, und lasse sie als Teilhaber des Unternehmers für den unbedeckten Schaden aufkommen, und man wird sehn, daß das Reklamewesen von selbst aufhören wird, die Zeitungen nur das als gut und solid erprobte loben und mit ihrer Reklame zurückhaltender sein werden, da sie sonst Gefahr laufen würden, in den Verdacht der Käuflichkeit zu kommen und selbst ruinirt zu werden.

Schließlich wende ich mich noch zu einer verwaltungsrechtlichen Frage.

Fast allgemein wird anerkannt, daß sich die Verhältnisse des Dorfes von denen der Stadt grundsätzlich unterscheiden und daher eines besondern Bauern-

rechts bedürfen. Einer der bedeutendsten Agrarpolitiker Deutschlands, Geheimrat von Miaskowski, hat sich, von diesem Standpunkt ausgehend, für das Anerbenrecht erklärt, die Enquete des Vereins für Sozialpolitik hat angedeutet, daß für Wucherverhältnisse auf dem Lande auch besondre Gesetze geschaffen werden müssen, und eine Reihe der tüchtigsten Agrarier tritt für ein besondres Schuldrecht für den kleinen Grundbesitz ein. Es muß aber noch um einen Schritt weiter gegangen und der Grundsatz anerkannt werden, daß das Dorf dem Bauer gehört, und daß sich im Dorfe nur die ansiedeln oder darin verbleiben dürfen, die sich selbst mit Ackerbau beschäftigen, oder die, die zwar Handwerker, Krämer u. s. w. sind, denen aber die Verwaltungsbehörde auf Grund ihres unbescholtnen Lebenswandels und der Kenntnis der Landessprache, allenfalls nach Anhörung des Gutachtens der betreffenden Dorfgemeinde, das Ansiedlungsrecht erteilt hat. Dann würde die Behörde, die sich nirgends in gesitteten Ländern und besonders in Deutschland oder Österreich nicht von Antisemitismus oder von Willkürlichkeit leiten läßt, das Recht haben, die Blutegel von den Bauern fern zu halten, dem wahren Bedürfnisse der Landbevölkerung aber nach ehrlichen Handelsleuten, Gastwirten und Handwerkern jederzeit zu entsprechen. Auch dies würde eine Säuberung sein im Sinne Garofalos, und wenn sie auch in unsre bisherigen öffentlich rechtlichen Begriffe eine Bresche legte, so folgt daraus weder ihre Unrichtigkeit noch ihre Unausführbarkeit.

Man wird mich auf Grund dieses und andrer Vorschläge einen Rückschrittler nennen; darauf habe ich nur die in diesen Blättern schon oft gegebne Antwort, daß heute, wo es sich in erster Reihe um wirtschaftliche Fragen handelt, die Schuleinteilung: liberal und konservativ gründlich veraltet ist. Jedenfalls ist mir der Liberalismus, der auf den unwahren Grundlagen der Freiheit und Gleichheit steht, und der die materielle Unterjochung des Schwächern durch den Stärkern zum Ziele hat, eigentlich der Rückschritt, wogegen der Konservatismus, der sich gegen jene thatsächliche Wiedereinführung der Leibeigenschaft und Hörigkeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften auflehnt, für mich den Fortschritt bedeutet.

Doch ich will mich bei dieser Unterscheidung nicht aufhalten, sondern kurz die Folgen nennen, die ich von der Einschränkung der Freizügigkeit in dem angedeuteten Sinne erwarte. Ich will zunächst bemerken, daß sich diese Maßregel, wie alle übrigen von mir vorgeschlagnen, gegen gemeinschädliche Verhältnisse, aber nicht gegen eine gewisse Menschenklasse wendet, und hier ist die weite, unüberbrückbare Kluft, die mich vom Antisemitismus trennt. Thatsächlich werden ja meistens Juden von diesem Gesetz getroffen werden, aber dies wird im Rahmen der Gleichberechtigung geschehen, und so werden es ihre Glaubensgenossen nicht wagen dürfen, sie von grundsätzlichen Standpunkten aus zu verteidigen. Wird auf die von mir empfohlene Weise die Ansiedlung

und das Verbleiben des Geschäftsmannes im Dorfe erschwert, so bleibt ihm nichts übrig, als entweder nach der Stadt zu ziehen, die Ansiedlungserlaubnis einzuholen oder schließlich selbst das Feld zu bebauen. Da nur wirklich anständige Leute die Ansiedlungskonzession erhalten sollen und die wenigsten Lust haben werden, sich persönlich mit Ackerbau zu befassen, so wird die ganze große Masse nach der Stadt ziehen. Dort aber werden die eignen Glaubensgenossen sie so schnell als möglich los zu werden suchen. Für die ehrlichen jüdischen Kaufleute wird es sozusagen eine Existenzfrage werden, sich von der schmutzigen Konkurrenz ihrer häufig vollkommen unterhaltslosen „Mitbrüder" zu befreien, und so wird schließlich eine Aktion im großen Stile unternommen werden müssen, um sie zum Ackerbau und zum Handwerk zu bewegen.

Dazu ist es freilich notwendig, daß jüdische Philanthropen nach dem Muster des Baron Hirsch, der eine ähnliche Stiftung für Galizien und die Bukowina ins Leben gerufen hat, Ackerbau- und Handwerkerschulen gründen, daß sie versuchen, nach dem Beispiel einiger Dörfer in Rußland, Russisch-Polen, der Schweiz ganze Dörfer mit Juden zu bevölkern, daß sie schließlich bestrebt sind, diese für alles außer dem Gelderwerbe gleichgiltigen Massen mit Vertrauen zu ihrem Rabbiner,*) mit Liebe zu ihrer Religion, mit Achtung für die Arbeit an sich zu erfüllen. Heute ist der Handwerkerstand bei den Juden thatsächlich verachtet. Die Würdenträger in ihren autonom eingerichteten Gemeinden sind alles andre, nur nicht Handwerker. Wenn dies anders wäre, so ließe sich auch bei dem einfachen Handelsjuden durch den Hinweis darauf ein größerer Erfolg erzielen, als durch bloße Worte, denen die That widerspricht.

Die Handelsjuden, die heute allerorten auf Märkten herumlungern, Vieh und Waren, Getreide, Grund und Boden, kurz alles kaufen und verkaufen und dabei den armen, unwissenden Bauer übers Ohr hauen, müssen Handwerker oder Ackerbauer werden, da nicht alle reiche Kaufleute und Börsianer werden können. Dies fordert das Wohl der Gesamtbevölkerung, die sich durch den Zudrang der Juden zum Handel und durch ihr unredliches Geschäftsgebahren bedroht sieht, aber dies fordert auch die Zukunft des jüdischen Stammes selbst, der durch seine aufreibende ausschließlich geistige Thätigkeit schon heute derart degenerirt ist, daß er meist Neurastheniker, Blutarme und Schwächlinge hervorbringt, und dessen Regeneration nur durch den Schweiß produktiver Arbeit erfolgen kann.

Damit schließe ich diese Darlegung, in der Überzeugung, meinen Glaubens-

---

*) Die Machterweiterung des Rabbiners erscheint mir in Deutschland notwendig, um die ungebildeten Massen des Judentums zur Religion zurückzuleiten — für ost-österreichische Verhältnisse, wo die Rabbiner selbst meistens ungebildete Fanatiker sind und keine öffentliche Schulbildung genossen haben, vorzüglich in den kleinern Städten, bin ich allerdings andrer Ansicht. Siehe darüber meinen Aufsatz über das neue österreichische Judengesetz (Zentralblatt für Verwaltungspraxis, November 1888, und „Czas," Dezember 1888).

genossen nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt zu haben. Ich weiß zwar, daß die Juden jedes Wort der Rüge und des Tadels als Haß auffassen und gern nach niedrigen Beweggründen suchen. Sei es; um der guten Sache willen mache ich mich nicht nur auf eine sachliche Polemik, sondern auch auf persönliche Anfeindungen gefaßt. Aber die Macht der Wahrheit ist so groß, daß sie siegen wird, wenn auch ihren Triumphwagen käufliche Zeitungsjungen mit Kot bespritzen. Sollte sie nicht siegen, sollten die Juden nicht einsehen, daß ein „neuer Kurs" von nöten ist, um so schlimmer für sie. Heute schützt sie noch der Grundsatz der Gleichberechtigung, die von manchesterlichen Anschauungen durchtränkte und im sittlichen Sinne revisionsbedürftige Verfassung. Morgen könnte die sozialistische Bewegung derart anschwellen, daß die Regierungen gezwungen wären, die ableitende Methode anzuwenden und das Judentum preiszugeben, nur um ihre eignen Lebensinteressen zu retten. Und es wäre nicht undenkbar, daß sich die Massen, trotz der heutigen Freundschaft zwischen der Sozialdemokratie und den Juden, mit diesem schönen Bissen auf geraume Zeit zufrieden gäben.

Wer also nicht will, daß der Antisemitismus mit Haß und Greuel, Ausnahmegesetzen und Judenaustreibungen ans Ruder komme — und dafür sind, man täusche sich nicht! so manche Zeichen vorhanden —, der lege mit Hand an, die Pestbeulen aus der Welt zu schaffen, die sich am Körper des Judentums festgesetzt haben, und werfe weit von sich weg falsche Solidarität und Empfindlichkeit, wenn er Jude, und wenn er Christ ist, unchristlichen Haß und Verfolgungssucht, und mögen beide vereint das große Werk der Regeneration der Gesellschaft auf ethischen Prinzipien beginnen und die Bösen und Verworfnen, welcher Religion und Rasse sie auch angehören mögen, unschädlich machen!

J. G. Fichtes geschlossener Handelsstaat

Einer der frühesten sozialistischen Schriftsteller, in Deutschland der erste, der die theoretische Behandlung der sozialen Frage in die Hand genommen hat, ist J. G. Fichte. Ob und wie weit ihm ihre Lösung gelungen ist, werden wir sehen. Aber auch wenn sie ihm nicht gelungen sein sollte, und der Aufbau seines Systems nur ein Labyrinth von Irrungen wäre, würden wir ihm doch dankbar sein müssen schon für die Aufstellung der Frage selbst. Auch ist es so, wie Ed. Zeller einmal sagt: der geistreiche Mensch unterscheidet sich von den andern

dadurch, daß wir auch aus seinen Irrtümern mehr lernen können, als von dem andern aus seinen Wahrheiten; denn seine Irrtümer entstehen aus der Wahrnehmung wirklicher Aufgaben, die ihrer Lösung harren, und auch der verfehlte Lösungsversuch eines denkenden Kopfes deckt Schwierigkeiten auf, an denen der gewöhnliche Mensch vorbeigeht, ohne auch nur eine Ahnung sowohl von ihrem Vorhandensein als auch von der Notwendigkeit ihrer Lösung zu haben.

Wenn sich bei irgend einem dieses Privilegium des geistreichen Menschen geltend macht, so ist es bei Fichte der Fall, diesem auch darin merkwürdigsten unter den deutschen Philosophen, daß sich bei ihm der Mensch stets mit dem Schriftsteller deckt und jede große Einsicht sofort auch zum großen Entschluß wird. Seine politischen Theorien sind wie seine philosophischen einseitig und darum meist unausführbar; aber da er ein Mensch von größter Folgerichtigkeit im Denken wie im Handeln war, ein Mensch von der höchsten sittlichen Kraft, der sich rücksichtslos dem Guten, das er als solches erkannte, hingab, und der im Dienste der Idee nie Furcht noch Zaudern kannte, so ist es für uns von hohem Interesse, seine Gedanken auf einem Gebiete kennen zu lernen, das heutzutage die ganze Kulturwelt so beschäftigt, wie die soziale Frage. Diese nämlich ist es, die Fichte in seiner Schrift vom „geschlossenen Handelsstaat" in Angriff nimmt, die im Jahre 1800 erschien. Sehen wir zu, auf welche Weise Fichte in dieser Schrift die soziale Frage behandelt.

Da sich alle sozialpolitischen Behauptungen Fichtes nach seiner eignen Aussage auf seine Theorie vom Eigentum gründen, so ist zuerst hier festzuhalten, daß für Fichte Eigentum lediglich aus einem Vertrage entsteht. Vor diesem Vertrage haben alle auf alles dasselbe Recht. Erst die Verzichtleistung aller auf etwas, das ich für mich zu behalten begehre, ist mein Rechtsgrund. Die, die den Vertrag schließen, bilden die Allheit, das geschlossene Ganze, das wir Staat nennen. Er allein kann also Eigentumsrecht begründen.

Die nähere Art dieses Vertrages und zugleich die Antwort auf die Frage, wie die Einsetzung in Eigentum vor sich gehen müsse, lautet: durch Teilung. Damit meint Fichte aber nicht etwa Gleichteilung, woran wir immer zuerst denken, wenn vom sozialistischen Staat die Rede ist, sondern bei der weitern Frage, wie diese Teilung gemacht werden müsse, kommt er zu folgender Betrachtung. Der Zweck aller menschlichen Thätigkeit ist der, leben zu können. Auf die Möglichkeit dazu haben alle den gleichen Rechtsanspruch; also muß die Teilung so gemacht werden, daß alle dabei bestehen können. Weiter sagt er: „Jeder will so angenehm leben, als möglich; und da jeder das als Mensch fordert, und keiner mehr oder weniger Mensch ist, als der andre, so haben in dieser Forderung alle gleich Recht. Nach dieser Gleichheit ihres Rechts muß die Teilung gemacht werden, so, daß alle und jeder so angenehm leben könne, als es möglich ist, wenn so viele Menschen, als ihrer vorhanden sind, in der

vorhandnen Wirkungssphäre neben einander bestehen sollen; also, daß alle ungefähr gleich angenehm leben sollen."

Auf diesen Grundbegriffen baut sich dann der sozialistische Staat Fichtes auf. Ehe wir aber diesen Aufbau weiter kennen lernen, in dem auch die weitere Ausführung über die Art der Teilung des Eigentums selbst gegeben wird, wollen wir zunächst zusehen, ob die Grundbegriffe selbst standhalten. Das thun sie nicht. Eigentum soll nur durch den Vertrag begründet werden, der durch den sozialistischen Staat, durch den Vernunftstaat, wie ihn Fichte nennt, eingeführt wird. Aber anstatt Eigentum erst zu begründen, d. h. den Besitz einer Sache mit dem ausschließenden Rechte zum Gebrauch derselben zu gewähren, setzt der Vertrag vielmehr den Begriff des Eigentums bereits voraus; ich kann mich nicht über den Gebrauch von etwas vertragen, was nicht schon mein oder des andern Eigentum ist. Und wie es unrichtig ist, daß das Eigentum und das Eigentumsrecht auf einem Vertrag beruhe — alles Eigentum beruht vielmehr unmittelbar oder in abgeleiteter Weise auf Arbeit, selbst das Ergreifen einer herrenlosen Sache, einer res nullius —, so ist es auch unrichtig, daß es erst im Staate entstehe. Der Nomade, der nicht im Staate lebt, hat gleichwohl Eigentum und Eigentumsrecht. Der Staat findet es vor; die Personen, aus denen der Staat erwächst, sind bereits Eigentümer; sie sind das kraft des natürlichen, nicht kraft des staatlichen Rechts; zu schaffen hat also der Staat dieses Recht nicht, er hat es nur zu schützen.

Diese mangelhafte Fassung des Eigentumsbegriffs hängt nun bei unserm Philosophen zusammen mit der mangelhaften Fassung von Wesen und Aufgabe des Staates. Wenn alle rechtlichen Einrichtungen im Staat darnach und nur darnach gemacht werden müssen, daß jeder so angenehm als möglich lebt, wenn die Aufgabe des Staates in der gleichmäßigen Teilnahme eines jeden an den Genüssen des Lebens besteht, die Glückseligkeit des einzelnen also das ist, worauf alles berechnet werden muß, kurz, wie die Lust der höchste Zweck aller, auch aller staatlichen Thätigkeit ist, so ist die Regelung dieser Thätigkeit so vorzunehmen, daß sie möglichst gleichmäßige Genüsse bewirken kann. Wer aber Gleichheit der Genüsse will — und die muß der wollen, der möglichst gleiche Annehmlichkeit des Lebens für jeden als eine rechtliche Forderung hinstellt —, der muß das Eigentum fallen lassen, da mit dem Eigentumsbegriff die Ungleichheit und Verschiedenheit gegeben ist; denn der Erwerb des Eigentums hängt ab von der Kraft, der Anlage, der Neigung, der Geschicklichkeit, dem Fleiß, dem Sparsinn und dem Glück der verschiednen Eroberer. Möglichst gleichmäßiger Genuß also und ausschließlicher Besitz von Sachen, d. h. Eigentum, vertragen sich nicht mit einander. Sondern soll die Gleichheit des Genusses festgehalten werden, so muß, da doch die Genüsse nicht von selber kommen, vielmehr geschafft werden müssen, eine solche Organisation des Staates eintreten, die die gleiche Befriedigung verbürgt. An die Stelle des Eigentums

mit freier Arbeit tritt und muß treten die organisirte Arbeit ohne Eigentum, eine Organisation, die nach dem Grundsatz zu bewerkstelligen ist: Gleiche Lust für gleiche Arbeit! Wir werden sehen, wie Fichte auch darauf hinaussteuert. Seine sozialistische Theorie kennen zu lernen ist deshalb so interessant, weil es wenige und scheinbar recht unverfängliche Sätze sind, aus denen sie hervorgeht, sodaß wegen der Folgerichtigkeit dieser Theorie die falsche Grundlage deutlicher hervortritt, als in den theoretischen Gedankengängen der spätern sozialpolitischen Schriftsteller. Die Sätze: Keiner ist mehr oder weniger Mensch als der andre, und darum hat jeder gleiches Recht darauf, so angenehm zu leben als möglich; die Teilung muß nach dieser Gleichheit des Rechts gemacht werden, also, daß alle ungefähr gleich angenehm leben können; die Bestimmung des Staates ist, jedem das Seine zu geben, in dem Sinne, daß jedem von Staats wegen dazu verholfen werden soll, gleich angenehm zu leben — diese Sätze geben die Grundlage zu allen sozialen Forderungen Fichtes. Sie sind aber ebenso unhaltbar, wie die einseitige Begründung des Eigentums auf den Vertrag. Denn aus der natürlichen Rechtsgleichheit aller Menschen folgt nur das Recht, sich erwerben zu können, was ohne Rechtsverletzung der andern erworben werden kann, nicht aber das Recht auf gleichen Besitz und gleiches Eigentum. Das Eigentum ist kein angebornes Menschenrecht, sondern es entsteht erst durch Zueignung mittels der Arbeit, wie wir schon bemerkten, und wie auch Fichte selbst an andern Stellen, z. B. in seiner Schrift über die französische Revolution, anerkennt. Weiter ist auch der Zweck des Staates nicht in der Annehmlichkeit des Lebens für den einzelnen zu suchen. Der Staat hat die Verwirklichung der Sittlichkeit zu seinem letzten Zweck, dem sich alle andern Zwecke unterordnen müssen; er ist die das ganze Leben seiner Mitglieder umfassende große Erziehungsanstalt. Freilich fällt in diese seine Aufgabe die Sorge für möglichst große Annehmlichkeit des Lebens der einzelnen mit hinein; sie ist die Sorge für das materielle Wohl der Staatsangehörigen; aber sie ist nicht die einzige und nicht die höchste Aufgabe des Staates, ebensowenig wie der Rechtsschutz des einzelnen der einzige Zweck des Staates ist, wie von vielen Rechtslehrern angenommen wurde. Vielmehr kommt zu den beiden Aufgaben des Staates, der des Rechtsschutzes und der der Sorge für das materielle Wohl, als dritte und letzte die Pflege der Sittlichkeit hinzu, im weitesten Sinne dieses Wortes, worin Sittlichkeit eins ist mit freier menschlicher Bildung. Diese dreifache Aufgabe des Staates, Rechtsschutz, möglichste Sorge für materielles Wohl und Pflege der Sittlichkeit, umfaßt den aristotelischen Begriff des εὖ ζῆν. Fichte hat im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Entwicklung jede der drei Seiten nach einander ausgebaut. Denn wenn er im letzten Abschnitt seines Lebens nach dem Zusammensturz des preußischen Staates als die wichtigste Bestimmung des Staates die Volksbildung, die Heranziehung eines neuen Geschlechts zu freier Sittlichkeit, zur

Erfassung der Wahrheit und Tugend hinstellt, und wenn er im Zusammenhang mit dieser Bestimmung das nationale Element in seiner Bedeutung für die Ausbildung zur Sittlichkeit mit der ganzen Kraft seiner großen Seele erfaßt, so ist er über den Grundsatz von der Annehmlichkeit des Lebens als Endzweck des einzelnen wie des Staates gewiß weit hinaus. Aber auf der Stufe, auf der er bei Abfassung seiner Schrift vom „geschlossenen Handelsstaat" steht, ist ihm die Forderung, das Leben so angenehm als möglich zu gestalten, allerdings noch die höchste, die er an den Staat zu stellen hat, daß er aber in dieser Schrift dazu kommt, aus dem berechtigten Wunsche eines jeden, möglichst angenehm zu leben, ein Recht zu machen und vom Staat zu verlangen, daß er dieses vermeintliche Recht befriedigen, also auch, wie dies im Begriffe des Rechts liegt, erzwingen solle, das hängt damit zusammen, daß Fichte bei Abfassung seines „geschlossenen Handelsstaats" von der Stufe seiner philosophischen Entwicklung herkam, auf der ihm der Staat weiter nichts als eine Vereinigung zum Rechtsschutz war. Damit hatte er die Neigung, auch die berechtigten Wünsche der einzelnen, ihre Interessen zu Rechten zu machen. Werden die Interessen zu Rechten, so ist der Staat auch befugt, sie zu erzwingen. Die Folge davon ist der soziale Staat.

Damit sind wir an die Ausführung der sozialpolitischen Theorie gekommen, wie sie Fichte nur auf Grund der angegebnen Sätze weiter entwickelt hat. Sie ist im wesentlichen folgende.

Die beiden Hauptzweige der Thätigkeit, durch die der Mensch sein Leben erhält und angenehm macht, sind: die Gewinnung der Naturprodukte und deren weitere Bearbeitung für irgend einen Zweck. Darnach würden zwei Stände zu bilden sein, einer mit dem ausschließenden Recht, Produkte zu gewinnen, ein andrer, diese Produkte zu bearbeiten. Der eine ist der Stand der Produzenten, der andre der der Künstler. Beide stehen auf dem Vertrage, keinen Eingriff in das Gebiet des andern vorzunehmen. Diesem lediglich negativen Vertrage, der nur Vermeidung jeder Störung verspricht, ist ein positiver hinzuzufügen, durch den sich die Produzenten verpflichten, so viele Produkte zu erzeugen, daß sie selbst und die Künstler sich davon ernähren und den letztern noch Stoffe zur Verarbeitung geben können, auch daß sie ihre Produkte den Künstlern gegen die von diesen gefertigten Fabrikate ablassen wollen; die Künstler dagegen verpflichten sich, so viele Fabrikate den Produzenten zu liefern, als diese zu haben gewohnt sind; sie verpflichten sich beiderseits nach dem Maßstabe, daß jeder von beiden gleich angenehm leben könne. Dieser Maßstab bildet den Preis. Das Geschäft ist Tauschgeschäft; doch kommt auch eine Geldart mit in Anwendung, von der noch geredet werden soll.

Aus Gründen der Zweckmäßigkeit tritt, um diesen Tauschhandel zu besorgen, als dritter Stand zwischen beide der der Kaufleute, die ebenfalls mit

den andern einen Vertrag einzugehen haben, negativ, indem sie Verzicht leisten auf die Thätigkeit der Produzenten und der Künstler, wogegen sich diese beiden verpflichten, die für sie überflüssigen Produkte und Fabrikate an den Kaufmann zu bringen und das von ihm anzunehmen, dessen sie selbst bedürfen; und positiv, indem der Kaufmann verspricht, daß jene jedes bei diesem Volke gewöhnliche Bedürfnis sollen haben können, und daß er selbst jeden Tauschartikel annehmen werde, dies wiederum nach dem oben erwähnten Maßstabe eines für alle gleich angenehmen Lebens.

Diese drei Stände bilden die Nation in ihren Grundbestandteilen. Nur um ihretwillen sind noch eine Regierung sowie ein Lehr- und Wehrstand da. Wie es mit diesen zu halten ist, werden wir gleich sehen. Von den Grundständen aber zerfällt der der Produzenten wieder in mehrere Unterstände, Ackerbauer, Obst- und Kunstgärtner, Viehzüchter, Fischer u.s.w., jeder Unterstand mit ausschließendem Rechte gegen alle andern, das sich auch wieder auf Verträge gründet, die den Rechtsgrund bilden zu dem, was ihr Eigentum heißt. In Wahrheit besteht dieses Eigentum lediglich aus dem Rechte, der Gerechtsamkeit, ungestört von irgend einem andern nach eignem Ermessen auf diesem Stück Boden Früchte zu gewinnen. Ebenso teilt sich der Grundstand der Künstler in mehrere Unterstände, jedes Gewerbe mit ausschließendem Recht auf Betreibung eines besondern Kunstzweiges gegen die andern Unterstände. Den Tausch der Fabrikate gegen Fabrikate aber besorgt der Kaufmann. Auch der Kaufmannsstand hat seine Unterabteilungen, seine Gilden, die nur mit bestimmten Artikeln Handel treiben dürfen. Auf Beobachtung dieser Vertragsrechte hält die Regierung.

Um das zu können, müssen zuvörderst nur so viele Nichtproduzenten im Staate angestellt werden, als durch seine Produkte ernährt werden können. Alles richtet sich nach der Produktengewinnung, und alles steht auf Berechnung. So muß zuerst die Zahl der Künstler bestimmt sein und bleiben, so lange die Umstände dieselben bleiben. Dann dürfen die Hände, die dem Ackerbau entzogen und den Künstlern zugewiesen werden, zunächst nur auf die unentbehrlichen Bearbeitungen gerichtet werden, auf entbehrliche, d. h. auf Luxus, nur, was von jenen übrig bleibt. Also auch jeder Unterstand der Künstler ist in seiner Zahl zu bestimmen. Es kann also keiner so wohnen, überhaupt so leben, wie er will, indem er etwa denkt und sagt: Ich kanns bezahlen! Es ist eben unrecht, sagt Fichte, daß einer das entbehrliche bezahlen könne, indes irgend einer seiner Mitbürger das notdürftige nicht vorhanden findet oder nicht bezahlen kann. Da jeder Stand nur seine bestimmte Anzahl von Mitgliedern haben darf, so ist damit gegeben, daß die Regierung die ausschließende Berechtigung für einen bestimmten Arbeitszweig erteilen muß. Es muß sich also jeder bei der Regierung melden, um für irgend eine Beschäftigung, der er sich widmen will, angestellt zu werden. Im Vernunftstaat hat jeder Bürger seine

Anstellung. Ist die Zahl der Bearbeiter in irgend einem Kunstzweige voll, so wird die Berechtigung nicht erteilt, es werden vielmehr dem, der sich meldet, andre Kunstzweige zugewiesen, wo man seiner Kraft bedarf. Was mit ihm werden soll, wenn er sich weigert, in diese andern Zweige zu treten, das sagt Fichte nicht ausdrücklich. Da er sich aber anderwärts, z. B. in seiner schon erwähnten Schrift, dahin ausspricht, daß alle Zueignung auf Arbeit beruhe, und daß der, der nicht arbeitet, rechtlich gar nichts besitze, so würde er ohne Zweifel die Folgerung eintretenden Falls gezogen haben, daß, wer die angewiesene Arbeit nicht thun wolle, auch keinen Anspruch auf den Preis der Arbeit habe. Der Hunger würde sich hier als Regulator erweisen müssen und am Ende auch erweisen. Aber Fichte selbst spricht das nicht aus. Er glaubt vielmehr, daß diesem Zustande durch mildere Mittel zuvorgekommen werden könne. Nämlich wie die Zahl der Künstler nicht vermehrt werden darf, so darf sie auch nicht vermindert werden. Findet das nun aber doch einmal in irgend einem Fache statt, so glaubt Fichte damit auszukommen, daß Prämien aus der Staatskasse so lange gegeben werden sollen, bis sich die erforderliche Anzahl wieder auf diesen Arbeitszweig gelegt hat. Wo dann freilich die Gleichheit in der Annehmlichkeit des Lebens bleibt, das ist schwer zu sagen. Und doch könnte es leicht kommen, wenigstens bei Arbeitszweigen unangenehmer Art, daß die Prämien immer fortgezahlt werden müßten, um die erforderliche Anzahl Arbeiter zu bekommen. Also Hunger oder Prämien. Mag aber das eine oder das andre den Antrieb in einem Kunstzweige bilden müssen, mit dem Machwerk, das so entsteht, wird es oft nicht gerade allzuweit her sein. Die Prüfung durch Kunstverständige, der jeder Arbeiter unterworfen werden soll, der einen Arbeitszweig treiben will, nötigenfalls auch eine zweite Prüfung, die Fichte, wenn die erste mißglückt, deshalb verlangt, damit die im Lande möglichste Vollkommenheit des Fabrikats erreicht werde, wird doch wohl nur bei denen diesen Zweck fördern helfen, die einen Arbeitszweig freiwillig treiben wollen. Die gezwungen oder durch Prämien bestimmt werden müssen, haben kein oder nur wenig Interesse daran, in der Prüfung zu bestehen. Also auch auf die Güte der Waren wird nicht zu rechnen sein, selbst vorausgesetzt, daß jeder mit der im Lande möglichen Vollkommenheit zufrieden sein wollte, wie ers nach Fichte muß. Denn eine Ware haben wollen in der Vollkommenheit, wie sie sich etwa in einem andern Lande findet, sei ein Widersinn; zu fragen: warum soll ich nicht die Ware in der Vollkommenheit jenes Landes haben, sei gerade so viel, als wenn der Eichbaum fragen wollte: warum bin ich nicht ein Palmenbaum? Jeder muß zufrieden sein mit der Sphäre, in die ihn die Natur gesetzt hat. Übrigens hat Fichte auch in diesem Punkte einen sehr hoffnungsreichen Glauben; er meint, daß, wie der Wohlstand der Nation, so die Vollkommenheit der Waren in seinem Staate außerordentlich zunehmen werde, und zwar durch Verteilung der Arbeitszweige. Denn dadurch, daß

jeder sein ganzes Leben einem Geschäft widmet und sein Nachdenken auf dieses eine richtet, müsse eine Kunstfertigkeit entstehen, durch die die kleinste Kraft einer tausendfachen Kraft gleich werde.

Auch die Kaufleute sind in ihrer Anzahl bestimmt. Diese hängt ab von der Anzahl der beiden andern Stände, oder, wie man auch sagen kann, sie bestimmt sich nach der Menge der in der Nation im Umlauf befindlichen Waren, die auszutauschen sind. Diesen Tausch hat die Regierung zu berechnen und ebenso die Menge der Hände, die ihn vermitteln. Dadurch, daß kein andrer diesen Tausch vornehmen darf, hängt der Kaufmann nicht von dem guten Willen der übrigen Stände ab, hat vielmehr ein sicher zu berechnendes Eigentum oder, genauer gesagt, Eigentumsrecht, da ja alles Eigentum nur ein Recht ist auf den Genuß der Sachen, die die im Volke gewohnte Annehmlichkeit des Lebens bewirken. Der Kaufmann ist aber verpflichtet, von jedem zu jeder Stunde zu kaufen oder ihm zu verkaufen, sodaß jeder für seine Waren das von andern abgetretne Produkt erhalten kann. Über die Erfüllung aller dieser Verbindlichkeiten hat die Regierung zu wachen. Damit sie das kann, muß jeder Kaufmann ihr Rechenschaft ablegen, woher er seine Waren zu beziehen gedenkt; er muß wissen, wie viel Warenertrag an ihn abgeliefert werden kann, um diesen sogar mit obrigkeitlicher Hilfe in Anspruch zu nehmen. Der Kaufmann also ist es, der den Produzenten und den Künstler, auf deren Ertrag er in gewissem Zeitpunkt rechnen muß, auch beobachtet; die Regierung kann diese Beobachtung nicht unmittelbar vornehmen, sie thut es durch den Kaufmann. Und wie auf die Einlieferung, so muß der Kaufmann auch auf den Absatz rechnen können; er kann es auch, denn die ganze Grundlage des sozial organisirten Staates ist so, daß Produktion und Fabrikation nach dem Bedürfnisse geschieht. Ja wie der Kaufmann bestimmte Verkäufer verlangen kann, so kann er auch bestimmte Käufer verlangen, deren Bedürfnisse er kennt. Jedes Handelshaus kann also seinen Absatz erzwingen. So ist der Ab- und Zufluß, der durch die Hände des Kaufmanns geht, bestimmt zu berechnen.

Der Maßstab für den Wert der Dinge, den sie gegen einander haben, ist die Zeit, binnen der man von ihnen leben kann; denn der wahre innre Wert jeder freien Thätigkeit ist in der Möglichkeit, davon zu leben, ausgedrückt. Ein Ding ist also um so viel mehr wert, als das andre, je länger man davon leben kann. (So richtig das ist, wenn auch nur die Fichtische Organisation des Staates bestehen soll, so sehr läuft es doch wider den von Fichte angenommnen Zweck aller freien Thätigkeit, die nicht nur auf die Möglichkeit, sondern auch auf die Annehmlichkeit des Lebens für jeden hinauslaufen sollte. Bei dieser wichtigsten Seite aller freien Thätigkeit, bei ihrer Wertbestimmung, darf aber gleichwohl Fichte nur die Möglichkeit, zu leben, ins Auge fassen, nicht aber die Annehmlichkeit des Lebens. So tritt also hier die Unhaltbarkeit von

der Forderung gleichen Rechts auf möglichste Annehmlichkeit des Lebens in greller Deutlichkeit hervor und damit die Unhaltbarkeit der staatlichen Aufgabe, solches Recht zu begründen.)

(Schluß folgt)

Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung

Mit dem dritten Bande, der die Schriftsteller der römischen Kaiserherrschaft bis zu den „Spätlingen" Ausonius, Claudianus und Namatianus behandelt, hat Otto Ribbeck seine Geschichte der römischen Dichtung*) abgeschlossen. Zwar wird noch ein Nachtrag die in Aussicht gestellten „gelehrten Zugaben" bringen: Belege, Beweise und Widerlegungen, die, um die Eigenart des Werkes nicht zu stören, in einem besondern Bändchen vereinigt werden sollen; und dem litterarischen Feinschmecker wird dieser Nachtisch gewiß noch manchen Leckerbissen, dem Gelehrten auch noch anregende und nahrhafte Kost darbieten. Doch das Hauptgericht ist nun aufgetragen, und für alle Gebildeten gilt das Wort, das Menelaos bei Homer seinen beiden Gästen zuruft: *σίτου θ᾽ ἅπτεσθον καὶ χαίρετον.*

Es ist ein hoher Genuß, mit Ribbeck die Entwicklung der römischen Dichtkunst zu verfolgen, eine besondre Freude in unsrer Zeit, wo die deutsche Bildung ihren innigen Zusammenhang mit dem Altertum mehr und mehr zu lösen droht. Mit unheimlicher Schnelligkeit ist in den letzten Jahrzehnten die Hochachtung vor den Schöpfungen der Alten gesunken und geschwunden, und jetzt sind wir so weit gekommen, daß der unreife Sekundaner den Vergil einfach langweilig findet, und der gereifte Primaner in Horaz nur noch den nachahmenden Versifex sieht. Unsre Jugend lächelt schon fast mitleidig über den alten Großvater, der noch zu seiner Freude und Erholung die griechischen und lateinischen Schmöker aufschlägt.

Diese Mißachtung des klassischen Altertums beruht gewiß nicht darauf, daß wir etwa seit einem Menschenalter in der dichtenden und bildenden Kunst so gewaltige Fortschritte gemacht hätten, daß wir die einst Bewunderten jetzt plötzlich weit hinter uns erblicken müßten. Sie entspringt auch kaum einem tiefer eindringenden Verständnis für die alten Schriftsteller, das den früher Überschätzten den Lorbeer zu entreißen vermöchte. Nur für eine kleine Anzahl

*) 1. Band. Dichtung der Republik. Stuttgart, Cotta, 1887. — 2. Band. Augusteisches Zeitalter. Ebenda, 1889. — 3. Band. Dichtung der Kaiserherrschaft. Ebenda, 1892.

von Schriftstellern könnte dies vielleicht gelten, für die gesamte klassische Litteratur sicherlich nicht. Eher dürfte das Gegenteil der Fall sein: nicht deshalb, weil wir die Alten besser kennten als früher, mißachten wir sie, sondern weil wir sie überhaupt nicht mehr ordentlich kennen lernen, verlieren wir auch mehr und mehr die Liebe zum Altertum und die Achtung davor. Früher hieß es: „Lest Homer und Sophokles, Vergil und Horaz, so viel und so oft ihr könnt, sie sind es wert.“ Und wir lasen und lasen, und die Alten wurden uns wirklich lieb und wert. Jetzt hören schon die Schüler — nicht in der Schule, aber sonst überall — fast nur noch geringschätzige oder gar spöttische Urteile über die Alten und denken: „Wozu denn noch außer der Schule lesen, womit wir schon in der Klasse geplagt werden?“ Und sie lesen nicht mehr, als was sie lesen müssen, und auch dies nur mit einer gewissen Herablassung und einer am Nachschwatzen moderner Schlagworte genährten Selbstüberhebung.

Ob die Schule mit ihren Bemühungen, unsre Jugend wieder mehr in den Geist der alten Schriftsteller einzuführen, künftig größere Erfolge haben wird? Jedenfalls muß sich zuvor eine geistige Umwandlung der Erwachsenen vollziehen. Man muß sich des wahren Wertes dessen, was man leichtes Herzens aufgiebt, erst wirklich bewußt werden, man muß wieder Sehnsucht nach dem schon eingebüßten empfinden. Das wird aber leider wohl erst dann eintreten, wenn sich unsre neue Bildung am Ende der Sackgasse, in die sie sich zu verrennen droht, auf ihre Herkunft besinnt. Eine Aufgabe der Altertumswissenschaft aber ist es, diese Umkehr vorzubereiten, indem sie den Vorurteilen, die mehr als je das profanum volgus beherrschen, entgegentritt und die Ergebnisse der gelehrten Forschung in Büchern, die zum mindesten lesbar, womöglich aber gut geschrieben sind, dem weitern Kreise der Gebildeten wieder nahe bringt.

Unter den im edelsten Sinne populären Werken steht jetzt Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung an erster Stelle. Man darf von ihr auch eine besondre Wirkung erhoffen. Die römischen Dichter sind ja von dem mißgünstigen und oft gehässigen Urteil unsrer Zeit am härtesten getroffen worden, weil das Gebiet der römischen Dichtung jedem Gegner zahlreiche Angriffspunkte und weite Breschen bietet. Wer hätte nicht schon über die Abhängigkeit und Unselbständigkeit der bedeutendsten Dichter Roms und über ihre eigentlich doch recht prosaische Natur spotten, über die scheinbar sprunghafte und unorganische Entwicklung der römischen Litteratur sich wundern und über die trümmerhafte Überlieferung klagen hören? Es war ja immer nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Schriftstellern, mit denen man auf der Schule bekannt wurde, und wenige außer den Fachgelehrten fanden in spätern Jahren die Muße, das Versäumte nachzuholen, wozu auch meistens jede Anregung fehlte. Die Handbücher, die dem Gelehrten zu Gebote standen, konnten den Laien nicht fesseln, und eine Geschichte der römischen Dichtung, eine wirkliche

Geschichte, die das verlorne, so weit es möglich ist, mit Scharfsinn ergänzt, den Entwicklungsgang der römischen Dichtkunst mit klaren Umrissen gezeichnet und das Verhältnis der römischen Dichter zu ihren Vorgängern wie zu ihren Nachfolgern weder über- noch unterschätzend in gerechter Weise dargelegt hätte, und die dies alles in anziehender und anregender Weise gethan hätte, gab es bisher nicht. Sie wird uns erst von Ribbeck gegeben: „lang vorbereitet, oft aufgeschoben und endlich schnell hingeworfen." Die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, sind schon angedeutet worden. Da galt es zunächst die Lücken in der Überlieferung zu schließen und den scheinbar unbildsamen und starren Stoff, so weit es gehen wollte, zu beleben. „So weit es gehen will," sagt Ribbeck selbst. „Denn streckenweise liegt ja nichts weiter als ein weites Trümmerfeld vor uns, übersät mit Bruchstücken, Splittern und Brocken, die in ihrer Verwüstung oft kaum erkennbar und verständlich sind. Gerade die eigenartigsten Schöpfungen der republikanischen Zeit sind in solche Ruinen zerfallen. Wie soll aus so kümmerlichen und zufälligen Resten ohne Willkür eine genügende Anschauung und Schätzung verlorner Kunstwerke, ein zusammenhängender Überblick des Entwicklungsganges gewonnen werden, welchen die Dichtung bei den Römern genommen hat? Und doch: worauf zielte alle Mühe des Sammelns und aller Scharfsinn, der auf Reinigung und Deutung des Einzelnen verwendet wird, wenn man auf das Vergnügen verzichten wollte oder müßte, diese bunten Steine ordnend an einander zu fügen?"

Die Kunst, dem Mosaizisten gleich aus einzelnen Steinchen ein Bild zusammenzustellen, dessen Umrisse um so deutlicher werden, je größer der Umfang dieser Steinchen ist, und dessen Farben um so leuchtender hervortreten, je größer die Zahl der winzigen Steinchen ist, diese Kunst Ribbecks offenbart sich besonders glänzend im ersten Bande, wo ganze Abschnitte nur durch die geschickteste Benutzung, Verbindung und Ergänzung aller Nachrichten und Bruchstücke geschaffen werden konnten. So sind uns von den Männern, die zuerst in lateinischer Sprache nach griechischen Vorbildern gedichtet haben, von Livius Andronicus, Cn. Naevius und Q. Ennius nur noch bei spätern Schriftstellern hie und da eine kurze Angabe über ihr Leben und ihr Werk oder einige wenige Verse aus ihren Dichtungen erhalten; von dem großen Gelehrten M. Terentius Varro sind zwar zwei prosaische Schriften auf uns gekommen, aber aus der Zersplitterung seines poetischen Hauptwerks, der hundertundfünfzig Bücher menippeischer Satiren, sind nur gegen sechshundert „oft rätselhafte, kümmerliche und elend überlieferte Bruchstücke" gerettet worden, und während wir noch zwanzig Plautinische Stücke besitzen, haben wir über das Leben des Plautus nur sehr spärliche und verstreute Nachrichten, aus denen erst Ritschl den wirklichen Namen und die Lebenszeit des Dichters nachgewiesen hat. Darnach entwirft Ribbeck folgende Lebensbeschreibung des Plautus: „Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts der Stadt kam aus dem kürzlich unter-

worfnen umbrischen Landstädtchen Sarsina ein Knabe nach Rom, der aus seiner Heimat die Namen Maccius Plotus (Plattfuß) mitbrachte. Seit früher Jugend unter den Handlangern und Arbeitern des Theaters beschäftigt, erwarb er sich einiges Geld, womit er Handelsgeschäfte unternahm und sich auf Reisen begab. Aber es glückte ihm nicht, sodaß er gänzlich mittellos und verschuldet nach Rom heimkehrte und genötigt war, sich als Knecht bei einem Müller zum Drehen der Handmühle zu verdingen. Dieser beschwerliche Dienst ließ doch dem jungen Manne noch Muße und Munterkeit genug übrig, sich in Erinnerung seiner frühern Beziehungen zur Bühne auf das Komödienschreiben zu verlegen. Wirklich brachte er in seiner öden Werkstatt drei Stücke zustande, deren zwei die Titel Saturio (ein Parasitenname) und Addictus (der Hörige) trugen. Der letztere erinnert an die eigne Lage des Verfassers. Es gelang ihm, diese Arbeiten an einen Schauspielunternehmer zu verkaufen und sich mit dem Erlös wieder auf eigne Füße zu stellen. Der glückliche Erfolg dieser ersten Versuche gab ihm Vertrauen zu seiner Begabung, sodaß er, nunmehr etwa ein Dreißiger, sich der Thätigkeit eines Komödiendichters, und zwar dieser ausschließlich, widmete. Vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tode (570/184), hat T. Maccius Plautus, wie sich der zu Ansehn gelangte Bürger nannte, seine Kunst mit nicht versiegender Schöpferkraft und Frische des Geistes gepflegt.“ (I. Seite 57 f.)

Mit gleicher Klarheit und Anschaulichkeit wird aus den Trümmern der Überlieferung der Inhalt einer Tragödie des Naevius in großen Umrissen und in feinerer Ausführung der Plan der Ennianischen Annalen wiederhergestellt und der Gedankengang in Varros Satiren verfolgt. Eine von diesen, die Sexagesis (d. i. der Mann von sechzig Jahren), deren Held, der gute Marcus, als zehnjähriger Knabe wie ein zweiter Epimenides in einen Zauberschlaf verfallen ist, wird uns in folgender Weise vorgeführt: „Als er nun nach einem halben Jahrhundert wieder erwacht und sich umschaut, findet er alles verändert, zunächst sich selbst, denn aus einem glatten Bürschlein ist ein Igel mit weißen Borsten und einem Rüssel von Nase geworden. Dann aber Rom! An Stelle der frühern, jetzt verbannten Tugenden sind als Einwohnerinnen eingezogen Ruchlosigkeit, Treulosigkeit, Schamlosigkeit. Wo ist z. B. die Pietät des Äneas hin, der seinen Vater auf den Schultern aus Trojas Flammen trug? Freilich jeder zehnjährige Knabe ist jetzt fähig, den seinigen nicht davon zu tragen, sondern aus dem Wege zu räumen, aber mit Gift. Wo man ehemals ernste, ehrliche Wahlversammlungen hielt, da wird jetzt Markt gehalten mit Stimmen. Die Richter thun nicht, was die Gesetze vorschreiben, sondern »gieb und nimm« ist das Gesetz, welches durchschlägt. Der alte Marcus bricht in elegische Klage über diesen Umsturz der Dinge aus; aber er wird über seinen Irrtum, in Erinnerungen an das Altertum zu wühlen und die Lebenden anzuklagen, zurecht gesetzt; ja die schamlose Jugend vollzieht an ihm

und andern Leidensgenossen den volkstümlichen Spruch: »die Sechziger hinunter von der Brücke!« und wirft ihn nach dem löblichen Brauch der Väter, den er ja so warm empfohlen hat, in den Tiber." (I. Seite 256.)

Wahre Meisterwerke von geschickter Zusammenstellung und scharfsinniger Deutung sind die mit dem feinsten Verständnis und in glänzender Schilderung ausgeführten Charakteristiken der großen, mehr oder weniger unversehrt erhaltnen Dichtungen, im ersten Bande namentlich der plautinischen Lustspiele und der Gedichte Catulls. Plautus, ein Liebling Ribbecks, ist zwar nicht der Schöpfer der römischen fabula palliata. Schon vor ihm haben der Tarentiner Livius Andronicus und der Kampaner Naevius Lustspiele ihrer Heimat in lateinischer Übertragung auf die Bühne gebracht. Aber Plautus ist der Meister dieser aus Athen entlehnten und in den griechischen Städten Unteritaliens schon längst eingebürgerten kecken und leichtsinnigen Sittenbilder, an deren Frivolität man sich auch in Rom ergötzte, obwohl der Dichter noch nicht wagen durfte, den Schauplatz dieser lustigen Geschichten nach Rom selbst zu verlegen und römische Väter und Söhne in solchen Situationen vorzuführen. Deshalb wurde dieses Spiel später fabula palliata, das Drama im Griechenkostüm, genannt. Das alte ehrbare Rom mit seiner einfachen Lebensführung und strengen Sitte muß schon zu den Zeiten des Plautus nur noch eine schöne Sage gewesen sein. Wie hätten sonst diese Abenteuer, in denen lockre Söhne und reizende Buhlerinnen, Kuppler und Wucherer, betrogne Väter und verschmitzte Sklaven die Helden sind, lebhaften Beifall finden können? In der Ausprägung und Umprägung dieser Rollen und in immer neuen Wendungen und Verschlingungen der Handlung war die attische Komödie unermüdlich gewesen. Ihren witzigen und geistreichen Schöpfungen hat Plautus seine Stücke nachgebildet, freilich gröber und ungefüger in der Anlage wie in der Ausführung. Wie die plumpern Werke des römischen Meißels niemals die Anmut und das Leben eines praxitelischen Hermes atmen, so haben auch Plautus und Terenz nicht die Schönheit und Wahrheit des Menander und Philemon erreicht. Während aber die Schöpfungen der attischen Komödie unwiederbringlich verloren gegangen sind, hat ein günstigeres Geschick die besten Werke des Plautus und Terenz verschont, und durch die lateinischen Nachahmungen hindurch können wir uns dem griechischen Vorbilde wieder nähern, durch die Stücke des Plautus und seiner Nachfolger hat die attische Komödie auch auf das Lustspiel der neuern Völker einen großen Einfluß ausgeübt.

In der Abhängigkeit und Unselbständigkeit, die der römischen Dichtung oft zum Vorwurf gemacht worden ist, liegt gerade das wesentliche ihrer Bedeutung und ihres Einflusses auf die gebildete Welt. Mit Recht nennt Ribbeck die römische Muse eine Tochter der griechischen, und zwar die einzige, dieser freilich an Genie und Schönheit weit nachstehend, ganz abhängig von den schöpferischen Eingebungen der Mutter, in Rede, Zügen und Bewegungen

an sie erinnernd, aber doch nicht ohne eigentümlichen Charakter und besondern Reiz. Manches sonst verlorne Kleinod hat sie aus dem Schatze der Mutter geerbt. Und auch in Rom haben echte Poetennaturen gelebt und gelitten, wie Catull, aus dessen Liedern Liebe und Haß und jubelnde Freude und inniger Schmerz in ergreifenden Klängen zu uns sprechen.

Mit Catull schließt der erste Band des Werkes ab. Mit raschen Schritten ist die römische Dichtung an der Hand ihrer griechischen Führerin vorgeschritten, von den wuchtigen Saturniern, in denen noch Livius Andronicus seine Odysia dichtete, zu den klangvollen Versen des Lucrez und den melodischen Strophen Catulls. Die Zeit, die dazwischen liegt, wird vom Drama beherrscht. Es hat auf römischem Boden in fünf Gattungen geblüht. Zu dem attisch-römischen Lustspiel (fabula palliata) des Plautus und des Terenz trat das ernstere und einfachere nationale Lustspiel (fabula togata). Die Tragödie, durch Livius Andronicus nach Rom verpflanzt, wurde schon von Naevius durch das geschichtliche Schauspiel (fabula praetextata) ergänzt. Später schuf die Neigung zum Witzigen und Unanständigen, die in der fabula palliata ihr Genügen nicht fand, noch die Kampanische Posse (fabula Atellana). Neben dem Drama standen an zweiter Stelle das Epos und die Satire. Die epische Dichtgattung, ebenfalls schon durch Livius Andronicus in Rom eingeführt, brachte in den Annalen des Ennius und dem Lehrgedicht des Lucrez mächtige und wirkungsvolle Werke hervor, sollte aber erst im augusteischen Zeitalter ihren Meister finden. Auch die Eigenheiten der Satire weisen auf eine weitre Entwicklung hin. Der Anbruch der Blütezeit wird durch Catull verkündet, der im Anschluß an die griechischen Lyriker die lateinische Sprache zum erstenmale in formvollendete Strophen bindet. Welcher Fortschritt in Form und Inhalt von dem igitur demum Ulixi cor frixit prae pavore des Livius Andronicus bis zu Catulls ille mi par esse deo videtur!

Das augusteische Zeitalter entfaltete die Knospen, die die römische Dichtung der Republik angesetzt hatte, zur schönsten Blüte. Augustus erkannte seinen Beruf, die abgerißnen Fäden, die das Volk an seine Vergangenheit knüpften, zu erneuern und den Sinn für die Majestät des Reichs zu wecken. Unterstützt von Männern wie dem feinsinnigen und lebenslustigen Maecenas, zog er die fähigsten Dichter in seine Nähe und verfolgte ihre Arbeiten mit ermunternder Teilnahme. Es begann die Herrschaft des Epos und der Lyrik. Die durch Ennius in die römische Dichtung eingeführte und von Lucilius und Varro weiter ausgebildete Satire behielt auch unter Augustus im wesentlichen den Charakter liebenswürdiger Plaudereien über öffentliche Zustände; zur furchtbaren Geißel der sittlichen und politischen Verwahrlosung des römischen Volks wurde sie erst durch die Greuel der Kaiserherrschaft. Das Drama, das den Höhepunkt seiner Entwicklung bereits überschritten hatte, wurde nur noch auf dem Gebiete der Tragödie von namhaften Künstlern gepflegt.

In Vergil gipfelt die epische Dichtkunst der Römer. Er ist der Meister des Heldengedichts, des Lehrgedichts und des Idylls. Unermeßlich ist der Einfluß gewesen, der von ihm ausgegangen ist. Wie Aristoteles dem Mittelalter als Ursprung aller Wissenschaft gegolten hat, so ist Vergil als der Inbegriff aller Weisheit und Kunst verehrt worden. Doch hat es ihm nicht an Widersachern gefehlt. Schon Zeitgenossen, Anhänger der alten Schule und unfähige Nebenbuhler haben seine Gedichte zum Tummelplatz spitzfindiger und alberner Kritik gemacht, und die Angriffe der neuern Zeit haben sich mit einer Art von Haß vorzüglich gegen ihn und Horaz gerichtet und nicht ohne scheinbaren Erfolg, denn die Geringschätzung der Werke Vergils ist in Laienkreisen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen. Um so mehr Gewicht muß auf das Urteil eines so feinsinnigen Kenners wie Ribbeck gelegt werden. Bei der Besprechung der bukolischen Gedichte Vergils giebt auch Ribbeck zu, daß das Verdienst der Erfindung in den meisten dieser ländlichen Gedichte gering ist. „Szenerie und Personal, Stimmung und Kolorit, Gedanken und Bilder, Stil und Vers, alles ist geliehen oder wenigstens nachgebildet.“ Doch wird schon hier das feine Verständnis des Dichters hervorgehoben: „sein offnes Auge für die Landschaft, sein Sinn für die einfache Sprache der Natur zeigt sich, wenn er mit wenigen sichern Strichen den hereinbrechenden Abend, die wechselnden Schatten der Berge, die rauchenden Giebel der Villen, die heimziehenden Rinder mit der Pflugschar schildert, oder die brütende Mittagsglut, wo selbst das Vieh den Schatten aufsucht, und die Eidechsen sich in der Dornenhecke bergen“ (II. S. 32). Noch höher stellt Ribbeck die Georgica Vergils, die er ein liebenswürdiges, gemüt- und geistvolles Werk, eins der edelsten Kleinode der römischen Dichtung nennt: „Aus einem Guß, von unübertroffnem Zauber sind Sprache und Vers. Letztrer ist von edelm Wohllaut, voll und männlich, von mannigfaltiger, ausdrucksvoller Schattirung; in wohlgemeßnem Wechsel von Daktylen und Spondeen bei fein berechnetem Gegenspiel der Cäsuren und Wortgruppen strömt er kraftvoll und erfrischend wie ein Gebirgsquell dahin. Nicht weniger fein abgestuft ist die Sprache: nur wenig altertümlich angehaucht, markig und klar, reich und anschaulich, von heitrer Majestät übergossen, atmet sie römischen Geist, der mit griechischer Anmut glücklich vermählt ist.“ (II. S. 53.) Am höchsten steht dem Verfasser trotz aller Angriffe die Äneis. Auch bei diesem Meisterwerke verdankt Vergil seinem Vorbilde fast alles äußerliche, die ganze Anlage, den künstlerischen Apparat, die Methode des Heldengedichts und eine Fülle von Einzelheiten. „Und doch ist sein Werk kein Erzeugnis lahmer Nachahmung. Trotz aller Abhängigkeit atmet es seinen eignen Geist: die Brust hebt sich höher, der Blick ist weiter, der Gesichtkreis großartiger. Der Dichter erzählt nicht nur mit unbeteiligter Ruhe, was sich vor Zeiten zugetragen; er hat nicht nur die persönlichen Schicksale oder Leidenschaften eines einzelnen Helden zum Vorwurf, nicht den sich vorbereitenden Untergang eines

mächtigen Reichs vor Augen, sondern er ist mit seinen heiligsten Gefühlen versenkt in den Aufbau einer neuen großen Zukunft, die sich aus den Ruinen erheben soll, es weht ein aufstrebender Geist durch sein Gedicht. Einem Dichter solcher Zeit und solcher Absicht thut man Unrecht, wenn man die Schlichtheit und Unschuld des homerischen Stils an ihm vermißt." (II. S. 58.) Und nach einer liebevollen Schilderung des Epos faßt Ribbeck sein Urteil in die Worte zusammen: „Dieser kostbare Inhalt war in das edelste Gefäß gegossen; wie Gold erklingen die Saiten des Sängers. Die Hexameter der Äneis bringen die männliche Kraft, den heldenhaften Schritt und den erhabnen Wohllaut der römischen Sprache zur vollkommensten Geltung. Ein gemäßigtes Pathos, vornehme Pracht, ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit und natürliche Anmut ist gedämpft durch einen Hauch altertümlicher Strenge, bisweilen auch gewürzt durch erlesenere Mittel griechischer Kunst. Ein breiter voller Strom des Rhythmus, bald brausend, bald sanft, nie eintönig, stets in harmonischen Grenzen gehalten." (II. S. 99.) „Trotz aller Spuren der Unvollendung ist die Äneis Vergils unter allen Gedichten der Römer das populärste geworden, das Muster aller spätern Epiker, das unentbehrliche und nie (auch in den Klosterschulen des Mittelalters nicht) vergeßne, unermüdlich abgeschriebne, erklärte, von Grammatikern und Rhetorikern ausgemünzte Schulbuch, ein Schatz geistiger Erhebung und Offenbarung, ja ein Abgrund für abergläubische und wirrsinnige Grübelei, eine Leuchte der großen Dichter, welche in Italien den Genius nationaler Poesie wieder erstehen ließen." (II. S. 102.)

Nicht so günstig wie über Vergil urteilt Ribbeck über Horaz, wenigstens nicht über den Lyriker Horaz. „Es ist hauptsächlich die künstlerische Form, Gesetzmäßigkeit und Wohllaut des Verses und der Strophe, vollendete Durchbildung des sprachlichen Ausdrucks nach allen Seiten, auch der poetischen Bilder und rhetorischen Figuren, kurz die Einführung griechischer Schönheit, Anmut und Glätte in die Schöpfungen latinischer Muse, worin Horaz sein Verdienst erkannte, und worauf er stolz war. Ein Feind dilettantischer, kunstloser Poeterei war er selbst ein scharfer Kritiker seiner eignen Arbeiten, feilte viel und konnte sich schwer genug thun." (II. Seite 143.) Man kann auf Horaz die Worte anwenden, mit denen Lessing über seine eigne dichterische Begabung urteilt. Auch Horaz fühlt die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; auch er mußte alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen, und er würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn er nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer sich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst sein Auge zu stärken. Ja zuweilen ist er trotzdem wirklich arm, kalt und kurzsichtig. Seine Liebesgedichte klingen nicht selten wie Übungsstücke nach fremden Mustern und sind es ja auch zum Teil, und selbst unter den vor-

trefflichen geselligen Liedern sind einige, in denen der Gedankengang gestört und der reine Fluß der Empfindungen gehemmt und getrübt wird. Bewundernswert ist der Dichter da, wo er den reichen Inhalt seiner Lebensanschauung in wenige gesättigte Worte zusammendrängt; liebenswürdig, wenn er sich als muntern Gesellschafter oder gemütlichen und anhängigen Freund zeigt. Diese goldne Ader des echt horazischen Geistes tritt weit mächtiger, als in den lyrischen Gedichten, in jenen gehaltvollen, launigen Plaudereien der Satiren hervor, denen der Dichter selbst den Rang eigentlich dichterischer Schöpfungen bescheiden abspricht. Auch die geistvollen Episteln lassen uns den Dichter lieb gewinnen. Aber ein Dichter von Gottes Gnaden ist Horaz nicht. Auch Ribbeck nennt ihn nur den „menschlichsten aller Römer" und „den feinfühligsten Geist im Kreise der augusteischen Dichtergenossen, dem gleichgestimmte Freunde und teilnehmende Leser nicht fehlen werden, so lange die Nacht der Barbarei nicht alle edlere Bildung begraben hat" (II. Seite 175).

Vergil, Horaz und Ovid sind bis auf unsre Zeit herab die beliebtesten und gelesensten Dichter geblieben. Auch von Ovid ist ein mächtiger Einfluß ausgegangen: er ist der Dichter der bildenden Kunst geworden. Wie Dante den Vergil zum Führer wählt, so haben die Maler der Renaissance bei Ovid herrliche Anregung und brauchbare Stoffe und Vorlagen gefunden. Neben dem innigen Tibull und dem heißblütigen Properz ist er der Meister der römischen Liebeselegie, vollendet in Form und Inhalt, ein verschwenderisch begabter Erbe der nunmehr ausgereiften Kunst. „Es ist ein Zeitraum von sechzig Jahren, der von Julius Cäsars bis zu Ovids Tode verstrichen ist. Was von dichterischer Kraft und Schönheitssinn der italischen Nation gegeben war, gelangte während dieser Periode, von günstigen Umständen gepflegt und getrieben, zu seiner höchsten Entwicklung. Die griechische Muse ist ganz heimisch in Rom geworden, von ihrem Geist ist alles geschaffne getränkt und führt doch ein selbständiges Leben. Das klangvolle Organ der Weltbeherrscherin tönt über den Erdkreis; gedankenreiche Dichter sind von der weltgeschichtlichen Aufgabe ihrer Nation erfüllt und prägen einen unvergänglichen Schatz echter Lebensweisheit aus. Während jener glücklichen Zeit bürgerlichen Friedens und Behagens, als politische Leidenschaft und Zwietracht schlief, erblühte auch die Anmut urbaner und geistreicher Unterhaltung in künstlerischer Form, der Sinn für gemütvolles Kleinleben und dessen Darstellung, der Zauber des geselligen wie des feierlichen Liedes in bisher noch nicht vernommnen Weisen, und Amor feierte seine Triumphe. Leider verdrängte derselbe ernstere Richtungen, als die Frivolität des großstädtischen Lebens die unbeschäftigte, daher genußsüchtige Jugend vergiftete, sodaß ein hoffnungsvoller Nachwuchs eigenartig schöpferischer Dichter in Rom fehlte, als Ovid die Augen schloß." (II. S. 369 f.)

Unter der Herrschaft der Kaiser hat sich nur die satirische Dichtung in

fruchtbarer und anregender Weise weiter entwickelt, und zwar nach drei Richtungen hin, als Satire, als Sittenroman und als Epigramm. Die Satire, bei Persius noch ohne Kraft und Saft, ist durch Juvenal zur Geißel der Laster geworden, die sich unter Nero und Domitian frech hervorgewagt hatten. Die Entrüstung über die sittliche Verwahrlosung seines Volks hat dem Dichter die Feder in die Hand gezwungen. Facit indignatio versum, heißt es in der ersten Satire, in der Juvenal sein Auftreten begründet und gleichsam sein Programm ausspricht. Nicht die Entrüstung, sondern das spöttische Behagen an dem zuchtlosen Leben und geschmacklosen Gebahren der Emporkömmlinge, die unter Claudius und Nero in die vornehme Gesellschaft eingedrungen waren, spricht aus den Satiren Petrons zu uns, einem geistvollen und eigenartigen Werke, das die menippeische Satire zu einem umfangreichen Sittenroman erweitert hat. Noch deutlicher ist die Freude an einem oft schmutzigen Stoff in den Epigrammen Martials, die doch in ihrer Art unübertroffne Leistungen einer geistreichen und pikanten Kleinkunst sind, „Gemmen in Versen.“ Die einzige Gabe volkstümlicher Poesie unter der Kaiserherrschaft sind die Fabeln des Phaedrus, von den Zeitgenossen, wie es scheint, wenig beachtet, um so wichtiger als Vorbild für spätere Jahrhunderte. Die kunstmäßige, an griechische Muster angelehnte Poesie sank rasch immer tiefer von der Höhe der Kunst, in den Tragödien des Seneca ebenso wie in den Lehrgedichten des Manilius und Columella oder in den Epen des Lucan, Valerius Flaccus, Silius Italicus und Statius. Zwar die Ziele, nach denen diese Dichter streben, sind die höchsten. Lucan gedachte den Ruhm Vergils in Schatten zu stellen, Manilius vergleicht sich dem Lucrez, der bescheidnere Statius erfleht am Schluß seiner Thebais für sie die Unsterblichkeit, wenn sie der göttlichen Äneis auch nur von fern zu folgen vermöchte, und in der Schar von Dichtern, die der jüngere Plinius lobt, giebt es einen zweiten Properz und einen andern Horaz. Und allen steht der göttliche Beruf der weltbeherrschenden Roma ebenso leuchtend vor der Seele wie einst dem Vergil. „Diesem stolzen Glauben sind alle treu geblieben, welche in lateinischer Zunge gedichtet haben. Es ist der Geist männlicher Gesinnung und Kraft, welcher der römischen Muse wie der Nation selber und ihren Schöpfungen seinen Stempel aufgedrückt hat. In der Energie dieses Charakterzuges liegt ihre Größe und ihr Mangel. Das auf der Höhe ihrer Macht gesteigerte Bestreben nach eindrucksvoller Darstellung, gewichtigem Ausdruck, metallnem Klang hat zu Unnatur und Schwulst geführt. Töne des Herzens werden immer seltner. In der Schule ist die Manier groß geworden. Aber ihrer Zucht ist es doch zu verdanken, daß die Ideale der Kunst, wenn auch einer konventionellen, nicht so leicht verworfen wurden und das Gepräge klassischer Form auch Arbeiten von untergeordnetem Werte adelt.“ Noch einmal erhebt sich die römische Dichtung gleichsam zu ihrem Schwanengesang, in jenen Spätlingen Ausonius, Claudianus und Namatianus, deren

Dichten und Denken bereits von den gewaltigen Ereignissen beeinflußt wird, die das römische Reich, den Stolz der Dichter, stürzen und den Grund zu einer neuen Welt legen sollten: der Sieg des christlichen Glaubens und der Einbruch der germanischen Stämme.

Ribbeck hat das Buch seinem Freunde Paul Heyse gewidmet. Es ist das Ergebnis der Forschungen des Gelehrten und zugleich das Werk einer innigen dichterischen Nachempfindung. Die Sprache zeigt alle Vorzüge der Ribbeckschen Vortragsweise ohne deren Mängel. Sie ist gewählt, klar und geistvoll, selten gesucht oder fehlerhaft. Der Schönheit des Ausdrucks entspricht die Anschaulichkeit der Schilderung. Unverändert gleich bleibt sich die liebevolle Wärme, mit der Ribbeck für die jüngern und schwächern Dichter kaum geringere Teilnahme zu wecken versteht als für die großen Meister, und in allen Bänden seines Werkes ist die Geschicklichkeit bewundernswert, womit er den Gegenstand seiner Darstellung trotz aller Klarheit und Anschaulichkeit nie völlig erschöpft, sondern dem Leser gleichsam in der Ferne immer noch neues zeigt, ihn nicht übersättigt, sondern ihn anregt, von dieser Geschichte der römischen Dichtung zu den Dichtern selbst zurückzukehren und gegenüber den herrschenden Schlagworten wieder mehr zu lesen und selbst zu prüfen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Minengänge der Bismarckschen Propaganda werden zwar mit äußerster Verschlagenheit und Heimlichkeit geführt, aber zum Heile Deutschlands giebt es nicht nur in Berlin feine Nasen, die jeden bösen Anschlag wittern, noch ehe er geboren ist, und sich durch keine Winkelzüge irreführen lassen. Zum Beispiel: Herr von Poschinger hat bekanntlich unter dem Titel „Ein Achtundvierziger. L. Buchers Leben und Werke" ein Buch herausgegeben, dessen Leser wohl meistens geurteilt haben werden, daß darin ein ergiebiger Stoff, der Entwicklungsgang vom revolutionären Idealismus zum staatsmännischen Wirken, ziemlich oberflächlich behandelt sei. Wie sehr sie geirrt haben, können sie aus einer sozialdemokratischen Wochenschrift erfahren. Da thut ein Herr Ferdinand Wolf unwiderleglich dar, daß die Arbeit Poschingers ein diplomatisches Meisterstück ist und keinen geringern Zweck hat als den, durch eine revolutionäre Bewegung den Fürsten Bismarck wieder an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Man sieht, es ist nichts so fein gesponnen, die talmudistische Dialektik bringt es an die Sonne! Nebenher läuft die Entdeckung, daß Bucher bereits als Flüchtling in London (in den fünfziger Jahren) die künftige Laufbahn seines frühern Kollegen und Gegners im preußischen Landtage vorausgesehn und sich ihm durch seine Berichte an die Nationalzeitung zu nähern gesucht habe. Wessen Scharfblick sollen wir nun mehr bewundern?

Auf jeden Fall ist es aber von Herrn Ferdinand Wolf undankbar, den Namen des ehrwürdigen Rabbi zu verschweigen, dem er seine ausgezeichnete Methode der Untersuchung verdankt.

Mit Blindheit geschlagen. Die Berliner Politischen Nachrichten nennen es eine „eigentümliche Erscheinung," daß im ersten Drittel des laufenden Etatsjahrs die Erträge aller Verbrauchssteuern zurückgegangen seien, mit alleiniger Ausnahme der Brausteuer, die eine verschwindende (also wohl der Bevölkerungszunahme nicht entsprechende) Besserung zeige. Und alle Zeitungen drucken die „eigentümliche Erscheinung" nach und wissen nichts darüber zu sagen, als daß sie eigentümlich, höchst eigentümlich sei. So geschehen, etwa dreißig Jahre nachdem Rodbertus bewiesen hat, daß und warum diese und ähnliche Erscheinungen allerdings unsrer heutigen Produktionsweise eigentümlich, innerlich anhaftend, notwendig und, so lange sie dauert, unabwendbar sind, sodaß, wenn die Gesellschaft sich nicht zu einer Änderung der Produktionsweise entschließt, die Produktion über kurz oder lang ganz aufhören muß! Und so geschehen, nachdem tüchtige Geister aller Nationen in Menge den ungemein einfachen von Rodbertus aufgedeckten Sachverhalt in hunderten von Broschüren, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln dem lieben Publikum erklärt und mundgerecht gemacht haben! Und die Konservativen fahren fort zu predigen, daß all Ding gut werden werde, wenn man nur das Gezücht der Sozialdemokraten ausrotte, dem Gesinde die Freizügigkeit entziehe und dafür reichliche Prügel verabreiche, vor allem aber durch hohe Einfuhrzölle die Getreide- und Viehpreise recht hoch hinauftreibe. Und die Liberalen fahren fort zu trösten: Nur Geduld! wenn man nur alles laufen läßt, wie es selber laufen will, und namentlich der Spekulation keine Fesseln anlegt, dann wird „es" schon von selbst wieder besser werden; denn so eine „Krise" geht eben, wie sie gekommen ist, von selber wieder. Denn natürlich kommt solches vorübergehende Elend nur von einer „Depression," wie ja auch nach der Versicherung unsrer heutigen Wettergelehrten das gute oder schlechte Wetter von einem barometrischen Maximum oder Minimum kommt, während wir Laien uns früher immer eingebildet hatten, das Barometer stehe hoch oder niedrig, weil die Luft trocken oder naß sei.

Ein andres Bild! Das selbstverständlich konservative Flöhaer Amtsblatt beschreibt die Lage der mit der Anfertigung von Spielwaren beschäftigten Hausindustriellen in einigen Gegenden des Erzgebirges. Es heißt da u. a.: „Nur die Grenzzollerleichterungen auf Brot und Mehl ermöglichen es den Familien, Sonntags wenigstens Brot zu essen.... Ja früher, vor zwanzig und dreißig Jahren, da war es anders; da atmete alles Wohlstand, Freude und Fröhlichkeit; da standen die Spielwaren über noch einmal so hoch im Werte [soll heißen, im Preise], und die Holzpreise waren noch einmal so billig. Damals konnten fleißige Familien bis zu fünfzig Thalern Wert in Waren fabriziren, an denen sie bis dreißig Thaler Verdienst hatten, und jetzt verdient eine ganze Familie in der Woche oft nur vier bis sechs Mark, höchstens einmal fünfzehn bis siebzehn Mark." Also das ist das Ergebnis des Kulturfortschritts im Zeitalter der sieghaften Technik, des christlichen Staates und der amtlichen Sozialpolitik, und zwar in dem deutschen Staate, der sich der „blühendsten" Industrie, des größten Reichtums und des vollkommensten Schulwesens erfreut, daß fleißige Familien in Masse dem Elend verfallen, und daß ihr Arbeitsverdienst binnen dreißig Jahren von durchschnittlich — sagen wir vierzig Mark auf zehn Mark zurückgeht! Und wenn jemand die Frage aufwirft: Ist das wirklich Fortschritt? Ist das vernünftig? Kann es so weiter gehn?

Darf man es so weiter gehn lassen? Beweisen solche Vorgänge nicht, daß in der Gütererzeugung und Güterverteilung ein Fehler steckt, der beseitigt werden kann und muß? — dann schreien alle Staatserhaltenden: Schlagt ihn tot! Er ist ein Revolutionär, er ist ein Sozialdemokrat!

Sogar die Kreuzzeitung sieht sich in einer Polemik gegen den Scharnhorstschen Gedanken gezwungen, auf die leibliche Verkümmerung des Volks hinzuweisen: „Man sehe die Linienbataillone mit Ersatz aus armen und namentlich Industriegegenden an, man beobachte den schwerbepackten, wenig entwickelten Infanteristen aus solchem Ersatzbezirke in seinem ersten Dienstjahre, und man wird bemerken, daß die Anforderungen an Körpergröße und Körperstärke erheblich heruntergegangen sind." Das also wissen die militärischen Mitarbeiter der Kreuzzeitung und sind sich immer noch nicht klar darüber, wie unwichtig alle militärischen Streitfragen zusammengenommen sind im Vergleich mit der einen Hauptfrage: Werden wir nach fünfzig Jahren überhaupt noch 500000 kriegstüchtige Männer im Reiche haben?

Von einer Dame, die Feuilletons schreibt, wird niemand volkswirtschaftliche Kenntnisse verlangen. Wir finden es daher ganz natürlich, daß Luise Rebentisch, die in deutschen Zeitungen das englische high-life schildert, sich immer und immer wieder wundert über die „Armutsklagen, die das Land durchziehen," während doch der Luxus täglich toller werde. Sie kann es ja nicht wissen, daß die lawinenartig anschwellenden großen Vermögen ihren Zuwachs aus vernichteten kleinen ziehen, daß der moderne „Nationalreichtum" das Volkselend zur Voraussetzung hat, daß auch dieser „Nationalreichtum" allmählich zusammenschmilzt, und daß eben, weil beim Stocken des Massenkonsums und infolge der Verwandlung aller Agrarstaaten in Industriestaaten die Kapitalanlage täglich schwieriger wird, die Reichen sich mehr und mehr veranlaßt sehn, ihr ganzes Einkommen zu verprassen, von dem sie früher einen Teil rentabel anzulegen pflegten. Das alles kann die Dame nicht wissen; aber die Redaktionen könnten, sollten es wissen und eine Anmerkung dazu machen. Sie werden sich hüten, es zu thun! Der Herr Verleger würde solche Redakteure schön auf die Finger klopfen, die ihm seine besten Kunden verjagten. Denn der zeitunglesende Philister will unterhalten, aber nicht belehrt und vor allem nicht erschreckt werden. Taucht einmal in einer Stunde des Nachdenkens das unerfreuliche Bild der volkswirtschaftlichen Wahrheit vor seinen Augen auf, dann verscheucht er es mit seinem lieben Sprüchlein: Après nous le déluge. Daß sich auch seine Kinder unter denen befinden werden, über die die große Flut oder der große Krach hereinbricht, verursacht dem in den Gewohnheiten seines komfortabeln Lebens stumpfsinnig gewordnen Weltmanne von heute keinen Kummer mehr.

Seuchenmobilmachung. Das nationale Unglück, das uns in Gestalt der Choleraseuche heimgesucht hat, beschäftigt in diesem Augenblick Hand und Geist von Beamten und Nichtbeamten in den bereits zahlreich betroffnen oder bedrohten Orten des Reichs. Für diesesmal werden die bestehenden Einrichtungen und Gesetze die Form der Abwehr bestimmen müssen — nach Ausbruch des Krieges schafft man keine neue Wehrordnung; nur wenn sich die bestehenden Dämme der Seuche gegenüber völlig unzureichend erweisen sollten, könnte der folgende Gedanke vielleicht schon diesmal zur Grundlage einzelner Maßregeln werden.

Die Schätzung aller Verluste, die das Auftreten der Cholera in Hamburg — durch die Geschäftsstockung, die Abweisung der Hamburger Schiffe und so vieles andre — bis jetzt schon angerichtet hat, ist eine unübersehbare Aufgabe; die Annahme eines Verlustes von mehreren Millionen wird gewiß eine sehr bescheidne

Schätzung sein. Die Rechnung: Wenn eine von diesen Millionen gleich im Anfang zur Abwehr verwendet worden wäre, würden die übrigen erspart worden sein, ist sicherlich richtig. Hieraus einen Vorwurf gegen die Hamburger Behörden abzuleiten, wäre ebenso verkehrt wie ungerecht — der Richter über eine That darf von ihren Folgen durchaus nicht mehr wissen, als der Vorgeladne davon hat wissen können, wohl aber liegt in jenem Schluß eine Lehre für die Zukunft. Die Verluste, die Verwirrung, die nachhaltigen Schäden, die die Ansteckung mit einer Seuche über eine große Stadt verhängt, sind bei der gegenwärtigen internationalen Ächtung so ungeheuer, daß die zur Verhütung oder Abkürzung dieses Zustandes bisher aufgewendeten Mittel viel zu gering erscheinen. Was soll in Zukunft geschehen? Das ist eine weite Frage, bei der die verschiedensten Zweige des Staatsdienstes mit der Wissenschaft beratend werden zusammenwirken müssen. Aber ein die ganze Weise der Abwehr bestimmender Gedanke ist mit einem einzigen Worte gegeben, mit dem Worte: Seuchenmobilmachung. Ist eine Volksseuche ein weniger entschloßner Feind, als ein ländergieriger Nachbar? Oder sind die Verluste, die von dem menschlichen Feinde drohen, so viel schwerer, daß gegen eine Seuche die Mobilmachung einer einzelnen Stadt, eines Viertels einer Stadt als übermäßiger Aufwand erschiene? Wenn man einig darüber ist, daß gegen eine allgemeine Gefahr Alle für Einen und Einer für Alle stehn müssen, so würde ein Widerspruch darin liegen, den allgemeinen Widerstand nicht durch Organisation verzehnfachen zu wollen. Eine bereit gehaltne Rolle würde etwa für jeden heranzuziehenden ansässigen Bürger seinen Dienst im Fall des Aufrufs feststellen; ein Kennzeichen würde ihn zum Staatsbeamten machen, dem in seinem Dienst Gehorsam zu leisten ist. Die gesundheitlich richtige Haltung der Wohnungen, die Essensbereitung, die schleunige Ermittlung der Erkrankungen, die Feststellung der zukommenden Fremden — sind einige von den Aufgaben, die nur auf diesem Wege völlig zu lösen sind und denen die gewöhnliche Beamtenschaft selbst bei äußerster Anstrengung ihrer Kräfte lange nicht gewachsen ist. Die Zuteilung einer wohl erläuterten Dienstanweisung an jeden Dienstpflichtigen, die Einberufung zu einer Übung — eine Übungsmobilmachung in der Zeit der Gefahr eines Seucheneinbruchs — und vieles andre würde sich in der Entwicklung des Gedankens, der hier nur mit wenigen Worten angeboten werden soll, von selber ergeben. Die Stärkung des Gemeingefühls, die vom Staat ausgehende Erweckung der Einsicht, daß das Gemeinwesen jeden Bürger jederzeit als Beamten heranziehen kann, die Entwindung dieser Wahrheit aus den Händen der Sozialistenpropheten durch den bestehenden Staat — das sind Betrachtungen, zu denen der Gegenstand fernerhin anregt, die aber in die Geschlossenheit dieses Vorschlages nicht mehr hinein gehören.

Wenn wir eine Choleramobilmachung besessen hätten, so würden am Ansteckungsherd in den schlimmsten Tagen nicht so viel Kräfte der Nation, wie gegenwärtig in einem weiten Gebiete Wochen hindurch durch diesen Feind abgezogen, und ungeheure wirtschaftliche Werte und viele Menschenleben würden erhalten worden sein.

Der nervöse Gutsbesitzer. Als geplagter Städter mit „sitzender" Beschäftigung hatte ich mich zur Auffrischung meiner Nerven auf einige Wochen in ein wegen seiner Luft und seiner Wellen vielbesuchtes Seebad begeben. Die Mehrzahl der Badegäste bestand, wie man bald bemerken konnte, aus Großstädtern; unsre deutschen Steinkolosse Hamburg und Berlin schienen zu dem Zuzug stadtmüder Leute das meiste beigetragen zu haben. Am Mittagstisch — oder, wie

man dort so schön sagte, an der Table d'hôte — fanden sich aber auch andre, anscheinend wenig erholungsbedürftige Personen ein, von denen man anzunehmen geneigt war, daß sie sich des Vergnügens wegen in den Badetrubel gestürzt hätten. Ich machte die Bekanntschaft einiger urkräftigen Landleute mit frischer brauner Gesichtsfarbe, wahrer Urbilder der Gesundheit, und wir tauschten die üblichen Fragen über das Woher und Wohin und das Warum aus. Wie erstaunte ich nun da, als einer von ihnen, der mit Familie gekommen war, ein Gutsbesitzer, der so gesund wie die andern aussah, auf meine Erkundigung, ob er bade, antwortete, daß ihm das Baden nicht bekäme, daß es ihm — seine Nerven nicht gestatteten. Was, Sie sind nervös? Nicht möglich! Wir Städter, die wir uns von dem einfachen Naturleben abgekehrt haben, wir sind natürlich nervös, aber ihr Herren vom Lande! — Ich bin, erwiderte er, so nervenschwach, wie einer nur sein kann. Meine Aufregung ist oft so groß, daß ich mich mit keinem Menschen unterhalten mag, und am liebsten sitze ich hier in einem abgelegnen Winkel auf der Düne und sehe still und selbstvergessen auf das herrliche, weite, wogende Meer. Mit meiner Nervosität habe ich sogar Frau und Kinder angesteckt, wir sind alle zusammen nervös. — Aber wodurch können Sie das nur geworden sein? — Ja sehen Sie, ich hatte ein ziemlich großes Gut, und obwohl ich einen Teil verkauft habe, um mir die Arbeit zu erleichtern, so sind doch heutzutage die Leute so anspruchsvoll, daß mit ihnen gar nicht auszukommen ist; hat man keine Arbeiter, so weiß man nicht, wo ein und aus, und hat man welche, so möchte man sie am liebsten wieder los sein. Ja wenn man die Arbeit allein machen könnte! Ich habe die Scherereien und den ewigen Ärger satt. Das macht mich krank, und wir haben uns entschlossen, obwohl ich sonst ganz rüstig bin, in die Stadt zu ziehn. — Haben Sie denn soviel zurückgelegt, daß Sie von Ihren Renten leben können? — Zum Glück habe ich den einen Teil meines Besitzes gut verkauft, und ich hoffe, wenn alles gut geht, Vermögen genug zu haben, existiren zu können; übrigens werden wir uns einschränken, und wir haben ja nur zwei Kinder. Solange sich meine Nerven nicht wieder erholt haben, solange ich nicht wieder besser schlafen kann, sind wir, ich und meine von Kopfschmerzen geplagte Frau, nur halbe Menschen.

Ich verabschiedete mich und setzte meinen Weg allein fort, in Gedanken über diesen neuen Beitrag zur sozialen Frage unsrer Zeit, über die ländliche Arbeiternot, über das Anwachsen der großen Städte, über die Zunahme der Luftkurorte, Sommerfrischen und Seebadeörter. Der nervöse Gutsbesitzer! — sollte es dergleichen jemals in irgend einer frühern Zeit gegeben haben? Der nervöse Gutsbesitzer — das ist die neueste, „hoch"moderne Errungenschaft.

Litteratur

Zur Musik. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892

Spitta vereinigt wie vielleicht heute kein andrer auf musikalischem Gebiete die verschiednen Seiten der Kunstwissenschaft, die philosophische, die physikalisch-mathematische, die geschichtliche und die philologische. Die hier gesammelten sech-

zehn Aufsätze aber — sie sind bis auf einen schon zerstreut gedruckt — sind in der Hauptsache philosophischen und ästhetisch-kritischen Inhalts, und von historischem ist nur aufgenommen worden, was auf Teilnahme in weiter gebildeten Kreisen rechnen kann; denn diese denkt sich der Verfasser als Leser der Sammlung. Wir wünschen sie nicht so sehr dem Buche seinetwegen — es ist zu bedeutend, als daß man ihm mit diesem mitleidigen Wunsche nahen möchte — als das Buch ihnen ihretwegen, damit sie ihren Genuß an seinem selbständigen Gehalte haben. Die einzelnen Aufsätze sind überschrieben: Kunstwissenschaft und Kunst; Vom Mittleramte der Poesie; Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage; Händel, Bach und Schütz (1885); Mariane von Ziegler und Joh. Sebastian Bach; „Paris und Helena"; Joseph Haydn in der Darstellung C. F. Pohls; „Beethoveniana"; Die älteste Faust-Oper und Goethes Stellung zur Musik; Jessonda; Karl Maria von Weber (1886); Spontini in Berlin; Niels W. Gade; Johannes Brahms; Musikalische Seelenmessen; Oskar von Riesemann (Ein Gedenkblatt). Davon ist der Aufsatz über Brahms bisher noch nicht gedruckt gewesen. Ihm liest man die Lust und den Herzensdrang des Verfassers zwischen den Zeilen an: Spitta hat seine Arbeiten dem Publikum nicht bieten können, ohne seine Gedanken auch über den Mann auszusprechen, der wie ein Riese alle Komponisten der Gegenwart überragt. Über Brahms ist bis jetzt nur wenig und darunter wunderlich unverständiges geschrieben worden: wir wissen also dem Verfasser doppelten Dank für seine klare und gerechte Würdigung der Brahmsschen Musik.

Zum Schlusse die Bitte, daß die Sammlung der philologisch-historischen Arbeiten Spittas auch nicht mehr lange auf sich warten lassen möge. Die kleinere Lesergemeinde wird nicht die weniger dankbare sein.

Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle a. S., Max Niemeyer, 1892

Fast alle diese vierundzwanzig Briefe sind bedeutend; ihr Inhalt ist zum größten Teile philosophischer Natur, dazu kommen interessante Charakteristiken und litterargeschichtlich wertvolle Urteile. Der Herausgeber hat in den Anmerkungen mit großem Fleiße aus der verwandten Litteratur, besonders wieder aus Briefen, zusammengetragen, was zum Verständnis und was zur Bestätigung der Mitteilungen Humboldts an Fritz Jacobi dienen kann. Auch die Auskunft über weniger bekannte Personen ist dankenswert; war es aber nötig, für die, die voraussichtlich diese Briefe lesen werden, Anmerkungen zu machen wie die: Johann Kaspar Lavater, geboren 1741 in Zürich, 1769 Diakonus, 1775 Pfarrer, gestorben 1801?

Von den sieben Briefen Humboldts an den Grafen Schlabrendorf in Paris, die als Anhang beigegeben sind, ist der einzige von größerm Interesse leider stark verstümmelt. Humboldt teilt darin aus Valencia dem Freunde seine Beobachtungen über spanische Bildung und Kultur mit, philosophisch räsonnirend, wie immer, und spanische Eigentümlichkeit mit französischer und deutscher vergleichend.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Fürst Bismarck und die Schwaben

Aus Schwaben

Die begeisterten Huldigungen, deren Gegenstand Fürst Bismarck diesen Sommer in München und Jena ebenso wie in Kissingen von Seiten der Süddeutschen gewesen ist, die zu ihrem Propheten reisten, weil ihr Prophet nicht zu ihnen kam, haben von neuem den Beweis geliefert, daß in Süddeutschland und in den mitteldeutschen Kleinstaaten die Hinneigung zu dem Altkanzler weit leidenschaftlicher ist als in Preußen, wenn es eines solchen Beweises überhaupt noch bedurft hätte. Es wäre ein Irrtum, diese Thatsache lediglich auf die größere Kühle des norddeutschen Temperaments zurückführen zu wollen, sie stützt sich vielmehr auf besondre politische und psychologische Erklärungsgründe. Gewiß hat man auch in Preußen die Errichtung des deutschen Reichs mit jubelnder Befriedigung begrüßt, fanden doch dabei der allgemeine deutsche Patriotismus und der preußische Partikularstolz zugleich ihre Rechnung. Aber schwerlich hat man dort der Einigung mit so sehnsuchtsbangem Hoffen entgegengeharrt wie in Süddeutschland, schwerlich dort mit so tief innerm Entzücken die Erfüllung des Herzenswunsches aufgenommen wie hier. Natürlich: Preußen war ja schon vorher ein Großstaat, dessen Stimme im Rate der europäischen Mächte Geltung hatte, der Preuße hatte ja ein engeres Vaterland mit einer so glänzenden geschichtlichen Vergangenheit, daß diese — ganz abgesehen von der Bürgschaft, die darin für die Zukunft lag — auch in der Gegenwart schon zu frohem Nationalstolz hinlängliche Berechtigung gab, Preußen wußte sich endlich allein stark genug, dem Angriff selbst des mächtigsten Gegners in begründeter Erwartung des Sieges mit Ruhe entgegenzusehen. Wie ganz anders die süddeutschen Kleinstaaten! Jeder von ihnen war in der äußern Politik

stets der Anlehnung an einen stärkern bedürftig, sah sich bei kriegerischen Verwicklungen in der Wahl seiner Partei mehr von den Forderungen der Klugheit als denen der Ehre abhängig, mußte eine erbettelte Neutralität noch als besondern Glücksfall betrachten. Wie mußte das Gefühl solcher Schmach dem süddeutschen Patrioten auf der Seele brennen, in ihm den Wunsch einer Änderung seiner kläglichen Lage zur lodernden Begierde anfachen! Und da sah er auf einmal in unglaublich rascher Entwicklung der Dinge das Ziel seines jahrzehntelangen Sehnens erreicht, sah sein engeres Vaterland als Glied eines machtvollen Ganzen, auf dessen Schutz es Anspruch, an dessen Ehren es Anteil hatte, weil es ja eben in Gemeinschaft mit vielen andern dieses Ganze bildete. Und sah sich zu dieser stolzen Höhe emporgehoben durch das Genie eines gewaltigen Mannes, dessen Bundesgenossenschaft er um so besser zu würdigen wußte, als er lange Zeit unter seiner Feindschaft gelitten, ihn als Feind ehrlich gehaßt, wenn auch vielleicht schon im stillen bewundert hatte. In je tieferes politisches Elend Süddeutschland versunken war, um so größer mußte seine Dankbarkeit gegen den sein, der es daraus befreit hatte. So wurde Fürst Bismarck für tausende und abertausende die Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens, wurde — man ist fast zu sagen versucht — nicht sowohl als Mensch wie als eine in die Erscheinung getretene Idee verehrt, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß überdies noch auf viele seine kraft- und temperamentvolle Persönlichkeit anziehend, in unsrer an Individualitäten nicht eben reichen Zeit doppelt anziehend wirkte. Und nun, da Fürst Bismarck nicht mehr der allmächtige Lenker der Geschicke des deutschen Reichs ist, sollten wir von ihm lassen? Hat er etwa das Reich darum weniger begründet? sind wir ihm etwa darum weniger Dank schuldig? Nein, jetzt gerade ist es Zeit, die ganze Fülle unsrer Bewundrung, Verehrung, Liebe auf ihn auszuschütten, jetzt gerade, da ihm schwere Kränkungen täglich, stündlich zugefügt werden, da ihm jedes einzelne Zeichen von Anhänglichkeit wohl thun muß. Der Charakter der Süddeutschen und von uns Schwaben im besondern hat sich noch niemals durch Beweglichkeit und Geschmeidigkeit ausgezeichnet. Wir pflegen unsre Neigung nicht rasch, dafür aber ohne Widerruf zu verschenken. Man mag es, je nach dem Standpunkte, als deutsche Treue rühmen, man mag es schwäbische Starrköpfigkeit und Eigensinn schelten, was kommt darauf an? Es soll nicht einmal geleugnet werden, daß ein Stück Widerspruchsgeist dabei im Spiele ist: das Übermaß der Verfolgungen auf der einen Seite reizt zum Fanatismus der Bewundrung auf der andern. Man glaube auch nur nicht, daß alle Schwaben, die sich jetzt als unbedingte Verehrer Bismarcks bekennen, zu Zeiten seines unumschränkten Regiments mit seiner innern Politik durchweg einverstanden gewesen seien, aber sie sagten sich: Er ist nun einmal nur ganz zu haben. Der kleine Schade, den er auf jenem Gebiete anrichten mag, wird reichlich aufgewogen durch die unermeßlichen Vorteile, die uns

seine Führung der auswärtigen Politik verschafft. Sind wir auch in einzelnen Punkten nicht mit ihm einverstanden, so wissen wir doch, daß der Mann, der das deutsche Reich gegründet hat, an seiner Spitze bleiben muß, so lange es die Natur erlaubt, wissen auch, daß niemand mit so starken Armen das Schiff durch die Wogen führen kann, wie er; also bleibt er am Ruder. So dachten wir damals. Und ebenso wenig verkennen wir heute die Schwächen und Fehler Bismarcks, billigen ebenso wenig sein Verhalten in allen Stücken. Aber wir sagen: Thut nichts, er ist und bleibt unser Bismarck. Nie vergessen wir es, daß wir unsre politische, unsre geschichtliche Größe ihm verdanken. Er thue, was er nicht lassen kann: wir halten an ihm fest. So ist in Schwaben — ohne Übertreibung kann man es behaupten — die überwiegende Mehrzahl der Urteilsfähigen gesinnt, vor allem der Anhang der sonst sehr verschiedne politische Meinungen umfassenden deutschen Partei. Aber doch nicht er allein; so denkt auch mancher, der mit der Volkspartei zu stimmen pflegt. Die offizielle Volkspartei natürlich haßt Bismarck nach wie vor, und sie weiß, warum. Manchen liberalen Politiker in Württemberg hat es tief geschmerzt, daß Fürst Bismarck als Reichskanzler jede Brücke zwischen sich und der deutschfreisinnigen Partei abgebrochen, daß er jede Möglichkeit einer Verständigung für alle Zeiten abgeschnitten und dadurch sich selbst in die Zwangslage versetzt hat, sich die Hilfe des begehrlichen Zentrums allzu teuer zu erkaufen. Mancher Verehrer Bismarcks in Württemberg und wohl auch im übrigen Süddeutschland hat der leidenschaftlichen Gegnerschaft der Deutschfreisinnigen gegen Bismarck Verständnis entgegengebracht, wenn er auch ihre Ausschreitungen streng verurteilen mußte. Die in wirtschaftlicher Beziehung ihm überdies nicht so fernstehenden süddeutschen Demokraten hat Bismarck niemals der gleichen herausfordernden Feindschaft gewürdigt, wie die norddeutschen Linksliberalen. Woher trotzdem ihr maßloser Zorn, der sich seit des Kanzlers Sturz in Zeitungsartikeln entladet, die die Ergüsse der preußischen Fortschrittspresse an Roheit entschieden überbieten? Die Erklärung ist einfach genug. Auch für den schwäbischen Demokraten ist Bismarck die Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens, und darum eben verfolgt er ihn mit seinem unversöhnlichen Haß. Aber die süddeutsche Volkspartei hat sich ja, wie sie bei Reichstagswahlen und ähnlichen Gelegenheiten zu versichern nicht müde wird, völlig auf den Boden der gegebnen Thatsachen gestellt. Gewiß hat sie das gethan, aber sie that es, weil sie mußte, wenn sie ihre Existenz retten wollte, denn die ausschlaggebenden Massen, die den Führern und der Presse im Kampf gegen die Idee der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung gefolgt waren, hätten sie bei Befehdung der zur Wirklichkeit gewordnen Idee schmählich im Stich gelassen. Selbst zugestanden, daß die Partei ohne Rückhalt und ohne Hintergedanken die durch die Thatsachen geschaffne Lage anerkannt hat, so hat sie das doch nur gezwungen gethan und verfolgt darum den Mann, der ihr diesen

Zwang auferlegt hat, mit einem Haß, dessen instinktive Gewalt das unwiderleglichste Zeugnis dafür ist, daß es Fürst Bismarck gewesen ist, der das neue deutsche Reich gegründet hat. Es ist freilich schlimm genug, daß man sich erst noch nach Beweisen für diese nackte geschichtliche Wahrheit umsehen muß. Aber der blinde Haß der Gegner bringt es ja in der That zu stande, dem großen Staatsmann sein eigentümlichstes Verdienst zu verkleinern, ja zu bestreiten. Daß Bismarck unsre jetzige günstige Lage nicht allein geschaffen hat, wissen seine Freunde so genau wie seine Feinde. Auch der geschickteste Werkmeister kann ohne Werkleute kein Haus zimmern, auch der genialste Feldherr ohne Offiziere und Soldaten keine Schlacht gewinnen. Aber umgekehrt haben auch die tapfersten Truppen noch nie ohne General gesiegt, ist noch nie ein Gebäude von Arbeitern allein ohne einen Baumeister aufgeführt worden. Vollends ein solcher Prachtbau nicht wie das neue deutsche Reich. Darum lassen wir, die wir zu den Bewohnern des Hauses gehören, uns das Recht oder vielmehr die Pflicht nicht verkümmern, des Baumeisters stets eingedenk zu sein. Wir warten nicht sein zeitliches Ende ab, um ihm dann Ehren zu erweisen, mit denen höchstens uns, nicht mehr ihm selbst gedient sein kann, wir statten ihm vielmehr noch bei seinen Lebzeiten den schuldigen Dank ab, wir halten an ihm fest und bekennen uns offen zu ihm, ohne Furcht, was auch kommen mag.

Die Sozialdemokratie und die Cholera

Es sind bemerkenswerte Vorgänge, die sich gegenwärtig in Hamburg aus Anlaß der dort herrschenden Choleraepidemie abspielen, Vorgänge, die die ernsteste Aufmerksamkeit aller Politiker verdienen, und auf die hinzuweisen wir umsomehr für unsre Pflicht halten, als die gesamte Tagespresse sie, soweit wir wissen, noch nicht in die richtige Beleuchtung gebracht hat.

Seit dem Beginn der Epidemie hat die sozialdemokratische Partei Hamburgs und ihr offizielles Organ, das „Hamburger Echo," eine geradezu musterhafte Haltung eingenommen. Sie hat die Sensationsnachrichten unkundiger Reporter, wie sie so vielfach in die Hamburgische und deutsche Presse übergegangen sind, mit Entrüstung von sich gewiesen und durch das „Echo" nur die Daten in Bezug auf die Seuche veröffentlichen lassen, die ihm von der Polizei und der Medizinalbehörde übermittelt worden sind. Im übrigen hat sich das „Echo" darauf beschränkt, hie und da besondre Mißstände im einzelnen zu rügen und deren Abstellung von den Behörden, teilweise durch unmittelbare

Verwendung an der zuständigen Stelle, zu verlangen. Von einem allgemeinen Angriff auf die Behörden und die ganze Staatsverwaltung hat man aber, und zwar absichtlich, mit der Begründung Abstand genommen, daß es in Zeiten der Gefahr die erste Pflicht der Bevölkerung sei, mit den Behörden in der Bekämpfung des Übels Hand in Hand zu gehn, nicht aber deren Autorität durch Anklagen und Angriffe zu schwächen. Die Folge dieser verständigen Haltung ist denn auch die gewesen, daß man von der andern Seite wieder der Sozialdemokratie entgegenkam und ihre Parteiorganisation, die sich ausdrücklich dazu bereit erklärt hatte, mit zur Bekämpfung der Seuche heranzog. Nicht nur die Handelskammer, das offizielle Organ zur Vertretung der Interessen des Handelsstandes, beschloß, sich zur Bekämpfung des durch die Seuche herbeigeführten Notstandes mit der sozialdemokratischen Parteileitung, die die augenblicklichen Bedürfnisse der ärmern Bevölkerungsklassen besser kenne, in Verbindung zu setzen, sondern der Staat selbst nahm die Hilfe der straffsorganisirten Partei in Anspruch, und diese Hilfe wurde bereitwilligst gewährt. Die Sozialdemokratie wurde ersucht, vierhundert vom Staate zu besoldende Männer zur Verstärkung der Sanitätskolonnen zu stellen, und sie stellte sie, und sie wurde weiter ersucht, mittels ihrer bis in die einzelnen Bezirke durchgeführten Parteiorganisation zwei Flugblätter durch die ganze Stadt zu verbreiten, die die Verhaltungsmaßregeln gegenüber der Cholera angaben. Die beiden Flugblätter sind mit derselben Genauigkeit und Schnelligkeit verteilt worden, wie nur je ein sozialdemokratischer Wahlaufruf verteilt worden ist. Sie liegen vor uns, und beredter, als es sonst Worte zu sagen vermöchten, spricht ihr Schlußsatz zu uns: „Verbreitet auf Veranlassung der Polizeibehörde. Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg.“

Es ist nicht anders: nachdem wir in unsinniger Verblendung am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die früheren korporativen Verbände, in denen die Menschen zusammengeschlossen waren, vernichtet haben, statt sie auf eine der neuen Zeit entsprechende Weise zu reformiren, und nachdem wir so die großen Massen des Volks in dem wilden Meere der entfesselten Selbstsucht der Vereinsamung preisgegeben und sie sittlich und wirtschaftlich bis an den Rand des Abgrundes gebracht haben, hat sich aus diesen Massen selbst eine organisatorische Bewegung entwickelt, die, zunächst scheinbar und auch nach ihrem eignen Willen gegen den Bestand des Staats gerichtet, in dem Maße, wie sie anwächst, sich mit staatserhaltenden Grundsätzen erfüllt und selbst ein lebendiges Glied wird innerhalb des Organismus des Staats. Doch das mögen Zukunftsphantasien sein, die der Grundlage der Wirklichkeit noch entbehren. Eins aber erscheint doch als gewiß, und diese Gewißheit verschafft uns gerade die traurige, über unsre größte Handelsstadt hereingebrochne Katastrophe: wie gegen jenen dort drohenden innern Feind, so wird auch im Augenblicke der Gefahr gegenüber einem äußern Feinde die Sozialdemokratie

nicht zögern, sich auf die Seite des Vaterlandes, der Ordnung und der Gesetzlichkeit zu stellen. Daran vermögen weder die gelegentlich in der Erbitterung des Kampfes ausgestoßnen vaterlandsfeindlichen Drohungen einzelner Führer, noch die thörichten Redereien derer etwas zu ändern, die sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß die Sozialdemokratie eine Macht im deutschen Leben geworden ist, und daß wir mit ihr verhandeln, mit ihr arbeiten, ja uns mit ihr zu verständigen versuchen müssen, weil wir mit ihr leben müssen. Wenn wir dies nur einmal erst ernstlich wollen möchten, so würde es schon gehn; das beweist der Hamburger Fall für jeden, der sehen will, mit besondrer Deutlichkeit. Daher hinweg mit dem wüsten Geschimpfe von Vaterlandsverrat, Umsturzpartei, Meineidigkeit und wie die Schlagwörter alle heißen mögen, mit denen man keinen Hund vom Ofen locken kann! Möge man sich an dem vorurteilsfreien Verhalten der Hamburger Behörden und der Hamburger bürgerlichen Kreise ein Beispiel dort wie anderswo auch für Zeiten nehmen, in denen nicht die Not zur Abschüttelung des ganzen leeren Phrasenschwulstes und zur nüchternen Anerkennung der thatsächlichen Lage zwingt! Es steht nicht nur unsre eigne Würde, sondern die Sicherheit und Zukunft unsers ganzen Staatswesens auf dem Spiele. Noch ist es Zeit, durch Anerkennung der Gleichberechtigung der Sozialdemokratie sie einzufügen in unser ganzes staatliches System. Unterlassen wir dies aber weiter und fahren wir fort, sie im Geiste des Sozialistengesetzes zu behandeln, so wird sie uns dazu zwingen, nicht nur ihre Gleichberechtigung, sondern ihre Herrschaft anzuerkennen. Immer und immer wieder müssen wir es betonen: wenn es etwas giebt, was uns mit Beziehung auf die Sozialdemokratie Sorge macht, so ist es das Verhalten derer, die zwischen der Sozialdemokratie und den übrigen politischen Parteien eine chinesische Mauer errichten und uns davon abhalten wollen, uns mit anderthalb Millionen deutscher Mitbürger über die sozialen, politischen und religiösen Lebensfragen der deutschen Nation zu verständigen.

J. G. Fichtes geschlossener Handelsstaat

(Schluß)

Um einen „schlechthinigen" Wert zum Maßstab für alles andre zu bekommen, muß man etwas nehmen, was nach allgemeiner Annahme jeder zum Leben haben muß. Dies ist das Brot oder das Produkt, woraus es gefertigt wird, Roggen, Weizen u. s. w. Nach dem Brote wird aller andre Wert geschätzt. Eine Menge Fleisch z. B., womit sich einer einen Tag ernährt (nach dem

Durchschnitt), ist so viel Korn wert, als derselbe denselben Tag zu seiner Ernährung würde gebraucht haben; er hat darum diese Menge Korn für jene Menge Fleisch zu entrichten. Und so mit allen andern Produkten; sie sind so viel Korn wert, als sie Mühe verlangten, und als auf dem Acker, wo sie erbaut wurden, Korn hätte erbaut werden können. Das Fabrikat aus diesem Produkt aber erhält erstens denselben Wert und sodann das Plus des Arbeitslohns. Wenn sich aber so ein Maßstab gewinnen läßt für die Berechnung der Nahrungsmittel, die zur Notdurft des Lebens gehören, giebt es dann für die, die sich auf die Annehmlichkeit beziehen, keinen solchen? Wäre dem so, wäre die Schätzung des Wertes dieser Dinge in dem so organisirten Staate nicht möglich, so müßten wir auf den Anbau des Angenehmen überhaupt verzichten. Fichte ist aber der Meinung, es gäbe ein gemeingeltendes Schätzungsmittel der Dinge, die auf die Annehmlichkeit des Lebens zielen. Er stellt folgende Betrachtungen an. Fragen wir: wodurch ist Brot zu dem Range des Nahrungsmittels von absolutem Wert gekommen, so ist die Antwort: dadurch, daß es am leichtesten und sichersten gewonnen wird. Andre Nahrungsmittel mit dem gleichen innern Wert zur Ernährung werden mehr Aufwand verlangen an Zeit oder an Kraft oder an Kunstfertigkeit oder für Bearbeitung des Bodens u. s. w. Dennoch macht die Nation diesen größern Aufwand. Diesen selben größern Aufwand ist nun auch dieses angenehmere Nahrungsmittel wert, mit andern Worten: es ist über seinen gleichen innern Wert, den es mit dem Korn zur Ernährung hat, noch die Menge Korn wert, die durch Aufwendung derselben Kraft und Zeit und desselben Bodens noch von dem Korn hätte erbaut werden können, wenn die Gewinnung des Angenehmen unterblieben wäre.

Der Maßstab also für die Schätzung des Angenehmen wäre nach Fichte da. Leider hilft er uns aber nichts. Denn das Angenehme beruht auf persönlichem Geschmack, und darum wird eine von diesem persönlichen Geschmack und der Neigung des Einzelnen unabhängige allgemein geltende Schätzung für den einzelnen auch keinen Wert haben, wenn er das, was ihm angenehm ist, gewinnen will. Er wird es dann auch nach seiner Schätzung gewinnen wollen, vorausgesetzt, daß er das darf. Das sieht Fichte auch selber ein, weshalb er nun in dem „dürfen" den einzelnen beschränken will, womit freilich das gleiche Anrecht eines jeden auf die Annehmlichkeit des Lebens selbst wieder gar sehr in die Brüche geht. Fichte sagt nämlich, der Anbau des Angenehmen dürfe nicht weiter gehen, als es die Notdurft aller erlaube; werde es angebaut, so geschehe das, weil von dem Anbau der notwendigen Nahrung Kräfte erspart worden seien. Diese Ersparnis müsse allen zu gute kommen, sodaß alle gleich angenehm leben könnten: die Ersparnis müsse unter alle gleich verteilt werden. Aber das müsse verhältnismäßig geschehen, damit die Art von Wohlsein erhalten werde, deren jeder für sein Geschäft bedürfe. Der Denker, der Dichter, der Erfinder brauche eine andre Nahrung

als der Ackerbauer mit seiner mechanischen Beschäftigung. Nur an seinem Ruhetage, wo er in eine durchaus menschliche Existenz eintrete, gebühre es auch diesem, daß er „das Bessere, das der Boden seines Landes gewährt, mit genieße und eine des freien Menschen würdige Kleidung trage."

Es ist aber wohl zehn gegen eins zu wetten, daß dieser Ackerbauer gar bald den Appetit bekommen wird, in dieselbe „durchaus menschliche Existenz" einzutreten, in die z. B. der Mann der höhern Kunst und Wissenschaft eingetreten ist, und worin er tagtäglich das Bessere genießt. Soll aber der sozialistisch eingerichtete Staat nicht sofort in Trümmer gehen, so darf der Handarbeiter das nicht. Mit der gleichen Verteilung des Angenehmen ist es also wiederum nicht weit her. Die notdürftigen Nahrungsmittel mögen sich am Ende vielleicht in die Berechnung einstellen lassen, sodaß jeder zu leben hat. Die Annehmlichkeit aber, die auf Geschmack und Neigung steht, läßt sich nicht mit in diese Rechnung bringen, wie sie die Regierung aufzustellen haben soll. Richtig ist, daß alle in diesem Staat Diener des Ganzen sind, keiner sich sonderlich bereichern, auch keiner verarmen kann, daß allen einzelnen die Fortdauer ihres Zustandes und dadurch dem Ganzen seine ruhige und gleichmäßige Fortdauer verbürgt ist; aber daß der einzelne in diesem Zustande zu irgend welcher Annehmlichkeit des Lebens komme, dafür kann keine Aussicht, geschweige denn eine Bürgschaft gegeben werden. Die ganze Kunst der Regierung läuft darauf hinaus, den Staat zu einem Staate der Notdurft zu machen und in der Gewähr des Notdürftigen zu erhalten, und das alles durch Gesetz und Zwang.

Davor schrickt Fichtes Theorie auch gar nicht zurück. Er sagt ausdrücklich, daß dieser aus dem Gleichgewichte des Verkehrs erfolgende Zustand allen seinen Bürgern „durch Gesetz und Zwang zuzusichern" sei. Und ebenso wenig schrickt er vor der Folge dieses Satzes zurück. Denn die Folge ist, daß jeder Einfluß abgeschnitten werden muß, der dieses Gleichgewicht stören könnte. Alle Personen dieses Staates müssen also unter der Botmäßigkeit der Regierung stehn. Da nun das bei Ausländern nicht der Fall sein würde, so muß jeder Verkehr mit den Ausländern den Unterthanen unmöglich gemacht werden. Der Staat mit seinem aufgestellten Verkehrs- und Handelssystem muß ein geschlossener sein; daher sein Name: der Vernunftstaat ist der „geschlossene Handelsstaat." Er ist ein geschlossenes Reich des Verkehrs, wie er ein geschlossenes Reich der Gesetze und der Menschen ist. Nur in der möglichsten Unabhängigkeit des geschlossenen Handelsstaates und in der selbständigen Erzeugung seiner Bedürfnisse aus sich selbst ist es möglich, jeden Streit gegenseitig sich überbietender und alle Schwankungen des Nationalvermögens möglichst auszuschließen.

Bedarf der Staat eines Tauschhandels mit andern Nationen, so hat ihn lediglich die Regierung zu führen, wie diese allein Krieg zu beschließen und

Frieden und Bündnisse zu schließen hat. Sie kann monarchisch sein, ohne es sein zu müssen, aber ihrer ganzen Beschaffenheit nach, als das Haupt, von dem alle Regelung und Ordnung ausgeht, muß sie aristokratisch sein, wenn das auch Fichte nicht ausdrücklich sagt. Sie deckt sich ihrem Begriffe nach nicht mit den Personen, die als „öffentliche Beamte" zu bezeichnen sind, aber sie gehört zu ihnen. Wie viel solcher Beamten sein sollen, für welche Thätigkeitszweige sie anzustellen sind, hat die Regierung ebenso zu berechnen, als sie zu berechnen hat, wie jeder Bürger von Rechts wegen leben soll und darf. Sie stellt alle Beamten an, die sich mit Handhabung der Gesetze und der öffentlichen Ordnung beschäftigen, und bildet selbst deren Spitze; sie stellt andre an, die sich mit dem öffentlichen Unterricht beschäftigen, und wieder andre, die sich in den Waffen üben und jederzeit fertig stehen zum Schutze der Nation gegen innre und äußre Feinde. Für alle diese Beamten müssen die übrigen Stände mit arbeiten. Hierin liegt der Grundbegriff der Abgabe. Diese Abgaben erfolgen von Rechts wegen; denn die, die alle andern bei ihrem Rechte schützen, dürfen nicht die sein, die etwa selber daran gekränkt werden. Die Einführung der Abgaben ist wohl ein Abbruch am Wohlstande aller, aber keine Störung des Gleichgewichts; denn der Abbruch trifft alle gleichmäßig. Eher könnte dieses Gleichgewicht gestört werden durch die Unsicherheit des Feldbaus, der keinen gleichen Ertrag liefert. Auch die Fabrikation wird durch Unregelmäßigkeit in der Produktengewinnung gestört. Dagegen giebt es ein Mittel: man decke den Mißwachs des einen Jahres durch die Fruchtbarkeit eines andern. Zu dem Zwecke muß man die für den Staat notwendige Produktengewinnung nicht auf ein Jahr berechnen, sondern auf eine Reihe von Jahren, etwa fünf; davon kommt auf ein Jahr so und so viel, und nur diese Menge kommt in den Verkehr; so tritt ein Jahr gegen das andre ins Gleichgewicht. Damit das Korn nicht durch Alter verderbe, darf der Kaufmann von den Früchten der zukünftigen Ernte nicht eher etwas abgeben, als bis der alte Vorrat untergebracht ist. Zu wirklichem Mangel kann es bei diesen Maßregeln nicht kommen. Auch durch Einführung des Geldes wird das Gleichgewicht nicht gestört. Diese Einführung will Fichte allerdings. Aber es fragt sich, in welcher Art. Wir stehen hier vor dem für die Einführung des geschlossenen Handelsstaats entscheidenden Mittel. Ist der eigentliche Vorschlag für die soziale Politik Fichtes der, den Handelsstaat gegen das Ausland zu schließen, so ist das entscheidende Mittel dazu, das Weltgeld abzuschaffen und dafür ein Landesgeld einzuführen. Und gerade darauf läuft die Ausführung der ganzen Fichtischen Theorie, die ganze Aufstellung der Grundverhältnisse von Waren und Wert, von Produktion und Umsatz durch Gewerbe und Handel hinaus, daß der absolute Wert des Metallgeldes als eine Fiktion hingestellt und seine Abschaffung verlangt wird. Daß aber Geld auch im Vernunftstaat eingeführt sei, ist notwendig. Das eigentliche Grundmaß alles

Wertes, das Korn, kann doch unmöglich für jede Ware wirklich zugemessen werden. Welche ungeheuern Mengen von Korn müßte man dann, abgesehen von allem Verbrauch, haben? Man wird also wie jetzt in den zivilisirten Staaten ein besondres Tauschmittel alles Wertes brauchen, und zwar muß dessen Wert, da ja aller Handel im Vernunftstaat unter Gesetzen steht und berechnet werden soll, unwandelbar sein; wandelbarer Wert, wie ihn unser jetziges Metallgeld hat, der sich nach der Meinung richtet, die man von ihm hat, kann nicht sicher berechnet werden. Das Geld im geschlossenen Handelsstaat soll ein bloßes Zeichen, aber ein Zeichen eines unveränderlichen Wertes sein. Zum bloßen Zeichen ist die unbrauchbarste Sache, die den wenigsten innern Wert hat, am schicklichsten; brauchbarer Stoff soll für andre Zwecke verwendet werden. Das Geld wird also aus dem wenigst brauchbaren Material verfertigt werden. Es braucht der ausschließliche Wert desselben nur deklarirt zu werden, um Landesgeld zu erhalten, das der Bürger des geschlossenen Handelsstaates, der keinen Verkehr mit dem Auslande hat, allein brauchen kann. Man muß das Geld, um der öffentlichen Sicherheit willen, aus einer dauerhaften Materie bereiten, die einer beträchtlichen Abnutzung nicht ausgesetzt ist. Auch muß es aus einem Stoff bestehen, der nicht nachgemacht werden kann; irgend ein wesentlicher Bestandteil der Zusammensetzung muß Staatsgeheimnis sein, im monarchischen Staat nur der regierenden Familie bekannt. Ob sich die Unterthanen dieses neue Landesgeld auf der Stelle anschaffen und ihr Gold und Silber dagegen umtauschen wollen oder nicht, das soll gar nicht von ihrem guten Willen abhängen, sondern sie sollen zum Tausche genötigt sein.

Man sieht, mit der Freiheit in diesem sozial eingerichteten Vernunftstaat sieht es etwas wunderlich aus. Die Regierung ist mit der souveränsten Macht ausgestattet. Wenn man fragen wollte, welche Bürgschaft gegen ihren Mißbrauch gegeben sei, so findet man zwar in der Schrift über den geschlossenen Handelsstaat selbst nicht die Antwort Fichtes, aber wohl in seinem Naturrecht. Dasselbe Ephorat, das er hier als eine höchstbeaufsichtigende Staatsbehörde über die Konstitutionalität und Gerechtigkeit der souveränen Macht fordert, wird er auch über die souveräne Macht seines geschlossenen Handelsstaats fordern. Fragt man dann weiter, welche Bürgschaft es gebe, daß sich die Ephoren nicht selbst mit der exekutiven Macht zur Unterdrückung des Volkes verbinden, so hilft sich Fichte damit, daß er sagt: das Volk habe darüber zu wachen; mit andern Worten, er wendet sich an die Revolution. Freilich soll auch das Ephorat wieder da sein, um diese Revolution unmöglich zu machen. Aber Fichte hat ein Gefühl davon, daß sich die Einrichtung des Ephorats doch als unzureichende Bürgschaft erweisen möchte, und in diesem Gefühle von dessen Unzulänglichkeit meint er, daß eine Nation, die so durchaus verderbt sei, daß selbst ihre Ausgezeichnetsten, die Ephoren, von solchen

Versuchen der Unterdrückung nicht frei wären, es verdiene, unterdrückt zu werden.

Soll also die neue staatliche Ordnung eingeführt werden, so geht das nicht ohne gleichzeitige Einführung des neuen Geldes und Einziehung des alten. Wenn nun auch Fichte der Meinung ist, daß dieser Akt durch einige künstliche Vorkehrungen erleichert werden könne, wie unsre heutigen Sozialdemokraten neben den eigentlichen Programmzielen auch Verbesserungen des staatlichen Zustandes innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform haben, so ist er doch der Ansicht, daß der Akt der Einführung selbst entscheidendere Schritte verlange, und deshalb will er, daß vor der Ausführung mit dem Volke gar nicht vorher beratschlagt und sie nicht angekündigt werden soll. Es würden dadurch nur Zweifel, Bedenken und Mißtrauen erregt, die am schicklichsten durch die sichtbar guten Erfolge gehoben würden. Die eigentliche Einführung sei ein Schlag. Es bedürfe hierbei keiner Strenge, keines Verbotes, keines Strafgesetzes, sondern nur einer sehr leichten Vorkehrung, „durch welche in einem Augenblick alles Silber und Gold dem Publikum zu jedem andern Zwecke außer zum Einwechseln des neuen Landesgeldes durchaus unbrauchbar, das neue Landesgeld dagegen ihm zum Leben durchaus unentbehrlich werde." Es gehört freilich zu der Möglichkeit solcher „leichten Vorkehrung" derselbe Glaube, den die heutigen sozialdemokratischen Führer haben, wenn sie uns die Versicherung geben, daß die neue Organisation der Gesellschaft ganz friedlich von statten gehen könne; es komme nur auf den guten Willen der verstockten Bourgeois an, ob der Vorgang friedlich geschehen solle oder mit Gewalt.

Auch was mit dem bisherigen Metallgelde werden soll, weiß Fichte ganz genau. Die Regierung bedarf es für die Zwecke außerhalb des Landes. Mit Hilfe dieses Geldes treibt sie den ganzen Aktiv- und Passivhandel mit dem Auslande, wenigstens für den Anfang ihres Bestehens und des neuen Staates. Nach und nach wird ja dieser Staat so vollkommen, daß er alles Gute und Schöne aus sich selbst produzirt; je länger je mehr nimmt darum auch der Handel mit dem Ausland überhaupt ab. Aber im Anfange des Vernunftstaates muß der Nation noch ihr Anteil an allem Guten und Schönen aus dem Auslande zugeeignet werden. Dazu dient jetzt noch das Weltgeld. Sind einmal auch die andern Staaten geschlossene Handelsstaaten geworden, dann ist der Handel überhaupt nur noch Warentausch. Aber so lange sie das noch nicht sind, zahlt oder zieht die Regierung im Verkehr mit dem Ausländer Weltgeld. So ist sie gegen das Ausland eine bedeutende Geldmacht, wenigstens so lange, als andre Staaten noch mit Gold und Silber wirtschaften; sie muß die Gelegenheit benutzen, um vom Auslande nicht nur so viel zu kaufen, als sie nur immer brauchen kann, sondern auch um große Köpfe in praktischen Wissenschaften, Chemiker, Physiker, Mechaniker, Künstler und Fabrikanten herbeizuziehen, die die Inländer unterrichten. Diese werden mit

Metallgeld bezahlt, und es steht ihnen frei, daß sie, reich geworden, wieder in ihre Heimat zurückkehren. Auch zu Reisen ins Ausland bedarf es des Weltgeldes. Reisen soll aber nur der Gelehrte und höhere Künstler. Diese reisen zum Besten der Menschheit und des Staates. Die Regierung selbst schickt sie auf Reisen; andre Glieder der Gesellschaft reisen nicht. „Der müßigen Neugier und Zerstreuungssucht soll es nicht länger erlaubt werden, ihre Langeweile durch andre Länder herumzutragen." Daß Fichte damit für so manchen das erste, was ihm im sozialen Staate werden soll, die Annehmlichkeit des Lebens nimmt, daran denkt er nicht, und so wird der Zweck dieses neuen Staates, „daß jeder und alle so angenehm leben können, als es möglich ist," auch nach dieser Seite hin vereitelt. Am besten würde nach Fichtes Bestimmung in diesem Staate nicht für „alle und jeden," sondern für die höhern Künstler und Pfleger der Wissenschaft gesorgt sein, eine Sorge, die ja schließlich einem philosophischen Kopf wie Fichte am meisten konform ist, dem echten Sozialdemokraten am wenigsten zusagt, der darin immer seinem anarchistischen Genossen Most Recht geben wird, wenn dieser es für Blödsinn erklärt, daß die angenehmste Arbeit (die des Kopfarbeiters) am besten bezahlt werde.

Auch den Zusammenhang der Völker, den Fichte so gründlich mit der Schließung seines Handelsstaats zerstört, will er durch die Wissenschaft wiederherstellen, die allein dem Menschen als solchen, nicht aber dem Bürger angehöre. Für alles übrige sollen die Menschen in Völker abgesondert werden, durch die Wissenschaft sollen sie fortdauernd zusammenhängen. Diesen Zusammenhang wird kein geschlossener Staat aufheben; er wird ihn vielmehr begünstigen, da durch die Bereicherung der Wissenschaft sogar die irdischen Zwecke jedes abgesonderten Staates befördert werden. Ist das System des geschlossenen Staates nur erst einmal eingeführt, so hat kein Staat ein Interesse, seine Entdeckungen auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiete irgendwie vorzubehalten. Der ewige Friede ist dann zwischen den Völkern begründet.

Das sind die Hauptergebnisse der Fichtischen Sozialpolitik. Über die Möglichkeit eines solchen Staates uns noch weiter auszulassen, als geschehen ist, brauchen wir um so weniger, als Fichte selbst in dem Zueignungsschreiben seiner Schrift an den damaligen preußischen Finanzminister Struensee so besonnen ist, auf jede Ausführung zu verzichten. Zur Aufgabe des Philosophen gehört zu oberst die, daß er an die menschlichen Dinge den Maßstab einer vernunftgemäßen Darstellung anlege. Einen solchen hat hier Fichte an den Staat angelegt. Für einen gegebnen wirklichen Zustand, so schreibt er an Struensee, müsse eine solche Darstellung weiter bestimmt werden, d. h. die durch vernünftige Betrachtung gewonnenen allgemeinen Sätze, die Ideen, müßten in ihrer praktischen Anwendung dem wirklichen Leben angepaßt werden. In die Anpassung des staatlichen Ideals an die wirklichen Zustände und in die all-

mähliche Hinführung der wirklichen Zustände zum Vernunftgemäßen, zur Idee, setzt Fichte die Aufgabe der Politik. Sie ist ihm die Kunst, die den gegebnen Staat dem Vernunftstaate immer mehr annähert. Wenn nun im Vernunftstaate nach Fichte jeder sein Teil erhalten soll, um möglichst angenehm leben zu können, so ist es also Aufgabe der Politik, jedem, wie Fichte sich ausdrückt, „allmählich zu dem Seinigen zu verhelfen.“ Zeller hat darum ein gutes Recht, in seiner Abhandlung über „J. G. Fichte als Politiker“ die Besonnenheit an Fichtes Sozialismus zu rühmen, die er trotz aller seiner Mängel habe. Auch der preußische Finanzminister erkannte diese Besonnenheit an, als er Fichte auf die Zusendung seiner Schrift schrieb, er finde in ihr das Ideal des Staates aufgestellt, nach dem zu streben jedem Staatsdiener, der an der Administration teil habe, Pflicht sein sollte. „Ob dieses Ideal jemals erreicht werden kann, daran zweifeln Sie selbst, allein das schadet auch nicht der Vollkommenheit des Werkes.“ Diese Worte zeigen, daß sich Fichte, dem durch Drängen der kursächsischen Regierung seine Stellung in Jena unmöglich gemacht worden war, nicht geirrt hatte, wenn er die Schrift, die er für seine beste hielt, dem preußischen Finanzminister widmete „als einem der ersten Staatsbeamten der Monarchie, in welcher ich einen Zufluchtsort fand, als ich in den übrigen Teilen meines deutschen Vaterlandes mir keinen versprechen durfte.“

Aufklärungen über studentische Dinge

2

Dem Begriffsvermögen des Philisters am nächsten und bequemsten liegt heutzutage das Korps. Das Publikum begeht zwar allgemein den Irrtum, auch die übrigen Verbindungsarten einfach als Korps mitzurechnen; dutzendfältig erlebt so ein armer Korpsfuchs, der zum erstenmale hochgeschwellt in die Ferien zurückkehrt, die trostlose Enttäuschung, daß die Tante oder Cousine meint, der und der sei ja auch in einem Korps, während der Beklagenswerte thatsächlich bloß „Büchsier“ (Burschenschafter) oder gar nur „schlagender C. C.-Mann“ ist, und, was noch das schlimmste ist, die Belehrungsversuche unsers Füchsleins finden, statt sofort mit Dank und Reue begriffen zu werden, meistens nicht einmal einen günstigen Boden — was freilich in der Hauptsache durch die mehr ungeduldig-hochnäsige als geschickte Art der Belehrung verschuldet wird. Umgekehrt wird ein prinzipientreuer Burschenschafter immer und immer wieder

durch die unausrottbare Frage, in welchem Korps er denn eigentlich sei, aufgebracht, bis er endlich im sechsten oder siebenten Semester abgehärtet genug geworden ist, ohne viel Sperenzen fühllos zu antworten: Bei den Germanen in X oder den Teutonen in Y, und das Schicksal über diese zum Himmel schreiende Unaufrichtigkeit seinen Gang gehen läßt. Wir glauben auch nicht allzu boshaft zu sein, wenn wir noch nebenbei bemerken, daß manchen Mitgliedern farbentragender Verbindungen, auch von Landsmannschaften und selbst einigen Burschenschaften, diese ungezierte Antwort auf die Frage nach ihrem „Korps" gar nicht einmal so sehr schwer fällt. Kurz und gut, für das breitere Publikum besteht nun einmal die Gleichung von Korps und Verbindung, und darin liegt manche ganz richtige Erkenntnis, erstens, daß die Korps das Verbindungswesen am entschiedensten und logischsten darstellen, theoretisch wie praktisch, zweitens, daß alle andern Verbindungsarten, von ihren ganz besondern Eigentümlichkeiten und Zielen abgesehen, in ihren äußerlichen Eigenschaften doch eben nur Nachahmer und Schüler der Korps oder wenigstens von deren direkten Vorgängern, den alten Landsmannschaften, sind, und drittens, daß auch die Burschenschaft, wie wir schon betont haben, seit lange in erster Linie Verbindung ist.

Im übrigen hat das Publikum auch über die Korps manche abenteuerliche oder wenigstens stark übertriebne Vorstellung. Für die Harmlosen füllt sich das Bild der Korps mit Fechten, Trinken oder vielmehr Saufen, Geckerei, Geldverschleudern und mehr oder minder nutzlosem nächtlichem und täglichem Unfug aus. Manche strebsamen Väter sind freilich wiederum der Meinung, daß trotz alledem der Eintritt in ein Korps immer noch die beste Zukunftsversorgung für das Söhnchen sei, eine Erwägung, die, so viel Flachheit und Kümmerlichkeit das auch voraussetzt, unbedingt weiter um sich gegriffen hat seit dem berühmten Besuche des Kaisers bei den Bonner Preußen, einem unpolitischen Ereignis, das wir vom Standpunkte des Kaisers als „alten Herrn" aus, der gerade sich und sich allein ein einmaliges schönes und glänzendes Zurücktauchen in die studentische Herrlichkeit nicht versagen mochte, vollkommen verstehen und mitbegreifen, das aber als eine ganz beispiellose Auszeichnung eines bestimmten kleinen Kreises von ganz jungen und völlig verdienstlosen jungen Leuten sehr verschiedenartige oder, um aufrichtig zu sein, einhellig abfällige Erörterung bei den Studirten und nicht zum leisesten bei zahlreichen, auf Bescheidenheit der Füchse haltenden alten Herren von Korps gefunden haben soll. Jedenfalls aber fand sich — wie er sonst das Leben ansah, ist ja nachgerade bei ihm gleichgiltig — ein Vater, der sein Söhnchen, wie damals durch einen Teil der Presse ging, bei einer Bonner Burschenschaft austreten ließ und ihm sagte: Mein Sohn, ich rate dir gut, werde hinfort Korpsstudent; und also geschah es. Das konnte ja eine besondre Art Legalität gewesen sein — wenn man nur nicht just den hier zu Grunde liegenden

Gedankengang neuerdings so leidig oft vernähme, wo von dem „Zukunfts-abrichten" des Sohnes, der auf die Universität zieht, die Rede ist. Wir unsrerseits sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß das Verhalten der alten in Amt und Einfluß befindlichen Korpsiers diesen hoffnungsvollen Vätern oder Söhnen ohne weiteres Recht gebe. Sicherlich wird man ja bei sonst gleicher Sachlage dasselbe lieber einem Korpsbruder als einem Gleichgiltigen gönnen; und da immer noch in manchen Behörden die alten Korpsstudenten eine besondre Rolle spielen, ist diese Erscheinung durchaus nicht ohne Bedeutung und manchmal auch ein wenig sehr augenfällig, aber es hindert doch sehr vieles, sie als bedrohlich oder vielversprechend, je nachdem, aufzufassen. Erstens kommt sie fast nur für Juristen in Frage und spielt für die sehr zahlreichen Mediziner u. s. w. in den Korps keine oder nur eine sehr geringe Rolle; dann giebt doch heutzutage glücklicherweise mehr und mehr, und erst recht, wenn es sich um irgendwie wichtigere Posten handelt, die Befähigung den Ausschlag, und im übrigen muß man doch eben bemerken, daß infolge hier nicht zu erörternder Gründe das Korpsstudententum in deutlich bemerkbarer Weise aus der Besetzung der höhern und wichtigern Stellen zurücktritt und andre, insbesondre die aus der Burschenschaft, aber auch aus andern Korporationen, aus Vereinen und aus dem Finkentume hervorgegangne Kräfte Boden gewinnen läßt. Wenn man also weiß, daß weit über zweihundert Dozenten der Hochschulen alte Burschenschafter, oder daß außerordentlich viele württembergische Staatsbeamte alte Herren der blühenden Tübinger Burschenschaft sind, oder daß eine nicht farbentragende Heidelberger Verbindung seit einiger Zeit aufs engste mit dem badischen Beamtentum verwachsen ist (wenn auch hier mehr durch die Generation der Söhne gleichgestimmter Väter), oder wie viel gegenseitige Hilfe bei Pfarrwahlen u. s. w. in dem Namen Wingolf liegt, so könnte auch hier, obwohl sich die Dinge beträchtlich mehr von selber ergeben, der Vorwurf des Nepotismus erhoben werden. Und wenn man damit kommen will, daß es überall ein wenig „menschelt," und wir darauf eingehen sollen, so gestehen wir, daß uns ein derartiger Zusammenhalt von Studienfreunden und Gliedern eines Bundes immer noch sympathischer wäre, als die besonders in manchen deutschen Kleinstaaten geübte Familienvetterei, da bei jenem doch immerhin noch ein persönliches Urteil mitspricht.

Auf die beiden wichtigsten und innersten Absichten des Korpswesens: Pflege einer für das Leben geschloßnen brüderlichen Freundschaft und straffe Erziehung der zum Eintritt angemeldeten für das Korps und für das äußere Leben, wird im Publikum verhältnismäßig wenig geachtet. Mehr fällt ihm oder fällt vielmehr den Mannesseelen freisinniger Skribenten gelegentlich die unbedingte Loyalität der Korps ins Auge. Und doch ist diese eigentlich kein bestimmtes Prinzip der Korps, wie diesen überhaupt politische Programmtendenzen völlig fehlen. Sie hat sich zwar befestigt durch den bewußten Gegen-

satz zu der Burschenschaft der dreißiger und vierziger Jahre und ist seitdem für die Korps etwas selbstverständliches geworden (was wiederum nicht gehindert hat, daß Demokraten und Sozialdemokraten aus ihnen hervorgegangen sind), sie ist aber doch gar nicht eigentlich als etwas politisches, als der Ausfluß einer bestimmten monarchischen Überzeugung, auch nicht durchaus als eine freiwillige Hingebung selbstloser Treue aufzufassen, sondern in sehr hohem Grade für die Korps als solche — den Gefühlen und Traditionen der einzelnen Mitglieder und ihrer Familien Unrecht zu thun, liegt uns gänzlich fern — eine Art Anstandssache, eine Rücksicht, die die Korps sich selber schulden, schon damit nie übersehen wird, wie nahe sie den Thronen stehen. Nur den Wert einer Modesache und Standesrücksicht hat es daher auch, wenn die alten Korpsiers in der Kreuzzeitung inseriren.

Damit sind wir nun schon bei dem Punkte angelangt, der gerade heutzutage fast zu allem im Korpswesen den Schlüssel giebt: bei dem Eindruck nach außen. Mehr denn je kommt hierauf ängstlich alles an, sucht man gerade auf diesem Gebiete die alte Prätension der Korps, die Führer der Studentenschaft, ja eigentlich mit dieser herrschend identisch zu sein, zu verwirklichen. Auf dem Gebiete des Studirens und überhaupt der Dinge, weswegen einen der Vater auf die Hochschule schickt, haben sie diese Führung ja nie beansprucht. Aber sonst haben sie sie früher doch in einigen nicht völlig wertlosen Dingen, bei Standesangelegenheiten der ganzen Studentenschaft dieses oder jenes Ortes, in Sachen des ernsten oder heitern studentischen Komments, auf dem feuchtfröhlichen Felde akademischen Humors u. s. w. unzweifelhaft gehabt. Das alles ist vorbei. Ohne ihnen je für sich ihre Tüchtigkeit irgendwie verkleinern zu wollen, beschränkt sich ihr Voransein gegenüber der Studentenschaft heutzutage auf das alleräußerlichste, auf die Modesachen, und hierin folgt man ihnen denn auch in der That nach. Irgend eine ästhetische Aufbesserung hat diese Führung nicht aufzuweisen; sie huldigt ihrerseits kritiklos der dernière nouvauté der Schaufenster und der Gigerl und beschränkt sich ganz darauf, hie und da eine gewisse Anpassung für das farbentragende Studententum vorzunehmen. Sobald die übrigen Verbindungen die neueste Korpsmode begriffen und eifrigst erlernt haben, ist es Zeit, damit zu wechseln. Wenn erst die Mitglieder einer einfachen schlagenden Verbindung Armbänder tragen, sind sie bei den Korps verschwunden. Wenn die übrigen alle gelernt haben, beim Grüßen die seitwärts erfaßte Mütze mit einer Kurvenbewegung des Arms von großem Radius zu schwenken, faßt sie der Korpsstudent wieder am Schirm, dreht sie lediglich aus dem Handgelenk vor der Nase kurz nach unten und läßt sie rasch wieder zurückfedern. Wenn die übrigen Verbindungen (und auch die abgelegneren Korps) endlich glücklich eingesehen haben, daß der Gipfel der „Feinheit“ darin besteht, aller drei bis acht Tage eine neue Mütze aufzusetzen, stülpt eines schönen Tags der Heidelberger Vandale die Mütze, in der er als Korps-

bursch rezipirt worden ist, mit dem Gelübde aufs kurzgeschorne Haupt, sie trotz Regen und Sonnenschein mit keiner andern mehr zu vertauschen.

Mehr aber als die Sucht nach Neuem und Verblüffendem in der Mode darf man leider in dieser plötzlichen Aufwallung à la Holteis Mantellied nicht suchen. Für die Korps — und damit für ihre zahlreichen bedingungslosen Nachahmer — wird z. B. der alte studentische Wichs auch fernerhin verschwunden bleiben, ihr Chargirten- und Paradezeug wird auch in Zukunft erst recht aus dem öden Frack und langen Hosen bestehn (was freilich immer noch erträglicher ist, als der aus Frack, weißen beuteligen Hosen und imitirten Wachslederkanonen bestehende Wichs mancher Vereine, akademischen Ausschüsse u. s. w.), und andrerseits ist wegen der verregneten und verschoßnen Mütze einiger angesehnen Korps noch lange keine Rückkehr zu vernünftiger Einfachheit und sparsamerem Auftreten zu hoffen. Denn wie das Kriegführen, kostet die „führende" Rolle in der Studentenschaft, wie sie die Korps durch Kleidung, Droschkenfahren, Reisen in der ersten, mindestens zweiten Eisenbahnklasse, Hotelwahl, Mittagstisch, Zeittotschlagen im Café, sogenannte Dedikationen, Behängung des Leibes mit teuern Schnurrpfeifereien und die gewaltigen Korpsausgaben für Stiftungsfeste, Mensuren und viele andre Dinge aufrecht zu erhalten suchen, Geld, Geld und abermals Geld. Manchmal haben schon die alten Herren hier Halt gebieten wollen; aber was bleibt für die Korps und ihre Stellung in der Studentenschaft nach heutiger Sachlage übrig, wenn sie aufhören, die „patentesten" zu sein? So empfahl ein Alterherrentag vor Jahren einmal, weil die gestickten Cerevismützen recht teuer sind (je nach Ausführung zwanzig bis fünfunddreißig Mark), die Wiedereinführung der alten sogenannten Tonnencerevise, die aus einfachen Tuch- oder Sammetstreifen in den betreffenden Farben bestehn. Die Aktiven schafften sich denn auch brav alle die biedern Tonnenreifen an, machten eines Tags damit, um sie mehr humoristisch zu präsentiren, eine solenne Auffahrt und leisteten sich im übrigen daneben erst recht gestickte Cerevise. So waren sie wieder einmal „forsch nach außen" aufgetreten.

Hie und da mag ja das eine oder das andre wirklich unter dem Druck der alten Herren, auch in weniger unwesentlichen Dingen, vernünftiger geworden sein; auch sind ja natürlich die Korps unter einander, je nach Richtung oder Universität, äußerst verschieden. Wir wollen hierauf nicht näher eingehn, schon weil die Namen einzelner Korps genannt werden müßten, sondern nur erwähnen, daß sich, wenigstens vor einer Anzahl von Jahren noch, die Korps einiger einfacheren Universitäten über die Patentmeierei gewisser Bonner und Heidelberger weidlich lustig zu machen pflegten. Im allgemeinen läßt sich die rollende Lawine eben doch nicht aufhalten und greift stets weiter um sich. Mit einem Worte, das Korpsleben ist im Durchschnitt heute ungesund teuer, zum Schaden nicht nur der einzelnen Mitglieder, sondern auch der Korps

selber, die dadurch allmählich tiefgreifend innerlich umgestaltet werden. Die norddeutschen Beamten und adlichen Landwirte, die zu ihrer Zeit stramme und vergnügte Korpsburschen gewesen sind, müssen sich unter den heutigen Verhältnissen sehr ernsthaft die Frage vorlegen, ob sie überhaupt imstande seien, ihre Söhne in ihr liebes altes Korps zu schicken. Damit verlieren manche und gerade alte und tüchtige Korps allmählich ihren bewährten festen Wurzelboden und gelangen mit der Zeit zu völlig veränderten Rekrutirungsbezirken, die Plutokratie verdrängt auch auf diesem Felde die Aristokratie. Die gegen den Keim dieser Übel ergriffnen Mittel bewirken eher das Gegenteil, wir meinen die „Alteherrenkassen“ und sonstigen Zuwendungen der Korpsphilister an die Aktiven. Ganz abgesehn davon, daß es an sich nicht gut ist, wenn die studirenden Jünglinge in einzelnen Dingen die Pfründner andrer sind, so wird der Rückhalt, den das Korps an den Alten hat, sowohl zuweilen überschätzt als auch leicht dahin verstanden: uns kanns gar nicht fehlen, wozu sind denn die alten Herren da? sodaß das, was infolge der Freigebigkeit der alten Herren hätte erspart oder gut angewandt werden können, oft doppelt und dreifach anderweitig verjubelt wird. Ein Freund erzählte dem Schreiber dieser Zeilen: Wir haben unserm Korps auch ein Haus gebaut. Zuerst nahmen wir von den Aktiven eine verhältnismäßig geringe Miete, die durch die Alteherrenkasse natürlich wieder zu Gunsten des Korps verwendet wurde. Zur gleichen Zeit waren die Kassenverhältnisse bei dem aktiven Korps vortrefflich. Dann erließen wir ihnen, quasi zur Belohnung, die Miete; und von da an wollte es nicht mehr recht gehn.

Überhaupt ist es mit der direkten Einwirkung der alten Herren auf ihre Aktiven, nicht bloß bei den Korps, sondern bei allen Verbindungen, ein zwiefaches Ding. Im ganzen und allgemeinen ist diese enge Beziehung zwischen ältern, erfahrnen und bewährten Leuten und frischen Studenten eine sehr hübsche und ersprießliche Errungenschaft für beide Teile, besonders aber für die Jungen. Dagegen erweckt das Auftreten einzelner alten Herren gelegentlich unrichtige, ja verderbliche Vorstellungen. Die sitzen das ganze übrige Jahr mehr oder minder behaglich, jedenfalls aber solid und ohne Extravaganz daheim, bis der Urlaub kommt und sie sich entschließen, die ersten Tage davon und den ersten gehäuften Löffel ihres Reisebudgets auf die alte Musenstadt und ihre Erinnerungen zu verwenden. Da ziehen sie denn fröhlich mit einem Schwarm von Füchsen umher, „schmeißen“ Sektfrühschoppen und Nachmittagsbowle, gelangen von Erinnerungsdusel und Getrunkenem schwer in spätester Abendstunde in ihr feudales Hotel, verbrauchen in der nächtlichen Stille einer gewissen Einzelzelle nach langem vergeblichem Tasten und apathischem Herumsuchen in der Rocktasche etwa noch ihr Rundreiseheft, machen sich anderntags beim opulenten Katerfrühstück selber darüber lustig und sind dann eines Tags etwas moralisch verkatzenjammert verschwunden und abgereist, hinterlassen

aber den Aktiven den Eindruck eines ungeheuer nobeln und wohlsituirten alten Herrn, sodaß aus der Addition dieser Eindrücke die Überzeugung entsteht, daß die betreffende Verbindung eine Finanzmacht ersten Ranges sei, dem gegenüber der schlechte Kassenabschluß des laufenden Semesters nicht das geringste zu bedeuten habe.

In dem zunehmenden Geldverthun sehn wir die innere Hauptgefahr für den Fortbestand dessen, was gut und tüchtig im Korpswesen ist. Die Forderung eines hohen „Wechsels“ für die Eintretenden (bei manchen Korps werden 3000 Mark jährlich und noch weit mehr von den Mitgliedern verbraucht) vermag da nichts zu helfen; durch sie werden die Korps nur eben mehr und mehr, wie gesagt, auf die modernen Geldkreise angewiesen, und die gedankenarmen Sprößlinge der Parvenüs, unter denen die zahlreichen Bierbrauersöhne bei weitem noch nicht die übelsten sind, suchen dann, was ihnen an Herkunft, Sicherheit und unabsichtlicher Vornehmheit fehlt, bei der zum Glück immer noch großen Wertschätzung dieser Dinge in den Korps desto eifriger durch die Verdeutlichung ihrer Finanzkraft wett zu machen. So entwickelt sich ein leidiger circulus vitiosus, dessen Ergebnis eine stets wachsende Verteuerung des Lebens in dem betreffenden Korps und die weitere Betonung und Hinaufschraubung der finanziellen Gesichtspunkte bei der Aufnahme neuer Mitglieder ist.

Für ungerechtfertigt halten wir aber den häufig zu findenden Vorwurf, die Einrichtung und Disziplin der Korps wirke verdummend und schädige die Individualität. Die Korpserziehung soll ja doch nur für die spätere Befähigung, verantwortungsvolle Stellen einzunehmen, vorbilden. Denn so sonderbar es auch manchen klingen mag, kaum werden irgendwo an die Verantwortlichkeit, das Pflichtgefühl, die Selbständigkeit, die augenblickliche Entschlossenheit und den Takt eines Beamten so strenge Anforderungen erhoben, wie gegenüber den mit der Leitung und Vertretung einer studentischen Verbindung betrauten Chargirten, und wiederum nirgends deckt ihn der studentische Parlamentarismus und die kollegiale Sachbehandlung weniger, als bei den Korps. Dasselbe trifft in nicht viel geringerm Grade auch für die übrigen Mitglieder zu, denn die Disziplin der studentischen Korporationen ist nirgends, gerade auch den Füchsen gegenüber nicht, eine blinde und mechanische, wie etwa in einer Anstalt, sondern legt absichtlich überall Verantwortlichkeit auf, und nur darnach, wie diese bewährt wird, erfolgen die Beförderungen innerhalb der Verbindung.

Gerechtfertigter ist es wieder, wenn man besorgt darauf hingewiesen hat, daß die aktiven Korps heutzutage in höhern geistigen Dingen versimpeln und insbesondre mit der Hochschule als universitas litterarum so gut wie gar nichts mehr zu thun haben. In der That ist fast gar kein Grund mehr, weshalb sie gerade in Bonn, Heidelberg, Straßburg oder Freiburg bestehen; man könnte sie ohne Schaden, wenn man ihnen nur einen Paukboden sicherte, ebensogut

etwa nach Baden-Baden oder Helgoland verlegen, besondre Feinschmeckerkartells könnten ihr Heim in Hamburg aufschlagen u. s. w., und nach drei Semestern würden dann die Inaktiven auf die Universitäten oder auch direkt zu Quaritsch entlassen werden. Nun, ganz soweit ist es ja noch nicht, und die Mediziner studiren auch in den Korps noch vielfach schon vom ersten Semester an, aber die Zeiten, von denen wir noch wissen, sind doch wohl unwiederbringlich dahin, wo sich ein paar Korpsburschen während ihrer Aktivität zusammenthaten, um in einer freien Nachmittagsstunde — der freien Stunden giebt es ja leider trotz alles Nichtstudirens im heutigen Verbindungsleben so spärliche! — mit einander ein wenig Homer und Sophokles zu lesen.

Nicht ausschließlich, aber zum guten Teil hängt mit dieser völligen Entfremdung zwischen der Universität und ihren Kreisen einesteils und den jungen Korpsstudenten anderenteils auch das zusammen, daß die Korps ihren Boden in dem gesellschaftlichen Leben der Universitätsstädte mehr und mehr verlieren. Wie gesagt, nicht ausschließlich; Gründe, die sonst mitspielen, sind ihr an vielen Orten noch gestelltes Ansinnen, daß bei den Veranstaltungen der Sozietäten, Harmonien, Kasinos, Museums oder wie sonst die erste Bürgergesellschaft des Orts sich nennt, ja daß selbst in Privatgesellschaften nur die Farben der Korps gezeigt werden dürfen — womit sie schon seit einer Reihe von Jahren überall schnöde Ablehnung erfahren haben; ferner — wir scheuen uns nicht, das einmal zum wirklichen Besten der jungen Korpsiers offen auszusprechen — ihr persönliches Benehmen, das von einer „führenden" Stellung in der Studentenschaft gar nichts, dagegen von Naseweisheit und Ungezogenheit sehr viel spüren läßt. Ungezogenheit ist eigentlich nicht das richtige Wort, als Primaner wußten sich dieselben Leute sehr nett zu benehmen; es ist absichtliche Hochmutsflegelei, in die sie als Füchse eines über alle sonstigen Sterblichen himmelhoch erhabnen Korps verfallen sind. Dies vor allem ist es, was überall und gerade auch auf solchen Hochschulen, wo ursprünglich die Korps wirklich dominirten, in Bonn und Heidelberg, es den Burschenschaftern und hie und da auch Mitgliedern andrer Verbindungen ohne oder mit Farben leichter gemacht hat, im Verkehr mit den Professoren- und Einwohnerkreisen die beliebtesten und durchaus vorgezognen Studenten zu sein. Wir wissen wohl, daß auf diese Dinge von vielen Korps gar kein Wert gelegt wird, wir wünschen auch selber für alle Klassen der Studenten, daß sie nie in die flaue Familiensimpelei verfallen mögen, brauchen aber doch wohl die Gründe hier nicht zu erörtern, die nicht nur für den einzelnen Studenten und für die Zwecke, wegen deren er auf der Hochschule ist, sondern auch für die Verbindungen an sich einen netten Umgang mit der guten Gesellschaft durchaus wünschenswert machen — bis zu dem Grunde herab, daß die Abiturienten aus der Universitätsstadt selber am ehesten in die Verbindung eintreten werden, die in ihrem Elternhause am meisten gekannt und geachtet ist.

Bei den übrigen Verbindungen können wir uns sehr kurz fassen und brauchen uns auch nicht mit Differenzen, die für diese selbst wichtiger erscheinen, aufzuhalten. Da sind zunächst eine Reihe „Landsmannschaften," teils im, teils nicht im „Koburger L. C." Wirkliche Landsmannschaften sind auch sie längst nicht mehr oder nie gewesen; sonst würden z. B. die Normannia oder gar die Ghibellinia auf einen sehr schwachen Mitgliederbestand angewiesen sein. In ihrer Absicht, um nicht zu sagen ihren Zielen, und in dem Hauptsächlichen ihrer Organisation stehn sie den Korps früherer Jahrzehnte sehr nahe, wollten aber eben bei ihrem Entstehen den Namen Korps und manche damit gegebne lästige und ihnen nicht ohne weiteres erfüllbare Folgerung vermeiden; heute stehn sie eigentlich, was das Auftreten und Verhalten in rein studentischen Dingen betrifft, den Burschenschaften viel näher. Bei dem Heere der sonstigen farbentragenden, sogenannten schlagenden Verbindungen könnten dann wiederum sehr viele kleine Unterschiede gemacht werden, die aber alle nicht besonders interessiren. Gerade hier ist es noch vielfach die echte Landsmannschaft der Begründer, nämlich deren Zugehörigkeit zu demselben deutschen Kleinstaat, derselben Provinz, demselben Gymnasium, die zur Entstehung der Verbindung geführt hat. Vielleicht zunächst als einer losern „Blase," die allmählich bunte Abzeichen annimmt und „schlagend" wird, d. h. nur auf eigne Waffen ficht und bestimmte Paukverhältnisse eingeht. Zum Teil hat sich diese Entwicklungsfähigkeit denn auch weiter dahin fortgesetzt, daß diese Verbindungen sich schließlich als Korps oder Burschenschaft angemeldet und nach der üblichen Beobachtungsfrist Aufnahme in einen der beiden großen Verbände gefunden haben. Seit einer Reihe von Jahren wird dieser Verpuppungsprozeß immerhin dadurch etwas gehemmt, daß eine größere Anzahl dieser — übrigens fast nur auf den großen Universitäten (Berlin, Leipzig) reichlicher gedeihenden — Verbindungen einen eignen „C. C.-Verband" geschlossen hat, dem aber doch eine beträchtliche Anzahl nicht beigetretner, darunter gerade angesehner, gegenübersteht. Die Finken ästimiren diese Verbindungsgattung nicht immer allzuhoch, und bezeichnenderweise — so ist der Finke einmal — die am wenigsten, die sich ohne allzuviel Geldausgeben und übertriebnes Pauken redlich mit durchschlagen. Ziemlich an Verbreitung und Ansehn zugenommen haben in der jüngern Zeit die farbentragenden Turnvereine, die es mit dem Fechten wie die übrigen schlagenden Verbindungen halten und daneben stramm ihre einfach gute Kunst üben.

Damit können wir ohne allzuviele Gewissensbisse wegen Unterlassungssünden zu den nichtschlagenden, d. h. sogleich zu den dem Fechten grundsätzlich abgeneigten Farbenverbindungen kommen. Denn hier heißt es: Tertium non datur, Farbenverbindungen, wo nur hie und da einmal auf Mensur geht, wer gerade Lust hat oder gefordert ist, duldet die studentische Auffassung — auf

eine scheinbare Ausnahme kommen wir später — nicht. Von diesen nichtschlagenden kommen in Betracht der weitverbreitete Wingolf, dann eine kleine ganz ähnliche Gruppe, wenn wir nicht irren Schwarzburgverband genannt, und die spärlichen Überreste einer vor Alters abgezweigten burschenschaftlichen Richtung, die sogenannten christlichen Germanen. Pauken wollen sie nun einmal alle nicht und wissen ihr Prinzip auch wirklich zu begründen, sonst ist gegen sie eigentlich nichts einzuwenden, höchstens könnte jemand fragen, warum sie eigentlich Farben tragen. Aber die Verwunderung in dieser Frage setzt doch schon aprioristische studentische Begriffe voraus, und dazu läßt sich bemerken, daß diese bescheidne Anfrage sehr leicht verallgemeinert werden könnte und die Antwort und Aufklärung, die man dann daraufhin zutreffend geben könnte, auch wiederum für die Wingolfiten gelten würde. Die Mitglieder dieser Verbindungen, meist Theologen oder Pastorensöhne, halten unter sich und innerhalb ihrer Verbände sehr eng und treu zusammen, sind in aller Ehrsamkeit und bei vielfach großem Studieneifer und Fleiß gewöhnlich ganz fröhliche und frische Studenten und bewahren sich ein gutes Teil davon auch noch in die mehr oder minder stille Amtszeit hinüber. Davor, daß sie das Achselzucken und den Spott, ja man dürfte wirklich fast sagen die herkömmliche Verachtung der ganzen übrigen Studentenschaft drückend empfinden, bewahrt sie schon das Bewußtsein, eben auf einem ganz andern Boden zu stehn, der ihnen als der in sich gerechtfertigtere erscheint und von den übrigen nur nicht begriffen wird. (Viel Stimmungsmacherei gegen sie hat übrigens auch nur darin seinen Ursprung, daß sie durchaus christlich sind.) Immerhin macht es hie und da einen Wingolfiten äußerst glücklich, etwa von der Schulbank her noch eine verstohlene Bekanntschaft mit einem wirklichen „Couleurstudenten" ein wenig aufrecht erhalten zu dürfen. Zuweilen soll auch schon ein forscher Mann des heiligen Wingolf plötzlich und unbegreiflich seinen Austritt erklärt haben, dann mit einem gar zu unverschämten Spötter auf Mensur gegangen und schließlich seiner Verbindung wieder beigetreten sein; doch mag das auch nur auf eine hübsche studentische Legende zurückgehn.

Während die bisher genannten mensurfeindlichen Verbindungen ausgesprochen protestantisch und dabei gewissermaßen theologisch sind, bestehen an einer nicht unbedeutenden Anzahl von Universitäten auch katholische Verbindungen mit oder ohne öffentlich getragne Farben. Studenten der Theologie bilden in diesen nur einen sehr kleinen Prozentsatz, infolge des Umstandes, daß die katholische Geistlichkeit — leider! — fast ausschließlich aus dem dürftigsten Teil der Bevölkerung hervorgeht oder doch aus solchen jungen Leuten heranwächst, für die, wie z. B. für überzählige Bauernsöhne, kein irgendwie unnötiger Aufwand zu beschaffen ist; die allermeisten leben ohnedies als Studenten in den sehr streng überwachten Konvikten. Dagegen umfassen diese katholischen Verbindungen mit ihren meist landsmannschaftlichen Namen die Söhne der

„gut katholischen" Bürgerkreise, also Juristen, Philologen u. s. w., die so davor bewahrt werden sollen, durch die akademische Freiheit und persönliche Selbständigkeit, auch durch den Einfluß von Professoren und zufälligen Bekannten in Bahnen zu gleiten, die ihrer bisherigen Erziehung und den Anschauungen ihrer Eltern nicht entsprechen, und die in diesen von der Kirche wohlwollend gehegten, von der Zentrumspresse und von den Seelsorgern empfohlnen Verbindungen vielfach die Ausbildung erfahren, die sie im spätern Leben als Anwälte u. s. w. zu Vorkämpfern der Zentrumspolitik werden läßt. Was von der Vergnüglichkeit u. s. w. der Wingolfiten gesagt wurde, gilt auch von ihnen; besonders stark ausgebildet ist bei ihnen, wiederum aus den Zwecken dieser katholischen Verbindungen heraus, ihr Zusammenhang von der einen zur andern hinüber, sodaß wer einmal als Fuchs bei ihnen eingetreten ist, niemals, wenn er die Hochschule wechselt, die verhältnismäßig große Freiheit des „auswärtigen Inaktiven" bei den andern Verbindungsarten erlangt, sondern ohne weiteres der Kartellverbindung zugewiesen ist und unter der gleichen Kontrolle bleibt.

Zahllos und unendlich mannigfach sind die nicht farbentragenden Verbindungen und sicherlich — trotz der ebenfalls immer noch starken Zunahme der Farbenverbindungen — die neuerdings am üppigsten wuchernde Gattung. Wir werden später — in einem Schlußaufsatz — auf die Gefahr für die Farbenverbindungen, von dieser jüngern Gattung erstickt zu werden, und ihre sehr begreiflichen Gründe zurückkommen. Ganz alte derartige „schwarze" Verbindungen giebt es nicht, in älterer Zeit hätten sie eben Farben angenommen, immerhin weisen einige doch schon Jahrzehnte des Bestehens auf. Diese sind dann auch gewöhnlich recht fest und bis auf das Fehlen von Band und Mütze ganz als Verbindung organisirt, zum Teil haben sie sogar eigne Waffen und fordern deren Anerkennung, bei deren Mangel sie die Satisfaktion verweigern. Das wird von einzelnen, um uns ganz in die studentische Anschauung hineinzustellen, sehr „forsch" gehandhabt, während es wieder für andre ein Weg ist, wegen der leicht herbeizuführenden Nichtanerkennung ihrer Waffen durch die übrigen niemals zum Ausfechten einer Forderung zu gelangen. So sind vielfach solche schwarze Verbindungen „forscher," die nicht mit eignen Waffen hervortreten, deren Mitglieder aber bei gelegentlichen Forderungen auf die Waffen einer selbstgewählten andern oder der durch die Zugehörigkeit des Gegners von selbst gegebnen Verbindungsgattung losgehn. So geht es nun mit allerhand Unterschieden bis zu den ganz losen „Blasen" herunter, deren Mitglieder eben nur an bestimmten Tagen mit einander kneipen und sich im spätern Leben in der Regel aus den Augen verlieren.

Von den studentischen Vereinen sind die der „deutschen Studenten" rasch die bedeutendste und einflußreichste, aber auch wiederum meistverkannte Gruppe geworden. Denn die ganze Verkleinerungs-, Verhöhnungs- und Verleumdungs-

arbeit derselben Judenpresse, die den Antisemitismus fortwährend totsagt, und alles dessen, was ihr in bewußter oder nichtgeahnter Abhängigkeit kritiklos nachschreibt und nachredet, hat sich mit dem ganzen fanatischen Haß ihrer Leiter auf jeglichen und jegliches, was nur irgendwie ein wenig nach Abneigung gegen das Volk der Zukunft schmeckt, auch auf diese Vereine gestürzt. Das Publikum weiß von ihnen gewöhnlich nichts weiter, als daß sie antisemitisch, kulturfeindlich, mittelalterlich, orthodox, reaktionär und durch eine geheimnisvolle Verschwörung Stöckers und Bismarcks gegründet sind. Dasselbe weiß aus der Presse und aus den Gesprächen der Väter auch ein großer Teil der Studentenschaft, und da geht es denn ganz ähnlich, wie es beim Publikum, bei uns allen geht: die Juden mögen wir alle nicht und halten sie für einen Krebsschaden in unserm Volke, für das „Ferment der Dekomposition," um das Deutsch des wunderbaren Philosemiten Mommsen beizubehalten, aber — immer noch hundertmal lieber der Jude, als der Antisemit! Soweit hat die tägliche Presse unser ganzes Meinen und Sagen unter ihre Herrschaft gebracht. So ist denn auch gerade der Student, soweit er nicht unmittelbare Gründe für das Gegenteil hat, überall klar oder unklar antisemitisch, aber von dem horror vor den Vereinen deutscher Studenten vermag er sich zunächst noch nicht zu befreien, als unbewußter Gängelbändling seiner Lektüre klopft und schimpft er auf diese von allen Seiten los. Nun, wir können dem Kyffhäuserverbande an dieser Stelle verraten, daß schon mancher tüchtige Gegner, mit dem sich die Redner der Vereine deutscher Studenten, die Akademischen Blätter oder die alte Kyffhäuserzeitung vor Jahren herumgeschlagen haben, seit seinen ersten Semestern und seiner Studienzeit beinahe antisemitischer geworden ist, als die Vereine deutscher Studenten selber.

Publikum und übrige Studentenschaft wissen davon nichts, daß gerade die Parole gegen die Juden in diesen Vereinen in frühern Zeiten Meinungskämpfe hervorgerufen hat, daß die Vereine sehr unangenehme Auseinandersetzungen mit Bernhard Förster und andern ordentlichen öffentlichen Antisemiten hinter sich haben, und daß der meistverleumdete, Stöcker, dem sich hie und da Führer der Vereine näherten und den sie zu Vorträgen veranlaßten, erst seines persönlichen Auftretens und der damit unausbleiblichen Überzeugungskraft seiner ganzen Redlichkeit und Liebe zu unserm Volke bedurfte, um bei der Masse der Vereinsmitglieder das Vorurteil zu zerstreuen und sich die Herzen zu gewinnen. Am besten könnte man diese Vereine als die studentische Partei der nationalen Gesundung bezeichnen; so kamen sie auf nach dem innern Niedergange alles öffentlichen deutschen Lebens und der ungehemmten Zersetzungsarbeit an den sozialen und geistigen deutschen Zuständen, die die siebziger Jahre bezeichnen, kamen auf aus der Sehnsucht nach Erhaltung und Wiedererweckung der nationalen und idealen Güter. Das ist ihre Grundlage und ihre Tendenz, darüber haben sie niemals Streit unter einander gehabt. Sie

sind vor allen Dingen national. Wenn sie daneben antisemitisch sind, so ist das, offen heraus gesagt, nur eine Folgerung davon, eine Reaktion gegen die internationale Arbeit des Judentums an der Zersetzung alles Nationalen und seinen Eroberungsfeldzug gegen Wohlstand und eigne Meinung der abendländischen Völker; wenn sie zum guten Teile positiv-christlich sind, so liegt das in der mitgebrachten treuen Überzeugung einer großen Anzahl der Mitglieder, wird aber noch in den Vordergrund gestellt durch die erkannte Notwendigkeit, den Mitteln entgegenzuwirken, mit denen das Judentum und das von ihnen geleitete und abhängige politische Fortschrittlertum bei den sogenannten Gebildeten am lebhaftesten für sich arbeitet und am meisten Erfolge erzielt. Die Hauptheroen der Vereine sind doch immer Bismarck und Moltke gewesen und geblieben, in inniger Beziehung zu der unverbrüchlichen Hohenzollerntreue dieser Studenten. So war und ist gerade auch Treitschke — an dessen Größe ebenfalls fieberhafte Maulwurfsarbeit nagt, den Herumstehenden die ausgeworfne Erde in die Augen streuend — ihr begeistert umjubelter eigentlicher Lehrer.

Mächtig wuchs die deutsche Studentenbewegung seit 1880 und 1881 und wurde ein glänzendes Zeugnis für den noch unangefreßnen idealen Kern des jungen Geschlechts; das Kyffhäuserfest vom August 1881 war ein Ereignis, das, bei aller Verschiedenheit, an reinem Wollen und begeisterter Hingebung dem Wartburgfeste der alten Burschenschaft nicht nachstand und vielfach damit verglichen werden konnte. Die jüngere Burschenschaft selber verharrte, während zu den Korps hinüber gerade am Anfange eine gewisse, durch das Wesen der Korps allerdings sehr eingeschränkte Beziehung stattfand, als Ganzes völlig regungslos. Es war nicht ungerecht, wenn man bei den deutschen Studenten darauf hinwies, daß sich die Burschenschaft in den siebziger Jahren zum Schlafe auf ihren Lorbeern niedergestreckt habe und in rechte Gedanken- und Planlosigkeit versunken sei; ein Teil der angesehensten Burschenschaften gerade war, seit das deutsche Reich bestand, zum Kösener S. C. der Korps übergegangen, was wie eine Folge der Erfüllung des burschenschaftlichen Hauptgedankens erscheinen konnte. Dagegen jubelten einzelne alte, treue und bekanntere Burschenschafter offen den deutschen Vereinen zu. Auf völliger Verkennung aller Möglichkeiten beruhte es nur, wenn sich vereinzelte Heißsporne von beiden Seiten mit Ideen einer Verschmelzung oder eines Aufgehens der Burschenschaft in die Vereine trugen.

Aber diese vereinzelten Stimmen, denen das Stillleben der Burschenschaft derartige schnellfertige und überdrußvolle Worte eingab, waren eben zugleich die ersten Anzeichen einer Aufraffung auch in ihren Kreisen. 1881 begann auch dort der Aufschwung, zuerst ein äußerlicher, der sich noch ängstlich von allen innern Fragen fernhielt, dem aber dann die Aufstellung der in unserm vorigen Aufsatze besprochnen Programmsätze des A. D. C. und außerdem ein

zunehmendes stillschweigendes Einverständnis der meisten Burschenschaften über schwer formulirbare Punkte folgte, beides Anzeichen einer wenn auch mit Schwierigkeiten kämpfenden Erhebung und engern Aneinanderschließung in einem neuern burschenschaftlich-nationalen Sinne, denen in allerjüngster Zeit weitere gefolgt sind, die teilweise eine mittelbare Bestätigung unsrer Auseinandersetzungen über die Burschenschaft bilden. So hat sich denn seit 1881 eine gewisse Parallelbewegung in der Burschenschaft zu der der Vereine deutscher Studenten ausgebildet. Nun sollte man meinen, beide Gruppen würden sich darauf hin die Hand entgegenstrecken; aber weit gefehlt: das ist einmal studentische Art, daß sie nun desto grimmiger gegen einander losziehen. Und nicht einmal aus gegenseitiger Rivalität. Ihre Ziele fordern ja solche gar nicht, sondern im Gegenteil gemeinsames Vorgehen in den Hauptsachen. Auch eine Eifersucht praktischen Beigeschmacks hätte keinen Grund und Boden und besteht thatsächlich nicht. Die Rekrutirungsgefilde der Burschenschaft sind nicht die jener Vereine, sie jagt sich vielmehr mit den andern Verbindungen um die Füchse herum, und wer andrerseits von diesen nun einmal „aktiv" werden will, läßt sich schwer dem Verein zuführen. Die eine ist festgeschloßne Verbindung, die andre Propagandaverein, das läßt beiden den breitesten Raum neben einander, auch zu einer ungeschriebnen Bundesgenossenschaft in echt nationalen Angelegenheiten.

Den wirklichen Anlaß zu solchen Fehden haben denn auch jedesmal ganz andre Dinge gegeben. Meistens der Umstand, daß einzelne eifrigere Burschenschafter, ihnen selber unbewußt, zum größten Teile eben auch mit von den Verleumdungsbacillen, die die Presse gegen die Vereine aussaucht, ergriffen sind und daher schlechthin verwerfende Urteile über die Tendenz der Vereine und ihrer Mitglieder hegen und aussprechen; teils — und das war gerade bei der jüngsten besonders scharfen Fehde der „Burschenschaftlichen Blätter" mit den „Akademischen Blättern" der Fall — ärgert man sich auf der einen Seite über ein paar Redensarten, mit denen auf der andern der Mund ein wenig zu voll genommen wird. Dem entsprechend spielten sich die Zeitungsfehden beider Gruppen denn auch gar nicht in wirklichen Meinungskämpfen ab, sondern in der Weise, daß die beiden federgewaffneten Vorkämpfer je ein paar ungeschickte oder allzu gutmütige Sätze in den gegnerischen Auslassungen auszubeuten oder lächerlich zu machen suchten. Auch unsern vorigen Aufsatz in den Grenzboten hat ein Wellchen dieses jüngsten Streites erfaßt; die „Akademischen Blätter" bedauern, daß der Verfasser, offenbar ein alter Burschenschafter, durch einen gleichzeitigen Aufsatz der „Burschenschaftlichen Blätter" indirekt Lügen gestraft werde. Aber deren Herausgeber ist keineswegs ein Offiziosus des A. D. C., seine Leitartikel enthalten seine Privatmeinung und können höchstens vom A. D. C. nachträglich gebilligt oder mißbilligt werden, und gerade dieser etwaigen Censur wegen, die der tüchtige und schneidige alte

Burschenschafter und talentvolle junge Dichter, der die „Burschenschaftlichen Blätter“ herausgiebt, doch immer allen möglichen Opportunitätsströmungen im A. D. C. und Einwürfen einzelner Abonnenten gegenüber zu besorgen hat, glauben wir hier viel eher in der Lage zu sein, die Dinge, so weit wir etwas davon verstehen, beim rechten Namen zu nennen.

Wunderbar ist es übrigens, für was wir auf den ersten Aufsatz hin alles gehalten worden sind. Gefreut hat es uns, daß uns auch der burschenschaftliche Kreis sofort als den Seinigen in Beschlag hat nehmen wollen. Den alten Korpsburschen in uns hat nur eine Tageszeitung aus der schwarzlockigen Polackei gewittert, die aus dem Zusammenhang gerissene und zurecht gemachte Citate aus unsern Ausführungen auftischte, um uns der Brandmarkung als „Antisemit“ durch ihre Leser zu überlassen. Man sei doch von gewisser Seite mit dieser Aichung im eignen Interesse etwas zurückhaltender, sonst bleiben bald außer Juden und einigen Dummen nicht mehr viel andre übrig, als gestempelte Antisemiten. Nach dem vorliegenden Aufsatz wird man wohl erkennen, daß wir weder Korpsbursche noch Burschenschafter, sondern ein verkappter Wolf aus den deutschen Studentenvereinen sind.

Um noch einmal auf die beiden letztbesprochnen feindlichen Brüder zurückzukommen: wir meinen, unmittelbarer Nachfolger der alten Burschenschaft ist weder die jüngere Gruppe dieses Namens, noch das deutsche Studentum. In der Burschenschaft von 1815 und 1817 war sehr viel Unvereinbares; jene beiden heutigen Gruppen sind nun am ehesten jede für sich, bei gleichem Wert für den Nationalgedanken, die klarere Ausprägung je einer der in der alten Burschenschaft gegen einander gährenden Auffassungen über die studentische Form. Sie hätten sich vertragen sollen.

Dann giebt es eine „freie wissenschaftliche Vereinigung.“ Sie ist die von Nichtstudenten angeregte Organisation, die den Widerstand der jüdischen Studenten und ihrer christlichen Freunde, junger Allerweltsnaturwissenschaftler und Kosmopoliten gegen die deutschen Studenten zusammenhalten soll und in Berlin und Leipzig auch Leute findet, aber trotz alles Geschreis erstaunlich geringe Erfolge aufweist. Unsre Freundin, die Posener Zeitung, weiß zwar, daß sich die „befähigten Studirenden“ immer mehr „den wissenschaftlichen Vereinigungen zuwenden, die auch durch die Mitwirkung der Dozenten gefördert werden.“ Aber diese mundfertigen studentischen Helden verkrümeln sich später in dem ernsthaften Beruf des Lebens meist recht sang- und klanglos, und was die Dozenten betrifft, so haben z. B. Burschenschaften und Vereine deutscher Studenten jede für sich weit mehr Gönner und ständige Gäste aus deren Kreisen aufzuweisen, als jene Vereinigungen; es wird nur nicht so viel Tamtam damit geschlagen, und daher merkt man das in Posen nicht so.

Etwas ganz andres ist die Teilnahme und geistige Leitung der jeweiligen Fachprofessoren bei den akademischen philologischen, archäologischen, juristischen

und sonstigen Fachvereinen. Die Besprechung dieser würde jedoch völlig aus dem Rahmen dieser Aufsätze herausfallen; sie haben weder Tendenzen noch ausgeprägt gesellige Zwecke, sondern trotz aller Kartelle, aller Lebensmitgliedschaft und andrer von den Verbindungen gelernter und auch bei ihnen bewährter Dinge in erster Linie doch eben Studienzwecke im Auge.

Nun noch etwas ganz sonderbares. Wir erwähnten schon den frischern und tüchtigern Zug, der seit der Begründung des A. D. C. wieder durch die Burschenschaften zu wehen begonnen hat. Da war es nun im Januar des Jahres 1883 der Berliner Arzt Dr. Konrad Küster, der sich das unzweifelhafte Verdienst um die Burschenschaften, zu deren einer er gehörte, erwarb, ein wenig davon in kritische Worte zu fassen und dadurch die Erörterung in Fluß zu bringen. Diese geschah von da an überall bei alten Herren und Aktiven, in Versammlungen und eifrig gelesenen Flugschriften, und zwar allgemein mit Ruhe und Besonnenheit, ohne Einseitigkeit und Prinzipienreiterei, und auch ohne jedes Hervordrängen und Gewährenlassen persönlicher Eitelkeit. Nur dem Dr. Küster gefiel das alles nicht, er wurde ungeduldig und fiel, während bei den Burschenschaften die Bewegung ruhig weiter ging und ihre Ergebnisse zeitigte, auf ein paar Elemente hinein, die sich aus den Kreisen der völlig abgelebten sogenannten Reformvereine an ihn hinandrängten und mit der burschenschaftlichen Bewegung und Dr. Küster nichts gemein hatten, als daß dieser Mißbräuche der Mensur abgestellt gewünscht hatte, die diese Reformer überhaupt verabscheuten. Deren Prophet ward von da ab Küster, ihr Gedankenquell und geistiger Leiter, und unter seiner Vaterschaft entstanden nun die sonderbaren Zwittergebilde der „Reformburschenschaften," deren Ehrenbänder Dr. Küster eines nach dem andern über seine Weste zog. Um so mehr, als Küsters Hauptadjutanten — es thut uns leid, wieder das: où est le juif? berühren zu müssen, also auf deutsch: wo ist er nicht? — junge Juden waren, begann man sofort eine lebhafte und rücksichtslose Preßagitation, insbesondre durch eine „Allgemeine deutsche Studentenzeitung," die aber nichts andres als das Organ dieser neuen Gruppe war; und die Lockungen der großen Worte, der tönenden Versprechungen und des bis zum äußersten gemißbrauchten Namens Burschenschaft, ferner die schwarzrotgoldnen und sonstigen Farben dieser Verbindungen (bei fast absolutem Schutz gegen Mensuren auf Grund der „Satzungen"), selbst das hinreißende Motto:

> Das Band ist zerschnitten,
> War schwarz, rot und gold,
> Es wieder neu zu kitten (!),
> Das ist, was wir gewollt

führten den „Reformern," wie die ganze übrige Studentenschaft sie alsbald nur nannte, eine gewisse Anzahl kleinenteils ehrgeiziger, meist ehrlich begeisterter, von der Unklarheit der Phrase verwirrter Leutchen zu, die sich dann in un-

verhältnismäßig viele Reformburschenschaften einteilten, in Farben sehr sonderbar aussahen, einen A. D. B. gründeten und auch in andern Dingen so piepsten, wie die alten sungen. Wer übrigens etwas genaueres über ihre unermeßlichen Programme erfahren möchte, wolle sich aus der studentischen Litteratur der Jahre 1883 ff. zu unterrichten suchen; an dieser Stelle genügt wirklich der Hinweis, daß es fast keinen unklaren oder verfehlten Punkt in der damals siebzigjährigen Geschichte der Burschenschaft giebt, den sich diese Parodisten nicht mehr oder minder prinzipienbegeistert angeeignet hätten, und daß die vernünftigen Gegenerörterungen, zumal der am nächsten beteiligten Burschenschaft, gar nichts gefruchtet haben. Auch auf einige kleinere Universitäten haben die Reformer alsbald Streifzüge unternommen, wir wissen aber nicht aus eigner Beobachtung, mit welchem Glück; bei gelegentlichen Besuchen merkt man jedenfalls nichts von ihnen. Dr. Küster ist unterdessen ein bekannter Mann geworden und hat vieles gegründet; und wir freuen uns stets, wenn wir bei Aufrufen für vernünftige oder sonstige, christliche oder nichtchristliche Zwecke auch seinem klangvollen Namen begegnen. Sein Organ heißt jetzt: „Allgemeine deutsche Universitäts=Zeitung. Zeitschrift für geistige Bestrebungen. Organ der deutschen akademischen Vereinigung. Organ der Frauengruppe der deutschen akademischen Vereinigung. Organ für Mitteilungen aus dem Allgemeinen Deutschen Burschenbunde.“ Dazu können wir nur sagen, daß das Blatt so ziemlich allen und jeglichen Bestrebungen, die möglichst „jetztzeitlich“ sind, als wohlwollendes Organ zur Verfügung steht, daß nirgends derartige Orgien des Wortes „voll und ganz“ begangen werden, wie dort, und daß Dr. Wustmann mit seinen „Sprachdummheiten“ niemals zu Ende gekommen wäre, wenn er sich in diese Senkgrube vertieft hätte. Wir nehmen die erste beste Nummer auf, vom 15. Juni 1892. Wieder einmal darin ein Aufsatz: „Was wir wollen.“ Man höre. Das Prinzip der Schöpfung ist laut Darwin Entwicklung, Fortschritt. „Eine Burschenschaft ist, wie wir schon des öftern entwickelt haben, eine Reformpartei, eine Progreß= d. h. Fortschrittspartei, oder sie ist keine Burschenschaft.“ „Eine in Wirklichkeit »konservative« Partei oder gar eine »reaktionäre« Partei handelt gegen das Gebot der Schöpfung, handelt somit gegen göttliches Gebot! Eine Burschenschaft muß also bemüht sein, an der Spitze des Kulturfortschritts zu stehn.“ Die alten Burschenschaften sind unfähig für alle die herrlichen Aufgaben, die damit gestellt sind, sie müssen darauf verzichten; „die Ursache liegt auf der Hand: weil sie in erster Linie Farbenverbindungen sind und keine Burschenschaften. Hier liegt (liegt!) des Pudels Kern.“ Die Sache ist aber die, daß die wirklichen Burschenschaften heutzutage in der That Farbenverbindungen von bestimmter Art sein wollen, also an ganz andern Absichten fremder Leute gar nicht gemessen werden sollten, während diese Neo=Germanias und wie sich die Reformburschenschaften sonst nennen, oft genug das Ziel aussprechen, alle Studenten — ohne jede Prü=

fung der Person! — in sich zu vereinigen und zu diesem Zweck sogar schon gelegentlich Einzeichnungslisten ausgelegt haben, allerdings erfolglos. Dann sollten sie also doch ihren Farbenpopanz lassen und Propagandavereine werden. Aber damit würde die Frage brennend werden, was sie denn eigentlich wirklich bestimmt „wollen." Wir fürchten, der Kulturfortschritt allein genügt nicht, und dafür ist außerdem schon die „freie wissenschaftliche Vereinigung" da.

Es steckt trotz alledem und auch bei aller wirklichen oder anempfundnen Mensurangst in vielen dieser jungen „Reformer" etwas tüchtiges und gutes, sogar neben allem auch immer noch der unverwüstlich gute nationale Zug unsers heutigen Studentengeschlechts. Aber wir fürchten, wenn es so weiter geht, werden sie nie aus der Unklarheit und der blinden Heeresfolge hinter dem Schellengeläute der Redensart erlöst werden.

Wir wären noch lange nicht zu Ende; vortreffliche und tüchtige akademische Korporationen, wie die Leipziger und sonstige Gesangvereine, und manche andre sind noch nicht genannt. Aber es ist nun doch an der Zeit, in einem letzten Aufsatze wieder von der aufzählenden zu einer zusammenfassenden Betrachtung zu gelangen.

Die Reise ins Kloster

Von Charlotte Niese

Morgen reisen wir ins Kloster! sagte Vater eines Sommermorgens zu Jürgen und mir. Wir waren überrascht, aber wir sagten kein Wort, schon aus Furcht, daß wir uns, wenn wir dumme Fragen stellten, das Glück der Reise verscherzen könnten.

Wo liegt denn das Kloster? fragte ich nachher meinen Bruder.

Er lächelte überlegen: Weißt du das nicht? In Holstein liegt es, und lauter alte Damen sind drin — furchtbar alt sind sie, kann ich dir sagen. Heinrich ist schon mal mit Papa dort gewesen, und er sagte, er hätte nur lauter steinalte Damen gesehen, nur einen einzigen Mann und gar keine Kinder.

Gar keine Kinder? wiederholte ich erschrocken. Aber was sollen wir denn da?

Wir sind eingeladen. Mama hat es mir eben erzählt, daß uns Fräulein von Moldenwitt und Tante Emma eingeladen haben, etwas bei ihnen zum Besuch zu sein. Wir müssen uns aber gut betragen, sonst werden wir wieder fortgeschickt!

Bleibt denn Papa auch im Kloster? fragte ich.

Jürgen schüttelte den Kopf. Papa bringt uns hin und holt uns wieder ab!

Es entstand eine nachdenkliche Pause, und dann lachten wir vergnügt. Papa war nicht immer gerade ein sehr bequemer Vater, man mußte ihm aufs Wort gehorchen. Im Damenkloster zu sein ohne ihn — diese Aussicht erschien uns also nicht gerade unangenehm.

Auch schon der Gedanke an die Reise stimmte uns freudig, und alle Welt nahm an unserm Vergnügen teil. Die ältern Brüder lachten zwar etwas beleidigend, als ich von Line, unserm Mädchen, verlangte, daß sie meine gesamte irdische Habe, meinen Winterhut und meinen Radmantel einpacken sollte. Sie sagten, es wäre Juni, und da brauche man keine Wintersachen. Ich meinte gekränkt, die Klosterdamen sollten doch meinen neuen Hut sehn, der so wunderhübsch wäre. Aber Line hielt es mit den Brüdern, betrachtete auch mißtrauisch eine halbgefüllte Flasche mit Tinte, die ich ihr ebenfalls hingestellt hatte.

Ich muß doch an Mama schreiben! rief ich eifrig, während Jürgen vier dicke alte Bücher in den Koffer warf.

Gott in hohen Himmel, was bringt der Jung mich da! murrte Line. Meint das Kind, in so'n Koffer gehe allens?

Ich will Blumen pflücken und pressen! bedeutete sie Jürgen, aber auch seine Bücher wurden verachtet. Blumens kannst auch hier pflücken; dazu geht man nich auf Reisen, um so'n Unsinn zu machen. Nun bringt mich man was Vernünftiges her, sonst werdet ihr nie und nimmer fertig, und dann fährt Papa ohne euch!

Diese Drohung verfehlte nicht ihre Wirkung, und wir kamen allmählich zu der kummervollen Überzeugung, daß nicht alles, was wir so leidenschaftlich liebten, uns auf die Reise begleiten könne. Der Koffer war wirklich schrecklich klein — wie konnte nur der Sattler so kleine Koffer machen! Aber es half nichts, wir mußten uns in diesen Umstand fügen. Selbst der lebendige Laubfrosch, den mir Heinrich in einem Anfall von Rührung zum „Spielen" auf der Reise geschenkt hatte, mußte zu Hause bleiben, weil sein grünes Glas nicht mehr in den Koffer ging. Heinrich nahm sein Geschenk wieder, gab mir aber nun statt dessen vier weiße Mäuse, die ich in einem Pappkasten auf dem Schoße halten könnte. Eigentlich konnte ich Mäuse nicht leiden, aber da ich wußte, daß Heinrich Wert auf seinen Besitz legte, so wollte ich sie doch nicht zurückweisen. Jürgen nahm dann noch als Handgepäck eine Schachtel voll Grashüpfer mit, während uns Hans zur Reise einen Pferdezügel schenkte.

Am andern Morgen hielt Hinrich früh vor der Thür, und wir waren sehr verschlafen. Ich war den letzten Abend spät ins Bett gekommen, weil ich bei mehreren Freunden lange Abschiedsbesuche gemacht hatte. Auch hatte ich noch etliche Thränen vergossen über eine der vielen Enttäuschungen, die selbst ein Kinderleben nicht verschonen. Eine alte Freundin hatte mir als

Reisegefährten einen zerbrochnen Käfig mit einem lebendigen Kanarienweibchen geschenkt. Es war ein liebes Tier, das nicht nur fortwährend piepste, es sollte auch in seinen Mußestunden mit großer Unverdrossenheit Eier legen. Man wird also begreifen, wie ich mich freute, einen solchen Schatz mein eigen zu nennen, und wie die verschiedensten Pläne mein Hirn durchkreuzten. Noch war ich nicht ganz entschieden, ob ich den Kanarienvogel für mich selbst zähmen oder ob ich ihn der Tante im Kloster mitbringen oder ob ich eine Hecke anlegen sollte; da kam das Schicksal in Gestalt zahlreicher Angehörigen und verbot mir die Annahme des Geschenks. Die Leute sagten nicht bloß, daß wir schon genug solch dummes Getier hätten, sie behaupteten auch, daß dieses alte Weibchen ein wertloser Besitz sei, mit dem man keine Hecke anlegen könne. Kurz, Heinrich mußte den Vogel seiner Besitzerin wiederbringen, und ich weinte sehr. Zugleich beschlichen mein Herz in Betreff der weißen Mäuse so schlimme Ahnungen, daß ich beschloß, keinem Menschen etwas von ihnen zu sagen. Sie wurden mit einer Semmel in meine kleine Umhängetasche gepackt, und ich bohrte ein paar Löcher ins Leder, damit sie Luft bekommen könnten. Unter diesen Vorbereitungen war es sehr spät geworden, und so konnte man mich kaum erwecken, als die Reise nun vor sich gehn sollte. Der Abschied von den Meinen aber wurde Jürgen und mir sehr leicht; wir dachten nur an das bevorstehende Neue und fuhren, nachdem alle Müdigkeit abgeschüttelt war, seelenvergnügt davon. Seid nur recht artig! vermahnte uns Mutter noch, und wir lächelten mit großer Selbstgerechtigkeit. Wenn wir wollten, konnten wir unheimlich artig sein — die alten Damen sollten sich wundern! Großvater schenkte uns sogar noch Reisegeld, eine Gabe, die uns in Entzücken versetzte und die kühnsten Pläne in uns aufsteigen ließ.

Ehe wir uns aber noch darüber geeinigt hatten, was wir uns alles kaufen wollten, und ob man wohl an einem Tage für zwei Bankthaler Bonbons essen könnte, ohne krank zu werden, waren wir schon am Sunde; Niels setzte uns über, und nun befanden wir uns in Holstein.

Dies war schon an und für sich ein so großes Ereignis, daß wir gegen unsre Gewohnheit ganz still wurden und unserm Vater folgten, der dem Fährhause zuschritt. Denn auch auf der holsteinischen Seite befand sich ein Fährhaus, das von einem Manne bewohnt war, der in dem Rufe unglaublicher Grobheit stand. Alle Reisenden, die unsre Insel besuchen wollten, empfing er mit den entsetzlichsten Vorwürfen über die Vermessenheit ihres Unternehmens. Auch sollte er sich mit Vorliebe den reisenden Damen in einem sehr wenig vorschriftsmäßigen Anzuge zeigen, besonders wenn sich die Post verspätete und sie in der Nacht ankamen. Wir hatten in dieser Beziehung schon die interessantesten Geschichten von ihm gehört und hegten schon lange den leidenschaftlichen Wunsch, ihn kennen zu lernen. Da war es denn eine rechte Enttäuschung für uns, den Fährpächter in ganz anständiger Kleidung aus seinem Hause

kommen und sogar den Hut vor unserm Vater abnehmen zu sehen. Und dieser Enttäuschung folgte sofort eine zweite: unser Vater hatte wohl Extrapost bestellt, sie war aber nicht da, und wir mußten warten. So etwas kam zu damaliger Zeit öfter vor, und die großen Leute hatten sich schon längst eine gewisse Resignation deshalb zugelegt. Vater zog also ein Buch aus seiner Reisetasche und setzte sich auf einen großen Stein am Wasser. Wir aber blickten sehnsüchtig hinüber nach unsrer Heimatinsel. Auf dem blauen Wasser fuhr Niels mit einem großen Segelboote und „blinkerte“ Dorsch; wir aber saßen auf dem Festlande und fühlten uns verlassen. Wir hatten zuerst das Fährhaus durchstreift, aber außer Tausenden von Fliegen nichts sehenswertes gefunden, dann waren wir im Pferdestall gewesen, ohne auch da etwas besondres zu entdecken, und nun saßen wir am Wasser.

Jürgen sagte, er hätte schon immer gesagt, daß er nicht mitreisen möchte: er wolle nicht ins Kloster, da sei es so langweilig; er wolle sein Taschentuch an die Flaggenstange binden, dann käme Niels und holte ihn. Ich erwiderte, dann wollte ich auch mit. In diesem Augenblicke rief uns unser Vater. Er hatte einen großen Teller mit Butterbrot vor sich stehen, auch etliche Gläser voll Milch; dieser Anblick verbesserte unsre Stimmung, und als der Teller leer war, hatten wir schon wieder so viel Reisemut, daß wir in lautes Freudengeschrei ausbrachen, als sich die Extrapost endlich einstellte.

Sehr langsam ging es nun vorwärts, die Wege waren sandig, und der Wagen schaukelte beständig. Gottlob, daß es eine offne Halbchaise war, und so ging die Reise wenigstens ohne betrübende Zwischenfälle von statten. Nur daß wir heute nicht mehr ins Kloster kommen konnten, sondern unterwegs übernachten mußten, eine Nachricht, die uns sehr überaschend kam und uns mit mannichfachen Befürchtungen erfüllte.

Giebt es wohl in Holstein Räuber? fragten wir unsern Vater, der beim Beantworten unsrer Fragen eine rührende Geduld an den Tag zu legen pflegte. Er verneinte entschieden; aber wir wurden doch sehr nachdenklich. Unser Großvater hatte als Student einmal ein Abenteuer mit Räubern in einem Wirtshause gehabt, und wenn er diese Geschichte erzählte, setzte er stets hinzu, man dürfe nie in einem fremden Wirtshause übernachten. Und nun sollten wir das heute thun! Jürgen und ich flüsterten viel mit einander, während sich Vater allerlei vom Kutscher erzählen ließ. Es gab eine Geschichte — wer hatte sie uns doch erzählt? — von einem Himmelbett, worin man, nachdem man eingeschlafen war, vom Betthimmel wie ein Pfannkuchen plattgedrückt wurde. Also für Himmelbetten dankten wir. Oder es kamen Diebe in das Schlafzimmer und nahmen einem alles weg, vielleicht sogar das Leben, wenn man aufwachte. Also man durfte nicht aufwachen; man mußte laut und tief atmen, am liebsten schnarchen, um die Menschen sicher zu machen. Wir übten uns also im Schnarchen, und dabei schliefen wir wirklich ein.

Als wir erwachten, hielten wir vor einem großen Hause. Die Sonne war im Untergehen, und wie uns der Hausknecht aus dem Wagen hob, sahen wir, noch schlaftrunken, auf die Straßen einer kleinen Stadt. Dann saßen wir plötzlich in einer kühlen, dunkeln Gaststube, sollten essen und mochten nicht, sondern blinzelten halb besinnungslos um uns.

Vater fand nicht viel Zeit, sich um uns zu bekümmern; er hatte zufällig einen Universitätsfreund getroffen, und beide Herren unterhielten sich lebhaft. Das Hausmädchen brachte mich zu Bette, während sich Jürgen energisch jede weibliche Hilfe verbat. Wir hatten zwei aneinanderstoßende Zimmer und glücklicherweise keine Himmelbetten. Als ich aber in den Kissen lag, wurde ich wieder vollständig wach. War es die ungewohnte Umgebung, das fremde Lager — kurz, alle Müdigkeit war von mir gewichen. Ich setzte mich im Bett aufrecht und suchte meine Gedanken zu sammeln. War ich wirklich fern von den andern Brüdern, von der Insel, von zu Hause? Und als mir immer klarer wurde, daß ich mich in der Fremde befand, kam das bitterste Heimweh über mich, und das Gefühl eines solchen Leids, daß ich es noch heute empfinde.

Wie lange ich in die Kissen geschluchzt habe, weiß ich nicht; plötzlich aber öffnete sich die Thür, und Jürgen huschte herein. Komm schnell! rief er, draußen vor der Thür spielen junge Katzen mit deinen Sonntagsstiefeln!

In einer Sekunde war ich aus dem Bett und auf dem Vorplatz. Dort zerrten drei junge, halberwachsene Katzen seelenvergnügt an meinen Stiefeln, und die Katzenmutter saß auf der Bodentreppe und sah dem Treiben ihrer Kinder zu. Es war reizend — aber es waren doch meine Sonntagsstiefel, und ich stand ratlos vor der Notwendigkeit, mein bestes Eigentum möglichst zu schützen. Ich gönnte ja den Katzen ihr Vergnügen von Herzen, aber ich dachte auch an Mutter. Jürgen warf ihnen ein paar fürchterlich alte Pantoffel hin, die er unter seinem Bett hervorgegraben hatte, aber die ließen sie liegen und bewiesen damit allerdings einen achtungswerten Geschmack — aber was sollte ich nun anfangen? Da durchzuckte mich ein rettender Gedanke: ich wollte ihnen eine weiße Maus opfern — nur eine, drei waren genug für die Tante. Sie lebten noch alle vier, vorhin erst hatte ich mich davon überzeugt, denn sie hatten nicht bloß die Semmel, sondern auch ein Stück Seife aufgefressen, das ich in die Tasche gesteckt hatte, Veilchenseife. Sie schienen ordentlich dick geworden zu sein, wie ich mich durch vorsichtiges Öffnen der Tasche überzeugt hatte. Die magerste von den vier sollte also den Kätzchen überliefert werden. Zum Spielen natürlich; wenn sie dann schließlich verspeist wurde, schadete es auch nicht allzuviel.

Jürgen ging mit sehr viel Begeisterung auf meinen Plan ein, und weil er sich von mir an Großmut nicht übertreffen lassen wollte, holte er sein Grashüpferkästchen, um auch sein Teil zum Katzenvergnügen beizutragen. Aber

Grashüpfer sind sehr unzuverlässig, sie waren alle verschwunden. Auf welche Weise sie ihre Flucht bewerkstelligt hatten, war uns ein Rätsel. Jürgen aber bemerkte ganz richtig, was verloren sei, daß sei verloren, ich solle nur die Tasche mit den Mäusen holen. Dies geschah denn auch, Jürgen und ich knieten beide auf dem matt erleuchteten Flur, die Katzen sprangen um uns herum, und wir versuchten, eine Maus aus der Tasche herauszuholen. Aber wir mochten sie nicht recht anfassen, denn plötzlich geschah es, daß alle vier weißen Mäuse zwischen den Katzen herumliefen, daß die Katzenmutter beinahe einen Purzelbaum von der Bodentreppe schoß, um möglichst schnell zu ihnen zu kommen, und daß es eine große, interessante Jagd gab. Wir waren plötzlich mit unsern Stiefeln allein, und Jürgen meinte, wir sollten nur wieder zu Bette gehen.

Ich wußte nicht recht, wie ich meinen Verlust auffassen sollte, ob es besser wäre, zu weinen oder zu lachen. Da kamen Schritte die Treppe herauf, und wir huschten in unsre Schlafzimmer, und als ich wieder im Bette war, schlief ich auch bald wieder und fuhr unwirsch in die Höhe, als Jürgen mich abermals rief. Steh doch auf und sieh aus dem Fenster! sie werfen einen Betrunknen aus der Thür, und er schimpft! Höre nur! aber der kann fluchen!

So lagen wir denn aus dem weitgeöffneten Fenster hinaus und horchten mit Spannung auf den Monolog eines Arbeiters, dem die Thür gewiesen worden war. Spät konnte es noch nicht sein, denn es gingen noch Leute auf der Straße; wir meinten aber, es sei mindestens mitten in der Nacht, und kamen uns dabei ungemein interessant vor. Und alles, was der Arbeiter sagte, schien wunderhübsch zu sein, nur konnten wir leider den größten Teil seiner Rede nicht verstehn. —

Am andern Morgen bestiegen wir wieder unsern Wagen, nachdem wir unsäglich viel Kaffee getrunken und Butterbrot dazu gegessen hatten. Ich war selig: der Wirt hatte mir eine junge Katze geschenkt.

Das is ein kleinen Kater und ein feines Tier, sagte er; da wirst noch Spaß an haben! Und ein Mäusefresser! Was sein Mutter is, die is auch hinter die Mäusens her, wie nichts gutes. Heut ganz früh zog sie mit so'n weißen Diert herum, ich wußt gar nich, daß wir auch weiße Mäusens hatten! Na, das is denn ja auch einerlei: willst ihm haben, kannst ihm kriegen!

Na, ob ich „ihm" haben wollte! Eilig nahm ich den kleinen, rot und schwarz getigerten Wollball an mich und erklärte, zeitlebens für ihn sorgen und ihn lieben zu wollen. Vater sah zwar etwas bedenklich aus, am liebsten hätte er wohl den Kater dankend abgelehnt; aber mein Jammer über das versagte Kanarienweibchen stand ihm vielleicht noch zu lebhaft vor der Seele. So durfte ich unbehelligt davonfahren, mein Geschenk auf dem Schoße.

Unterwegs entspann sich ein lebhafter Meinungsaustausch zwischen meinem Bruder und mir wegen eines Katernamens. Wir hatten eine Hauskatze, die

auf den Namen „Miesch" hörte: so schlecht durfte dieses Tier nicht behandelt werden, die ganze biblische Geschichte, die großen und die kleinen Propheten boten ja reiches Namenmaterial für den Täufling. So beschloß ich denn, ihn Zephanja zu nennen, worüber Jürgen höhnisch lachte. Er war überhaupt etwas beleidigt, weil er keine Katze geschenkt bekommen hatte, und ich hatte nun unter seiner übeln Laune zu leiden. Er sagte, der Kater solle Garibaldi heißen; das wäre der hübscheste Name, den es gäbe. Zephanja wäre ein Jude gewesen, ein Jude aber dürfe nicht bei einem christlichen Kater Gevatter stehn. Da ich aber nie etwas von Garibaldi gehört hatte, und Jürgen auf meine Fragen nach ihm nur antwortete, Großvater habe manchmal von ihm vorgelesen, so widerstrebte ich diesem Namen heftig und äußerte mich über Garibaldi in einer Weise, die Jürgen in hohem Grade mißfiel. Ich schlug ihn, und er schlug mich wieder, dann weinten wir beide, und als sich Vater, der sich auf den Bock neben den Kutscher gesetzt hatte, ernsthaft nach uns umsah, trockneten wir unsre Thränen und zankten uns leise weiter. Ich warf Jürgen den Verlust meiner weißen Mäuse vor, und er sagte, ich wäre Schuld, daß die Grashüpfer Reißaus genommen hätten, dann rief er plötzlich mit lauter Stimme nach Garibaldi, und ich nach Zephanja; denn der Kater war mein, und er sollte Zephanja heißen.

Aber Garibaldi alias Zephanja war nicht zu errufen. Er hatte unser kleines Handgemenge benutzt, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Wann er vom Wagen gesprungen und wohin er gelaufen war, ist stets ein unaufgeklärtes Geheimnis geblieben. Jedenfalls war die ganze Streiterei gänzlich überflüssig gewesen, weil Vater nicht umkehren und Zephanja suchen lassen wollte; denn Zephanja sollte er in meiner Erinnerung heißen, das nahm ich mir vor, und nun hatte auch Jürgen nichts mehr gegen diesen Namen.

Die unerwartete Flucht des Katers gab dem Rest unsrer Reise etwas abenteuerliches. Jeden Baum, an dem wir vorüberfuhren, sahen wir darauf an, ob etwa der Flüchtling darin säße — denn er konnte ja eben so gut vorwärts wie rückwärts geflohen sein, und Jürgen erzählte viele Geschichten von Flüchtlingen, die sich durch tausend Gefahren durchgeschlagen hatten. Auf diese Weise verging die Zeit sehr schnell, und als wir am Kloster ankamen, wunderten wir uns, daß es schon Mittag war.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von einem Achtundvierziger Zu den radikalen Mitgliedern des Frankfurter Vorparlaments gehörte auch der im Jahre 1814 zu Huckeswagen geborne Rittinghausen. Als die Versammlung beschloß, die Lösung der brennenden Fragen einem erst noch zu wählenden Parlament zuzuschicken, erachtete er die Sache Deutschlands und der Demokratie für verloren. Er hatte den Grundsatz aufgestellt: rechtmäßige Regierungen giebt es nicht mehr in Deutschland; indem die Fürsten nach der Befreiung des Landes im Jahre 1815 die Pflicht, eine Zentralgewalt zu schaffen und dem Volke eine Verfassung zu geben, nicht erfüllten, haben sie ihre Rechte verwirkt und dürfen sich nicht beschweren, wenn jetzt das Volk thut, was gethan werden muß. Er schöpfte aus solchen Erfahrungen eine tiefe Abneigung gegen gewählte Volksvertreter und bildete die Meinung aus, wie das Königtum der Herrschaft des Adels und des Klerus, so entspreche der Parlamentarismus der Herrschaft der Bourgeoisie; in Zukunft aber solle nicht mehr eine Klasse herrschen, sondern das Volk sich selbst regieren, daher müsse das Volk selbst auch die Gesetze geben. „Die Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk“ wurde fortan die fixe Idee, deren Verwirklichung er seine Lebensarbeit widmete. Zunächst wandte er sich den Sozialisten zu, trat für die Verstaatlichung der Eisenbahnen und Zettelbanken ein, gründete mit Marx und Engels die „Neue Rheinische Zeitung“ und mit Becker, dem roten, die „Westdeutsche Zeitung,“ und zog sich dann vorübergehend nach Frankreich zurück, wo er Considérant für seine Ansicht gewann, während andre Sozialisten, wie Louis Blanc, die Möglichkeit der Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk bestritten. Nachdem der Staatsstreich allen Republikanerplänen ein Ende gemacht hatte, widmete er seine Thätigkeit eine Zeit lang der Schweiz; der Kanton Zürich soll ihm seine ultrademokratische Verfassung zu verdanken haben; das später für die ganze Schweiz eingeführte Referendum aber bezeichnete er als einen sehr unbefriedigenden Kompromiß zwischen seiner Idee und dem Parlamentarismus. Jene fuhr er fort in Broschüren und Zeitungsartikeln zu verfechten. Er wurde einigemal in den deutschen Reichstag gewählt, und leistete der Stadt Köln in ihrem Streit mit dem Militärfiskus über das Eigentum des Festungsterrains durch Rechtsgutachten gute Dienste. Gestorben ist er am 29. Dezember 1890 zu Orth in Belgien. Nach seinem Tode haben Verehrer sein Buch über die Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk, oder vielmehr eine Sammlung von Aufsätzen und Streitschriften darüber, aufs neue herausgegeben unter dem Titel: La Législation Directe par le peuple et ses adversaires, par M. Rittinghausen. Nouvelle édition, augmentée d'une notice biographique. Bruxelles, J. Lebègue et Cie. Die „biographische Notiz,“ der wir die obigen Angaben entnommen haben, ist so schludrig abgefaßt, daß man daraus weder die chronologische Reihenfolge der Begebenheiten, noch den bürgerlichen Beruf Rittinghausens, noch den Wahlkreis, den er im deutschen Reichstage vertreten hat, seinen Vornamen Moritz aber nur zufällig aus einem eingeflochtnen Briefe erfährt. Dafür wird uns die Genealogie der Grafen von Blois aufgetischt, weil eine Großmutter Rittinghausens diesem mittelalterlichen Rittergeschlecht entsprossen war. Auf diese erlauchte Abstammung wird — komisch genug in dem Nekrologe auf einen radikalen Achtundvierziger — seine Neigung für die Politik zurückgeführt. Mit dem Hin-

weis auf das Schweizer Referendum, um dessen Einführung sich der Verstorbne Verdienste erworben habe, wurde uns das Büchlein übersandt. Wir erwarteten daher nähere Aufschlüsse über diese Einrichtung zu finden, die sich als durchführbar und nicht unnützlich erwiesen hat, und Ratschläge, wie sie auch anderwärts, etwa bei uns in Deutschland, als Vorbeugungsmittel gegen parlamentarische Mißgriffe verwendet werden könnten. In dieser Erwartung sehen wir uns jedoch getäuscht, und das, was das Buch hauptsächlich enthält, die breiten Auseinandersetzungen zwischen Rittinghausen und den französischen Schwarmgeistern von 1850, hat kein Interesse für den praktischen Politiker von heute. Die Untersuchung darüber, wie zu verfahren wäre, wenn das in Tausendschaften abgeteilte Volk — nicht etwa vorgeschlagne Gesetze annehmen oder ablehnen, sondern jedes Gesetz wirklich Satz für Satz machen sollte, kommt entweder vierzig Jahre zu spät oder vierzig Jahrhunderte zu früh. Das Buch hat also nur für spekulirende Theoretiker Wert und als Beitrag zur Geschichte der französischen Demokratie vor dem Staatsstreich. An hübschen und glücklichen Gedanken kann es ja natürlich in dem Buche eines geistig bedeutenden Mannes nicht fehlen, und etwaige konservative Leser werden sich freun, zu finden, das alles Üble, was sie dem Parlamentarismus nachzusagen pflegen, ihm schon vor vierzig Jahren von einem radikalen Sozialisten nachgesagt worden ist.

Amerikanische Philosophie. Unter dieser Überschrift haben wir in Heft 1 des Jahrgangs 1891 ein Buch des Deutschamerikaners Dr. Paul Carus: Fundamental Problems besprochen. Der Verfasser bedauert in einem freundlichen Schreiben an dieser Besprechung „nur zweierlei.“ Erstens, daß wir ihn in einigen Punkten mißverstanden hätten. Aus der Aufzählung dieser Punkte sehn wir jedoch zu unserm Vergnügen, daß wir ihn in der Hauptsache richtig verstanden haben müssen. Er führt nämlich nur drei solche Punkte an. In zweien von untergeordneter Bedeutung, mit deren Angabe wir die Leser nicht belästigen wollen, „scheint es ihm“ nur so, als hätten wir ihn mißverstanden, und in dem dritten, der von größerer Bedeutung ist, hat er selbst offenbar uns mißverstanden; er wehrt sich nämlich gegen den Vorwurf des Materialismus, den gegen ihn zu erheben uns gar nicht eingefallen ist. Zum andern bedauert er, daß wir „eine philosophische Schrift vom theologischen Standpunkte beurteilen.“ Das ist sehr heiter. Haben wir doch keine andern als logische, naturwissenschaftliche und der Erfahrung entnommene Gründe gegen ihn ins Treffen geführt und uns weder auf die Bibel noch auf die Kirche berufen. Aber freilich, wir haben uns zum Glauben an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit bekannt, und wer das thut, mag er auch auf streng philosophischem Wege dazu gelangen, der ist ein „Theologe,“ heiße er auch Plato oder Aristoteles, Newton oder Leibniz, Voltaire oder Kant. „Was übrigens — schreibt der Herr an die Redaktion — die persönliche Unsterblichkeit und die Idee eines persönlichen Gottes angeht, so werde ich dieselben gern annehmen, falls mir Ihr Referent die bloße Möglichkeit derselben nachweisen kann.“ Der „Referent“ ist aber nicht im mindesten bekehrungssüchtig; und außerdem wäre es eine Unverschämtheit, wenn er die Möglichkeit nachweisen wollte, nachdem Aristoteles und Kant die Notwendigkeit nachgewiesen haben. Ein Glück ist es noch, daß Dr. Carus das deutsche Vaterland nicht will entgelten lassen, was die Grenzboten an ihm verbrochen haben. Ein Postskriptum lautet: „Daß Deutschland nicht gar so rückschrittlich ist, ersehe ich aus der neuen Auflage von Meyers Konversationslexikon, welches sub voce »Theologische Litteratur« meiner Schrift sehr an-

erkennend gedenkt und sie nicht als materialistisch auffaßt." Da hätten wir also ein recht bequemes Mittel, uns vor dem nicht ganz ungefährlichen Rufe reaktionärer Gesinnung zu schützen, wir brauchten nur Herrn Dr. Carus ohne Einschränkung zu loben. Aber sieht er nicht eine Beleidigung darin, daß ihn Meyer unter die Theologen versetzt hat? Mittlerweile ist uns ein andres Buch von ihm zugegangen: The Soul of Man, an investigation of the facts of physiological and experimental psychology, by Dr. Paul Carus, with 152 illustrations and diagrams. Chicago, The Open Court Publishing Company 1891. In formeller Beziehung können wir diesem Werke dasselbe Lob erteilen wie den Fundamentalproblemen: daß es anziehend, klar und verständlich geschrieben ist; die Illustrationen sind höchst sauber. Was aber den Inhalt anlangt, so bietet diese Psycho-Physiologie kaum etwas, was man nicht auch bei Lotze, Wundt und andern deutschen Gelehrten fände, deren Werke außerdem noch ausführlicher und gründlicher sind, sodaß sich deutsche Studenten kaum veranlaßt sehen dürften, zu jenem amerikanischen Erzeugnis zu greifen. Besonders interessirt hat uns die Abhandlung: Pleasure and Pain, über die Bedeutung von Lust und Schmerz für das Leben des Organismus, weil wir denselben Gegenstand ein paarmal in den Grenzboten gestreift haben. Carus geht zwar etwas tiefer darauf ein, aber sein Versuch ist doch noch weit entfernt davon, die Sache zu erschöpfen und die in Betracht kommenden widersprechenden Erscheinungen befriedigend zu erklären.

Außerdem sind uns drei Hefte der Vierteljahrsschrift The Monist zugegangen, die ebenfalls von der Open Court-Verlagsgesellschaft und unter Leitung des Dr. Carus herausgegeben wird. Wir ersehen aus den Aufsätzen, die sie enthält, daß die amerikanische Naturphilosophie auf der Höhe der englischen, d. h. nicht ganz auf der Höhe der deutschen steht, müssen aber bekennen, daß uns der Titel mit den philosophischen Grundsätzen des Dr. Carus in Widerspruch zu stehen scheint. Er will Positivist sein und von jenseitigen Ursachen nichts wissen. Wie kommt er da überhaupt dazu, die ganz metaphysische Frage: Monismus oder Dualismus? aufzuwerfen und sogar die Verbreitung der monistischen Ansicht zur Hauptaufgabe seiner philosophischen Lebensarbeit zu machen? Wir unsrerseits sind weit echtere Positivisten als er, denn wir werfen jene Frage gar nicht auf. Und da er wahrscheinlich die Grenzbotenaufsätze, in denen wir den Gegenstand wiederholt behandelt haben, nicht gelesen hat, so wollen wir ihm unsre Stellung zur Sache wenigstens andeuten. Im Oktoberheft 1890 seiner Zeitschrift schreibt er über den Ursprung des Geistes. Da heißt es auf S. 84: „Der Dualismus nimmt zwischen den beiden Reichen, dem der fühlenden und denkenden Wesen einerseits und dem der empfindungslosen andrerseits, eine unübersteigliche Kluft an; der Monismus hingegen behauptet, es sei gar keine Kluft vorhanden; die beiden Gebiete seien gar keine verschiednen Provinzen, und eine Grenze, wo eins in das andre übergehe, sei gar nicht anzugeben. Die Sauerstoffatome sind, während wir sie einatmen, in keiner von Empfindungen begleiteten Thätigkeit begriffen, aber bald werden einige von ihnen zur Erzeugung unsrer besten Gedanken beitragen und vom intensivsten Bewußtsein begleitet sein. Hierauf werden sie in der Form von Kohlensäure wieder ausgeschieden werden." Diese Sätze beweisen, daß Herr Carus die von Lotze ein für allemal klar gemachte Kern- und Grundwahrheit der Philosophie noch gar nicht begriffen hat. Diese Wahrheit ist nicht etwa die Antwort auf die Frage, ob das Ding, das da den Raum erfüllt und dessen Teile durch ihre fortwährende Bewegung und Umgruppirung unsre Sinneswahrnehmungen erzeugen, und das Ding, das in uns wahrnimmt, empfindet und denkt, ein und dasselbe Ding seien, ob unsre Seele ein Sauer-

stoff- oder ein Kohlenstoffatom, oder eine Atomgruppe sei, und ob Körperatome Seele werden können. Möglich, daß dem so ist, möglich auch, daß Seelen- und Körperatome verschiedne Wesenheiten sind; wir wissen es nicht, wir werden es mit den Hilfsmitteln irdischen Wissenschaft niemals herausbekommen, und was wir schlechterdings nicht der wissen können, das ist uns gleichgiltig; die Frage nach Monismus und Dualismus überlassen wir den Metaphysikern alten Stils und den Theologen. Sondern dieses ist die durch unsre heutige Naturerkenntnis klar gewordne Wahrheit, daß die Vorgänge der Körperwelt und die Seelenerlebnisse grundverschieden von einander und unvergleichbar mit einander sind. Mag Seele und Sauerstoffatom stofflich ein und dasselbe Ding sein, aber als Seele ist es nicht Sauerstoff, und als Sauerstoff ist es nicht Seele; Kohlensäure bilden und Blutkörper rot färben auf der einen, Kohlensäure riechen und rote Farbe sehen auf der andern Seite sind Vorgänge, die schlechterdings keine Ähnlichkeit, keine Verwandtschaft mit einander haben. Alle Vorgänge der Körperwelt sind bis in unser Gehirn hinein weiter nichts als Schwingungen, Annäherungen, Abstoßungen, Umgruppirungen. Zwischen dem ganzen Verlauf und der ganzen Verkettung dieser ewig sich gleichbleibenden äußern Anstöße einerseits und den Farben, Tönen, Gerüchen, die wir auf diese Anstöße hin wahrnehmen, den Lust- und Schmerzempfindungen, die sie uns verursachen, andrerseits besteht nicht die geringste Ähnlichkeit. Von abgestufter Entwicklung, von allmählichen Übergängen aus einem Gebiet ins andre kann gar keine Rede sein. Nicht bloß mit den erhabnen Gedanken Platos, sondern schon mit den Lustgefühlen eines Bauerlümmels oder mit der Schmerzempfindung des getretnen Wurms haben die organischen Vorgänge im Gehirn keinerlei Ähnlichkeit oder Verwandtschaft; sie haben damit, bloß ihre Daseinsform angesehen, rein gar nichts zu schaffen. Die Gruppen der Körperatome haben unter sich eine Stufenleiter vom einfachen zum zusammengesetzten, und die Seelen unter sich eine andre von der stumpfen zur scharfen, von der groben zur feinen, von der einfältigen zur vielfältigen Empfindung. Die zweite Stufenleiter läuft der ersten parallel, und die Wesen dieser dienen den Wesen jener als Werkzeuge; in den lebenden Wesen sind Bewegungsanstöße und Empfindungen mit einander verkettet. Aber von einem Übergange des körperlichen Daseins zum geistigen zu sprechen hat keinen Sinn. Niemals geht eine bloß organische Zelle in eine empfindende über, sondern bei einer bestimmten Gruppirung organischer Zellen tritt allemal Empfindung als etwas völlig neues hinzu, das mit dem organischen Prozeß weiter nichts zu schaffen hat, als daß es ohne ihn nicht thätig sein, nicht wirklich werden kann, wie der Violinvirtuos nicht thätig sein, nicht wirklich werden kann ohne eine Violine, deren Holzteile, Saiten und Saitenschwingungen ja ebenfalls etwas völlig andres sind und in alle Ewigkeit etwas völlig andres bleiben als die musikalischen Gedanken, Empfindungen und Willensanstöße des Spielenden. Und wenn wir auch Herrn Dubois-Reymond nicht Recht geben, wenn er Goethen belehrt, sein Faust habe als ordentlicher Professor das arme Gretchen nicht sitzen lassen dürfen, so bleibt doch sein andres Wort unumstößlich wahr, daß wir niemals begreifen werden, wie ein Körperatom jemals dazu kommen konnte, zu empfinden und um sich selbst zu wissen. Und um auch noch einen „reaktionären" Franzosen anzuführen, der freilich einen deutschen Namen trägt, so sagt der Physiker G. H. Hirn in seiner Schrift La vie future et la science moderne: Comment une pensée et surtout comment la conscience que nous avons de nous-mêmes peuvent sortir du choc de tant de millions qu'on voudra de billes élastiques très petites, c'est ce que je laisse à d'autres le soin d'expliquer et surtout de comprendre eux-mêmes; je me récuse ici fort humblement. (Wir

entnehmen dieses Zitat der kleinen aber guten gegen L. Büchner gerichteten Schrift: „Was wissen wir über die Unsterblichkeit der Seele?“ Von Lic. Dr. Riemann. Magdeburg, Heinrichshofen, 1891.)

Zerrbild und Wahrheit. Geehrter Herr Reinhold Steig! Seit ich im Augustheft der Deutschen Rundschau Ihren Aufsatz über Bettina gelesen habe, verläßt mich die Angst nicht mehr, ich könnte mit der Zeit berühmt und Sie könnten nach meinem Tode mit der Herausgabe meiner Briefe betraut werden. Befreien Sie mich barmherzig von dieser Sorge, mein Herr, indem Sie mir versprechen, wenn schon das Schicksal das erste mit mir vorhaben sollte, doch zum zweiten Ihre Hand nicht zu bieten. Es kann ja auch für Sie nur von Vorteil sein, wenn Sie dem Publikum selbständig und unumwunden sagen, was es von Ihnen zu halten hat, anstatt es darauf ankommen zu lassen, ob sich dieses oft so begriffsstützige Publikum die Mühe macht, Ihre Lorbeeren aus meinen Briefen herauszufinden. Denn so müßte es geschehn, wenn Sie in der an Bettinen als „die höchste und vornehmste“ von Ihnen erkannte Art, vorhandne Briefe zu verwenden, mit den meinigen verführen. Sie sagen: „Wer es übernimmt, die intimsten Gedanken andrer Menschen der Öffentlichkeit zu übergeben, hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, nicht geeignetes auszuscheiden.“ Einverstanden. Sie fügen aber hinzu, es hätte Bettinens „Arbeitsgrundsätzen“ besser entsprochen, Ansichten, die ihr nicht paßten, „zu verallgemeinern“ oder „auf ein richtiges Maß zurückzuführen.“ Wenn nun Frau Bettinas „richtiges Maß“ auch das Ihrige wäre, dann dreimal Wehe! über die Glaubwürdigkeit alles dessen, was das Fegefeuer Ihrer Bearbeitung durchschritten hat.

Bisher war ich der Meinung, daß man durch die Veröffentlichung von Briefen Aufklärung über den Charakter des Briefschreibers und nicht über den des Herausgebers zu verbreiten beabsichtige; daß man Erläuterungen, die den Schreibenden, seine Umgebung oder die Zeit, in der er lebte, besonders charakterisiren, als Noten oder als Anhang beifügen könne; daß jedoch Briefe Urkunden und den amtlichen Urkunden darin gleich seien, daß jede unbefugte Änderung durch fremde Hand mit dem Namen Fälschung belegt wird. Sie aber belehren mich, daß die „höchste und vornehmste Art, vorhandne Briefe zu verwenden,“ die ist, das, was in den Briefen für den Herausgeber ungünstig lautet, entweder wegzulassen oder durch günstig klingende Bemerkungen, die der Betreffende „hätte so geschrieben haben können,“ zu ersetzen. Man schöpft nach Ihrer Meinung „das Gold der Wahrheit“ nicht aus den unter dem lebendigen Eindruck entstandnen schriftlichen Mitteilungen, sondern nach Jahren „aus der Fülle wiederbelebter Erinnerung.“ Ich bezweifle sehr, daß „man“ das thut, aber noch mehr, daß Bettina es gethan hat; scheut sie sich doch nicht, die Aufzeichnungen bedeutender Menschen „ihren Zwecken“ (die sich mit dem Begriff Wahrheit nicht immer decken) entsprechend zu verändern, ja selbst Thatsachen, die dem Schreibenden damals noch nicht bekannt sein konnten, einzuflechten, denn, sagen Sie, sollte sie nach einer Reihe von Jahren „diese falsche Meinung ins Publikum bringen?“ Würden Sie wohl, wenn Sie in die Lage kämen, einen etwa aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Brief zu veröffentlichen, in dem von den drei Weltteilen die Rede wäre, mit kühner Hand diese drei in fünf verwandeln, um nicht nach Jahrhunderten eine falsche Ansicht ins Publikum zu bringen?

„Nebensächliches“ läßt Bettina weg; weiß sie aber so genau, ob nicht manche rein äußerliche Nebensächlichkeit aus der Feder ihres Bruders der lesenden Nach-

welt interessanter sein wird, als mancher Beitrag zur Verherrlichung ihres Geistes aus ihrer eignen? Wie kann man sich unterstehn, an einem so prächtigen, von Humor und gesundem Menschenverstand sprudelnden Brief, wie dem von Ihnen im Original wiedergegebnen von Clemens Brentano, auch nur ein Wort zu ändern? Wie kann man nun gar eine so läppische Stelle eigner Fabrikation einfügen, wie die vom Singen, Springen, Kuchenbacken u. s. w., von der nur wenige Menschen gleich Ihnen glauben werden, daß Clemens „so hätte geschrieben haben können." Nur in einem Punkte bin ich mit diesem Bruder nicht einverstanden; darin nämlich, daß er es „überraschend und ohne Verstand" nennt, wenn Karoline von Günderode seiner Schwester „kurz" die Freundschaft aufsagt. Schon die Art, wie diese den kurzen Brief der Freundin behandelt, scheint dies Verfahren nachträglich zu rechtfertigen. Die Bitte um die französischen Übersetzungen, die Savigny der Günderode versprochen hatte, ist — auch in Ihren Augen — so „äußerlich," daß es Bettina „unharmonisch" erscheinen muß, sie ruhig stehn zu lassen; dagegen wird ein Plan der letztern selbst für die Nachwelt so wichtig und interessant befunden, daß sie die ihn nur andeutende Stelle hier wegläßt und dafür in einigen vorher eingefügten Briefen diesen aus überschwänglichem Backfischtum entsprungnen Plan auseinandersetzt. Sie beabsichtigt nämlich, sich durch mathematische und andre Studien einen eignen Weg zur Erkenntnis der Göttlichkeit zu bahnen. Und wenn ihr zum Schluß die Freundin empfiehlt, sie möge nicht ermüden, „fleißig zu sein," so macht sie aus diesem „Zerrbild" die „Wahrheit": „ermüde doch nicht, uns zu schreiben." Sollte es ein ganz zufälliges Zusammentreffen sein, daß auch Clemens ihr rät, „ohne Übereilung oder Faulheit ein halb Dutzend leinene Stiefelstrümpfe zu stricken," und daß er es einen „Beweis von Faulheit und Langeweile" nennt, wenn Frauenzimmer annehmen, die Leute seien nur auf der Welt, sie mit häufigen Briefen zu unterhalten?

Aus allen begangnen Ver—änderungen geht für mich, die ich nicht mit dem von Ihnen gewünschten warmen, nachfühlenden Herzen an Bettinas Schöpfungen herantreten kann, deutlich hervor, daß es ihr dabei weniger, wie Sie glauben, um die Schaffung eines litterarischen Kunstwerkes, als um ihre Selbstverherrlichung zu thun war. Ihr, dem begabten, verzognen Kinde einer Zeit und eines Kreises, denen Schöngeisterei den Stempel aufdrückte, kann man solche Mißhandlungen allenfalls verzeihen; auch ist es begreiflich, wenn sich der begeisterte Verehrer bemüht, Bettinens Verfahren aus ihrer Natur zu erklären, durch ihr Wesen gewissermaßen zu entschuldigen. Dem Kritiker aber steht es nicht an, als Gesetz aufzustellen, was man höchstens als Ausnahme gelten lassen könnte.

Eine Briefschreiberin

Eine Heirats- und Sprachenenquete. In den Daily News hatte dieser Tage eine Dame die auch in England zeitgemäße Frage aufgeworfen, warum unsre jungen Männer nicht mehr heirateten? Dies hat der Zeitung in dem klassischen Lande der Clerks, Blaustrümpfe und ältern Mädchen eine Flut von Antworten eingetragen, mit denen sie eine Woche lang täglich mehrere ihrer riesigen Spalten angefüllt hat. Den ungefähren Inhalt mag man aus den Unterschriften erraten: one living in hope, one who is looking round, dann: désillusioné, twice married, the drudge, a sufferer, aber auch: the husband of a domesticated woman, silver wedding, a contented spinster of over thirty, weiter: small income, short of cash, three poor girls who whish to marry on small means, endlich: a schoolgirl. Die Daily News widmen nun der „Tagesfrage" einen besondern Artikel. Sie schicken voraus, daß sie nur den allergeringsten Teil der ihnen zu-

gegangnen Zuschriften hätten veröffentlichen können, und daß ihnen die eine Woche mehr Material für die wichtigsten sozialen Fragen eingebracht habe, als eine königliche Kommission in einem ganzen Jahre hätte sammeln können. Das Ergebnis fassen sie dahin zusammen, daß bei beiden Geschlechtern der Sinn für verfeinerten Lebensgenuß und die Ansprüche ans Leben außerordentlich gewachsen seien, aber die Vermehrung des Einkommens nicht gleichen Schritt damit gehalten habe. Der Mann mit hundert Pfund, sowie das Mädchen mit Null Pfund Einkommen verlange von dem künftigen Gatten everything. Der Clerk wolle nicht mehr den Kinderwagen schieben, und wenn seine Frau noch die Thürabtreter reinige, so thue sie es gleich dem Nikodemus, der nur bei Nacht zum Herrn kam. Die Ehe leide, wie das ganze Leben, unter dem Überhandnehmen falscher Ideale. Die jungen Männer müßten wieder lernen, Handwerker zu werden, da sie doch die handgreifliche Unmöglichkeit vor Augen sähen, sich unter dem Haufen der Jünger gelehrter Berufe auch nur das trockne Brot zu verdienen. Für die Ehe müsse der eine wie der andre Teil einen ehrlichen Stolz darein setzen lernen, recht bescheiden anzufangen. Es ist ein Trost für uns vom Militarismus ausgesogne und vom Absolutismus geknechtete Deutsche, daß es unsern reichen Vettern jenseits des Kanals auch nicht bessergeht als uns. Die Verhältnisse des englischen Mittelstandes scheinen in der That knapper und den unsern ähnlicher geworden zu sein, als man bisher glauben wollte.

Interessant ist aber auch folgendes Urteil der Daily News über die Qualität der ihnen zugegangnen Zuschriften: „Sie liefern einen schlagenden Beweis von der Breite und Tiefe unsrer heutigen Volksbildung. Noch vor einem Vierteljahrhundert wäre es unmöglich gewesen, selbst unter den bestgestellten Klassen des Königreichs eine so reiche Sammlung vortrefflicher Korrespondenzen aufzubringen. Die Kunst, gut zu schreiben, ehemals das Geheimnis weniger, scheint jetzt das Gemeingut vieler zu sein. Früher stand auf dem Titelblatt einer Grammatik, daß sie (unter andern) auch für den Gebrauch der Ackerknechte und der Parlamentsmitglieder bestimmt sei. Die Verbreitung der Schulbildung, die größere Wohlfeilheit der Bücher, ihre leichtere Zugänglichkeit und — wenn wir es, ohne eitel zu sein, hinzusetzen dürfen — die Anstrengungen der modernen Tagespresse scheinen alle diese Änderungen hervorgebracht zu haben. Unsre minder begünstigten Klassen haben sich auf die Höhe der bessern gehoben nicht nur in Lebensart und Anzug, sondern auch in Geist und Bildung.“ Mit tiefer Trauer setzen wir neben dieses schmeichelhafte Zeugnis des englischen Blattes das leider begründete Urteil Wustmanns in der Einleitung zu seinen „Sprachdummheiten“: „Seit etwa fünfzig Jahren sind wir in die Fesseln der Papiersprache wieder tiefer hineingeraten als je, und dazu greift eine Unsicherheit und Unwissenheit in grammatischen Dingen um sich, die immer beschämender wird.... Unsre Sprache hat sich in den letzten Jahrzehnten immer schneller umgebildet, und dabei ist sie verwildert und verroht.“ Die Engländer kennen keinen Gymnasialdrill in unserm Sinne, keine Schulüberbürdungsfrage, ihre Jugend beider Geschlechter darf mindestens die Hälfte ihrer Zeit auch der körperlichen Ausbildung widmen, und dennoch — oder vielleicht gerade deshalb? — diese Sprach- und Stilvollkommenheit, die von den Daily News, gewiß mit gutem Grunde, den gebildeten englischen Mittelklassen nachgerühmt wird! Wenn freilich die Daily News auch darin Recht haben sollten, daß sie gerade die Veredlung des Sprachgefühls, die Verallgemeinerung einer feinern Bildung mit der Heiratsscheu der jungen Männer in einen gewissen Zusammenhang bringen, dann müßten unsre Sprachvereine wohl darauf gefaßt sein, von unsern höhern Töchtern in Acht und Bann gethan zu werden.

Schönheitspolizei. Kennst du den Leipziger Augustusplatz, lieber Leser? Wie solltest du nicht, ist er doch am Kopfe jeder Nummer der Leipziger Illustrirten Zeitung abgebildet: im Hintergrunde das zur Universität gehörige Augusteum, daneben die Paulinerkirche mit ihrem spitzen Dachreiterchen und das Café français, zur Linken das Museum mit dem großen Springbrunnen davor, zur Rechten das Theater; hinter dem Beschauer liegt dann die Post und eine Reihe schöner Privatbauten. Das Ganze bildet wohl einen der herrlichsten Stadtplätze Deutschlands, und ich freue mich, so oft ich nach Leipzig komme und aus der Grimmischen Straße auf diesen Platz hinaustrete.

Was ist nun kürzlich geschehen? Komme ich da Ende August zum deutschen Architektentage nach Leipzig und freue mich natürlich wieder auf meinen Augustusplatz. Ich gehe von der Universitätsstraße durch den Paulinerhof, sehe im Vorbeigehn zu meinem großen Bedauern den Abbruch der alten Universitätsbibliothek, des letzten gothischen Profanbaus, den Leipzig noch aufzuweisen hatte, und trete nun aus dem Augusteum hinaus auf den Augustusplatz. Aber was ist das? ich sehe die Post nicht mehr, ich sehe das Theater nicht mehr, ich sehe das Museum nicht mehr, ich sehe nur noch mir schrägüber in riesengroßer Schrift die Worte: „Danker & Kott. Knöpfe u. Posamenten!“

Drüben am Eingange der Johannisgasse ragt hinter einem Garten ein hoher kahler Giebel auf. Er bildete nicht gerade eine Zierde des Platzes, aber man sah ihn kaum; schmutziggrau wie er war, glitt das Auge über ihn hinweg, in der ganzen architektonischen Erscheinung des Platzes war er so gut wie nicht vorhanden. Diesen Giebel hat nun ein in dem Hause befindliches Geschäft blendend weiß anstreichen und mit mannshohen Buchstaben ihre Firma draufschreiben lassen — die einzigen Schriftzeichen, die auf dem ganzen großen Platze hier zu sehen sind. Denn die kaufmännischen Geschäfte in den Privatbauten an der Ostseite sind sämtlich so taktvoll gewesen, keine aufdringlichen Firmenschilder über ihren Läden anzubringen. Diese eine Firma schlägt die ganze Architektur des Augustusplatzes tot, man sieht eben nichts weiter als „Danker & Kott.“ Wer überhaupt Augen hat, zu sehen, wer nicht ganz stumpfsinnig durch die Welt trottet, dem ist der ganze schöne Platz dadurch verleidet.

Die guten Leute, die ihre Firma da oben haben anpinseln lassen, haben natürlich keine Ahnung davon, was für eine Barbarei sie begangen haben. Aber ich frage: war keine Möglichkeit, diese Barbarei zu verhüten? ist keine Möglichkeit, sie rückgängig zu machen? Die Sache ist nicht ganz so schlimm, wie wenn eine Burgruine durch eine angebaute Bierkneipe verhunzt, ein Bergrücken durch eine Zahnradbahn verunstaltet, an einer Felswand im Gebirge Reklame für ein Hotel oder für irgend eine kaufmännische Lumperei gemacht wird; aber viel besser ist es auch nicht. Schlimm genug, daß in den Straßen unsrer alten Städte oft die ganze Architektur schöner Renaissance- oder Barockbauten durch eingebrochne Schaufenster mit Rollläden ruinirt wird, daß ihre ganze Ornamentik oft durch breitspurige, schreiend bunte Aushängeschilder zugedeckt wird. Aber ein Platz, wie der Leipziger Augustusplatz, bei dem bisher nichts der Art die rein künstlerische Wirkung beeinträchtigte, sollte doch vor Amerikanisirung geschützt sein.

Principiis obsta. Wir haben so vielerlei Polizei, aber an einer fehlt es, und sie thäte doch manchmal recht not: an Schönheitspolizei.

Eine Modenfrage. In Paris ist ein Gesetz gegeben worden, demzufolge im kommenden Winter die Damenkleider eine Weite zu erhalten haben, die eine

ungewöhnliche Breite des Stoffes „bedingt“; solche Stoffe müssen eigens angefertigt werden, und da das Amtsgeheimnis streng gewahrt worden ist, haben sich, wie Figaro versichert, die deutschen Fabriken nicht rechtzeitig darauf einrichten können. Also werden, ruft das Blatt triumphirend aus, die Deutschen diese Mode nicht mitmachen können. Das wäre entsetzlich, aber wie schlecht kennt es unsre Modedamen! Die auf voller Höhe stehenden beziehen ja ihre Anzüge überhaupt nur aus Paris, und den andern wird kein Opfer zu hoch scheinen, um nicht zurückzubleiben. So oder so: fehlt es an hinlänglich breiten Stoffen, so kann man ja anstücken, und sollten dabei Karrikaturen herauskommen, wie zur Zeit der Krinolinenherrschaft: lieber gehen unsre Patriotinnen wie Vogelscheuchen umher, als daß sie ihrem Vaterlande nachsagen lassen, es kenne eine Narrheit noch nicht, die leichtfertige Frauenzimmer in Paris in ihrem Übermute ersonnen haben. Einzelne Sonderlinge werden vielleicht sagen: Gut, thun wir den Franzosen ihren Willen, lassen wir Lyon seine breiten Stoffe und tragen wir, was die deutsche Industrie liefern kann, unbekümmert um die Gefahr, von Gigerln als „unmodern“ bespöttelt zu werden. Aber das wäre verwerflicher Chauvinismus, und alles dürfen wir uns vorwerfen lassen, nur das nicht!

Litteratur

Kritik der reinen und praktischen Unvernunft in der gemeinen Verjudung. Von **Friedrich Dukmeyer.** Berlin, E. Rentzel, 1892.

Unter dem Namen Antisemitismus werden zwei verschiedne Dinge verstanden, einerseits Kampf gegen die Juden überhaupt, andrerseits Abwehr der zunehmenden Verjudung Deutschlands. Die Judenanhänger werden natürlich diese Unterscheidung nicht gelten lassen wollen, für sie ist die ganze Bewegung gleichbedeutend mit dem „Geschäftsantisemitismus,“ dem der Verfasser dieser Schrift noch „ärgere Ausbeutung des einfältigen guten Volks“ vorwirft, als die durch das Judentum verübte. Aber sie selbst, die Verjudeten und viele Weichmütige und Schwachköpfige außerhalb jener Gemeinschaft, weisen auf die Größe der Gefahr und die Notwendigkeit des Widerstandes hin, wenn sie uns andern die Annahme jüdischer Grundsätze und Gewohnheiten als einfachste Lösung der Wirren anempfehlen. Den Antisemitismus in diesem Sinne verficht die vorliegende Schrift, die nicht weniger lesenswert und vielleicht wirksamer sein würde, wenn sie nicht in gleichsam atemlosem Stil — immer fünf bis acht Druckseiten ohne Ruhepunkt — geschrieben und mancher unnötige Kraftausdruck getilgt wäre. Der Verfasser teilt die Ansicht, daß die vollständige Gleichberechtigung nicht aufrechterhalten werden könne: „da der Jude die Regel, die für uns gilt, nicht anerkennt, unsre Gesetze nicht respektirt, so sind für ihn Ausnahmegesetze erforderlich.“ Die Frage wird in sieben Abschnitten behandelt: Judenwitz und Judengeist, Judenphilosophie und Judenmoral, die Juden wider Kaiser und Reich und das jüdische Lumpenkommando in Berlin, Kunst und Litteratur in der Verjudung, die Juden als Schänder der deutschen Sprache, das Übergewicht des weibischen Moments in der Zeit der Verjudung, wie verwahrt man sich vor der Verjudung?

Einige gute Worte hier zur Charakteristik. „Die jüdischen Ulkmacher oder

Geistesverkäufer gleichen auch darin den kleinen Hunden, daß sie vom Manne immer nur die etwas bestaubten Hosenkanten und beschädigten Stiefelabsätze im Auge behalten, darnach ihn abschätzen und sich darein festbeißen." — „Die jüdelnden Zeitungen sind Winkeladvokaten des Pöbels, geheime Detektivs jüdischer reicher Spekulanten, die das Gebäude des einen Herrn im Lande unterminiren wollen, damit es stürze, und sie daraus viele Prunkpaläſtchen für sich errichten können." — „Das Bekenntnis aller Leute in der Verjudung lautet: Wir fürchten den Juden, sonst nichts auf der Welt."

In der Beurteilung Goethes stellt sich Dukmeyer leider auf den Standpunkt der Ultramontanen, spricht ihnen auch gläubig die Lästerungen gegen Christiane nach.

Der Reim bei den Griechen und Römern. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims von Otto Dingeldein. Leipzig, B. G. Teubner, 1892

Auch die Alten haben den Reim als Schmuck der gebundnen Rede verwendet, aber ganz anders als wir, in viel geringerem Umfange; der Verfasser geht nach unsrer Ansicht in dem Aufspüren von Reimen in der antiken Dichtung zu weit. Abgesehn davon, daß — mit diesem Maße gemessen — auch die ganze antike Prosa von Reimen wimmelte, obwohl wir wissen, daß besonders die lateinischen Prosaiker derartige Gleichklänge gemieden haben, so wird es niemand einfallen, gerade bei Aufzählungen von Namen, wie es der Verfasser mit Vorliebe thut, die Absicht zu reimen z. B. dem Homer oder Hesiod unterzuschieben. Die Sprache bringt hier die Aufeinanderfolge gleicher oder ähnlicher Endungen mit sich, nicht das Reimbedürfnis des Dichters.

In der ersten Szene des Tell stehen die Verse:

Frisch, Fährmann — schaff den Biedermann hinüber.
Der Föhn ist los, ihr seht, wie hoch der See geht.

Unsre Leser würden sich wahrscheinlich höchlichst verwundern, wenn wir ihnen verraten wollten, daß Schiller hier gereimt habe: Herr Dingeldein wird konsequenterweise nichts dagegen haben.

Ganz verfehlt erscheint uns der Vergleich mit Otfried, der im neunten Jahrhundert sein christliches Epos in Endreimen dichtete, zu einer Zeit, wo der Heldengesang des Volkes in Stabreimen gefügt wurde. Daß Otfried, ein ungeschickter Anfänger, Worte wie nidare und himile mit einander reimt, kann nicht zum Beweise dafür dienen, daß auch im Lateinischen oder Griechischen zwei gleiche Endsilben einen befriedigenden Reim, überhaupt einen Reim ergeben hätten: bei Otfried liegt das Prinzip vor, gleichviel ob gut oder schlecht ausgeführt, bei den Alten ist das Gefühl für den Reim nie über kindliche Anfänge hinaus entwickelt worden, ein Kunstprinzip in unserm Sinne fehlt. Und vielleicht ist nicht schwer zu sagen, warum. Der Verfasser traut es den feinfühligen, kunstverwöhnten Ohren des Griechen nicht zu, daß er Gleichklänge im Versinnern und an den Enden zweier Nachbarverse überhört hätte. Umgekehrt: das künstlerische Gefühl war zu stark entwickelt, als daß es in dem auch in Prosa ganz gewöhnlichen Gleichklang wenigbedeutender, wenn auch betonter Nebensilben ein wertvolles Mittel hätte sehen können, die gebundne Rede kunstvoll zu zieren.

Das Gefühl für den Reim haben die Griechen und die Römer natürlich so gut wie alle andern Kulturvölker gehabt. In der Lyrik, besonders der volkstümlichen, aber auch im Drama kommt es in bewußten Reimen zum Ausdruck. Das wird auch der zugestehn, der nicht alle die von Dingeldein beobachteten zufälligen Gleichklänge als Reime ansehn mag. Ja wenn sie noch, wie wir Neuern

es von Shakespeare und Schiller gewöhnt sind, an nachdrucksvollen Enden von Versreihen stünden; aber sie fallen zum größten Teil mitten in die Rede an eine Stelle, die gar keine Hervorhebung verträgt. Der Verfasser hat zu viel gefunden, weil er hat finden wollen.

Geschichte und Poesie des Freiberger Berg- und Hüttenwesens. Von Dr. phil. Eduard Heydenreich, Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Schneeberg. Freiberg in Sachsen, Craz u. Gerlach (Joh. Stettner), 1892

Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner der ältern Freiberger Geschichte. Das hat er, abgesehn von mehreren Aufsätzen, bei Gelegenheit der Wettinfeier in der hauptsächlich von ihm verfaßten Festschrift der Stadt Freiberg gezeigt, einer der wenigen „Festschriften" jener Tage, die durch Inhalt und Form darauf Anspruch erheben durften, nicht mit dem Verklingen des Festjubels wieder zu verschwinden. Er hat darin in großen Umrissen die Geschichte des sächsischen Bergbaues mit besondrer Beziehung auf das Haus Wettin und die Stadt Freiberg dargestellt und dann näher die Beziehungen dieses Hauses zur Stadt Freiberg während des Mittelalters in persönlicher, rechtlicher und politischer Hinsicht behandelt. Die vorliegende zusammenfassende Geschichte des Freiberger Berg- und Hüttenwesens enthält nun natürlich vieles von dem damals gesagten wieder, zum Teil berichtigt, dazu bringt sie aber eine Menge neues. So ist vor allem jetzt auch die bergtechnische Seite der Entwicklung ziemlich genau und klar geschildert, gleich zu Anfang die Frage nach der Herkunft der Freiberger Bergkolonie ausführlich besprochen und als Anhang des historischen Teils das berühmteste der lateinischen Loblieder auf Freiberg aus der Humanistenzeit im Auszuge übersetzt mitgeteilt worden, ein warmer poetischer Erguß Johann Bocers auf die Stadt, den Bergbau und die Bergleute. Die Rechtsverhältnisse zwischen der Stadtgemeinde und der Gemeinschaft der Häuer und ihren Leitern und die rechtlichen Beziehungen beider zum Landesherrn hätten sich vielleicht nach den von Ermisch herausgegebnen Urkunden noch klarer abgrenzen lassen, ohne daß das Buch durch die strenge Untersuchung an Allgemeinverständlichkeit hätte zu verlieren brauchen.

Den Übergang zur Poesie der Freiberger Bergleute bilden die Sagen, die in den Köpfen tief unten in der Erde in der gefahrvollen Einsamkeit natürlich in Menge spuken, sich aber auch ganz gut mit den gläubigen christlichen Gemütern zu vertragen scheinen, die in frommen geistlichen Liedern zu uns sprechen. Heydenreich giebt dem Leser eine charakteristische Auswahl aus diesen „Bergreihen," den Volksliedern des Bergmanns, die ihren besondern Namen haben wie die „Reuterliedlein" des Landsknechts; auch sie sind an dem schönen, gewaltigen Baume der deutschen Volksdichtung ein Zweig, der einmal auf seine Eigentümlichkeiten näher angesehen zu werden verdiente.

Vorlesungen über Lessings Nathan, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin W, F. Fontane & Co., 1892

An diesen begeisterten Vorlesungen wird jeder seine herzliche Freude haben. Sie beginnen mit einer wahren und warmen Verteidigung des Gedichtes gegen Schillers Tadel wegen des untragischen Stoffes in tragischer Form und gegen Vischers Worte von dem schweren Konflikt, den Lessing zwischen dem Fanatismus des Christentums und der reinen Humanität angelegt und dann vergessen habe, und von dem „schlechten" Schlusse des Stücks im Sinne eines bürgerlichen Familienstücks. Wer sich so wie Werder in das Drama eingelebt hat, muß zu der Überzeugung kommen, daß es nicht mit dem herkömmlichen „tragischen" Maße, das

Schiller anlegt, gemessen werden, daß es als eine Gattung für sich betrachtet werden dürfe. Und der von Vischer behauptete und von andern ihm nachgesprochne Konflikt ist in der That gar nicht vorhanden; zum Glück ist Vischers Ansicht nicht so verbreitet, wie der Verfasser zu glauben scheint, weil man nicht offen gegen sie aufgetreten ist.

Mit welcher Feinheit und Sicherheit Werder die beiden schwerer verständlichen Gestalten des Dramas, den Tempelherrn und Recha, charakterisirt, mit welcher Bewunderung und Überzeugung er die Technik und den sittlichen Gehalt des Nathan rühmt, das sieht man nicht bloß, man hört es beim Lesen dieses Buches, und um so unmittelbarer wirkt es.

Episteln von J. V. v. Scheffel. Stuttgart, Bonz & Comp., 1892

Wer einmal den Schauplatz froher Jugenderinnerungen wieder aufgesucht und die Bäume noch eben so grün und den Bach noch eben so klar und munter wie einst angetroffen, wenn er auch dabei gefunden hat, daß manches andre in Wahrheit kleinlicher aussehe als in der Erinnerung, der kann sich eine ungefähre Vorstellung von dem Eindruck machen, den wir von diesen Episteln erhalten haben. Vor vierzig Jahren kam uns eine Abschrift von Briefen eines jungen Mannes in die Hände, der nur in engerm Kreise als Verfasser launiger Gedichte in den Fliegenden Blättern bekannt war und damals als Rechtspraktikant in Säkkingen saß. Einige Jahre später erregte er die Aufmerksamkeit intimerer Freunde der Poesie, und als dann eine Sammlung seiner Trinklieder und komischen Balladen erschienen war, wurde er rasch berühmt, während wir uns oft jener Briefe erinnerten, die wegen mancher Privatbeziehungen nicht für die Öffentlichkeit geeignet schienen. Nun liegen sie hier gedruckt vor, das erste Drittel eines Bändchens füllend, das mit dem Bildnis des Dichters aus einer Zeit geschmückt ist, als er noch nicht so behäbig war, sondern mit muntern Augen in die Welt schaute, in der Tracht eines Wanderburschen — wie an dem etwas übereilten Denkmal in Heidelberg. Und wir erfreuen uns jener humorvollen Säkkinger Briefe heute noch mehr als beim ersten Lesen, wo wir noch nicht ahnen konnten, daß dem jungen Schreiberknecht zwischen Polizeiakten und Studien über landesübliche Getränke der Stoff zu dem — leider zur Oper verhunzten — Trompeter und zum Ekkehard zuwachsen würde. Jetzt mutet uns manche Stelle wie eine kommentirende Anmerkung zu den Dichtungen an, und die übermäßige Verherrlichung des Trinkens ohne Durst lassen wir bei einem kaum der Universität entronnenen gern gelten. Weniger befriedigend im ganzen sind die weitern Berichte, die Scheffel, zum Hofsekretär in Bruchsal vorgerückt, später der Juristerei (und, wie er meint, auch der Poesie) abtrünnig und mit dem „Malerspieß" bewaffnet, über italienische Wanderungen an den „Engeren" in Heidelberg gesandt hat. Er befleißigt sich darin eines Chronikenstils, aus dem er doch immer wieder herausfällt, und der, auch abgesehn hiervon, dem Vortrage etwas gesuchtes und gezwungnes giebt. Schade drum. Sind seine Erlebnisse auf der Fahrt nach Rom, dort und im Albanergebirge u. s. w. nur selten außergewöhnlicher Art, und spielt auch da die „Trinkung" eine etwas zu große Rolle, so giebt ihnen doch die Zeit (während der Besetzung durch die Franzosen und vor den Eisenbahnen) ihre besondre Färbung, und die Briefe würden einen eben so frischen und natürlichen Eindruck wie die Säkkinger machen, wenn sie in demselben natürlichen Stil geschrieben wären.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Ein bedenklicher Widerspruch

Wer für andre arbeitet, gilt als der Dienende; der Herrschende ist der, der andre für sich arbeiten läßt. So ist es in den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu einander. Ganz anders steht es aber um die Beziehungen der Nationen. Die Herrschaft über andre wird die Nation erlangen, die die Arbeit an sich zieht, und zwar deshalb, weil der Arbeit der Reichtum folgt, und Reichtum zunächst das wirtschaftliche Übergewicht, auf die Dauer auch politische Überlegenheit verleiht.

Nicht durch den Besitz unerschöpflich reicher Kolonien allein ist England zu seinem Reichtum gelangt. Macaulay fragt, wo die gerühmten Reichtümer Ostindiens zu finden seien, und antwortet darauf: an den Ufern der Themse. Nicht nur die Kolonien dienten als Abnehmer für die Industrieartikel Englands — und um sie stets als Abnehmer zu behalten, wurde die Entwicklung der Industrie in den Kolonien auf jede Weise verhindert —, sondern auch politisch unabhängige Staaten wurden durch Handelsverträge in die Lage versetzt, auf die eigne Erzeugung ihrer Bedürfnisse verzichten zu müssen. Sie gerieten dadurch in wirtschaftliche Abhängigkeit von England. Eine Nation, die beständig von einer andern kauft, ohne das Kaufgeld in Gestalt selbsterzeugter Waren aufzubringen, wird allmählich verarmen. So lange sie noch Kredit verdient, wird die verkaufende Nation zu Vorschüssen und Anleihen bereit sein, aber dieses Schuldverhältnis führt schließlich zu einer Abhängigkeit, die sich auch auf politischem Gebiete offenbart. Als England seine Industrie zu so hoher Vollendung gebracht hatte, daß sich kaum irgend ein Land noch mit ihm zu messen vermochte, wurde der Freihandel als wirtschaftliches Prinzip verkündet, und es fanden sich Leute genug, die in die Falle gingen und nicht einsahen, daß dieses Prinzip nach Lage der Dinge nur England zu gute kommen konnte.

Allmählich ist man, gewitzigt durch üble Erfahrungen, zu beßrer Einsicht gelangt. Überall hat man begriffen, daß man besser thut, möglichst viel Arbeit selbst zu verrichten, anstatt stets da zu kaufen, wo die Gegenstände am billigsten zu haben sind. Man überzeugte sich von der so einfachen Wahrheit, daß auch zu dem billigsten Einkauf Geld gehört, und daß es früher oder später an dem Geld zur Gegenleistung fehlen werde, wenn man nicht Waren produzirt, die man in Tausch geben oder verkaufen kann, um das auswärts gekaufte zu bezahlen.

Glücklicherweise hat sich denn auch Deutschland dem Schutzzoll zugewandt, um sich von England in wirtschaftlicher Beziehung frei zu machen. Hätten auch alle übrigen Staaten ihre Grenzen offen gehalten, so hätte Deutschland den Kampf gegen England noch aufnehmen können. Aber je mehr Staaten sich abschlossen, desto notwendiger wurde es, ihrem Beispiel zu folgen. Denn wenn unsre Märkte mit Eisen- und Textilwaren, mit Korn und Vieh überschwemmt wurden und unsre Erzeugnisse im Auslande nicht mehr abgesetzt werden konnten, so war der Ruin unabwendbar. Die Fabriken mußten stillstehn, die Arbeiter entlassen werden, die niedrigen Preise aller Erzeugnisse konnten den Massen nichts nützen, weil der Verdienst aufhörte. Es würde sich in erschreckender Weise gezeigt haben, daß die größte Wohlfeilheit der Bedürfnisse nicht vor Verarmung und Massenelend schützen kann, wenn die Arbeiter nicht mehr beschäftigt werden können, weil es an Absatz fehlt.

Der Schutz der nationalen Arbeit ist kein leeres Schlagwort, wie häufig von gewissen Leuten behauptet wird; er ist gerade das, worauf es ankommt. Es wäre gewiß nicht zu rechtfertigen, wenn man den Preis der Gebrauchsartikel durch Schutzzölle steigern wollte, wie es in der That bisweilen geschieht, nur um den Grundbesitzern und den Fabrikanten, also den Arbeitgebern und Unternehmern, höhere Renten und höhern Gewinn zu sichern. In erster Linie ist das Wohl der Massen, der Arbeiter, ins Auge zu fassen und zu fördern; denn wenn es denen gut geht, so befinden sich auch die Arbeitgeber in günstiger Lage; schon infolge des gesteigerten Verbrauchs, der die Preise in die Höhe treibt. Daß auch das Wohl der Arbeitgeber Berücksichtigung verdient, versteht sich von selbst, denn sie sind im wirtschaftlichen Leben ebenso wichtig wie die Arbeiter; die einen können ohne die andern nicht vorwärtskommen. Aber die Zeit ist vorüber, wo die Arbeiter in dem Maße von den Arbeitgebern abhängig waren, daß sie sich jegliche, auch die erbärmlichste Abfindung gefallen lassen mußten. Ist auch leider die Formel noch nicht gefunden, nach der der Ertrag der von den Unternehmern aufgewandten Mittel und der von den Arbeitern geleisteten Arbeit unter beide zu verteilen ist, so ist man doch über die Auffassung hinweg, daß die Arbeit eine Ware sei, deren Preis sich lediglich durch Angebot und Nachfrage bestimme.

Wenn man aber nun, nachdem über ein Jahrzehnt die Schutzzollgesetz-

gebung in Wirksamkeit gewesen ist, die Frage aufwirft, wie weit die nationale Arbeit und das wirtschaftliche Gedeihen durch sie gefördert worden sei, so lautet die Antwort dahin, daß noch viel zu wünschen übrig geblieben ist. Es hat in den letzten Jahren viel Arbeitslosigkeit geherrscht, die Löhne sind eher gefallen als gestiegen, der Absatz der Erzeugnisse ist unbefriedigend, und wenn auch einige Plätze, insbesondre die größern Städte, von einem gewissen Gedeihen Zeugnis ablegen, so ist doch an andern Orten Stillstand und Rückgang unverkennbar. Der Gründe für diese Erscheinung sind mancherlei. Daß eine so mangelhafte Ernte, wie die des vorigen Jahres, neben den hohen Preisen für die notwendigsten Lebensmittel einer günstigen wirtschaftlichen Entwicklung im Wege stehn muß, liegt auf der Hand. Es mußte ferner vom schlimmsten Einfluß sein, daß uns durch ungewöhnlich hohe Schutzzölle in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die zum Teil die Ausfuhr ganz verhindern, der Absatz vieler Waren erschwert, ja unmöglich gemacht wurde. Das Zusammenwirken zweier derartigen Erscheinungen mußte notwendig die übelsten Folgen haben; schwerlich könnten wir die Unterbindung des Absatzes und die Verausgabung so großer Summen für Brotstoffe lange ertragen. Eine Unterbilanz im internationalen Verkehr von neunhundert Millionen Mark in einem Jahre ist beunruhigend genug!

Es ist aber noch ein andrer Umstand, der es verhindert, daß die nationale Arbeit wirklich den Schutz genieße, den man ihr durch die Schutzzölle hat angedeihen lassen wollen. Dieser Umstand ist von so großer politischer und sozialer Bedeutung, daß wir uns für verpflichtet halten, mit allem Ernst auf ihn hinzuweisen, ihn zum Gegenstande der öffentlichen Besprechung zu machen und seine Erörterung auch den gesetzgebenden Gewalten zu empfehlen. Es handelt sich darum, daß die Segnungen des Schutzzolls der Arbeiterwelt verkümmert und entzogen werden durch den Zuzug ausländischer Arbeiter.

Wie schon bemerkt, ist der Hauptbeweggrund zur Einführung und Beibehaltung der Schutzzölle der Wunsch und das Bestreben, den Arbeitern ausreichende Beschäftigung und entsprechenden Lohn zu gewähren. Wenn die Überschwemmung mit ausländischen Fabrikaten unsre Fabrikation nötigt, stille zu stehn oder ihre Produktion einzustellen, so werden die Arbeiter entlassen, oder ihr Tagelohn wird heruntergedrückt. Wenn der Marktpreis des Getreides unter die Produktionskosten sinkt, so wenden sich die Landwirte der Wirtschaftsweise zu, bei der am meisten Arbeit gespart wird. Die Arbeitslosen können sich auf dem platten Lande am wenigsten ernähren und drängen sich deshalb in den größern Städten zusammen, wo sie gelegentlich zu einer Gefahr für die Ruhe und Sicherheit des Gemeinwesens werden.

Nun muß aber doch zugegeben werden, daß die Arbeitslosigkeit ebensowohl durch unangemeßne Vermehrung der Arbeitskräfte als durch Mangel an Arbeitsgelegenheit entstehen kann. Wenn man daher ohne Beschränkung

ausländische Arbeiter zuläßt, so tritt ein Mißverhältnis zwischen der Zahl der Hände und der vorhandnen Arbeitsgelegenheit ein. Der günstige Erfolg, den man durch die Schutzzölle hat erreichen wollen und auch zunächst und für die erste Zeit erreicht hat, geht verloren, wenn durch anhaltenden Zuzug ausländischer Arbeiter die Zahl derer, die Arbeit suchen, vermehrt wird. Was man durch Schutzzölle bezweckt hat, hebt man durch die Zulassung fremder Arbeiter wieder auf. Das ist der bedenkliche und peinliche Widerspruch, in dem man sich zur Zeit befindet.

Die Sache wird noch schlimmer dadurch, daß die Lage der Arbeitgeber durch die Zulassung fremder Arbeiter nicht verschlechtert, nein im Gegenteil wesentlich verbessert wird. Sie genießen die Vorteile, die der Schutzzoll gewährt, in Gestalt höherer Preise für die Fabrikate. Gleichzeitig aber kommt es ihnen zu gute, daß durch die übergroße Anzahl der sich ihnen darbietenden Arbeitskräfte der Tagelohn ermäßigt wird. Man kommt auf diese Weise in der That dahin, daß die Behauptung nicht unbegründet ist, daß der Schutzzoll nur den Arbeitgebern zum Vorteil gereiche. Dieser Zustand muß sich auf die Länge als unhaltbar erweisen. Es liegt hier eine Benachteiligung der Arbeiter vor, der abgeholfen werden muß. Der Prozeß der Ausgleichung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern findet nicht mehr in normaler Weise statt; es wird den Arbeitern erschwert, ja unmöglich gemacht, den ihnen gebührenden Anteil an der Produktion zu erlangen, der soziale Kampf wird verschärft, und die Erbitterung findet neue Nahrung.

Hunderttausende von Russen und Polen, Schweden und Italienern suchen gegenwärtig im deutschen Reiche Arbeit, jährlich mehrt sich der Strom der Einwanderer. In den Städten, in den Fabrikorten, auf dem Lande sind zahlreiche Ausländer beschäftigt. Sie machen den eingebornen Arbeitern Konkurrenz und drücken die Löhne herunter. Und doch sollte unser Streben darauf gerichtet sein, die Lage der Arbeiter nach Möglichkeit zu verbessern. Für unsre nationale Arbeit, für unsre inländischen Arbeiter sind die Schutzzölle eingeführt, nicht um Russen, Polen u. s. w. zu ernähren.

Wir verkennen keineswegs, welche Einwendungen uns gemacht werden können. Zunächst wird man sagen, daß die Zulassung fremder Arbeiter auf Verträgen oder auf Gegenseitigkeit beruhe. Und es ist ja richtig, daß auch viele Deutsche im Ausland ihr Brot suchen und finden. Selbstverständlich geht die Bewegung aus solchen Ländern, wo eine niedrigere Lebensführung herrscht, nach solchen, wo infolge höherer Bildung oder höhern Wohlstandes mehr verdient wird und mehr verzehrt werden kann. So kommen die Polen, die geringere Ansprüche machen, über die östliche Grenze zu uns. Deutsche Arbeiter gehen nach England oder nach den Vereinigten Staaten. Gewiß ist es für uns auch von Nutzen, daß wir manche Leute auf diese Art los werden, und daß manchen energischen Naturen auswärts Gelegenheit geboten wird, eine

Existenz zu finden. Im ganzen aber werden wir annehmen können, daß die Zahl der Einwanderer die der Auswanderer übersteigt, und daß wir in der Hauptsache nur aus der untersten Klasse der Bevölkerung Zuzügler erhalten, während viele unsrer Auswandrer dieser Klasse nicht angehören. Manche Länder befinden sich noch in der Lage, daß ihnen Einwandrer aller Art willkommen sind. Wie lange sich andre noch herbeilassen werden, fremde Einwandrer bei sich aufzunehmen und zu dulden, steht dahin. In England ist es schon wiederholt zu einer starken Bewegung gegen die eingewanderten Deutschen gekommen, die den Inländern die Löhne herabdrücken, und es könnte wohl einmal die Zeit kommen, wo man es dort angemeßner finden wird, wenigstens Arbeiter der untern Schichten nicht mehr zuzulassen. Sollte es aber dahin kommen, daß sich die Nationen noch mehr als bisher gegen einander abschließen, daß also der Zuzug aus benachbarten Ländern aufhören müßte, so würde die Kolonisation eine um so größere Bedeutung gewinnen. Das würde mit dem Vorteil verbunden sein, daß die Ausgewanderten dem Vaterlande mehr erhalten blieben, als es jetzt der Fall ist, wo eine so große Anzahl Deutscher jährlich in den Vereinigten Staaten unter der dortigen Völker- und Rassenmischung verloren geht. Im Heimatlande aber würde die strengere Abschließung gegen außen den Vorteil mit sich führen, daß die deutsche Rasse reiner erhalten bliebe, als dazu bei dem jetzigen Stande der Dinge Aussicht ist. Denn die Polen, Russen, Italiener u. s. w. bleiben häufig im Lande, kehren nicht in ihre Heimat zurück und tragen so zu einer Rassenvermischung bei, die uns nicht wünschenswert sein kann. Ob die sehr verbreitete Vermischung der Deutschen mit den Juden unsrer Nation zum Vorteil gereiche, mag hier unerörtert bleiben. Im allgemeinen nimmt man an, daß in den Mischlingen zweier Rassen die übeln Eigenschaften beider vertreten zu sein pflegen. Man denke sich schließlich, daß auch der mehrfach besprochne Plan, Kulis einzuführen, zur Ausführung käme, und stelle sich vor, wie die Mischung mit dieser Rasse auf unsre deutsche Bevölkerung einwirken würde!

Wichtiger als das Bedenken, daß uns die Auswandrung erschwert werden könnte, wenn wir die Einwandrung verbieten oder beschränken, ist der Einwand, daß ohne den Zuzug ausländischer Arbeiter Landwirtschaft und Industrie nicht würden bestehen können. Die Konkurrenz der Ausländer erleichtert es den produzirenden Unternehmern, in dem Wettbewerb gegen andre Länder zu bestehen.

Neben sonstigen Lasten, die die Arbeitgeber zu tragen haben, sind auch die Tagelöhne im Lauf der Jahrzehnte bedeutend gestiegen. Und was noch außerdem ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß die Arbeiter nicht die Empfindung haben, daß ihr Interesse mit dem der Arbeitgeber vielfach eins sei, und daß sie deshalb sehr geneigt sind, erhöhte Forderungen in Betreff des Lohnes zu stellen, auch wenn die Verhältnisse die Einwilligung der Arbeit-

geber nicht möglich machen. Man hört es oft aussprechen, daß, wie es den Arbeitern freistehe, ihre Forderungen zu stellen, zu gehn oder zu bleiben, so auch die Arbeitgeber in der Annahme von Arbeitern unbeschränkt sein müßten. Man muß zugeben, daß, solange ein solcher Kriegszustand vorhanden ist, bei dem jeder Teil einseitig nur das eigne Interesse verfolgt, die wohlthätigen Maßregeln, die wir im Auge haben, kaum ausführbar sein würden. So lange keine Sicherheit vorhanden ist, daß nicht Streiks ausbrechen, die die Produktion lahmlegen, so lange nicht Organe geschaffen sind, die im Fall von Streitigkeiten den Frieden herzustellen geeignet sind, kann den Unternehmern nicht verboten werden, Hilfskräfte heranzuziehen, gleichviel woher sie kommen mögen. Wir wollen aber einmal annehmen, daß dieser äußerst niedrige Standpunkt des Klassenkampfes, der sich in gegenseitiger Chikane, in Streiks und Aussperrungen äußert, überwunden wäre, und wollen von der Voraussetzung ausgehen, daß Mittel gefunden seien, Streitigkeiten in friedlicher Weise zu schlichten. Dann bleibt immer die Thatsache bestehen, daß es der Arbeiterwelt durch die Zulassung ausländischer Arbeitskräfte erschwert wird, einen gerechten und billigen Anteil an dem Ertrage von Landwirtschaft und Industrie zu erlangen. Die Wertschätzung der Arbeit sinkt im Verhältnis zum Kapital, so lange Arbeitskräfte in unbeschränkter Zahl verfügbar sind.

Die Unternehmer behaupten, sie könnten keine höhern Löhne gewähren, ohne ihre Unternehmungen und ihre eigne Existenz gefährdet zu sehn. Die Wahrheit dieser Behauptung ist im Einzelfall schwer festzustellen. Das ist außer Zweifel, daß, je mehr vom Ertrage der Arbeit dem Arbeiter zufällt, um so weniger dem Unternehmer bleibt. In vielen Fällen wären aber die Unternehmer sehr wohl imstande, dem Arbeiter einen höhern Betrag der Arbeit zuzuwenden. Die hohen Dividenden mancher Aktienunternehmungen, das Gedeihen zahlreicher Privatunternehmungen, die sich dem Lichte der Öffentlichkeit zu entziehen verstehn, liefern den Beweis. Wenn aber in der That viele Unternehmer nicht in so günstiger Lage sind, wenn sowohl Fabriken wie landwirtschaftliche Betriebe nicht so hohe Erträge abwerfen, daß die Löhne erhöht werden können, woran liegt das in der Mehrzahl der Fälle? Es liegt daran, daß die Erträge sofort im Kapital ihren Ausdruck finden. Sobald die Erträge eines Grundstücks, einer Fabrik steigen, werden Grundstück und Fabrik zu einem Wert geschätzt, der dem Reinertrage entspricht. Wird ein Grundstück verkauft, so bemißt sich der Kaufpreis nach dem wahrscheinlichen Ertrage, ebenso der Kaufpreis einer Fabrik. Der letzte Käufer (oder der Erbe, dem das Grundstück oder die Fabrik zugefallen ist) befindet sich demnach stets in der Lage, gesteigerte Ausgaben vermeiden zu müssen, weil sonst der berechnete Reinertrag nicht mehr gewonnen werden kann. Ebenso steigen die Aktien bei zunehmendem Ertrage eines Unternehmens bis zu der Höhe, wo wenig mehr als landesüblicher Zins übrig bleibt. Der gestiegne Wert der Grundstücke

und der industriellen Unternehmungen kommt denen zu gute, die sich von dem Besitz durch Verkauf losgemacht haben. Der Käufer ist in der Regel in der Lage, daß er nur die Zinsen seines Kapitals und einen mäßigen Gewinn machen kann, bis eine weitere günstig verlaufende Konjunktur den Unternehmergewinn steigert. So sehen wir, daß täglich ertragreiche Unternehmungen in andre Hände übergehn, häufig auch aus dem Privatbesitz in Aktienunternehmungen verwandelt werden. Bei den letztern prägt sich der Ertrag des Unternehmens sofort im Kurse aus, und die verantwortlichen Leiter sind stets darauf angewiesen, auf alle nur möglichen Ersparnisse Bedacht zu nehmen, um eine dem Kurse entsprechende Dividende gewähren zu können. Die Konjunktur kommt auf diese Weise stets dem Kapital zu gute.

Wir haben auch gesehen und erlebt, daß der Preis der Landgüter seit dem Ende der dreißiger Jahre beständig gestiegen ist, weil sich seit jener Zeit die Grundrente, der Pacht hob. Man hat in den seltensten Fällen daran gedacht, einen Teil der höhern Grundrente der Arbeit zuzuwenden; man hat es als ganz selbstverständlich angesehn, daß die Grundrente allein dem Grundbesitzer zufallen müsse, obwohl das Steigen wesentlich der günstigen Konjunktur, also nicht dem Verdienst des Eigentümers zuzuschreiben war. Viele Güter haben seit fünfzig Jahren den zwei- bis dreifachen Wert erreicht; zum Teil allerdings durch Meliorationen, namentlich aber durch die Konjunktur. Auch hier hat nun jeder Käufer den gestiegnen Wert bezahlen, jeder Erbe sich ihn anrechnen lassen müssen. Die Folge ist, daß dem jedesmaligen Besitzer die günstige Konjunktur der vergangnen Zeit nicht mehr zum Nutzen gereicht; denn der hohe Kaufpreis nötigt wieder, auf alle möglichen Ersparnisse Bedacht zu nehmen. Den Vorteil der günstigen Konjunktur hat der frühere Besitzer beim Verkauf eingeheimst. Ebenso steht es mit dem Pächter. Der Pacht bestimmt sich durch die Konkurrenz der Pachtliebhaber, und jeder bietet so hoch, als er es verantworten zu können glaubt, so lange noch Aussicht vorhanden ist, Zins und Unternehmergewinn und ein Äquivalent für die eigne Arbeit herauszuschlagen. Bei dieser Sachlage sind die am besten daran, die schon vor vielen Jahren auf lange Zeit gepachtet haben oder lange Zeit im Besitz gewesen sind. Alle übrigen haben schwer zu kämpfen, wenn sich die mit dem Geschäft verbundnen Ausgaben: Kommunalsteuern, Löhne u. s. w. mehren.

Dies ist im allgemeinen die Lage der Landwirtschaft und des ländlichen Grundbesitzes. Die, die in der Gegenwart den Beruf des Landwirts ausüben, haben von den günstigen Konjunkturen keinen Vorteil, weil dieser bereits früher zu Kapital gemacht und vorweggenommen ist. So können die verfloßnen Jahrzehnte im ganzen genommen dem Steigen der Grundrente, dem Ertrage der Pächter günstig gewesen sein, und doch haben die Grundbesitzer und Pächter der Mehrzahl nach mit Schwierigkeiten zu kämpfen.

Um nicht unterliegen zu müssen, verlangen sie Schutzzölle. Aber wenn

reiche Ernten geborgen sind, wie in diesem Jahre, wo Weizen und Roggen soweit im Preise gefallen sind, daß die Produktionskosten nicht mehr gedeckt werden, genügen die Schutzzölle nicht, um Grundbesitz und Landwirte aufrecht zu erhalten. Der zu zahlende Lohn ist die wesentlichste Ausgabe, die den Reinertrag der Wirtschaften herunterdrückt, und es ist daher selbstverständlich, daß das Bestreben darauf gerichtet wird, billige Arbeitskräfte zu erlangen. Die Klage über unerträglich hohe Löhne ist allgemein, selbst da, wo diese so niedrig sind, daß die ganze Lebensführung der Arbeiter eine äußerst beschränkte ist. Die sogenannten Sachsengänger verlassen ihre Heimat, die östlichen Provinzen, und bringen den Sommer in den Rübengegenden zu, weil sie in der Heimat nicht so viel verdienen können, um sich den Winter über durchzuschlagen. Und obwohl etwa 75000 Arbeiter und Arbeiterinnen alljährlich gen Westen ziehen, um anderswo ihre Hände zu beschäftigen, klagen die Gutsbesitzer im Osten über Mangel an Arbeitskräften und wissen die Staatsregierung zu bestimmen, russische und polnische Arbeiter wieder über die Grenze zu lassen, die man ihnen aus nationalen Rücksichten verschlossen hatte. Die Industriegegenden sind auch bereits angefüllt mit ausländischen Arbeitern, und die Unternehmer freuen sich der Konkurrenz, die die Eingewanderten den Einheimischen machen.

Es muß aber doch jedermann einleuchten, daß die Hilfe, die der Landwirtschaft und der Industrie durch Zulassung der Fremden gewährt wird, nur auf Kosten der Arbeiter des Inlandes gewährt werden kann. Ihre Lage kann sich nicht nennenswert verbessern, so lange ihnen eine unbeschränkte Einwanderung immer neue Konkurrenz schafft. Die Vorteile, die ihnen die Schutzzölle in Aussicht gestellt haben, gehn auf diese Weise wieder verloren; die nationale Arbeit, die man heben wollte, genießt, soweit es sich um die Arbeiter handelt, keinen Schutz mehr. Die Unternehmer dagegen genießen die höhern Preise des Schutzzolls und die niedrigen Löhne, die Folge einer völlig freien Konkurrenz der Arbeitskräfte Europas. Hier wird nicht mit gleichem Maße gemessen; die Gesetzgebung begünstigt die Unternehmer auf Kosten der Arbeiter, ein Verfahren, das höchst bedenklich erscheinen muß und auf die Länge nicht aufrecht erhalten werden kann.

Die Sachsengänger würden hübsch in der Heimat bleiben, wenn sie ihr Brot dort finden könnten. Aus Übermut gehn sie nicht fort, um anderswo schwer zu arbeiten und mit immerhin spärlichem Gewinn im Herbst zurückzukehren. Bei den Klagen der Landwirte über Arbeitermangel darf man eins nicht übersehn. Die Natur des landwirtschaftlichen Betriebs bringt es mit sich, daß im Sommer viele Arbeitskräfte erfordert werden, während man im Winter die große Zahl nicht beschäftigen kann. Die Arbeiter wollen aber das ganze Jahr hindurch leben, und wenn sie nicht in der Lage sind, während des Winters anderweitige lohnende Arbeit zu finden, etwa beim Holzschlagen oder

in Fabriken, so muß ihr Lohn im Sommer so hoch sein, daß sie ihren Lebensunterhalt für den Winter erübrigen können. Das ist eine Thatsache, die sich nicht wegleugnen und auch nicht ändern läßt, und deshalb müssen sich ihr die Verhältnisse fügen. Es giebt auch noch andre Betriebe, die in dieser Lage sind, die auch die Hände nur den wärmern Teil des Jahres beschäftigen können, und die deshalb im Sommer so hohe Löhne gewähren müssen, daß die Leute dann im Winter zu leben haben: die Bauhandwerker. Wenn die Landwirte über Arbeitermangel klagen, so muß man sie darauf hinweisen, daß der Mensch nun einmal so beschaffen ist, daß seine Bedürfnisse auch im Winter nicht aufhören; man muß ihnen zu Gemüte führen, daß sie die Leute auch im Winter ernähren müssen, wenn es ihnen im Sommer nicht an Arbeitskräften fehlen soll.

Wenn man nun freilich glauben sollte, daß es den Grundbesitzern und den Landwirten sehr gut ergehen müßte, da ihnen die Gesetzgebung so große Vorteile einräumt, ihnen einerseits die Preise der Produkte durch Schutzzoll steigert, andrerseits durch Zulassung fremder Arbeiter die Löhne drückt, so würde man sich doch einer Täuschung hingeben. Denn nach Lage der Sache können sich die gebotnen Vorteile immer nur auf kurze Zeit geltend machen. Hohe Produktenpreise und niedrige Löhne führen hohe Pachten und hohe Preise der Grundstücke herbei, und so sind die letzten Besitzer und die neuesten Pächter stets wieder genötigt, auf alle Ersparnisse Bedacht zu nehmen, weil die günstigen Maßregeln, die ihnen hätten zu gute kommen können, bereits von andern in Gestalt von Kapital oder Grundrente eingeheimst sind.

Diese Sachlage sollte doch Bedenken erregen, wenn es sich um agrarische Klagen und um die Mittel, agrarischen Notständen abzuhelfen, handelt. Ist unsre Auffassung der Sache richtig, so wird man einsehen müssen, daß die Klagen niemals aufhören werden, weil sich die Ursachen, denen sie entspringen, stets erneuern werden. Der Staat kann es nicht verhindern, daß ländliche Grundstücke zu höchsten Preisen von Hand zu Hand gehn, und daß Pachtliebhaber äußerste Pachtpreise bieten. Was im Interesse der Landwirtschaft geschieht, kommt auf die Länge immer nur dem Verkäufer und dem Verpächter zu gute.

Andrerseits versteht es sich von selbst, daß nicht wirtschaftspolitische Maßregeln getroffen werden dürfen, die zum Ruin der Landwirtschaft beitragen. Ohne einen mäßigen Schutzzoll auf Vieh und Getreide würde sich die Landwirtschaft nicht aufrecht erhalten können. Die Rückkehr zum Freihandel würde sich in gegenwärtiger Zeit verhängnisvoll erweisen. Beim Schutzzoll findet die nationale Arbeit, finden Arbeitgeber wie Arbeiter ihre Rechnung. Anders aber steht es mit Maßregeln, die die einen auf Kosten der andern begünstigen, wie es entschieden bei der Zulassung fremder Arbeiter der Fall ist. Hier übernimmt die Staatsregierung eine Verantwortung, die sie auf die Länge

nicht tragen kann. Die Maßregel ist um so bedenklicher, wenn sich, wie gar nicht zu bezweifeln ist, herausstellen sollte, daß sie auf die Dauer ihre Wirkung verliert. Der Stand der Arbeiter wird durch die Konkurrenz der Ausländer heruntergedrückt, die billigen Löhne aber kommen auf die Dauer nicht den Landwirten, sondern dem Grundbesitz und dem Kapital zu gute. Daß die Grundbesitzer keinen Anspruch auf stetige Steigerung der Grundrente haben, wird man zugeben. Wenn das allgemeine nationale Gedeihen zu einer Steigerung der Grundrente führt, so wird jedermann den Grundbesitzern diesen Vorteil gönnen. Aber es fragt sich doch, ob der Staat Mittel anwenden darf, die Grundrente zu erhöhen oder deren Fallen abzuwenden. Solche Eingriffe zum Vorteil der bessergestellten im Staate sind nicht ohne Bedenken.

In Großbritannien hat der Grundbesitz durch den freien Import landwirtschaftlicher Erzeugnisse kolossale Einbuße erlitten. Er war reich genug, den Schaden zu tragen, und der Staat hat sich nicht veranlaßt gesehn, den Schlag abzuwehren oder die Folgen zu mildern. In Deutschland war der Grundbesitz nicht reich genug, ähnliche Einbuße zu ertragen, und die Notlage der Grundbesitzer hätte auf das Wohl des ganzen Landes in verderblichster Weise zurückgewirkt. Das war der Grund, warum landwirtschaftliche Zölle eingeführt wurden und werden durften. Anders aber ist es mit Maßregeln, die dem Grundbesitz zuliebe getroffen werden, zugleich aber die Interessen des ausgedehntesten Standes, des Arbeiterstandes, empfindlich verletzen. Sie entsprechen nicht der Gerechtigkeit und können nicht verfehlen, die Erbitterung und den Klassenhaß zu verschärfen.

Es ist auffallend, daß von den deutschen Sozialdemokraten die Zulassung ausländischer Arbeiter nicht stärker als mit den Interessen der Arbeiterwelt im Widerspruch stehend hervorgehoben wird. Die Parteiprogramme berühren diesen Punkt gar nicht. Es entspricht das aber dem kosmopolitischen Sinne der deutschen Sozialdemokratie, die ihre Theorien für die Arbeiterschaft der ganzen Welt zu verwirklichen strebt. In andern Ländern, wo man mehr die naheliegenden Interessen ins Auge faßt und praktische Arbeiterpolitik treibt, tritt der Widerspruch gegen die Aufnahme fremder Arbeiter schon häufig genug hervor. Die englischen Arbeiter beschweren sich lebhaft über die Konkurrenz der deutschen. Die französischen Arbeiter haben häufig Streitigkeiten mit den italienischen im südlichen Frankreich und dringen neuerdings darauf, daß die belgischen Arbeiter aus Frankreich entfernt werden. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß bei den zur Zeit bestehenden ungünstigen Absatzverhältnissen die Arbeitslosigkeit der Massen, die durch die jetzige Produktionsweise ohnehin gefördert wird, wiederholt in gefahrdrohender Weise zur Erscheinung kommen wird. Dann wird sich immer die Frage aufdrängen, welche Mittel zu ergreifen sind, die Zahl der Unbeschäftigten und Arbeitsuchenden zu vermindern, und das Mittel wird vor allem darin zu suchen sein, daß die im Reiche vor-

handnen Arbeitsstellen von Deutschen eingenommen werden, und daß man es verhindert, daß Ausländer davon Besitz nehmen. Zunächst können die, die man nicht auf Grund von Verträgen zuzulassen braucht, zurückgewiesen werden, und im übrigen würde man bei gutem Willen viele Mittel in Händen haben, die Einheimischen vor den Einwanderern zu bevorzugen. Heißt es jetzt: „Amerika für die Amerikaner“ und „Rußland für die Russen,“ so können wir nicht umhin, diesem Rufe zu folgen und zu sagen: „Deutschland für die Deutschen!“

Zur Geschichte der konservativen Doktrin

Von Eugen Guglia

In zwei herrlichen Abhandlungen hat Ranke die wichtigsten der Theorien, auf denen der moderne Konstitutionalismus beruht — die von der Volkssouveränität und die von den drei Gewalten —, auf ihre Herkunft geprüft und durch all ihre Wandlungen begleitet. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen, daß die erstere in dem Widerstreit zwischen geistlicher und weltlicher Macht am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts entstanden und zuerst von gelehrten Jesuiten behauptet worden ist, die andre dagegen ihren Ursprung teils in den politischen Bewegungen hat, die England von den Zeiten der Reformation bis auf die Restauration durch Wilhelm den Dritten erfuhr, teils in der Opposition, in der in Frankreich während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten die Parlamente so oft zum Königtum gestanden haben.

Nun ist wohl allgemein bekannt, daß sich schon am Ende des vorigen Jahrhunderts der revolutionären Staatslehre eine andre Doktrin entgegensetzte, die dann in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ihre weitere Ausbildung gefunden hat. Zum Teil ist diese von derselben theoretischen Grundlage ausgegangen, wie jene: die ersten Gegner der Revolution haben die Lehre von der Teilung der Gewalten und nicht selten auch den Satz vom Gesellschaftsvertrag und von der Souveränität des Volks angenommen und sich so gut wie die Verteidiger der Revolution auf Montesquieu und auf Rousseau berufen. Man durchblättere einmal die Schriften der Rivarol, Rehberg, Brandes u. a., und man wird finden, daß sie sich nur in der Auslegung und Anwendung jener Theorien von ihren Gegnern unterscheiden. Wohl gab es daneben noch eine kleine Schar von Antagonisten der Revolution, die von dem alten Standpunkte des Königtums von Gottes Gnaden ausgingen und denen Filmer und Bossuet noch Autoritäten waren; aber diese bedeuteten nichts, und auf den

Fortgang der politischen Theorie in unserm Zeitalter haben sie gar keinen Einfluß ausgeübt. Es entsteht nun die Frage, woher die Elemente in unsre heutige Staatsansicht gekommen sind, die der gesamten ältern Theorie durchaus fremd sind, also zum Beispiel unsre Auffassung des Königtums. Denn es wird doch niemand behaupten, daß, wer heute die Berechtigung dieser Institution überhaupt noch zugiebt, sie auf den Contrat social oder die Lehre von der Teilung der Gewalten gründe. Andrerseits sind es auch nur wenige extreme Stimmen, die noch von einem Königtum von Gottes Gnaden im Sinne Jakobs des Ersten und Ludwigs des Vierzehnten sprechen; in dem Geräusch unsrer politischen Diskussionen machen sie sich kaum bemerkbar.

Die Geschichte der Staatswissenschaften hat diese Frage längst beantwortet: der geistige Urheber der neuen konservativen Doktrin unsers Jahrhunderts ist der Schweizer Karl Ludwig von Haller. Dadurch, daß er den Unterschied zwischen natürlicher und bürgerlicher Gesellschaft nicht wollte gelten lassen, erschütterte er das ganze Gebäude der politischen Theorie, wie es die letzten zwei Jahrhunderte aufgeführt hatten; nicht nur den Anwälten des konstitutionellen Schemas nach französischem Muster, auch dessen Bestreitern entzog er den Boden, auf dem sie Stellung genommen hatten.

Eben in jenen Abhandlungen Rankes, von denen wir ausgegangen sind, findet sich die Bemerkung: wenngleich die Doktrin ihr eignes Leben habe und sich durch Spekulation fortentwickle, so übe doch die reale Welt allemal einen bedeutenden Einfluß auf sie aus: die großen Krisen der Gesellschaft gäben Impulse zu neuen Auffassungen, Idealen, Systemen. Das Zusammenwirken jener innern und dieser äußern Motive bildet den eigentlichen Gegenstand von Rankes Untersuchungen.

Von der Lehre Hallers könnte man sagen, sie sei trotz aller ihrer scheinbaren Ursprünglichkeit aus einer längst verbreiteten Ansicht entsprungen, die auf den von ihm oft und mit Geringschätzung bestrittenen Montesquieu zurückgeht: daß nämlich die natürlichen Verhältnisse eines Landes — Klima, Lage, Sinnesart der Bewohner, ihre Vergangenheit, ihre ökonomischen und gesellschaftlichen Zustände — den Charakter der Verfassung bestimmten, die ihm allein angemessen sei, und daß es kein Schema eines besten Staates gebe, das sich überall und unter allen Umständen anwenden lasse. Andrerseits meinen wir aber, daß die Ausbildung der Hallerschen Doktrin zu ihrer eigentümlichen Gestalt äußern Veranlassungen zuzuschreiben sei. Wir finden diese in den Umwälzungen, die das Vaterland Hallers, die Schweiz, in der Zeit, wo er auf der Höhe des Lebens stand, zwischen 1798 und 1830, erfahren hat. Hierauf ist bis jetzt nur wenig Rücksicht genommen worden.

Haller war 1768 geboren und hat von seinem sechzehnten Jahre an in seiner Vaterstadt Bern, zu deren politisch berechtigten Geschlechtern seine Familie gehörte, in öffentlichen Diensten gestanden. Als sogenannter Kommissions-

schreiber lernte er die administrativen wie die Justizgeschäfte seines Kantons, als Sekretär zweier Tagsatzungen, in Baden und in Frauenfeld, die gemeinsamen Angelegenheiten der Eidgenossenschaft aus eigner Anschauung kennen. Diplomatische Sendungen führten ihn schon in jungen Jahren nach Frankreich, nach Deutschland und Italien. Er war in Paris, als die Nationalversammlung mitten in ihrem Zerstörungswerke begriffen war, in Rastatt, als die Abgesandten der deutschen Stände über die Umgestaltungen berieten, die durch den Sieg des revolutionären Frankreichs über Kaiser und Reich in diesem Reiche notwendig geworden waren. In die Heimat zurückgekehrt, fand er die alte Schweiz zusammengebrochen. Und nun sah er, wie dem Lande eine „dem bisherigen Verhältnisse fremde und bis ins einzelne hinein der damaligen Verfassung der französischen Republik genau nachgebildete, aus gehaltloser Theorie und nicht aus dem Leben hervorgegangne Verfassung" aufgedrängt wurde. Bern, das im Laufe der Zeit teils durch Verträge, teils durch Krieg weite Landgebiete erworben hatte, die es durch Vögte regierte, verlor die Herrschaft über diese, da vor dem Staatsrecht der Revolution Verträge und Krieg keine Rechtsgründe auf Besitztümer waren: das flache Land wurde zu einem ebenso berechtigten Gliede des Kantons wie die Stadt. In den Räten, die durch Entziehung der richterlichen Befugnisse beschränkt wurden, hatten fortan nicht mehr die Patrizier allein zu walten, auch hier wurde das demokratische Prinzip der Gleichberechtigung aller eingeführt. Wohl ergaben sich aus dieser Veränderung einige Vorteile. Größer aber waren unstreitig die Nachteile. „Das behagliche, genügsame Leben, die heitre Ruhe, der Friede, der sich in diesem glücklichen Lande niedergelassen hatte, mußte — so sagt ein Darsteller dieser Zustände – einem wüsten Treiben der Stürmer und Wühler, wie man dort die niedrigen Beweger passend nennt, dem Hasse und der Leidenschaft der Parteien weichen. Durch die aufgedrungnen französischen Theorien wurde der Staat auf eine höchst künstliche unorganische Weise eingerichtet und eine Menge von einzelnen Institutionen, die weder dem Lande zusagten, noch wohlthätig für das Land wirken konnten, eingeführt. Das traurigste aber — so heißt es weiter — ist die gänzliche Zerstörung aller Sicherheit für die Zukunft. Der innere Haltpunkt, den die Geschichte des Volks und Staats gewährte, geht verloren, der untergrabne Boden schwankt, Veränderung folgt auf Veränderung, Revolution auf Revolution."

Haller, der nur einen Augenblick von den damaligen Modetheorien ergriffen worden war, wandte sich alsbald gegen das neue Wesen: in den „Helvetischen Annalen" bekämpfte er es teils mit den Waffen der Satire, teils mit ernster Beredsamkeit. Aber die „Annalen" wurden verboten, und er mußte das Vaterland verlassen. Nun begab er sich in österreichische Dienste: den Feldzug von 1799 und 1800 hat er als Kriegsratssekretär zum Teil in Wien, zum Teil im Lager des Erzherzogs Karl erlebt. Die Geschichte der Wirkungen

und Folgen dieses Feldzugs, „ein historisches Gemälde der Schweiz,“ veröffentlichte er 1802 in Weimar; er bemühte sich darin zu zeigen, daß die kurze Herrschaft revolutionärer Prinzipien in der Schweiz überall allgemeine Unzufriedenheit erzeugt habe und der Sieg der österreichisch-russischen Waffen selbst dort mit Sehnsucht herbeigewünscht werde, wo, wie im bernischen Oberlande, die sogenannte Aufklärung allgemein verbreitet sei. „Woher — fragt er — ist diese Erscheinung anders zu erklären, als aus dem natürlichen Gefühl, dem gesunden Volksverstand, der alle Afterphilosophen zu Schanden macht, daß Zernichtung alles Staatsvermögens, Umstürzung aller vaterländischen Einrichtungen, Gewohnheiten und eignen innern Landesgesetze, an deren Platz nur willkürliche Beamten, sachleeres, unverständliches Gewäsche, Auflagen und fremde Truppen kommen, weder Freiheit noch Glück zu bewirken fähig sind, sondern geradezu das Grab aller Freiheit und alles Glückes ausmachen müssen.“ Wo er dann die Frage erörtert, was nach dem Siege der Verbündeten und dem Zusammenbruch der neuen Ordnung in der Schweiz hätte geschehen sollen und können, entwickelt er schon den Gedanken, der hernach der Grundpfeiler seines ganzen Systems geworden ist. „Selbst das ganze Volk — sagt er — ist nicht berechtigt, irgend jemand seine Privatrechte abzusprechen.“ Die Herrschaft der Hauptstädte in den sogenannten aristokratischen Kantonen über das Land beruhe aber eben auf Privatrechten. Es wäre leicht zu beweisen, meint er an einer andern Stelle, daß eine Anordnung, wobei jedes ursprüngliche Glied des Staates seine Rechte behält, niemand etwas wesentlichen aufopfert und der Souverän nur gewisse, zur gemeinsamen Einigkeit unentbehrliche Befugnisse hat, d. i. eine durch Verträge bestimmte Oberherrschaft, wie sie in der Schweiz (vor 1798) rein geblieben war, im Grunde weit billiger und der individuellen Freiheit angemeßner sei, als die neuen sogenannten repräsentativen Regierungen, die zwar — das wie? will er gar nicht berühren — aus dem Volke hervorgingen, allein, einmal gesetzt, ihrem wesentlichen Charakter nach völlig unumschränkt, an nichts gebunden seien, kein Gesetz als ihren Willen kennten, kein Interesse zur Erhaltung fremder Rechte hätten und bei dem, was sie als öffentliches Bedürfnis ausgäben, nicht ihr eignes Gut, sondern das der übrigen verzehrten. Diese einfache Einrichtung lasse jedem das Seine und weiche den Kollisionen durch Festsetzung bestimmter Verhältnisse aus. Sie gründe sich auf Verträge, von Bedürfnissen herbeigeführt, und sei eben deswegen teils frei, teils dem Zwecke angemessen: sie gehe aus allen menschlichen Verbindungen, „gleichsam aus der Natur der Dinge“ hervor und schließe sich dabei wieder schwesterlich ihr an, während die neuen Verfassungen, die man philosophisch nenne, einem jeden das Seine, d. h. die eignen gesellschaftlichen Rechte nähmen und alle Privatzwecke zerstörten, sich auf keinen Vertrag gründeten, sondern einer metaphysischen Idee zuliebe, aber allen Wünschen, Verhältnissen und Bedürfnissen zum Trotz, nur

durch den grausamsten Zwang, durch zahllose Ungerechtigkeiten eingeführt werden könnten und aller künstlichen Kombinationen ungeachtet immer unzweckmäßig blieben.

Johannes von Müller hat dieses Buch Hallers gleich nach dessen Erscheinen mit der „Empfindung heftiger Trauer, des Unwillens und Mißmuts“ gelesen; in einem Briefe, worin er davon spricht, führt er den Spruch an: Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem, curarent superi terras?

1806 kehrte Haller in die Heimat zurück. Zwar die Verfassungsänderung von 1798 war auch durch die Mediationsakte Napoleons von 1803 nicht rückgängig gemacht worden, aber wenigstens waren die Radikalen zur Ruhe verwiesen und die föderative Gestaltung der Schweiz, die jene angefochten hatten, verbürgt worden. In Bern war der Rat trotz seiner demokratischen Zusammensetzung unbefangen genug, Hallern mit der Professur des Staatsrechts an der dortigen Universität zu betrauen. In der Antrittsvorlesung „Über die Notwendigkeit einer andern obersten Begründung des Staatsrechts“ hat er jene flüchtigen Gedanken des Buches von 1799 über die Grundlage der schweizerischen Kantonalrechte zum Gegenstand einer ausführlichen Erörterung gemacht, die ihm sogleich manche — litterarische und andre — Gegnerschaften zuzog. Aber erst 1808 erschien eine systematische Zusammenfassung und Entwicklung dieser Gedanken unter dem Titel „Handbuch der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur.“ Sowohl aus jener Rede wie aus dieser Schrift geht hervor, daß er sich mit der Lage der Dinge in seinem Vaterlande keineswegs ausgesöhnt hatte. Endlich, nach dem Ausgang der napoleonischen Herrschaft, war Hoffnung, daß die frühern Zustände wieder hergestellt werden würden. Am 22. Dezember 1813 erklärte der große Rat von Bern die Mediationsverfassung von 1802 für aufgehoben; andre Kantone folgten mit derselben Erklärung. Aber obgleich Bern hierauf an der Spitze von acht alten Kantonen zu Luzern die Erklärung abgab, daß nunmehr wieder der Zustand zu Recht eingetreten sei, der vor dem Eingreifen der französischen Revolutionsregierung jahrhundertelang bestanden habe, wurden trotzdem die alten Verfassungen nicht wieder ins Leben gerufen; so wenig wie in Deutschland trat in der Schweiz eine vollständige Restauration ein, insbesondre blieben alle Unterthanenverhältnisse abgeschafft. Hierdurch waren die Altkonservativen, denen sich Haller selbstverständlich anschloß, keineswegs befriedigt. In dem großen Rat, in den er durch seine Partei gelangte, trat er mit Leidenschaft und Hartnäckigkeit gegen jede Weiterbildung der heimischen Institutionen auf der verhaßten revolutionären Grundlage auf. 1816 gab er den ersten Band seines Hauptwerkes, der „Restauration der Staatswissenschaften oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes“ heraus, der das Motto aus Juvenal trägt: Numquam aliud natura aliud sapientia docet. Gleich in der Vorrede wird die konstitutionelle Theorie mit einer Art von Fluch belegt: „Wer stets

von bürgerlichen Vereinigungen, künstlichen Garantien, Konstitutionen und Organisationen spricht, von dem weichet, haltet ihn für einen Jakobiner oder für derselben Knecht, und wenn er auch seine Stimme holdselig macht, von Milde und Mäßigung, von Liberalität und Humanität, von Kultur, von Vervollkommnung u. s. w. spricht, so glaubet ihm nicht, denn es sind sieben Greuel in seinem Herzen!" Mohl sagt, dies Werk sei nicht bloß ein Buch, sondern eine gewaltige politische That gewesen und habe das unleugbare Verdienst, die dogmatischen Staatswissenschaften durch Aufnahme einer Reihe von Staatsarten, die bis dahin keine Berücksichtigung gefunden hatten, in den Kreis der Beobachtung erweitert zu haben. Was uns betrifft, so finden wir ein weitres Verdienst auch darin, daß es die alte Auffassung von dem naturrechtlichen Ursprung der Gesellschaft endgiltig beseitigte; die Natur hat nie Gesetze gegeben, nie Rechte geschaffen, sondern Bedürfnis und Macht des Menschen thaten dies. Dieser Satz, den heute auch radikale Theoretiker gelten lassen,*) geht zuletzt auf Haller zurück.

Die folgenden fünf Bände der „Restauration," in denen er seine Ansicht an den verschiednen Staatsarten dargelegt, erschienen von 1812 bis 1834. Inzwischen war es allenthalben in Europa und selbst jenseits des Ozeans zu Revolutionen gekommen, und in vielen Ländern hatten die von ihm so sehr verfehmten Theorien Leben gewonnen. Weit entfernt aber, sich deshalb mit ihnen auseinanderzusetzen oder abzufinden, wie es z. B. Gentz und in einer spätern Periode Ranke gethan hat, wurde Haller dadurch immer verbitterter. Am bekanntesten ist die grimmige Schrift, zu der ihn die Konstitution der spanischen Cortes von 1820 veranlaßt hat; sie besteht aus einem ältern, schon 1814 geschriebnen Teil, worin die Verfassung von 1812 einer ausführlichen Kritik unterzogen wird, und aus spätern Bemerkungen, die hinzugefügt wurden, als durch die Revolution von 1820 jener Entwurf aufs neue Gesetzeskraft gewinnen sollte. Niemand wird heute dieses Machwerk, das nichts als eine oberflächliche Nachahmung der französischen Konstitution von 1791 ist, in Schutz nehmen wollen, aber Haller wendet sich darin mit fanatischem Ungestüm gegen jeden Versuch, auf Grund der revolutionären Theorien die monarchische Gewalt zu beschränken. „Fliehet das Wort Konstitution," ruft er im Nachwort, „es ist Gift in Monarchien, darum weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den innern Krieg organisirt und zwei auf Leben und Tod gegen einander kämpfende Elemente schafft." Ein „Leichenwort" nennt er an einer andern Stelle das Wort Konstitution, „welches Verderben mit sich führt und einen Totengeruch verbreitet." Er wagt den Satz: „Die Völker bedürfen weit mehr ihre rechtmäßigen Könige als die Könige ihre Völker," er

*) Ich finde ihn u. a., gerade so gefaßt, in einem Vortrage J. Platters über die Bodenverstaatlichung. Deutsche Worte, April 1892, S. 218.

bricht unwillig den Stab über den modernen Staat überhaupt, der mit dem Unterricht „unsre Seele," mit der Wehrpflicht „unsern Körper," mit der allgemeinen Besteuerung „unser Eigentum" raube. In dieser unversöhnlichen Härte verblieb er; die Anfechtungen, die er infolge seiner Ansichten erfuhr, bestärkten ihn nur darin. So wie einst seine „Annalen," so wurde nun seine Schrift über die spanische Konstitution in Bern verboten, und als er bald darauf katholisch wurde, stieß ihn der große Rat aus seiner Mitte aus. Zum drittenmale verließ er sein Vaterland, um diesmal der Sache, die ihn ganz erfüllte, in Paris zu dienen: in der Zeitschrift Le Drapeau bleu trat er für die royalistischen Ultras mit Feuereifer ein. Die Julirevolution trieb ihn wieder von dannen, aber den Kampf gab er nicht auf: seine Freunde und Anhänger waren es, die 1831 das Berliner politische Wochenblatt gründeten, und er selbst hat noch am Vorabend der Februarrevolution den preußischen König zur „Behauptung seiner Rechte" aufgerufen und ermahnt. Länger als ein Menschenalter ist er der geistige Führer des extremsten Flügels der Konservativen aller Länder gewesen, und nach seinem Tode gab ihm ein Gegner das Zeugnis, er stehe in dem Jahrhundert als ein Mann „von gewaltiger Kraft des Geistes, von großer Folgerichtigkeit des Denkens, von Unerschrockenheit und Fähigkeit des Charakters, von nicht verächtlichem Wissen und Scharfsinn," er habe ein Werk geliefert, das seinen Namen auf die spätere Nachwelt bringen werde.

Man wird vielleicht sagen, daß in der Periode der napoleonischen Herrschaft nicht bloß die Schweiz die Bedingungen geboten habe, unter denen sich eine Individualität wie Haller entwickeln konnte: auch in Frankreich und Deutschland waren die ursprünglichen von Natur und Geschichte gegebnen Verbände gelöst und durch Bildungen einer abstrakten Staatslehre ersetzt worden. Hierauf könnte man antworten, daß auch wirklich hier wie dort Männer aufgetreten seien, die eine der Hallerschen ähnliche Doktrin verkündet haben: De Maistre*) sowie Adam Müller ist zu seinem System unabhängig von dem Berner Staatsphilosophen gelangt. Zuletzt aber tritt überall da, wo eine große Persönlichkeit erscheint, ein irrationales Element in die Geschichte ein: niemand kann ergründen, warum sie gerade an dieser Stelle, gerade in dieser Form erschienen ist.

Auf den ersten Anschein möchte man nun wohl glauben, daß diese Hallersche Lehre, von allem Anfang aufs heftigste bekämpft und wenig verteidigt, längst überwunden sei, und gerade die entgegengesetzte Meinung den Sieg davongetragen habe. Aber es ist hier derselbe Irrtum, den man gewöhnlich in Bezug auf die thatsächliche Gestaltung unsers Staatslebens hegt, wenn man es als ganz und gar auf den Grundlagen der Revolution erwachsen ansieht. Aller-

*) Zwar ein Piemontese, aber geistig Frankreich angehörend.

dings, die Revolution hat sehr viel dazu beigetragen, unsre Staaten so zu machen, wie sie heute sind, aber ausschließlich von ihr haben sie doch keineswegs ihre Gestalt empfangen; Kräfte, die gerade im Gegensatz zu ihr entstanden und emporgekommen sind, haben an dem politischen Bildungsprozeß unsers Jahrhunderts gleichfalls ihren Anteil gehabt. Und so ist es nun auch in der Theorie. Die Konstitutionen, die sich allenthalben neu gebildet haben, sind so gut wie unbestritten, selbst die Konservativen der äußersten Rechten lassen sie wohl gelten und haben sich mit ihr abgefunden. Aber nicht als die allein berechtigte, gleichsam allein seligmachende Form des Staatslebens sieht man sie an, sondern als Einrichtungen, die zum Teil bloßen Wünschen, zum Teil wirklichen Bedürfnissen entsprungen, nun durch jahrzehntelangen Bestand eine Art historischen Rechts gewonnen haben. Diese Auffassung steht aber im Grunde der Hallerschen sehr nahe: er ist nun auch ein natürliches Verhältnis geworden, dieser Konstitutionalismus, in dem Fortgang der Dinge hat er sich allmählich neu gebildet. Aber daß unter Umständen auf andre Weise besser regiert werden kann, wird heute niemand leugnen: Bosnien u. a. legt Zeugnis davon ab.

Und so sehn wir denn den Grundgedanken der Hallerschen „Restauration" nicht nur als leitende Idee des modernen Konservatismus angenommen, er hat auch auf die politische Anschauung des Jahrhunderts überhaupt Einfluß gehabt. Beinahe gänzlich aufgegeben ist dagegen alles, was Haller gegen das System der neuern Staatsverwaltung vorgebracht hat; insbesondre empfinden wir die Verquickung seiner Theorie — man kann nicht sagen mit katholischen, aber mit hierarchisch-priesterlichen Tendenzen als einen Anachronismus. Aber schon zu Hallers Lebzeiten hat man darauf nicht so großen Wert gelegt, die meisten Mitarbeiter der Berliner politischen Wochenschrift waren doch eifrige Protestanten. Seine eigne Abwendung vom Protestantismus erschien zwar ihm selber als eine notwendige Folge seines politischen Glaubensbekenntnisses, und von den sechs Bänden seines Hauptwerkes beschäftigen sich zwei mit den Priesterstaaten; aber diesen Zusammenhang vermögen wir heute, wo sich die katholische Kirche nicht scheut, durchaus demokratische Staatsformen anzuerkennen und innerhalb dieser doch eine große Herrschaft über die Gemüter auszuüben fortfährt, nicht mehr einzusehen.

Eisenbahndeutsch

Von meiner diesjährigen Rundreise habe ich mir eine interessante Reliquie mitgebracht: den Umschlag meines Rundreisebillets. Ich habe ihn oft studirt auf langweiligen Strecken, wo es draußen nichts zu sehen gab, und habe mich redlich bemüht, mich mit dem „Auszug aus den Beförderungsbedingungen," der drei Seiten davon umfaßt, vertraut zu machen. Aber ganz ist es mir doch nicht gelungen; deshalb habe ich ihn mit nach Hause genommen, um hier gelegentlich das Studium fortzusetzen, damit ich übers Jahr noch besser gerüstet bin als heuer.

Die Schwierigkeiten beginnen gleich auf der Titelseite: Rundreisebillette giebt es ja eigentlich gar nicht mehr, sondern nur noch „zusammengestellte Fahrscheinhefte." Vor wenigen Jahren sprach man noch allgemein von „kombinirbaren Rundreisen" und „kombinirbaren Rundreisebillets." Das stand in meinem diesjährigen Büchelchen nur noch auf zwei Billetten, auf einem von der Main-Neckarbahn und auf einem von der kgl. bairischen Staatseisenbahn; es waren das wohl noch ältere Billette von seltner befahrenen Strecken. Auf allen übrigen, auf denen der kgl. preußischen und der großhzgl. badischen Staatseisenbahnen, der hessischen Ludwigseisenbahn und auch auf den meisten der kgl. bairischen Staatseisenbahnen war nur noch von „zusammenstellbaren Fahrscheinen" die Rede. In kurzem wird es also jedesfalls in ganz Deutschland nur noch „zusammenstellbare Fahrscheine" geben. Und da, wenn zwölf solche „Fahrscheine" mit Drahtklammern verbunden werden, natürlich ein „Heft" entsteht, die Zusammenstellbarkeit der „Fahrscheine" aber durch den Heftdraht aus dem Bereich der bloßen Möglichkeit in den der Wirklichkeit, der Thatsächlichkeit gerückt wird, so kann kein Zweifel darüber sein: das Büchelchen, das mir am Schalter verabreicht wird, damit ich eine Rundreise machen kann, ist ein „zusammengestelltes Fahrscheinheft." Das ist logisch unanfechtbar und über jeden Zweifel erhaben.

Aber ist es denn noch deutsch? Ist es überhaupt noch Sprache? Soll das deutsche Volk wirklich diese Büchelchen in Zukunft „zusammengestellte Fahrscheinhefte" nennen? Nennen — darauf kommts doch an! Dinge brauchen Namen! Soll ich wirklich in Zukunft am Schalter um ein „zusammengestelltes

Fahrscheinheft“ bitten? Soll ich meinen Freund, der eine Reise vorhat, fragen: Hast du dir schon dein „zusammengestelltes Fahrscheinheft“ besorgt?

Ein Fehler, der bei unsern jetzigen Bestrebungen, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen, fort und fort gemacht wird, ist der, daß man für den fremdländischen Namen, den ein Ding hat, nicht einen deutschen Namen setzt, sondern den Begriff umständlich definirt. Kommt, wie im vorliegenden Falle, noch das bureaukratische Bestreben hinzu, derartige Definitionen auch juristisch unanfechtbar zu machen, so entstehen dann solche ungeheuerliche Sachbenennungen wie „zusammengestelltes Fahrscheinheft.“ Unsre Amtssprache wird, seitdem die Sprachreinigung im Gange ist, immer mehr mit solchen Ungetümen überschwemmt, die keine Namen mehr sind, sondern nur noch Umschreibungen, ängstlich logisch und juristisch abgegrenzte Umschreibungen der Dinge. Gott schütze unsre Sprache vor weitern solchen Reinigungserfolgen!

Ich hasse die Fremdwörterei im Deutschen auch von Grund meiner Seele, es kann sie niemand mehr hassen als ich. Aber die Reinigung ist ganz am falschen Ende angefaßt worden, man hat sich auf die technischen Ausdrücke gestürzt; und da fiel denn auch Billet mit zum Opfer. Das Wort Billet war aber gar kein Fremdwort mehr, es war schon fast zum Lehnwort geworden. Es lebt in unsrer Sprache seit Jahrhunderten, gehört zu den zahlreichen Wörtern, die durch den kaufmännischen Verkehr hereingekommen sind,*) man brauchte es nur deutsch auszusprechen, wie es das Volk aussprach und noch heute ausspricht (ohne das auch etymologisch ganz unberechtigte l mouillé), so konnte es ruhig beibehalten werden. Jetzt heißt es nun dafür bald „Fahrkarte,“ bald „Fahrschein,“ je nachdem das Ding auf Pappe gezogen ist oder aus einem bloßen Stück Papier besteht. Diese Unterscheidung ist aber gar nicht richtig. Denn Karte bedeutet ursprünglich keineswegs bloß das gesteifte oder auf Pappe gezogne Papier (wie in Spielkarte, Visitenkarte), sondern das Papier überhaupt (wie in Landkarte). Mit dem Worte „Schein“ wiederum verbinden wir unwillkürlich die Vorstellung einer gewissen Größe, die bei den „Fahrscheinen“ der Eisenbahn allenfalls noch eingehalten ist, denn hier ist sie ungefähr dieselbe wie bei den ehemaligen „Kassenscheinen.“ Aber die Pferdebahn — die hat natürlich nun auch keine Billette mehr, sondern redet auch von „Fahrkarten,“ obwohl ihre Billette nicht auf Pappe gezogen sind. „Scheine“ — das hat man gefühlt — kann man diese erbärmlichen Wischel doch nicht nennen, höchstens „Fahrblättchen“ oder „Fahrschnitzel.“

---

*) Vom lateinischen bulla (Blase, Kapsel, besonders Siegelkapsel, Marke), italienisch bolla, wurde die Verkleinerungsform bollotta abgeleitet, aus der wieder bullettino, bulletin und, vielleicht mit irrtümlicher Anlehnung an das englische bill, auch Billet entstanden sind. In Leipzig nannte man schon im sechzehnten Jahrhundert gewisse mit dem Stadtwappen versehne Blechmarken, die der Burgkeller in seinem Geschäftsbetriebe gebrauchte, Boleten oder auch Poleten.

Aber selbst zugegeben, Billet sei ein unwürdiges Fremdwort, glaubt man denn vielleicht, Karte sei ein deutsches Wort? Karte ist nicht um ein Haar deutscher als Billet. Wenn der „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" dem zusammengestellten Fahrscheinheft — jetzt schreibe ichs einmal ohne Gänsefüßchen, denn jetzt meine ich die Sache, nicht den Namen — hätte einen Namen geben wollen, so hätte ers z. B. „Rundbuch" oder, da ja die „zusammengestellte" Reise jetzt keine Rundreise mehr zu sein braucht, „Fahrbuch" nennen können — das wäre allenfalls ein Name; aber „zusammengestelltes Fahrscheinheft" ist kein Name, es ist eine mühselige, umständliche Begriffsbestimmung. Tisch und Stuhl, Rock und Hemd, Fleisch und Brot — das sind Namen. Wenn ich aber für Stuhl sagte: „vierbeiniges, mit einer Lehne versehnes Sitzbrett," so würde diese Bezeichnung mit dem „zusammengesetzten Fahrscheinheft" ungefähr auf einer Stufe stehn.

Aber der Titel ist ja schließlich eine Äußerlichkeit. Viel schlimmer steht es mit den „Beförderungsbedingungen," die auf den folgenden drei Seiten des Umschlags abgedruckt sind. Diese elf Paragraphen bilden ein so abschreckendes Beispiel von Amtsdeutsch, daß es der Mühe lohnt, sie sich einmal näher anzusehn. Es ist in der letzten Zeit schon viel geklagt worden über Kanzleistil, Juristendeutsch, Amtssprache u. dgl. Aber es ist vielleicht gut und lehrreicher, als alle allgemeinen Deklamationen, einmal an einem kleinen, engbegrenzten und dabei allbekannten Beispiel zu zeigen, wie geschrieben wird und doch nicht geschrieben werden sollte.

Die beiden Haupteigenschaften des Kanzleistils sind bekanntlich Gespreiztheit und Aufgeblasenheit auf der einen, Breite und Weitschweifigkeit auf der andern Seite. Die eine ist die Folge davon, daß sich der Bureaumensch, auch der subalternste — der erst recht! —, stets für hoch erhaben über das Publikum hält und dieser Erhabenheit, wo der Inhalt seiner Vorschriften nicht dazu angethan ist, wenigstens in der Form, in der Sprache Ausdruck zu geben sucht; die andre ist die Folge davon, daß der Gesetzmacher stets alle seine Mitmenschen entweder für Dummköpfe oder für Schurken hält und deshalb bemüht ist, bei den einen, den Dummköpfen, ein unabsichtliches, bei den andern, den Schurken, ein absichtliches Mißverständnis seiner Vorschriften zu verhüten.*) Kommt noch dazu, wie so oft, natürliches Ungeschick, so entsteht dann jene Ausdrucksweise, in der der größte Teil unsrer heutigen Gesetze, Verordnungen, Bekanntmachungen, Statuten u. s. w. abgefaßt ist. Auch an den nachfolgenden

*) In einer großen Kurbadeanstalt studirte ich einmal in meiner Zelle die Vorschriften über die Benutzung des Bades, die auf Pappe gezogen an der Thür hingen. Als ich glücklich fertig und beim letzten Paragraphen angekommen war, sah ich zu meinem Schrecken, daß dieser die Bestimmung enthielt, daß sich kein Badegast länger als drei Viertelstunden in der Zelle aufhalten dürfe. Über dem Studium der Vorschriften war aber schon ziemlich eine Viertelstunde verflossen!

elf Paragraphen lassen sich die drei Ursachen unsers Kanzleistils — der Kanzleistil selbst würde sagen „Faktoren"! —: Ungeschick, Wichtigthuerei und Angst vor Mißverständnis deutlich nachweisen. Wir wollen sie einzeln betrachten.

1. Das Heft ist persönlich und unübertragbar, kann daher nur von derjenigen Person benutzt werden, welche mit demselben (!) die Reise angetreten hat. Die aufsichtführenden Beamten der Eisenbahn- oder Dampfschiff-Verwaltungen sind berechtigt, behufs (!) Feststellung der Persönlichkeit des Reisenden von dem letzteren (!) die Wiederholung seiner, vor Antritt der Reise auf der Außenseite des Umschlages mit Tinte (T!) gegebenen Namensunterschrift zu fordern. Ergiebt sich, daß der Reisende nicht der rechtmäßige Inhaber des Heftes ist, so wird ihm das letztere (!) abgenommen und er als Solcher (S!) behandelt, der ohne giltige Fahrkarte betroffen wird.

In dem ersten Satze dieses Paragraphen ist nicht weniger als dreimal dasselbe gesagt. Denn unübertragbar heißt doch nichts anders, als was schon — übrigens in etwas zweifelhaftem Deutsch — mit persönlich gesagt sein soll, und was dann folgt, ist wieder eine unnötige Erklärung des Wortes unübertragbar. Soll aber damit gesagt sein, daß ich das Heft, solange ich die Reise noch nicht begonnen habe, an jede andre Person abtreten könne, so ist doch das Heft in diesem Falle thatsächlich übertragbar, die erste, allgemeine Behauptung also falsch. Der zweite Satz enthält einen starken logischen Verstoß, weil die Hauptsache ganz beiläufig in Form eines abhängigen Genetivs ausgedrückt ist. Es ist, als ob dem Verfasser diese Hauptsache erst nachträglich eingefallen wäre, er aber keine Lust gehabt hätte, deshalb den Satz noch einmal neu von vorn anzufangen. Jeder Reisende soll vor dem Antritt der Reise mit Tinte seinen Namen auf den Umschlag schreiben — das ist die Hauptsache, denn es wird in jedem Falle gefordert, in tausend Fällen also tausendmal. Daß die Person eines Reisenden Zweifel erregt und er deshalb aufgefordert wird, auf der nächsten Station seinen Namen zum Vergleich — „behufs" des Vergleichs würde die Eisenbahnverwaltung sagen — auf ein beliebiges Stück Papier zu schreiben, das wird in tausend Fällen kaum einmal vorkommen. Der Satz müßte also vernünftigerweise so lauten: „Der Reisende hat vor dem Antritt der Reise auf den Umschlag [natürlich auf die »Außenseite«! denn dort steht ja »Unterschrift des Inhabers« vorgedruckt] seinen Namen zu schreiben; die Bahn- oder Schiffsbeamten sind berechtigt [natürlich die »aufsichtführenden«! der Heizer oder der Weichensteller nicht!], in Zweifelsfällen von ihm die Wiederholung dieser Unterschrift zu fordern." Der letzte Satz endlich, worin zum zweitenmale innerhalb von drei Zeilen das thörichte letztere vorkommt, obwohl nirgends von einem „erstern" die Rede ist, würde in gutem Deutsch etwa so heißen: „Ergiebt sich dabei, daß der Reisende nicht der rechtmäßige Inhaber ist, so wird ihm das Heft abgenommen und er wie einer behandelt, der ohne giltige Fahrkarte betroffen worden ist."

2. Kinder unter 4 Jahren, die ihre Stelle (!) auf den Plätzen ihrer Angehörigen mitfinden (!), werden frei befördert.

Das soll heißen: „Kinder unter vier Jahren, die ihren Platz mit auf den Plätzen ihrer Angehörigen finden," u. s. w. Das mit ist falsch gestellt. Und weshalb die „Angehörigen" einen „Platz," die Kinder eine „Stelle" haben sollen, ist nicht einzusehn. Wahrscheinlich ist der Verfasser in dem Schulmeisteraberglauben befangen gewesen, daß man nicht kurz hinter einander zweimal dasselbe Wort brauchen dürfe. Jeder solche gesuchte Wechsel im Ausdruck aber ist vom Übel und stört bloß, wenn dieselbe Sache gemeint ist.

3. Abfertigung (!) des Reisegepäckes kann nur nach solchen Stationen verlangt werden, für welche Gepäckfrachtsätze (!) bestehen. Gepäck-Abfertigung über Berlin hinaus [hinaus?] findet indessen (!) nur in dem Falle (!) statt, daß (!) die Überführung (!) des Gepäckes durch Berlin vermittelst (!) der Stadtbahn bewirkt (!) werden kann. Insoweit (!) dies nicht der Fall [ist], hat der Reisende für die Überführung (!) seines Gepäckes von dem einen nach dem andern Bahnhofe in Berlin selbst zu sorgen. Für die Beförderung des Gepäckes auf Strecken, für welche das Heft bezahlte Scheine nicht (!) enthält, hat der Reisende unter allen Umständen, für die Überführung von und nach dem Schiffe bezw. (!) von und nach dem Fuhrwerke dann selbst zu sorgen, wenn in dem Fahrschein-Verzeichnisse [des?] betreffenden Orts etwas anderes nicht (!) angegeben ist. Bei der zollamtlichen Untersuchung des Reisegepäckes an den Zollgrenzen hat der Reisende anwesend zu sein. Die Bahnverwaltungen übernehmen keine Verantwortlichkeit (!) für die Folgen der Nichtbeachtung dieser Vorschriften.

Diesen Paragraphen verstehe ich nur zum Teil; einzelne Sätze sind mir trotz alles Nachdenkens dunkel geblieben. Mit dem garstigen Worte Abfertigung, nehme ich an, ist gemeint, was der gewöhnliche Mensch Besorgung nennt. Was Gepächt — zum Teufel! ich kann das Wort nicht aussprechen, ich sage jedesmal Gepächtfracksätze — also Gepäckfrachtsätze sind, weiß ich nicht, ich kann mir auch nichts drunter denken. „Über Berlin hinaus" wird wohl dasselbe heißen sollen wie „durch Berlin." Was es mit dem „Fahrscheinverzeichnis" für ein Bewandtnis hat, weiß ich wieder nicht. Auch „betreffenden Orts" verstehe ich nicht; vielleicht soll es heißen: „bei dem betreffenden Orte." Es wäre aber auch möglich, daß das „Fahrscheinverzeichnis des betreffenden Orts" gemeint wäre. Wenn man gar keine Ahnung hat, um was sichs handelt, läßt sich so etwas nicht erraten. Die Worte „an den Zollgrenzen" sind ganz überflüssig, denn anderswo als an den Zollgrenzen findet überhaupt keine Untersuchung des Gepäcks statt. Ebenso überflüssig ist der ganze Schlußsatz, denn daß der Gesetzgeber nicht die nachteiligen Folgen trägt, die entstehen, wenn jemand seine Gesetze nicht beobachtet, braucht doch wahrhaftig nicht besonders gesagt zu werden, es könnte schließlich hinter jedem Paragraphen stehn. Aber gesetzt, es empföhle sich hier aus gewissen Gründen, es ausdrücklich zu bemerken, dann müßte es wenigstens Verantwortung statt Verantwortlichkeit heißen, denn zwischen beiden Wörtern

ist ein großer Unterschied. Übernehmen oder ablehnen kann ich nur die Verantwortung; habe ich sie übernommen, dann bin ich verantwortlich. Aber die Verantwortlichkeit kann ich nicht „übernehmen,“ sondern die habe ich entweder, oder ich habe sie nicht. In menschlichem Deutsch also würde der Paragraph, so weit ich ihn verstehe, etwa so lauten: „Durch Berlin wird dem Reisenden sein Gepäck nur dann besorgt, wenn es mit der Stadtbahn geschehen kann. Ist das nicht der Fall, so hat es der Reisende selbst zu besorgen. Dasselbe gilt für alle Strecken, für die das Heft überhaupt keine Scheine enthält [warum bezahlte? giebts auch solche, die nichts kosten?], ebenso für die Verbindung mit dem Schiff oder dem Fuhrwerk, wenn im Fahrscheinverzeichnis bei dem betreffenden Orte nichts andres bemerkt ist.“

4. Die Reise kann innerhalb der Giltigkeitsdauer des Heftes zu jeder Zeit angetreten werden. Die Fahrscheine müssen in der Reihenfolge, in welcher (!) sie in das Heft eingefügt sind, benutzt werden. Sind jedoch in einem Hefte Fahrscheine für eine oder mehrere (!) Rundfahrten enthalten, so können diese Fahrscheine auch in umgekehrter Reihenfolge benutzt werden, u. z. [und zwar] in dem Falle (!), wenn (!) schon die Strecke, auf welche der erste Fahrschein lautet, in eine Rundfahrt fällt, ohne weitere Förmlichkeit, in Ansehung (!) der Fahrscheine für die etwa (!) ferner (!) in dem Hefte enthaltenen Rundfahrten aber nur gegen (!) Bestätigungsvermerk (!) des Stationsvorstandes der betr. Abzweigstation (!).

Dieser Paragraph läßt sich anfangs ganz leidlich an; die ersten Sätze sind verständlich, wiewohl ich statt „innerhalb der Giltigkeitsdauer des Heftes“ einfach schreiben würde: „solange das Heft gilt.“ Statt „in der Reihenfolge, in welcher“ zu schreiben „in der Reihenfolge, wie“ — kann man von einem am grünen Tische nicht gut verlangen. Um so fürchterlicher sind dann die Sätze über die Rundfahrten. Der langen Rede kurzer Sinn ist der: „Fahrscheine für eine Rundfahrt können auch in umgekehrter Reihenfolge benutzt werden; doch bedarf es dazu, wenn die Rundfahrt nicht am Anfange, sondern erst auf irgend einer Station der Reise beginnt, der Bestätigung des Stationsvorstandes.“

5. Wenn in das Heft Scheine einbezogen (!) worden sind, welche auch zur Befahrung einer gleichlaufenden (!) Dampfschiffstrecke berechtigen, so muß die ganze Strecke, auf welche ein solcher Schein lautet (!), entweder ausschließlich mit der Eisenbahn oder ausschließlich mit dem Dampfschiff zurückgelegt werden.

Sinn: „Läßt ein Fahrschein die Wahl zwischen Eisenbahn und Dampfschiff, so darf der Reisende für die ganze Strecke nur eins von beiden benutzen.“ Köstlich ist beim Dampfschiff der Zusatz „gleichlaufend.“ Als ob es einem Reisenden, der von Dresden nach Schandau will, einfallen könnte, sich auf das Dampfschiff zu setzen, das nach Riesa fährt!*)

*) Dieser Paragraph trägt übrigens die Überschrift: Befahrung von mit der Eisenbahn gleich laufenden Dampfschiffstrecken. Von mit ist schön gesagt.

6. Wenn der Inhaber des Heftes auf einzelnen Strecken eine höhere als die auf den betreffenden Fahrscheinen bezeichnete Klasse zu benutzen wünscht, so hat er für diese Strecken die nach den bestehenden bezüglichen (!) Vorschriften nötigen Zusatzkarten zu lösen.

Etwa die Hälfte dieses Paragraphen ist bloßer Ballast. Überflüssig, weil selbstverständlich sind erstens die Worte: „als die auf den betreffenden Fahrscheinen bezeichnete," zweitens: „für diese Strecken," drittens: „die nach den bestehenden Vorschriften nötigen," und dreimal überflüssig das Wort „bezüglichen." Können denn auch andre Vorschriften in Frage kommen, als die, die sich auf die Zusatzkarten beziehen? Dieses „bezüglich" ist eins der thörichtsten Flickwörter des Amtsstils. Aber der richtige Bureaumensch schreibt es hundertmal des Tags und denkt sich gar nichts mehr dabei. Es paßt ja überallhin, denn „bezüglich" ist schließlich alles in der Welt, und man muß immer noch froh sein, wenns bloß „bezüglich" und nicht gar „diesbezüglich" ist.

7. Der Reisende hat das Recht, bei Befahrung von Eisenbahnstrecken auf jeder beliebigen Station die Fahrt zu unterbrechen, u. z. [und zwar] auf der Anfangs- und Endstation eines Fahrscheines sowie auf den in letzterem (!) etwa (!) besonders namhaft gemachten (!) Aufenthaltsstationen ohne weitere Förmlichkeit. Bei Fahrtunterbrechung auf andern Stationen ist dagegen das Heft sofort nach dem Verlassen des Zuges dem dienstthuenden Stationsbeamten zur Vormerkung (?) vorzuweisen. Ohne diese (?) Bescheinigung verliert der Fahrschein bis zur nächsten vorgedruckten (?) Aufenthaltsstation, bezw. (!) wenn eine solche zwischen der Unterbrechungs- und der Endstation des betr. Fahrscheines nicht vorgedruckt ist, bis zur Endstation desselben (!) seine Giltigkeit. Bei Benutzung der Dampfschiffe ist eine Fahrtunterbrechung innerhalb der Fahrscheinstrecke nicht gestattet. Der Aufenthalt bei jeder Unterbrechung der Reise ist innerhalb der Giltigkeitsdauer des Heftes unbeschränkt.

Dieser Paragraph läßt sich wieder ganz leidlich an; statt der Worte: „auf den in letzterm etwa besonders namhaft gemachten" würde es natürlich genügen, zu schreiben: „auf den besonders genannten." Aber bald beginnen wieder die Qualen. Zunächst, was ist eine Vormerkung? Unter vormerken versteht man gewöhnlich: „vorher bemerken"; wenn ich meinen Namen zu einem Konzertabonnement „vormerken" lasse, so lasse ich ihn vorher, d. h. noch ehe das Abonnement eröffnet ist, in die Liste einzeichnen. So etwas kann hier nicht gemeint sein. Es ergiebt sich aus dem folgenden, daß „Vormerkung" dasselbe bedeuten soll, wie „Bescheinigung," denn im nächsten Satze heißt es: „ohne diese (!) Bescheinigung." Da haben wir also wieder denselben störenden und irreführenden Wechsel, wie zwischen „Platz" und „Stelle" in § 2. Ganz entsetzlich aber ist die Umständlichkeit des folgenden Satzes: es würde vollständig genügen, wenn es hieße: „Ohne diese Bescheinigung verliert der Fahrschein bis zur nächsten angegebnen Station seine Giltigkeit." Ist die nächste angegebne Station eine bloße Aufenthaltsstation, so hört eben

schon bei dieser die Ungiltigkeit wieder auf; ist es eine Endstation, so erstreckt sie sich bis zu dieser — das ist doch sonnenklar, ganz abgesehn von dem seltsamen Gebrauch des Wortes vorgedruckt. Vorgedruckt nennt man etwas, was abgeschrieben oder nachgeschrieben werden soll. Neuerdings hat man auch Formular mit Vordruck übersetzt; dann bezeichnet man als vorgedruckt die feststehenden, formelhaften Worte im Gegensatz zu dem, was schriftlich ausgefüllt werden soll. In keiner von beiden Bedeutungen ist das Wort hier gebraucht; es soll einfach heißen: angegeben. Wo angegeben? Natürlich im Heft! Geradezu lächerlich ist der Schlußsatz, er ist ein richtiges Gesetzmacherstückchen. Gefallen läßt man sich noch die Bemerkung: „Der Aufenthalt ist bei jeder Unterbrechung unbeschränkt"; sie soll vielleicht unnötige Anfragen verhüten. Aber der Zusatz „innerhalb der Giltigkeitsdauer des Heftes" ist doch zu toll. Meint der Verfasser wirklich, es könnte jemand so dumm sein, zu glauben oder vorzugeben, daß er geglaubt habe, er könne bis zum 15. Oktober in Eisenach bleiben, wenn sein Heft am 12. Oktober in Leipzig abläuft?

8. Der Reisende ist verpflichtet, auf Verlangen der aufsichtführenden Beamten das ganze für die noch nicht zurückgelegte Strecke giltige Heft vorzuzeigen und die auf dem Umschlage etwa fehlende Namensunterschrift auf der nächsten sich hierzu eignenden (!) Station nachzuholen. Außer der Reihenfolge befindliche Fahrscheine, zu welcher (sic) der Reisende (!) den Umschlag nicht vorzuzeigen vermag, werden als ungiltig betrachtet und dem Reisenden (!) abgenommen.

Hier sind im ersten Satze die Worte überflüssig: „für die noch nicht zurückgelegte Strecke giltige." Die Bestimmung über die „etwa fehlende Namensunterschrift" gehört gar nicht in diesen Paragraphen, sondern in § 1; sie gehört dort zwischen die beiden Bestimmungen 1. daß jeder Reisende seinen Namen auf das Heft zu schreiben hat, 2. daß er in Zweifelfällen seinen Namen zu wiederholen hat. Für jeden, der logisch denken kann, ist das der einzig richtige Platz. Was sind ferner „außer der Reihenfolge befindliche" Fahrscheine? Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch können es nur solche sein, die sich nicht in der richtigen Reihenfolge befinden. Wie soll das aber möglich sein? Sie sind mir doch in der richtigen Reihenfolge eingeheftet worden. Außer der Reihenfolge könnten sie doch nur geraten, wenn der Schaffner einmal aus Versehen statt eines Scheines mehrere herausgerissen hätte. Solche aus Versehen herausgerißne Scheine sind aber, wie aus § 9 hervorgeht, nicht ungiltig, können also hier nicht gemeint sein, wie auch das nachfolgende „überhaupt" zeigt, das dann ganz unlogisch wäre. Was ist also gemeint? Eingeschmuggelte Scheine aus andern Heften? An solche ist auch nicht zu denken, denn die wären doch sofort daran zu erkennen, daß sie ein andres Datum und eine andre Ausgabestelle trügen, als die andern Scheine und der Umschlag. Und sollte doch jemand die Frechheit haben, mit solchen Scheinen sein Heil zu versuchen, so wären das eben „nicht ins Heft gehörige" oder einfach „falsche" Scheine, aber doch nicht „außer der Reihenfolge befindliche." Das

„überhaupt" wäre freilich auch dann wieder unlogisch, denn die Fahrscheine, „zu welchen der Reisende den Umschlag nicht vorzuzeigen vermag," können ja echt sein.

9. Es wird ersucht, genau darauf zu achten, daß Seitens (!) der Bediensteten (!) aus dem Hefte nur die auf bereits zurückgelegte Strecken lautenden Scheine entnommen [aus ent-!] werden. Falls dennoch aus Versehen Scheine für noch nicht durchfahrene Strecken abgetrennt werden sollten, ist die Rückgabe dieser Scheine sogleich zu beanspruchen und bei dem dienstthuenden Stationsbeamten der nächsten Fahrschein-End- bezw. (!) Aufenthaltsstation hierüber Anzeige zu erstatten. Der Umschlag wird Seitens (!) der Bediensteten (!) durchlocht (!), verbleibt aber in den Händen des Reisenden.

Hier nimmt sich der erste Satz — ein höfliches „Ersuchen" an das Publikum — mitten unter den schneidigen „Beförderungsbedingungen" höchst seltsam aus. Im übrigen ist in diesem Paragraphen fast jedes Wort Schwulst und Breite. Jedermann würde es verstehen, und niemand könnte es absichtlich mißverstehen, wenn der Paragraph einfach lautete: „Jeder erledigte Fahrschein wird vom Schaffner aus dem Hefte genommen. Sollte dabei aus Versehen ein noch unerledigter mit abgetrennt werden, so hat das der Reisende auf der nächsten im Hefte angegebnen Station anzuzeigen. Der Umschlag wird vom Schaffner [wann? doch wohl beim Antritt der Reise?] gezeichnet, bleibt aber in den Händen des Reisenden." Ich sage „gezeichnet," denn das überall, auch bei der Pferdebahn, neuerdings eingeführte Wort lochen oder durchlochen finde ich greulich. Es ist doch wieder nur eine geschmacklose Übersetzung eines früher üblichen Fremdwortes: kupiren. Warum nicht zeichnen? Das Loch ist doch ein Zeichen, das der Schaffner macht, weiter nichts.

10. Eine Verlängerung der Giltigkeit über den auf der Vorderseite (!) bezeichneten Zeitpunkt (!) findet nicht statt, auch ist die nachträgliche Einfügung neuer Scheine in Hefte, mit denen die Reise bereits zum Teil ausgeführt worden [ist], oder der Umtausch von in (von in!) diesen Heften enthaltenen Scheinen gegen andere (!) ausgeschlossen. Etwaigen bezüglichen (!) Anträgen der Reisenden wird in keinem Falle stattgegeben (!).

11. Für in (für in!) Verlust geratene (!) Hefte wird kein Ersatz geleistet, ebensowenig kann im Falle der Nichtausführung (!) eines Teils der Fahrt aus Anlässen (!), für welche die Eisenbahn- oder Dampfschiff-Verwaltungen nicht verantwortlich sind, eine Rückvergütung (!) von Fahrgeld für solche nicht ausgenutzte Hefte verlangt werden.

Von allem Ballast befreit und in menschliches Deutsch übersetzt, heißt das: „Die Giltigkeit des Heftes wird nie verlängert; auch werden keine Fahrscheine umgetauscht, nachdem die Reise angetreten ist. Für verlorene Hefte wird kein Ersatz geleistet. Ebensowenig wird das Fahrgeld zurückgezahlt, wenn es dem Reisenden beliebt, einen Teil des Heftes nicht zu benutzen." Die „Nichtausführung aus Anlässen" ist fürchterlich. Rückvergüten ist pleonastisch zusammengeschweißt aus zurückzahlen und vergüten; beides bedeutet dasselbe.

Ich wünschte, ich könnte einmal in dieser Weise den Entwurf unsers bürgerlichen Gesetzbuches durchackern. Es wäre das freilich eine Arbeit, die Jahre in Anspruch nehmen würde, aber es lohnte der Mühe. Vor Gericht gilt bekanntlich der Satz: Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe. Aber wie ist es denn, wenn jemand das Gesetz zwar kennt, aber nicht versteht? Ich bin fest überzeugt, daß von der Ausrede: „Ich habe die und die Vorschrift nicht verstanden" nur deshalb so wenig Gebrauch gemacht wird, weil die Menschen viel lieber lasterhaft als lächerlich erscheinen; mit dem Bekenntnis, etwas nicht verstanden zu haben, würden sie sich ja lächerlich machen. Ich frage mich täglich, wenn ich Bekanntmachungen von Behörden, polizeiliche Verordnungen u. dgl. lese: Wie soll das das arme Volk nur verstehen? Unser einer hat ja schon zu kauen, um hinter den Sinn zu kommen! Alle Vorschriften insbesondre, die sich auf unsre Verkehrsanstalten beziehen, müßten sich schon um der Ausländer willen, die in Deutschland reisen, der einfachsten und klarsten Ausdrucksweise befleißen und sich von allem Amtsstil losmachen. Was soll sich ein Franzose unter einem „Bestätigungsvermerk" denken?

Es sind übrigens nicht bloß die „Beförderungsbedingungen," die in diesem schwülstigen und weitschweifigen Kanzleistil abgefaßt sind, auch die bahnpolizeilichen Vorschriften, die auf den Bahnhöfen und in den Bahnwagen angeschlagen sind, leiden daran. Da lautet z. B. ein Paragraph:

„Hunde und andre Tiere dürfen in den Personenwagen nicht mitgeführt werden. Ausgenommen hiervon sind jedoch kleine Hunde, welche auf dem Schoße getragen (!) werden, sofern (!) gegen deren Mitnahme von [warum nicht lieber Seitens?] den Mitreisenden derselben (!) Wagenabteilung (!) Einspruch nicht (!) erhoben wird."

Auch hier dasselbe stelzfüßige Undeutsch, dieselbe Belastung mit überflüssigen, selbstverständlichen Zusätzen. Oder sollte etwa die dritte „Wagenabteilung" etwas dagegen einzuwenden haben, wenn in der zweiten eine Dame einen Pinscher auf dem Schoße „trägt"?

Diese polizeilichen Bestimmungen sind aber auch noch in anderm Sinne in schlechtem Deutsch abgefaßt. Sie enthalten nämlich Vorschriften, über deren Durchführung zu wachen offenbar gar niemand die Absicht hat. Das ist aber das schlechteste Deutsch, das man sich denken kann. In demselben Wagen dritter Klasse, wo ich mir soeben den schönen Hundeparagraphen abgeschrieben hatte — es war auf dem Bahnhof in E*** —, erschienen zwei Minuten später acht Nimrods mit fünf, sage und schreibe fünf großen Jagdhunden, die sich alle dreizehn gemütlich darin einrichteten, so gemütlich, daß ich daraus sehn konnte: sie waren hier alle wie zu Hause. Das war mir denn doch außerm Spaß, ich stieg aus und suchte mir eine kleine „Wagenabteilung," in der an beiden Thüren inwendig angeschlagen stand: Rauchen verboten. Als ich aber drin war, sah ich zu meinem Erstaunen zwei Herren sitzen, die un-

genirt rauchten. Ich rief den Schaffner her und machte ihn auf das angeschlagne Verbot aufmerksam. Und was erwiderte er? Ja, das gilt nicht, das ist heute Rauchkupee. Sprachs, und „lochte“ mir meinen letzten „Fahrschein.“ Solche willkürliche, lüderliche Wirtschaft — auch das ist schlechtes Deutsch, des Deutschen unwürdig.

Bilder aus dem Universitätsleben

6. Pedell Papendick

Die Studenten nannten ihn Bardolph, den Ritter von der brennenden Lampe, und in der That hatte Pedell Papendick ein Gesicht, daß Falstaff auch zu ihm hätte sagen können: Ich sehe dein Gesicht niemals, ohne an das höllische Feuer zu denken und an den reichen Mann, der in Purpurkleidern lebte; denn da sitzt er in seiner Pracht, und brennt und brennt. Du liegst ganz im Argen, und wenns nicht das Licht in deinem Gesicht thäte, wärst du gänzlich ein Kind der Finsternis. O, du bist ein beständiger Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer.

Edeldenkende Musensöhne, deren es in der kleinen Universitätsstadt freilich nicht viele gab, meinten, man müsse über Papendick nichts böses reden, sein aufgedunsenes, rotes Gesicht rühre sicher von einem unbekannten Leiden her, von einer stehengebliebnen Gesichtsrose oder irgend einer im anatomischen Saal entstandnen Blutvergiftung. Papendick selbst schob die Schuld auf den Barbier Zwetschke, der ihm einst ein Mittel gegen Mitesser geraten habe. Das sei so scharf gewesen, daß die Backen und die Stirn schon nach dem ersten Gebrauch so rot wie ein Edamer Käse geworden seien, und die Nase die Form und Farbe einer reifen Himbeere bekommen habe. Barbier Zwetschke dagegen behauptete, Papendicks Angaben stimmten nicht, er habe sich das Verschönerungsmittel nicht wegen der Mitesser bei ihm geholt, sondern wegen der Mittrinker; das Mittel sei gegen Sommersprossen und Flechten vorzüglich, aber gegen Kümmelmoos und Nordhäuserpilze sei es machtlos. Papendick habe sich die rote Nase schon vorher beim Militär als Bombenschmeißer geholt, und sein Gesicht sei schon ganz waschecht gewesen, als er aus dem französischen Kriege zurückgekommen und Pedell geworden sei; was er dem Professor Weller zu verdanken habe, der im Feldzuge sein Hauptmann gewesen sei.

Papendick hatte denn auch die Versuche, höhere Mächte für seine Nase verantwortlich zu machen, allmählich aufgegeben. Allen Erkundigungen, die

von Studenten deshalb in wenig zarter Weise an ihn gerichtet wurden, beugte er vor; sobald er merkte, daß jemand den forschenden Blick auf seine Nase gerichtet hatte, hob er den Zeigefinger, sah den Neugierigen mit zusammengezognen Augenbrauen scharf an und sagte vorwurfsvoll: Das kommt vom Saufen! Und dann war selbst der Wißbegierigste sofort befriedigt. Fragte nun gar noch einer: Aber Papendick, weshalb trinken Sie so viel? dann sagte er achselzuckend: Mein lieber Herr, das verstehn Sie nicht. Liegen Sie erst einmal drei Monate vor Paris in der verfluchten Haubitzenbatterie, im Schnee und Dreck, und dann reden Sie klug. Im übrigen haben die alten Griechen und Römer auch schon gesoffen, und die alten Germanen erst recht. Dabei wußte er unmerkbar mit einer geschickten Fingerbewegung das eiserne Kreuz aus seinem Rock hervorzuschnellen, und dann stand der Neugierige in seiner ganzen Beschämung da.

Die Studenten hatten Papendick alle gern. Die Trinkgelder flossen ihm so reichlich zu, daß er allein davon hätte leben können. Wenn er eine Bestellung machte, oder man ihm einen Auftrag gab, so hielt er gewöhnlich die rechte Hand mit der Außenfläche gegen die Hüfte, etwas gewölbt, sodaß sie einer Sammelbüchse glich, zu der die etwas zuckenden oder winkenden Finger gleichsam den Deckel bildeten. Genaue Kenner behaupteten, seine Hand sähe aus wie die der alten Leipziger Küster, von denen in Deutschland die Sage geht, daß sich ihre Handfläche vom vielen Trinkgeldnehmen allmählich mit einer nur gegen Gold empfindlichen Hornhaut bedecke.

Bei den Professoren freilich genoß Papendick weniger Liebe; namentlich konnten die sehr feudal und vornehm thuenden jüngern Dozenten nie begreifen, wie man solch ein „Scheusal," das kaum schreiben und lesen könne, mit einer polizeiwidrigen Nase behaftet wäre und fortwährend nach Fusel röche, in einer so verantwortungsvollen Stellung an der Universität behalten könne. Aber Papendick hatte am Professor Weller einen gewichtigen Gönner, und da dieser damals Rektor geworden war, so ließ der Pedell alle mißfälligen Äußerungen und alle schlechte Behandlung mit einer gewissen Geringschätzung über sich ergehen. Kamen Unregelmäßigkeiten in seinem Dienste vor, so wußte Professor Weller die Dinge bald wieder in Ordnung zu bringen. Nur einmal konnte er ihm den Verweis nicht ersparen, als sich der Professor der Gynäkologie, der Papendick nicht ausstehen konnte, über ihn beschwert hatte. Papendick hatte nämlich bei den Prüfungen die zugereisten Kandidaten, die mit den Verhältnissen der Universität nicht bekannt waren, zu den prüfenden Professoren zu führen. So brachte er einmal einen salbungsvollen Theologen, der ihm das Trinkgeld schuldig geblieben war, zu dem Professor der Gynäkologie. Da soll es zwischen dem Theologen und dem Mediziner zu einer sehr unerquicklichen Verwirrung gekommen sein. Das gab viel Verstimmungen und viel Schreibereien, und der Pedell wurde natürlich zur Verantwortung gezogen.

Sein ganzes Sündenregister wurde ihm dabei vorgehalten: daß er noch niemals eine Mensur oder ein Duell angezeigt habe, obwohl er verschiedne gesehen und von verschiednen gehört haben müsse, daß er Aktenstücke des Universitätsrichters verschleppt, mit den Studenten im Carcer Zechgelage abgehalten und an Königs Geburtstage vor dem in die Aula tretenden Zuge der Professoren stark geschwankt habe. Das letztere hatte besonders bei den ältern Universitätsdamen Abscheu hervorgerufen.

Von allen diesen gegen Papendick gerichteten Vorwürfen war ich unfreiwilliger Zeuge, als ich eines Tages Professor Weller einen Besuch machen wollte und im Vorzimmer eine Weile warten mußte.

Papendick, sagte der Professor, da sehen Sie die Folgen! Ich habe es Ihnen immer gesagt, aber Sie haben auf meine Mahnungen nicht gehört. Das Donnerwetter zieht jetzt über Ihrem Kopfe zusammen, und so leid es mir thut, ich werde Sie kaum noch halten können.

Eine Weile schwiegen beide, dann sagte Papendick etwas gedrückt: Die jungen Herren Gelehrten können einen alten Soldaten nicht leiden. Sehen der Herr Hauptmann —

Ach was, nennen Sie mich nicht immer Herr Hauptmann. Das hat auch schon Anlaß zur Klage gegeben.

Daß dich die Schwerenot! rief Papendick mit zitternder Stimme, wenn ich das nicht mehr darf, dann schmeiße ich den Herren das ganze Amt noch heute vor die Füße. Ich habs schon immer thun wollen. Die ewigen Sticheleien, das Naserümpfen, das Husten der Frauenzimmer hinter meinem Rücken, das Anranzen der jungen Herren kriegt man auf die Dauer satt. Aber ich dachte: wirst wegen Lieschen noch dabei bleiben und den Gehalt beziehen, damit das Mädel sich mal ne Aussteuer kaufen kann. Sie ist jetzt sechzehn Jahre, da wirds bald mit dem Heiraten losgehn. Herr Gott, sie ist ja mein einziges Kind, Herr Hauptmann, und nach dem Tode meiner Frau meine einzige Freude auf der Welt. Und Großvater möchte ich doch noch werden, Herr Hauptmann, Großvater! Dann mag meinetwegen der Satan mit mir abfahren.

Aber Mensch, erwiderte Weller, leben Sie doch vernünftig, dann braucht Sie der Teufel nicht zu holen, und Sie können mit Ihrer Tochter behaglich Ihr Alter genießen; vor allen Dingen saufen Sie nicht so viel, Papendick, das hab ich Ihnen schon im Feldzuge gesagt.

Ja, im Feldzuge, rief der Pedell wie von einem Drucke befreit. Donnerwetter, unsre Haubitzenbatterie, Herr Hauptmann, unsre verfluchte Haubitzenbatterie! Da hab ich mirs geholt, wahrhaftigen Gott! Jetzt kann ich trinken, was ich will, ich kriegs nicht mehr raus aus den Knochen — die verfluchte Kälte vor Paris!

Die Feldzugserinnerung wirkte auf Professor Weller besänftigend; der

Angriff auf Papendick wurde wieder einmal abgeschlagen, er blieb Pedell, ohne seine Art auch nur im geringsten zu ändern.

Papendick besaß in der Wiesengasse ein kleines, einstöckiges Haus mit einem Garten, der durch ein niedriges Staket von der Gasse getrennt war. Als ich nach Wohnungen suchte, sah ich auch hier einen Zettel am Fenster der Giebelstube. Beim Pedell zu wohnen, schien mir aber aus verschiednen Gründen nicht ratsam, und so mietete ich mich in dem Nachbarhause ein, von wo ich einen freien Blick auf Papendicks Garten hatte. Schon am nächsten Tage war aber auch an seinem Hause der Mietzettel verschwunden, und ich bemerkte in dem Fenster der Giebelstube einen patent gekleideten Studenten. Es war, wie ich später erfuhr, ein Mediziner mit Namen Rubinsky. Auch Lieschen Papendick bekam ich bald zu sehn. Sie war ein etwas bleiches Kind mit hübschen, blauen Augen und langen blonden Zöpfen. Sie saß gewöhnlich naschend hinter den Stachel- und Johannisbeersträuchern, die am Zaun standen. Wenn aber ein Student vorbeiging und sie ansah, wurde sie rot und versteckte ihren Kopf verlegen hinter die Büsche.

Mit der Zeit wurde ich auch mit Papendick näher bekannt. Ich fand ihn oft in seiner selbstgezimmerten Laube sitzen. Dort trieb er, wie er sagte, seine Übungen am Phantom. Er stellte nämlich aus alten Kriegserinnerungen, Schrapnel- und Granatzündern, Sprengstücken und Kartätschenkugeln alle möglichen Gegenstände zusammen: Leuchter, Aschenbecher, Cigarrenständer, Briefbeschwerer und ähnliche Dinge. Und da war er dann immer sehr glücklich, wenn ich ihm Gelegenheit gab, seine artilleristischen Kenntnisse auszukramen und seine oft wunderbar klingenden militärischen Erinnerungen an den Mann zu bringen.

Er gehörte noch zu dem alten Stamm von Unteroffizieren, denen die vielgepriesene, den meisten Menschen aber verderbliche moderne Volksschulbildung fremd geblieben war, und die trotzdem oder vielmehr gerade deshalb anspruchslose, kriegstüchtige Front- und Feldsoldaten abgaben. Heutzutage, sagte er, streben die Kapitulanten alle darnach, so schnell wie möglich aus dem Frontdienst zu kommen und Drehschemelreiter und Tintenwischer zu werden. Wir haben zu meiner Zeit auf diese militärischen Stubenhocker und hartleibigen Kalkfratzen immer mit Verachtung gesehn. Aber heutzutage, wo beim Militär mehr geschrieben als gesprochen wird, spielen diese lendenlahmen Kerls die Hauptrolle. Die Armee wird mir zu gebildet! Sie wird bald eine Gesellschaft von Skribefaxen und Aktenwürmern sein. Dann gnad uns Gott, mit überstudirten Kerls ist nichts anzufangen. Ich kenne das — Schwefelbande!

Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß seine Kriegserinnerungen darauf wie Hollunderkügelchen umhersprangen. Die leere Kümmelflasche fiel um, und die beiden Schnapsgläser, das große und das kleine, wären auf die Erde gerollt, wenn ich nicht schnell zugegriffen hätte. Er ge-

brauchte beim Trinken immer zwei Gläser, ein weites und ein enges, um sich, wie er sagte, genau einzuschießen. Mit zwei großen Schnäpsen bildete er die „weite Gabel,“ mit zwei kleinen die „enge,“ und dann konzentrirte er das Feuer, indem er sich dabei, wie er sagte, nur vom „Gefühlskonspizienten“ leiten ließ. Jedes andre Korrekturverfahren hielt er für pedantisch und unkriegsmäßig.

Papendick hob die leere Flasche gegen die Sonne und guckte mit bedauerndem Kopfschütteln durch. Dann rief er Lieschen zu, die mit einem Buche am offnen Küchenfenster saß, sie möchte ihm doch die „Blattlaus“ bringen. Lieschen kam bald herbei gesprungen und legte auf den Tisch eine glatte, runde, blattlausförmige Flasche, die ganz mit Nordhäuser gefüllt war. Sehen Sie, sagte er mit wäßrigem Munde, als er die beiden Schnapsgläser füllte, von dem ganzen aufgeblasenen Gelehrtenklüngel hier ist doch nur der Hauptmann Weller ein brauchbarer Mensch. Der hat was geleistet, vor dem hab ich höllischen Respekt. Den hätten Sie in der Haubitzenbatterie vor Paris sehn sollen — na, jetzt ist er zu dick geworden, jetzt könnt ers auch nicht mehr; aber der hat was fürs Vaterland gethan! Wissen Sie, ein richtiger Kanonenschuß zur richtigen Zeit wirkt mehr, als wenn hundert gelehrte Lungenpfeifer Tag und Nacht Bücher schreiben.

Da haben Sie Recht, sagte ich. Ist denn der richtige Kanonenschuß dem Professor Weller gelungen?

Dem gerade nicht, aber mir — und doch gewissermaßen mir auch nicht, sondern hier, dieser Blattlaus, fügte er schmunzelnd hinzu, indem er mit dem Pfropfen an der Flasche quietschte.

Ich sah ihn etwas verwundert an.

Sie glaubens nicht recht? Ja, die Pulle hat was durchgemacht, und wenn der Hauptmann Weller und ich das eiserne Kreuz tragen, so weiß die Flasche genau, wer das bewirkt hat.

Er trank den großen Nordhäuser aus, schauderte dann wie fröstelnd zusammen und drängte mir den kleinen auf. Dann griff er nach seinem Schnupftabakshorn, zog den Holzstöpsel heraus und füllte mit der braunen Masse ein Grübchen an der linken Hand, das er geschickt zwischen Daumensehne und Daumenmuskel zu bilden verstand. Dann sog er bald mit dem einen bald mit dem andern Nasenloch den Schnupftabak langsam ein, während ein feuchter Schimmer der Verklärung über seine Augen ging.

Das war, fuhr er mit etwas heiserer Stimme fort, in der zweiten Haubitzenbatterie vor Paris, die Weller unter sich hatte. Wochenlang lagen wir da, ohne einen Schuß zu thun, bis die Kerls an Moltke schrieben:

Guter Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum,
Bester Moltke, sei nicht dumm,
Mach doch endlich bum bum bum!

Und richtig, nach ein paar Tagen —

Hier wurde er in seiner Erzählung unterbrochen. Der Briefträger kam und brachte ein Paket. Papendick legte es auf die Gartenbank, und ich bemerkte, daß es aus der Schweiz kam und an ihn gerichtet war. Wohl Universitätsschriften? fragte ich.

Gott bewahre! Das ist für Herrn Rubinsky, alles medizinische Bücher und Schriften. Der arbeitet wie ein Pferd. Er meint, es käme schneller und sichrer, wenns an meine Adresse ginge.

Er rief Lieschen, die mußte das Paket hinaustragen; dann nahm er noch eine Prise und fuhr in seiner Geschichte fort: Hols der Teufel! Wir bekamen eines Abends höllisches Feuer, und die Bedienungsmannschaft des vierten Geschützes war mit einemmal wie weggefegt. Hauptmann Weller rief mich aus dem Unterstand herbei, wo ich die Munition zu verteilen hatte. Papendick, sagte er, Sie sind ein verfluchter Kerl, wenn Sie nur nicht so saufen wollten! Übernehmen Sie das vierte Geschütz! Zu Befehl, Herr Hauptmann, sagte ich und nahm eine stramme Haltung an. Er musterte mich etwas unentschlossen von oben bis unten, dann sagte er: Ist gut. Wir haben strikten Befehl, das Feuer erst morgen früh wieder zu eröffnen. Die Geschütze werden geladen, die Leute treten in den Unterstand und können sich hinlegen. Aber die größte Stille, Papendick, die größte Stille! Zu Befehl, Herr Hauptmann, sagte ich. Na, ich ließ die alte Haubitze denn auch feste laden, hauche meine Kerls dabei ordentlich an, sodaß sie eklig wurden, und lege mich dann in den Unterstand auf den Rücken, meine Buddel in beiden Händen auf dem Bauch, und dusele so sachte ein.

Es soll damals eine barbarische Kälte gewesen sein, warf ich ein.

Na, und ob! Es war so kalt, daß einem die Knopflöcher zufroren. Ich mußte eins auf die Lampe gießen. Also ich nehme die Flasche und leiste mir einen ordentlichen Rachenputzer. Nach einer Weile, es war so um zwölf oder eins in der Nacht, da pack ich so im Halbdusel von ungefähr wieder nach meiner Wärmflasche. Der Racker sitzt fest. Na nu, denk ich, was ist denn mit dir los? Ich richte mich ein bischen auf und zieh und zieh, die Flasche sitzt fest. Na nu, denk ich, hat sich da was rumgewickelt? und reiße denn so mit aller Gewalt dran. Mit einemmale, ich denke, mich rührt der Schlag, da giebts einen Donner durch die Totenstille, und meine Haubitze geht los und tobt wie verrückt herum in der Batterie, mitten in der Nacht. Na, Sie können sich den Skandal denken, der nun in der Batterie losging. Donnerwetter, ich sag Ihnen, ich war mehr tot als lebendig. Hatten die Kerls meine Flasche mit einem Bindfaden an die Abzugsschnur gebunden und eine Schlagröhre ins Geschütz gesetzt, daß ich es beim ersten kräftigen Ruck abfeuern mußte.

Das war ein schöner Reinfall! rief ich aus. Unter vierzehn Tagen strammem Arrest ist es da wohl nicht abgegangen?

Kein Gedanke! Das eiserne Kreuz haben sie mir gegeben, und dem Hauptmann Weller auch. Die Franzosen hatten nämlich, wie später herauskam, in derselben Nacht einen Ausfall vor. Als aber meine Haubitze losging, da donnerte es gleich auf allen Seiten ganz mörderisch, und die Halunken mußten zurück. Sehen Sie, das war der richtige Schuß zur richtigen Zeit!

Nach dieser langen Erzählung goß er schnell einen Nordhäuser hinunter und streichelte mit der linken Hand das eiserne Kreuz.

Also daher, sagte ich, Wellers Liebe für Sie.

Ja, ich habe ihm viel zu verdanken. Nach dem Kriege ging mirs nämlich schlecht, verteufelt schlecht. Ich war schon vorher verheiratet, schon 1866. Die Liese ist ein Abschiedsmädel. Damals kam ich aber mit meinem Regiment nicht ins Feuer, und nach 70 und 71 ging ja bei der Artillerie alles drunter und drüber. Die alten Feldsoldaten wollten keinen rechten Gamaschendienst mehr thun, da habe ich denn meinen Abschied bekommen. Ich schrieb dann an meinen alten Landwehrhauptmann aus dem Feldzuge. Der hat mich, wie Sie sehen, hier als Pedell untergebracht. Ist ja eigentlich keine Beschäftigung für Männer, die Pulver gerochen haben, aber wegen Lieschen muß ich schon aushalten.

Seitdem der Mediziner in der Giebelstube wohnte, sah ich Lieschen gar nicht mehr im Garten umherhüpfen und an den Stachelbeersträuchern naschen. Sie saß, so oft ich vorbeiging, den Kopf aufgestützt, in der Laube und las und las. Zuerst sah ich einen Roman von Spielhagen in ihren Händen, dann einen von Sacher-Masoch, dann Übersetzungen französischer Romane von Eugen Sue und Paul de Kock. Und das steigerte sich, als ob die Lektüre von einem Feinschmecker planmäßig geordnet worden wäre, bis ich sie eines Tages mit feuerroten Backen über Zolas Roman Nana fand. Ich wollte ihr das Buch wegnehmen, aber sie hielt es fest und fing an zu weinen, wahrscheinlich aus Wut über die unangenehme Überraschung, und sagte, Herr Rubinsky hätte ihr die Bücher gegeben, sie verbäte sich meine Einmischung. So ließ ich denn die Dinge gehen.

Eines Tages war Papendick in großer Aufregung. Von oben herab war dem Rektor mitgeteilt worden, daß unter den Studenten der Universität sozialdemokratische und anarchistische Bestrebungen herrschten, und daß staatsgefährliche Schriften von hier aus nach Rußland geschickt würden.

Eine niederträchtige Bande! sagte Papendick pflichteifrig, jetzt passen Sie mal auf, wie ich die Gesellschaft einfangen werde. Jetzt werde ich den Herren zeigen, wer auf dem Posten ist. Er war in der That jetzt Tag und Nacht auf den Beinen, besuchte unter irgend einem Vorwande die Wohnungen verdächtiger Studenten, schritt in dienstlicher Haltung, mit zusammengekniffnen Lippen und aufgeblähten Nasenlöchern durch die alkoholduftenden Vereinslokale und wankte aus einer Kneipe in die andre, bis er seinen gehörigen

Pegelstand erreicht hatte und von seinem alten Freunde, dem Nachtwächter Poltrock, nach Hause geschleppt wurde.

Endlich glaubte er die Übelthäter entdeckt zu haben. Rubinsky hatte ihn nämlich auf einen Verein aufmerksam gemacht, der auf dem Universitätsgericht nicht angemeldet war. Das Vereinslokal hatte Papendick bald ausspionirt. Es versammelten sich an bestimmten Tagen der Woche dort schwärmerische, poetisch angehauchte Jünglinge, die sich nach Art der Hainbündler ihre Gedichte vorlasen und dazu Thee tranken. Papendick platzte wie eine Bombe unter diese lyrisch empfindende Gesellschaft, notirte die Namen der Zitternden, versiegelte rücksichtslos die Schränke, nahm, trotz der flehentlichen Bitten, alle Bücher, Schriften und Briefe an sich und ging triumphirend damit nach Hause. Kaum aber war er in seinen Garten gekommen, als ein Gerichtsdiener, der Polizeisergeant und ein Postbote auf ihn zutraten und ihn verhafteten, weil ein an ihn gerichtetes Paket aus der Schweiz, das auf der Post schadhaft geworden war, anarchistische Schriften enthalten hatte. Die Sache klärte sich bald auf: Rubinsky war plötzlich verschwunden, und Lieschen war mit ihm gegangen.

Am nächsten Morgen fand ich Papendick in seiner Laube. Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, und eine zuckende Bewegung ging durch seinen Körper. Mir that der arme Kerl herzlich leid, ich setzte mich zu ihm und versuchte ihn zu trösten. Aber er sagte schluchzend: Daß ich fortgejagt werde, sehen Sie, das ist nun einmal mein Soldatenglück, aber daß Lieschen fort ist und mir, ihrem Vater, hier auf dem Wisch schreibt, sie könnte es nicht mehr bei mir aushalten — das kann ich nicht ertragen, das reißt mir das Herz aus dem Leibe! —

Zehn Jahre mochten etwa über dieser Geschichte vergangen sein, da hielt ich mich vorübergehend in Berlin auf. Es war am ersten April, und ein freundlicher Abend. Ich schlenderte die Markgrafenstraße hinunter und sah ein Bierlokal besonders hell erleuchtet. Es war die allen Akademikern wohlbekannte Kneipe von Schindler. Als Student hatte ich dort mit meinen Freunden manche vergnügte Stunde verlebt, mit dem originellen Wirt, den „Pascha von Rhododendron“ und andre wunderliche Lieder gesungen und manches heitre Fest mitgefeiert. Es verkehrten damals in dem Lokal nicht etwa Radaubrüder oder subalterne Geister, sondern man konnte die ganze gebildete Gesellschaft des Stadtviertels abends dort antreffen: Räte vom Kammergericht und Professoren, Ärzte und Oberlehrer, Offiziere in Zivil und Studenten. Es war eine große Zahl von Stammtischen da, die jeden Abend dicht besetzt waren, und an denen die alten Herren so regelmäßig erschienen, daß man seine Uhr darnach hätte stellen können.

Das Lokal zog sich wie ein langer schmaler Darm durch das Vorderhaus und durch ein Hofgebäude, und der Cigarrenqualm darin war abends

so stark, daß man kaum fünf Schritt weit sehen konnte. Geradezu vollgepfropft waren die Räume an vaterländischen Gedenktagen, die beim alten Schindler immer mit großem Nachdruck und lärmender Begeistrung begangen wurden. Das ganze Lokal war dann mit Fahnen und Kränzen geschmückt, und die Kellnerinnen erschienen in Weiß mit Blumen im Haar und schwarz-weiß-roten Schleifen und Schärpen. Die Dankesschreiben, die dem Wirte von hohen und höchsten Herrschaften für seine patriotische Gesinnung übersandt worden waren, hingen schön eingerahmt und geschmückt an den Wänden.

Der erste April, dieser Lärm und diese Beleuchtung — das konnte nur die Feier von Bismarcks Geburtstag sein. Ich trat also ein und fand an einem Tische neben der Thür noch ein bescheidnes Plätzchen. Mit einemmale wurde es still. Aller Augen waren nach der Mitte des Lokals gerichtet, wo sich der alte Schindler, ein kleiner, dicker Mann in Frack und weißer Halsbinde, auf einen Tisch geschwungen und Silentium für die Festrede verlangt hatte. Ich kannte diese Art von Reden schon. Schindler trug alles mit gewaltigem Pathos und leidenschaftlichen Arm- und Beinbewegungen vor, verstand aber nicht das geringste von dem, was er sagte, denn die Reden waren ihm von Studenten zusammengesetzt worden, und er hatte alles wörtlich auswendig gelernt. Das war immerhin eine Leistung, wenn man bedenkt, daß derartige Reden absichtlich aus verwickelten ciceronianischen Perioden gebaut waren, mit unendlich langen Satzungeheuern, denen der Schwanz und der Kopf fehlte. Mit unfreiwilliger Komik donnerte der vor Eifer schwitzende Redner diese Flut hochklingender, sinnlos aneinandergereihter Redewendungen heraus und erntete dafür bei den Gästen ein jubelndes Bravo nach dem andern. Oft waren lateinische, dem Redner natürlich ganz fremde Citate eingestreut, die weder zu Kaisers Geburtstag, noch zum Sedanfeste, noch zu irgend einem Gedenktage in irgend welcher Beziehung standen, denn sie stammten gewöhnlich aus Horazens Liebesoden oder enthielten irgend eine Zweideutigkeit. Dann jauchzte die ganze Gesellschaft vom ältesten Kammergerichtsrat bis zum jüngsten Semester vor Vergnügen.

So war es denn auch heute. Ich gab aber auf die tolle Rede wenig acht, denn mich fesselte das Gesicht einer Kellnerin, das mir bekannt vorkam. Wo in aller Welt hatte ich das Mädchen schon gesehn? Ich sann und sann und konnte sie nicht unterbringen. Da huschte sie an mir vorbei und sagte zu einem ihrer Bekannten: Der Olle hat sich heute wieder ordentlich eingeschossen. Ich sag Ihnen, er ist geladen wie 'ne Haubitze.

Mit einem Schlage tauchte in mir die kleine Universitätsstadt und Pedell Papendick auf. Ich sah die Kellnerin genauer an, und richtig! es konnte niemand anders sein, als das Lieschen aus der Wiesengasse. Ich rief ihren Namen. Sie drehte sich auf ihrem Absatz herum, daß die weißen Röcke und

die bunte Schärpe nur so flogen, und sagte: Gleich! gleich! Dann kam sie mit einem gefüllten Glase zurück und trank die Blume ab.

Kennen Sie mich noch, Fräulein Lieschen? fragte ich. Sie sah mich eine Weile fragend an und guckte dann nach der Decke, als wollte sie in Gedanken die unendliche Reihe von Männern vorbeifliegen lassen, deren Bekanntschaft sie sich zu erfreuen hatte. Ich mußte wohl ganz hinten stecken, denn es dauerte lange, bis sie sagte: Ah, Sie sind wohl der Student, der einmal neben uns gewohnt hat und so oft zu meinem Vater kam?

Ganz recht, Fräulein Lieschen! Wie geht es denn Ihrem Vater?

Na Gott hab ihn selig! rief sie mit einer abwehrenden Handbewegung. Tot gesoffen hat er sich. Haus und Garten hat er durch die Kehle gejagt.

Das thut mir leid. Freilich, er liebte das Trinken, aber er war doch sonst ein braver Kerl. Er hatte Sie auch sehr lieb, Fräulein Lieschen.

Pah, die Liebe! Was ich mir dafür kaufe!

Er hats mir aber oft gesagt und hats Ihnen doch auch gezeigt!

Ja, bis die Geschichte mit dem Polacken kam. Wissen Sie, der ist an allem schuld. Na, Schwamm drüber!

Sie wurde von einem Gaste gerufen und plauderte dann lachend und scherzend mit dem eine Weile.

Der Redner hatte geendigt, und ein Klavierspieler — es war wohl noch immer der alte Blinde aus meiner Studentenzeit — fing an im Hintergrunde zu arbeiten. Es klang, als ob er nicht mit den Händen, sondern mit dem Gesäß auf den Tasten hin- und herspränge. Meine Gedanken flogen zehn Jahre zurück und schweiften in das Gärtchen des alten Pedells. Ich sah das Mädchen wieder hinter den Stachelbeersträuchern sitzen und ihren Kopf verschämt verstecken, wenn ein Student vorbeiging. Und nun stand sie da, aufgedonnert, mit unechtem Schmuck überladen, das Gesicht gepudert und geschminkt, in einer verräucherten Bierkneipe, und schritt durch die Reihen der Männer und der lüsternen jungen Burschen mit einladenden Blicken und herausfordernden Bewegungen. O quae mutatio rerum!

Was ist denn aus dem polnischen Studenten geworden? fragte ich sie, als sie wieder neben meinem Stuhl stand und ihre Hand auf meine Schulter legte.

Der Halunke! stieß sie hervor, indem sie die Faust ballte. Jetzt ist er Arzt in Schlesien oder Posen, ich weiß nicht wo. Im vorigen Jahre war er auf seiner Hochzeitsreise hier in Berlin; und denken Sie sich, der Kerl hatte die Unverschämtheit, mich aufzusuchen. Aber ich habe Rache genommen, grimmige Rache! Der wird an mich denken. Sie kennen doch den Roman Nana? Sehn Sie, so habe ichs gemacht.

Sie lachte, griff nach meinem Glase und trank die Hälfte aus.

Gefällt Ihnen denn Ihr jetziges Leben? fragte ich etwas abwehrend.

Warum nicht? Was kanns denn beßres für mich geben?

Aber wenn Sie an Ihre Kinderzeit denken, muß Ihnen doch manchmal bang ums Herz werden.

Sie fuhr mir mit der flachen Hand über den Kopf und sagte höhnisch: Hören Sie mal, mein Verehrter, Sie gehören wohl gar zur innern Mission? Geben Sie sich keine Mühe! Mit der ewigen Seligkeit ists doch nichts. Über den Unsinn sind wir naus. Ich sage wie der Olle: ich kriegs nicht mehr raus aus den Knochen! Und: man muß das Feuer konzentriren! Erinnern Sie sich, wenn er in der Laube saß, und ich ihm die frischgefüllte Blattlaus bringen mußte? Zwei oder drei Jahre, denk ich, gehts noch, und gehts dann nicht mehr, na, dann ists auch gut. Aber andächtig auf dem Gendarmenmarkt sitzen und für sechs Dreier Äppel verkaufen, mit einem Wärmofen unterm Stuhl — nee, mein Bester! Denn lieber rin in den Landwehrkanal, wos am tiefsten ist. Sitzen Sie doch nicht so trauerklößig da!

Dabei schlug sie mir mit der Hand aufs Knie, daß ich aufsprang.

Ich bin Ihnen wohl nicht mehr hübsch genug? wie? Sie alter, schwerfälliger Provinziale! Darf ich mir noch ein Glas holen?

Meinetwegen! sagte ich wie abwesend.

Die Gäste am Nebentisch mußten wohl auf unser Gespräch gehört haben, denn sie steckten die Köpfe zusammen, sahen auf mich und auf die lachend abtänzelnde Kellnerin und brachen in ein lautes Gelächter aus. Ich griff nach meinem Hute, warf eine Mark auf den Tisch und verließ das Lokal. Aus dem Hinterraum ertönte wieder das Pauken des Klavierspielers, und die Gäste der Bismarckfeier sangen oder brüllten den zweiten Vers von Deutschland, Deutschland über alles!

Ich schlich verstimmt, wie einer, der eine kolossale Dummheit begangen hat, die Markgrafenstraße hinunter bis zur Leipziger. Da drehte ich mich noch einmal um und sah die rote Laterne der wunderlichen Kneipe. Sie erschien mir wie eine große rote Nase. Ich mußte an den alten Pedell und Bombenschmeißer denken, und mir wars, als hörte ich durch das nächtliche Sausen und Rollen seine heisere Stimme brummen: Ich kriegs nicht mehr raus aus den Knochen — die verfluchte Kälte vor Paris!

Die Reise ins Kloster

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Im Kloster wartete unser wieder eine Enttäuschung! Wir hatten natürlich angenommen, daß das „Kloster“ ein Haus mit dicken Mauern und vielen kleinen Gängen sei. Nun befanden wir uns plötzlich in einem großen, schönen Garten. Überall blühten die Rosen und andre Blumen; zwischen Rasenflächen lagen alte und neue Häuser, und das Ganze sah aus wie ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit.

Das Haus, vor dem unser Wagen hielt, war eins der ältesten des Klosters, sodaß seine Bewohnerinnen vortrefflich hineinpaßten. Beide standen vor der Thür, als wir ausstiegen. Fräulein von Moldenwitt ziemlich mager und freundlich, Tante Emma ziemlich dick und sehr ernst. Mit einigen ermahnenden Worten nahmen sie uns in Empfang.

Ihr dürft bei Tante Emma nur immer „ja“ sagen und sonst nichts antworten; dann hört sie am ersten auf! Mit diesem Rate hatten uns die ältern Brüder entlassen. Wir befolgten ihn andächtig und standen uns ganz gut dabei, denn da wir nur eine Antwort hatten, brauchten wir ihr ja auch nicht immer zuzuhören.

Es war ein über zweihundert Jahre altes Haus, das die beiden Damen bewohnten, und es hatte die sonderbarsten kleinen Stuben; winklige Treppen und Treppchen, einen weiten Bodenraum und einen köstlichen, halb zugewachsenen Garten, an dem ein breiter Graben vorüberfloß. Hier fingen wir gleich in der ersten Stunde nach unsrer Ankunft so viele Grashüpfer, daß wir Sophie, die Köchin, um ein Gefäß ersuchen mußten, damit wir unsre Schätze unterbringen konnten.

Sophie war ein gutes Mädchen. Gleich zu Anfang unsrer Bekanntschaft fragten wir sie natürlich nach ihrem Alter, und als sie uns lachend Aufklärung gegeben hatte, gingen wir in die beste Stube, wo Fräulein von Moldenwitt mit Tante Emma, Vater und einem Besuch saß, und erkundigten uns teilnehmend auch hier, wie alt die Damen wären. Fräulein von Moldenwitt erschrak sichtlich, lachte aber und sagte nichts, während Tante sehr rot wurde und einige ermahnende Worte an uns richtete, des Inhalts, daß man nach solchen Dingen nie fragen dürfe. Wir sagten „ja!“ und flohen schleunigst wieder zu Sophien, die uns im ganzen freundlicher schien, als die Damen im Wohnzimmer. Sie erzählte uns auch gleich, was wir heute essen würden, und wie viel Geschwister sie habe. Zweimal verlobt war sie auch schon gewesen,

und letzte Weihnachten hatte sie ein schwarzes Kleid bekommen — alles Nachrichten, für die wir eine rege Teilnahme bekundeten. Denn auch unsre Mädchen waren sehr viel verlobt, und dann kam da doch nie was nach, wie sie sagten. Damit trösteten wir denn auch Sophien, die darauf erwiderte, daß eben jeder Mensch seine Drangsale habe, eine Bemerkung, der wir mit Überzeugung beistimmten.

Denn wenn wirs recht bedachten, wir hatten auch unsre Drangsale. Was sollten wir eigentlich im Kloster, da wir es doch so gut zu Hause hatten, wo die Kleinen so lustig krähten und die Großen uns wohl manchmal pufften, uns aber niemals Reden hielten. Als Tante Emma nach einer Weile in die Küche kam, fand sie dann auch Jürgen und mich auf dem Holzkasten sitzend und weinend. Sophie aber hantirte am Herde herum und schluchzte mit uns um die Wette. Sie könnte keinen Menschen weinen sehen, erklärte sie; und die kleinen nüdlichen Dingers auf'n Holzkasten, die haben so gräßliches Heimweh!

Tante Emma hatte den Mund wieder voller Ermahnungen, aber diesmal behielt sie sie doch für sich. Sie nahm die „kleinen Dingers," wischte ihnen die Thränen ab und erzählte, daß es bald was gutes zu essen geben würde. Und bald saßen wir auch am reichgedeckten Tische, aßen alle möglichen Herrlichkeiten, tranken Bischof, und als die Abschiedsstunde für Vater schlug, ließen wir ihn gefaßten Mutes ziehen, obgleich wir ihm noch einmal zuflüsterten, er solle uns ja nicht zu lange hier lassen.

Wirklich hatten wir mit unsern Thränen den Heimwehtribut bezahlt. Wohl kamen hin und wieder noch Augenblicke, wo wir uns nach Hause sehnten; aber wir hatten doch zu viel neue Eindrücke in uns aufzunehmen, als daß wir nicht immer vollauf beschäftigt gewesen wären.

Fräulein von Moldenwitt war sehr gut gegen uns. Sie hatte einen Hund, der Kule hieß, und an den sie den größten Teil des Tages dachte, mit dem sie spazieren ging, und dessen Wohlbefinden sie beseligte. Wenn Kule schlief, dann saß sie allein in der besten Stube und las sich selbst die Zeitung vor, mit zitternder, etwas lachender Stimme und ohne jede Interpunktion. Abends suchte sie dann manchmal für uns das aus, was sie für unsre Gemüter für das unschädlichste hielt, nämlich das Vermischte. Auch unser Großvater pflegte uns, so lange wir denken konnten, etwas aus der Zeitung vorzulesen, meistens von Engländern und Franzosen; wir waren also an stilles Zuhören gewöhnt. Das „Vermischte" Fräulein von Moldenwitts gefiel uns aber bei weitem besser — besonders die Unglücksfälle. Ob dabei Feuer oder Wasser die Hauptrolle spielte, war uns ganz gleichgiltig, wenn nur recht viele Menschen dabei ums Leben kamen. An den Vortrag der alten Klosterdame hatten wir uns bald gewöhnt, und sie fühlte sich geschmeichelt, daß wir ihr so andächtig zuhörten. Auf diese Weise bereicherte sich unser Wissen nach einer Richtung hin sehr, und wenn wir die Geschichten nachher wieder Sophien erzählten, so rief sie ein Oherrjeh! über das andre. Aber auch Kule gewährte uns Zeitvertreib. Er durfte, nach Fräulein von Moldenwitts Behauptung, nie gebadet, sondern nur gebürstet werden. Wir mußten nun täglich mit ihm spazieren gehn, und da warfen wir ihn jedesmal in den Bach, der das Kloster an einer Stelle durchschnitt. Seine Wasserangst, sein nachheriges Herumjagen und Fräulein von Moldenwitts Erstaunen, daß Kule wieder so geschwitzt habe, was er sonst nie thue, gewährten uns viel Vergnügen.

Sophie wußte um unser Geheimnis, aber sie verriet uns nicht, denn ihr war der Hund ein Greuel. So'n altes Tier wird so gehöscht*) und is doch man ein alten Dorfteckel! sagte sie. Weiß nich mal ein Unterschied zu machen! Neulich hat er an ein Tag Komteß Anna ihr Kleid zerrissen und den Postboten ins Bein gebissen, und das will ein feinen Hund sein. Was mein ersten Bräutgam sein Swiegervater von die zweite Frau her war, der hat 'nen richtigen, feinen, echten Teckelhund gehabt! Oh was ein Tier! Der is jetzt bei die Baroneß Schilli,**) und der beißt bloß die Postbotens und die Schosteinfegers, der weiß, was sich gehört: Kule abers is zu gemein zu so was! hat neulich ein richtigen Baron die Hose zerrissen, wo man doch bei solchen Herrschaften nich mal sehen muß, daß sie ein Hose anhaben! Und nachher is gnä Fräulein bloß besorgt gewesen, ob Kule auch nich ein Stück Hosenzeug verslusckt hätte. Das is zu doll! Geht ihr man hin und laßt ihm ein büschen swimmen, das is gut für ihm!

Auch sonst fanden wir Gelegenheit, allerhand zu thun, was uns unterhielt. Es hatte etwas sehr Gemütliches, in dem großen Klostergarten umherzustreifen und eigentlich alles thun zu können, was man wollte. Jedes Haus lag für sich und hatte wieder seinen eignen, abgeschloßnen Garten. Wir besuchten auch diese Privatgärten mit großer Unbefangenheit, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen. Hin und wieder stießen wir dabei auf eine alte Dame, die uns erstaunt betrachtete, nach unserm Namen fragte, uns wohl auch etwas schenkte. Das war denn eine der vielen Klosterdamen gewesen, die wir niemals unterscheiden lernten. Einige waren Komtessen, andre Baronessen; noch andre gnä Fräuleins. Einige trugen braune, andre graue Strohhüte, sonst aber waren sie einander alle sehr ähnlich, und wir wußten nie, ob gestern Komteß Julie mit uns gesprochen hatte oder Baroneß Adeline.

Tante Emma tadelte uns sehr ob dieser Gedächtnisschwäche und hielt uns öfter eine längere Rede, in der sie uns auseinandersetzte, es sei eine große Ehre für uns, von diesen vornehmen Damen überhaupt freundlich behandelt zu werden. Wir sagten natürlich „ja" zu diesen Ermahnungen, Sophie aber stand auch hier wieder auf unsrer Seite. Mensch bleibt Mensch! sagte sie, während sie kunstvoll ein Hähnchen spickte; und Klosterdame bleibt Klosterdame. Bloß daß die einen ein Badienten haben und die andern keinen, das is der ganze Unterschied. Unser gnä Fräulein hat keinen Badienten, was den Dienst hier for mir sehr swer macht. Besonders im Winter. Denn es is nich gut, daß der Mensch allein sei; das hat unse Pastor auch gesagt, als vergangen Jahr in unsre Klosterkirche 'ne Trauung war. Gott, wo war das schön! Christine, die Frau Prijörin ihr Kammerjumfer, mit'n Fremden aus Kiel! Ein feine Partie: ein Leichdornenoperatör und Zahnausreißer mit'n offnes Geschäft, und hatte noch gar kein einzige Frau vorher gehabt! Und Christine is doch gewiß in die Vierzigen gewesen. Aber wers Glück haben soll, der kriegts auch. Frau Prijörin hat die Braut sehr viel schöne Sachen geschenkt und nachher auch die Hochzeit ausgerichtet, und das ganze Kloster hat mit einmal von Christine gesprochen, was doch 'ne große Ehre war. Und der Bräutgam is auch dankbar gewesen und hat zu Frau Prijörin gesagt, wenn sie mal was an die Zähnens oder die Füßens hätt', so sollt sie man getrost zu ihn kommen. Er wollt allens gern besorgen und zum halben Preis; abers

*) gepflegt. **) Julie.

ich glaub nich, daß sie das annimmt. Sie ist ordentlich stolz, und ihr Badienter auch, was ich gräsig von ihn finde, wo er doch nich mehr is als ich.

Eines Tages rief mich Tante Emma, als ich gar keine Zeit hatte, ihrem Rufe Folge zu leisten. Ich baute nämlich gerade ein Kartenschloß für fünfundzwanzig frisch eingefangne Grashüpfer und konnte doch diese wichtige Baschäftigung nicht unterbrechen. Aber sie rief mich noch einmal, und als ich wieder bemerkte, sie müsse sich noch etwas gedulden, wurde Sophie geschickt, die mich bei der Hand nahm und sagte: Komm man flink, die Ohlsch is bös!

Meine Grashüpfer laufen ja davon! jammerte ich.

Ah, steck die man in Tasche und denn dein Taschentuch über! So — nu komm man flink!

In der besten Stube saß eine der Klosterdamen, und neben ihr Tante Emma. Die sah sehr böse aus, und meine Seele schrie nach Jürgen, der gerade im Nachbargarten die Kirschbäume untersuchte. Doch bewahrte ich äußerlich die nötige Unbefangenheit, denn mein Gewissen war in jeder Beziehung rein. Nun räusperte sich Tante Emma und begann in strengem Tone: Bist du gestern in Baroneß Friedas Garten hineingeklettert?

Nein! sagte ich.

Hat Jürgen dort dem Gärtner einen Frosch an den Kopf geworfen?

Ich schüttelte den Kopf.

Und habt ihr beide Kirschen vom Spalier gestohlen?

Tante Emma, ergriff ich nun das Wort, die Geschichte ist nicht wahr. Ich bin nicht in den Garten hineingeklettert; neben der Thür ist ein Loch, da bin ich durchgekrochen, und Jürgen auch. Und es war kein Frosch, den Jürgen dem alten Mann an den Kopf geworfen hat, es war eine Kröte. Ganz gewiß, es war bloß eine Kröte mit gelben Flecken! Und die Kirschen — die Kirschen waren furchtbar sauer, wir mochten sie gar nicht, es mußte eine sehr schlechte Sorte sein!

Obgleich also meine Unschuld sonnenklar vor Augen lag, kam doch eine gewisse Bangigkeit über mich. Es ist auch zu schwer, es allen Leuten recht zu machen. So zog ich denn mein Taschentuch heraus und wischte mir die Augen, ein Umstand, den die Grashüpfer schon lange erwartet haben mußten, denn sie sprangen alle hinter meinem Taschentuche her: auf die Tischplatte, auf den Fußboden, auf das Sofa, sodaß sich die Klosterdame mit großer Eilfertigkeit empfahl. Sie war mit einemmale gar nicht mehr neugierig, ob es ein Frosch oder eine Kröte gewesen wäre, die als Wurfgeschoß gedient hatte, und selbst Tante Emma überließ mir den Alleinbesitz der besten Stube und versparte ihre weitern Bemerkungen auf später.

Bei dem Wiedereinfang der Grashüpfer half mir keine Menschenseele, ich bekam sie auch nicht alle wieder. Zwölf ganze und fünf halbe — mehr konnte ich trotz angestrengten Suchens nicht finden, und die fünf halben paßten nicht einmal zusammen. Fräulein von Moldenwitt aber wollte von nun an die Zeitung nicht mehr in der besten Stube lesen, und auch Kule ward der Zutritt verweigert; sein teures Leben hätte ja durch die Grashüpfer gefährdet werden können! So sagte Fräulein von Moldenwitt, die in ihrer Unschuld nicht ahnte, daß Kule die Bekanntschaft der Grashüpfer durch unsre Vermittlung schon in ausgiebigster Weise gemacht hatte.

Ich glaube, daß für den Besuch des fremden Gartens und auch für die Grashüpfer unser eine Strafe harrte; wenigstens redeten die beiden Damen

viel zusammen und schüttelten dabei die Köpfe, während sie von Kindererziehung sprachen. Auch las uns Fräulein von Moldenwitt eine Reihe von Unglücksfällen vor, in denen unartige Kinder regelmäßig starben. Aus welcher Quelle sie diese Geschichten schöpfte, weiß ich nicht, wir fanden sie aber sehr nett und baten sie dringend, uns noch mehr der Art mitzuteilen, ein Verlangen, das sie mit Verlegenheit zu erfüllen schien.

Aber sie und Tante Emma konnten sich nicht über die Art unsrer Bestrafung einigen, und so unterblieb sie denn, wie uns Sophie dann mitteilte. Sie buk gerade einen Pudding, und wir „schmeckten“ mit großer Beharrlichkeit, während sie nach ihrer Gewohnheit redselig sagte: Was wahr is, muß wahr bleiben: ein paar Drivers*) seid ihr; abers Jugend hat keine Tugend. Das hab ich auch zu gnä Fräulein gesagt, als sie mir um Rat fragte, was sie mit euch machen sollt. Gnä Fräulein, sag ich, lassen Sie die beidens man, wie sie sind, für anner Leute Kinner is man nich verantwortlich. Wenn man sie nun zum Beispiel hungern läßt und sie denn krank werden, was denn? Oder einsperren? Du liebe Zeit — die stoßen mit'n Kopp an die Wändens. Nee, gnä Fräulein, lassen Sie die Kinners man gewähren. Dabei rührte sie triumphirend an der Fruchtsauce für den Pudding, während wir dieser interessanten Handlung mit Spannung zusahen.

Wir hatten die kleine Garten- und Grashüpfergeschichte bald wieder vergessen, und als Vater kam, uns abzuholen, that uns der Abschied doch leid. Besonders Sophie verließen wir ungern, denn sie war sehr gut gegen uns gewesen und hatte uns mit allerhand Leckerbissen verwöhnt. Auch vom Klostergarten mit seinen Bäumen und Blumen, seiner Freiheit, seinem plätschernden Bach trennten wir uns schwer. Aber es mußte geschieden sein, und wir hielten es für unsre Pflicht, jeder Klosterdame, der wir am letzten Tage noch einmal begegneten, Lebewohl zu sagen. Auch sonst hatten wir einige Freunde erworben und wurden überall mit freundlichen Worten entlassen. Selbst die Baroneß, die uns verklagt hatte, schickte uns zum Abschiede noch ein Körbchen mit Kirschen, und als wir fortfuhren, stand Sophie weinend an der Hausthür, Tante Emma hielt uns eine Rede, und Fräulein von Moldenwitt schenkte uns die letzte Zeitung mit einem prachtvollen Unglücksfall. Sie meinte, Papa solle uns die Geschichte unterwegs vorlesen, was er aber nicht that. Wir hatten ja so viel zu erzählen, daß wir keine Zeit dazu fanden.

Da wir nicht denselben Weg nach dem Sunde zurückfuhren, kehrten wir auch nicht wieder in dem Wirtshause ein, wo wir übernachtet hatten, was wir sehr bedauerten, da uns Zephanjas Schicksal wieder einfiel und plötzlich wieder sehr am Herzen lag. Als uns jedoch versichert wurde, Zephanja sei entweder tot oder lebe noch, fanden wir uns mit Fassung in die Unbestimmtheit seines Schicksals.

Zu Hause angekommen, hatten wir sehr viel zu berichten, so viel, daß uns manchmal Schweigen geboten wurde. Später sollten wir in der Privatstunde einen kleinen Aufsatz über unsre Reise ins Kloster machen. Da erklärten wir wie aus einem Munde, daß wir gar nichts mehr von dieser Reise wüßten, und daß wir auch gar nichts erlebt hätten, weder Feuer, noch Räuber, noch sonst einen Unglücksfall. Herr Sörensen sah auch endlich ein, daß wir von

*) Wildfänge.

dieser Reise nichts erzählen konnten. Seit der Zeit sprachen wir nur mit Vorsicht von der Klosterreise; sie wurde für uns selbst immer geheimnisvoller, aber je mehr sie in die Vergangenheit rückte, desto schöner wurde sie. Nur in der Dämmerung sprachen wir zwei noch oft vom Kloster, von den Gärten und ihren Blumen, von Sophien und ihrer Küche, von Kule und den Grashüpfern, und wenn dann Jürgen und ich in ein nicht zu bannendes Gelächter ausbrachen, sagten die großen Brüder: Nun hört nur die dummen Kleinen, die lachen wieder über gar nichts! Aber wir wußten wohl, worüber wir lachten; wir sagten es nur nicht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sonntagspolitiker. Ein ganz wertvolles Geständnis hat der Berliner Korrespondent der Breslauer Zeitung abgelegt, angeblich der Abgeordnete Meyer, der in seinen Reden den Herren Stettenheim und Genossen Konkurrenz zu machen sucht. Wir meinen damit nicht die Versicherung, daß der „freisinnigen“ Partei die gegenwärtige Regierung trotz allem „immer noch lieber sei als eine Rückkehr des Fürsten Bismarck“; das wird ihm jedermann aufs Wort glauben, und die Norddeutsche Allgemeine wäre wohl imstande, auch diese Erklärung als Vertrauenskundgebung für die Regierung zu buchen. Der geistreiche Herr belehrt seine Leser dahin, daß „die politische Unzufriedenheit am größten sei in den Reihen derjenigen, die sich nur an Sonntagen mit Politik beschäftigen, und man einer starken Mißstimmung bei Leuten begegne, die für gewöhnlich sich um Politik nicht kümmern,“ oder, wie es vorher heißt, „die ihre politische Speise aus den »parteilosen« Zeitungen entnehmen.“ Es ist sehr begreiflich, daß im Freisinn mehr Freude ist über einen, der tagtäglich sein Leiborgan „in den Kaffee stippt“ (wie man in Berlin sagt) und bei den verschiednen Schoppen, die den Tag angenehm ausfüllen, den Inhalt des Blattes als seine Überzeugung wiederkäut, als über den Bürger, der sich vor allem um das kümmert, was seines Amts ist, und sich seine Meinung über den Gang der Tagesgeschichte nach den Thatsachen selbst bildet, nicht nach Vorschrift dieses oder jenes Winkeldoktors. Unbefangne werden es sehr bedeutsam finden, wenn sich gerade solcher dem Korrespondenten so unsympathischen Sonntagspolitiker eine starke Mißstimmung bemächtigt hat, und die Regierung kann für diesen Fingerzeig von — befreundeter Seite nur dankbar sein.

Auch ein Zeichen der Zeit. Bei der Stadtschuldeputation einer ostpreußischen Stadt lief vor kurzem eine Anfrage der Regierung ein, ob es sich nicht empfehlen würde, daß an der Volksschule von nächsten Ostern an ein katholischer Lehrer angestellt würde. Die etwas über 10000 Einwohner zählende, durchaus evangelische Stadt hat aber unter den Volksschülern nur zwei Kinder katholischen Glaubens aufzuweisen! Diese Sorge des preußischen Staates um seine lieben katholischen Unterthanen ist zwar sehr erfreulich, aber es wäre doch interessant, zu erfahren, ob auch in rein katholischen Gegenden ähnliche Umfragen wegen

Anstellung evangelischer Lehrer von der Regierung an die städtischen Behörden gelangen. Sonst wäre es ja rein zum Katholischwerden!

Biologie in der Schule. Unter dieser Überschrift war in Heft 29 Seite 142 bis 144 über einen Vortrag des Herrn Dr. K. Fricke in Bremen berichtet und unter der Voraussetzung, daß mit der dort empfohlenen „biologischen" Behandlung des naturgeschichtlichen Unterrichts seine Behandlung im Sinne der Darwinischen Hypothese gemeint sei, dagegen polemisirt worden. Herr Dr. Fricke sendet uns nun eine längere „Berichtigung," von der wir hier nur das sachlich gehaltene Mittelstück abdrucken können. Dies lautet:

„Welche Stelle meines Vortrags, der doch zunächst in Frage steht, berechtigt den Herrn Verfasser, dem Worte »biologisch« diese Bedeutung unterzulegen? Wo habe ich über Abstammung, über Entstehung von Tier- und Pflanzenformen gesprochen? Es ist mir nicht im entferntesten eingefallen, in diesem Sinne zu reden. Wie ich es in den siebzehn Jahren meiner Amtsthätigkeit vermieden habe, diese Hypothesen zum Gegenstande des Unterrichts zu machen, so habe ich natürlich noch viel weniger an andre ein solches Verlangen gestellt. Im Gegenteil kann ich darauf hinweisen, daß ich wiederholt jedem Versuche, darwinistische Lehren oder gar Häckelsche Phantasien in den Unterricht zu bringen, aufs nachdrücklichste in der Öffentlichkeit entgegengetreten bin.*) Was ich in dem Vortrage befürwortet habe, betrifft etwas ganz andres. Ich wünsche, daß sich der naturgeschichtliche Unterricht nicht auf beziehungslose Formbeschreibungen beschränkt, die darauf hinauslaufen, Staubfäden und Griffel abzuzählen, Zahnformeln u. dergl. auswendig zu lernen, womit von Seiten der Schule die wissenschaftliche Betrachtung der lebenden Natur so vielen Leuten bis in ihr spätestes Alter verleidet wird, sondern daß bei der Beschreibung die Bedeutung jeder Gestaltung in ihrer Eigenart hervortritt. So will ich nicht nur die Blattform und Anordnung des Laubes an sich beschrieben haben, sondern ich wünsche die Schüler zum Nachdenken darüber angeregt zu sehen, welche Vorteile die ihnen gerade zur Beobachtung vorliegende Einrichtung für das Leben des betreffenden Baumes bietet. Sie sollen ferner nicht nur das Leben der einzelnen Pflanze, sondern auch seine Abhängigkeit von der Umgebung kennen lernen, wie sich z. B. der Nadelwald und Buchenwald vom Eichenwalde oder gemischten Bestande in Bezug auf Unterholz und Bodendecke unterscheidet. Bei der Beschreibung einer Lippen- oder Schmetterlingsblüte wünsche ich eine Anleitung zu geben zu der Erkenntnis, wie diese eigentümlichen Blütenformen durch Anpassung an die Körperformen und Lebensgewohnheiten gewisser Insekten die Übertragung des Blütenstaubes begünstigen. Ich wünsche die Schüler in den Stand zu setzen, aus der Gestalt und Färbung eines Tieres einen Schluß auf seine Lebensweise und seinen Aufenthalt zu machen. Diese und ähnliche Gesichtspunkte habe ich für den Unterricht empfohlen und weiß, daß ich mich bei diesen Bestrebungen im Einverständnis befinde nicht nur mit zahlreichen Fachgenossen, sondern auch mit andern Pädagogen, die über den Verdacht erhaben sind, darwinistische Anschauungen in die Schule tragen zu wollen. Ich erwähne nur den für die pädagogische Wissenschaft zu früh verstorbnen O. Frick, der mir schriftlich wie mündlich wiederholt sein Einverständnis mit dieser Auffassung ausgedrückt und bekanntlich ebenso wie

*) Ausführlich habe ich diese Frage besprochen in der Abhandlung: Der biologische Unterricht an den höhern Lehranstalten (Bremen, 1888) S. 26, und in demselben Sinne in dem Vortrage: Die Bedeutung der Biologie für Unterricht und Erziehung. Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (Leipzig, 1890) S. 584 u. fg.

O. Willmann den aus dem biologischen Unterrichte hervorgegangnen Begriff der Lebensgemeinschaft für weitere Unterrichtsgebiete fruchtbar gemacht hat. Beziehungen der oben geschilderten Art sind der Gegenstand biologischer Untersuchungen. Diese beziehen sich auf beobachtbare Thatsachen und haben an sich mit den von dem Verfasser herausgezognen Hypothesen gar nichts zu schaffen."

Weiterhin wird dann noch hervorgehoben, daß „Fragen der vergleichenden Anatomie und der Systematik ebenso leicht wie biologische im darwinistischen Sinne wie im entgegengesetzten, teleologischen ausgedeutet und ausgebeutet werden können."

Der Verfasser unsers ersten Artikels, dem wir diese Berichtigung vorgelegt haben, schreibt uns dazu:

Die Welt ist Herrn Dr. Fricke für seine epochemachende Erklärung zu großem Danke verpflichtet, und ein wenig auch mir, der ich sie hervorgerufen habe. Ich nenne sie epochemachend, weil das Laienpublikum daraus zum erstenmale amtlich erfährt, wenn auch noch nicht, was die Biologie ist, so doch wenigstens, was sie nicht ist. Den angeführten Beispielen nach zu urteilen wäre die Biologie die Lehre von der zweckmäßigen Einrichtung der Tiere und Pflanzen, und zwar vorzugsweise mit Rücksicht auf ihre lebendige Umgebung. Das ist nun ungefähr dasselbe, was man ehedem Teleologie genannt, und wenn auch nicht ausdrücklich unter diesem Namen, sowohl im naturgeschichtlichen wie im Religionsunterrichte betrieben hat. Herr Dr. Fricke wird zwar gegen diese Auffassung protestiren, da ja seiner Ansicht nach der Lehrer die Schüler nur mit den Thatsachen bekannt machen, jede Ausdeutung aber, sei es im Darwinischen, sei es im teleologischen Sinne, vermeiden soll. Aber ich behaupte, daß das Deuten unmöglich vermieden werden kann. Es ist ganz undenkbar, daß ein Schüler, der nicht geradezu dumm ist, bei der Einsicht in die tausenderlei wunderbar zweckmäßigen Einrichtungen der Natur nicht in Erstaunen geraten und sich oder den Lehrer fragen sollte: Woher kommt nun diese weise Einrichtung? Und weigert ihm der Lehrer die Antwort, so wird er sie sich selbst geben, und zwar, wenn er die Darwinische Hypothese nicht kennt, im teleologischen Sinne.

Das Wort Biologie hat das Unglück gehabt, zu gleicher Zeit mit dem Darwinismus in Aufnahme zu kommen, in jener Zeit, wo das Wort Teleologie aus dem Sprachgebrauch der Naturkundigen verbannt war und jeder, der es anders als spöttisch in den Mund nahm, für einen Dummkopf oder Finsterling angesehen wurde. Unter diesen Umständen war es dem Laien zu verzeihen, wenn er unter der biologischen Behandlung der Naturgeschichte die Behandlung im Darwinischen Sinne verstand, um so mehr, als die verschiednen Definitionen des Ausdrucks Biologie in den Sachwörterbüchern beweisen, daß der Gebrauch des Wortes noch schwankt und sein Sinn keineswegs feststeht. Wenn nun jetzt angesehene Lehrer der Naturgeschichte öffentlich die Lehren Häckels als Phantasien bezeichnen und erklären, daß sie nicht daran dächten, die sogenannten biologischen Thatsachen den Schülern im Darwinischen Sinne zu deuten, so ist damit die Häckelsche Periode der deutschen Naturwissenschaft abgeschlossen, und so haben wir selbstverständlich gegen die „biologische" Behandlung des naturgeschichtlichen Unterrichts nichts einzuwenden.

Nochmals das Pferdefleisch. Ich bin nicht Mitglied des Tierschutzvereins, kann also für dessen Vorgehen nicht eintreten. Aber ich bin ein alter Offizier, der lange Jahre mit seinen Pferden sehr intim verkehrt hat, und der auch heute noch ein warmer Pferdefreund ist. Aber gerade als solcher bekenne ich mich

zu der Ansicht, daß die Verbreitung des Pferdefleischgenusses ein Schutz für das Pferd sei. Die in Heft 34 der Grenzboten entwickelte Theorie, daß man sein Pferd ebensowenig verspeisen dürfe wie seinen Kanarienvogel oder seinen Hund, und daß das nur der erste Schritt zum Verspeisen seines Onkels oder seiner Tante sei, klingt zwar sehr schön, aber es geht ihr, wie so mancher andern schönen Theorie, sie hält vor den Forderungen des praktischen Lebens nicht Stich. Seinen Hund oder seinen Kanarienvogel pflegt man, wenn man eben kein roher Mensch ist, bis zu seinem Tode. Wer kann das aber mit seinem Pferde thun? Wie wenige Pferdefreunde sind in der Lage, ihren Pferden das Gnadenbrot geben zu können. Und wie gestaltet sich dann das Leben des armen Tieres? Mit dem Alter avancirt es rückwärts, sein Dasein wird immer trauriger. Wie manches in der Jugend gepflegte und mit Leckerbissen versorgte Pferd endet unter Peitschenhieben am Sandkarren! Man gehe doch auf die Straße und sehe sich die Jammergestalten an! Ist es denn da nicht besser, wenn es der Roßschlächter kauft und ihm noch ein paar Tage, bevor er es schlachtet, gutes und reichliches Futter giebt? Und je mehr das Pferdefleischessen aufkommt, desto mehr wird der Roßschlächter darauf sehen, durch Mast noch etwas Fett zu schaffen.

Wenn doch die Pferde reden könnten! Wenn man dann einem durch Alter, Hunger und Prügel heruntergekommnen Tiere die schöne, sentimentale Theorie entwickelte, was würde es wohl antworten? Wenn es ein Berliner Pferd wäre, wahrscheinlich: Was ich mir davor koofe!

Sprachdummheit. In der Unterhaltungsbeilage einer Berliner Zeitung finden wir einen so gewählten Unsinn, daß wir uns nicht versagen können, dem Nachdrucksverbote zum Trotz unsern Lesern eine Freude damit zu bereiten.

„Der Bursche macht einen ganz brauchbaren Eindruck.“

„Das ist er auch.“

So erfahren wir also, was ein „brauchbarer Eindruck“ ist, nämlich ein Bursche und zwar ein Neger. Wenn das ein Quintaner schriebe, müßte er befürchten, von der Hand des Lehrers einen Eindruck zu erhalten, den er schwerlich brauchbar finden würde. Aber der „Dichter“ ist vielleicht selbst in Afrika gewesen und hat dort seine Muttersprache verlernt.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 51. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im September 1892

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig